Preußische Geschichte

von

Professor Dr. William Pierson.

Mit einer historischen Karte von Prof. H. Kiepert.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1881.

3526

Vorwort zur ersten Auflage.

Die preußische Geschichte — eine Geschichte ohne Gleichen, weil sie einen Fürstenspiegel aufstellt, glänzender als irgend ein anderer, und Thaten der Volkskraft, Beispiele von Opfersinn erzählt, die nie und nirgends sind übertroffen worden — ohne Gleichen, weil sie von einem Staate handelt, der auf dem Triumph der sittlichen und intellektuellen Kräfte über die Ungunst der Natur beruht, und von einem Volke, das inmitten gleichsprachiger Stammverwandten und von kleinen Anfängen aus sich zu einer großen Nation entwickelt hat — diese Geschichte mit Liebe zu schreiben, ist leicht. Und wo, wie hier, so viel Erhebendes und so wenig Demütigendes zu berichten ist, da scheint es auch nicht allzu schwer, mit der Wärme des Patrioten die beste Tugend des Historikers zu verbinden, eine Wahrheitsliebe, die keine Rücksicht kennt.

Aber dem Verfasser lag mehr ob. Es kam nicht bloß darauf an, von der politischen Entwickelung, und zwar bis auf unsere Tage, ein lebendiges und treues Bild zu geben, sondern auch die kulturhistorische wenigstens zu skizziren, und nicht nur den großen und schönen Stoff in eine Form zu fassen, die ihm gerecht und seiner würdig sei, sondern auch den überreichen in dem Raume eines einzigen Bandes zu beschließen.

Was den Verfasser ermutigte, sich an eine Aufgabe von solcher Schwierigkeit zu wagen, war die Überzeugung, daß Versuche dieser Art, selbst wenn sie hinter ihrem Ziele zurückbleiben, immer verdienstlich sind. Denn, indem sie sich an das große Publikum der gebildeten Laien wenden, tragen sie die Kenntnis der vaterländischen Geschichte oder wenigstens ein Interesse dafür, in weitere Kreise, als vielbändigen Fachwerken oder Spezialmonographien möglich ist. Aus ihren Erinnerungen aber fließt die beste Kraft einer Nation.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Berlin, den 25. September 1864.

W. Pierson.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Text hat, wo es nötig war, Verbesserungen und besonders durch die Geschichte der letzten sieben Jahre eine erhebliche Vermehrung erfahren. Das Werk hat auch in seiner Ausstattung gewonnen; es liegt jetzt in zwei handlichen und splendid gedruckten Bänden vor. Im wesentlichen jedoch — in der Art den Stoff zu wählen, zu gruppiren und darzustellen — ist das Buch dasselbe geblieben. So hoffe ich denn, daß es sich in dieser Auflage zu den alten Freunden noch neue erwerben wird.

Berlin, den 1. Dezember 1871.

W. Pierson.

Vorwort zur dritten Auflage.

Auch diesmal ist der Text an mehreren Stellen, besonders in den Kapiteln, welche die Zeit von 1786 bis 1806 und die Ereignisse seit 1859 betreffen, vermehrt und verbessert worden. Außerdem erhöht nun ein Index, der bei der zweiten Auflage fehlte, die Brauchbarkeit des Buches.

Berlin, den 1. Mai 1874.

W. Pierson.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die stets fortschreitende Geschichtsforschung hat gerade in den letzten Jahren zur Klärung und Berichtigung der Kenntnis, und nicht immer bloß von Nebensachen, manches Neue ergeben. Demgemäß weist mein Buch auch jetzt wieder mancherlei Textverbesserung auf. Die Vermehrung betrifft hauptsächlich das Schlußkapitel.

Berlin, den 4. Juli 1880.

W. Pierson.

Inhalts-Verzeichnis

zum

ersten Bande.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Erstes Buch.

Geschichte der Mark Brandenburg bis zur Ankunft der Hohenzollern.

Die Vorzeit.

Vielleicht kein Volk hat auf sein Land so viele Rechte wie das brandenburgische; jeder Fuß breit Bodens ist hier von den Deutschen in jahrhundertelangen blutigen Kämpfen den Slawen abgerungen und ebensowohl mit der Pflugschar wie mit dem Schwerte erobert. Und diese Eroberung nahm nur einen alten Besitz wieder. Schon tausend Jahre, bevor der Sachse mit dem Wenden um die Mark stritt, wohnten Deutsche an der Havel und Spree; die Geschichte kennt hier keine frühere Bevölkerung. Ihr erster Strahl, der auf diese Gegenden fällt, zeigt hier das Volk der Semnonen seßhaft; sie waren der älteste und edelste Zweig des suevischen Stammes, welchen Cäsar das größte und kriegerischeste aller deutschen Völker nennt. Die Sueven breiteten sich über den ganzen Nordosten Deutschlands aus, wohnten in 100 Gauen und führten jährlich 100 000 Krieger ins Feld, die besonders im Reiterkampfe nicht ihresgleichen hatten. Nach Tacitus (90 n. Chr.) bildeten sie zwischen Elbe und Weichsel einen großen Bund militärischen Charakters, dessen hervorstechendste Glieder außer den Semnonen zwischen Elbe und Harz die Longobarden, in Pommern die Rugier und Burgunden, an der Netze und Warthe die Gothen waren. Ein Hauptheiligtum des Bundes, in einem Walde an der Havel, versammelte alljährlich die Festgesandtschaften der Stämme zu einer gottesdienstlichen Feier. Wie es bei Ebenenbewohnern

zu geschehen pflegt, erhob sich unter den Sueven frühzeitig die Monarchie; doch herrschten ihre erblichen Könige mit beschränkter Macht. Übrigens paßt die Beschreibung, die Tacitus von Land und Leuten Germaniens giebt, auch auf die östlichen Stämme.

Es waren gewaltige Menschen jene alten Deutschen, riesig an Gestalt und Körperkraft, mit funkelnden blauen Augen, goldblonden Haaren. Zu den Werken des Friedens wenig aufgelegt, voll Verachtung gegen Handwerk und Handel, verstürmten sie in Jagd und Krieg ihr halbes Leben. Wenn es galt, den Wolf und den Bären, den Auerochsen und das Elen mit Spieß oder Keule zu erlegen oder gar eine Kriegsfahrt auf Abenteuer und Beute mitzumachen, da war der Germane ganz Eifer und Thatkraft; von rasender Kampfwut aber, wenn ihm ein Feind ins Land fiel. Die Römer bewunderten oft seine Vaterlandsliebe; ihnen konnte Germanien freilich nicht gefallen. Ein rauhes Land, bedeckt mit weiten Sümpfen, ungeheuren Wäldern, wenig angebaut; ohne anderen Ertrag als Getreide, Rüben, Kohl; ohne Städte; die Häuser in den Dörfern und auf den Gehöften von Holz, weiß angestrichen; die Geräte darin von Stein, Bronze, Eisen. Da gab es kaum irgendwo Gold und Silber; der Reichtum der Bewohner bestand hauptsächlich in Vieh, das zahlreich, aber unansehnlich war. Ebenso ärmlich erschien die Tracht — ein Mantel von Tierfellen, bei den Reicheren außerdem enganliegende Kleider, bei den Frauen noch ein linnenes Untergewand — und die Bewaffnung: außer dem Spieß höchstens noch ein Schwert und eine Lanze, selten eine ganze Rüstung. Dem Deutschen aber behagte sein Leben, wenigstens wenn er ein freier Mann war; als solchen erwies ihn das lange Haar, das bei den Sueven vorne in einen dicken Schopf geschürzt ward, und die Waffe, die er nie von sich ließ. Den höchsten Grad von Freiheit hatte der Grundbesitzer. Wie ein König saß derselbe auf seinem Gut (Allod), den Seinigen ein Richter, Priester und Fürst. Den Acker bebauten ihm die Knechte, die Unfreien und Leibeigenen, die es als Kriegsgefangene oder zur Strafe eines schändlichen Vergehens oder im Würfelspiel geworden waren. Seine Wünsche gingen über die Wälder rings, die von Wild wimmelten, kaum hinaus; im Grunde brauchte er keinen Menschen. Das politische Band, das ihn mit den andern verknüpfte, war denn auch locker genug. Eine Gemeinde von 100 Hofbesitzern bildete eine Hundertschaft, mehrere Hundertschaften den Gau. Die gemeinsamen Angelegenheiten dieser Vereine, besonders die Rechtspflege, der Krieg und die Wahl der Obrigkeiten, wurden in regelmäßigen Versammlungen aller freien Grundbesitzer beraten und beschlossen. Der Ort war die Malstatt auf dem Gemeinlande (der „Mark"), die Zeit der Vollmond. Alle Besitzer waren gleichberechtigt, aber die reichsten Geschlechter, zumal wenn sie sich durch Klugheit und Tapferkeit hervorthaten, genossen eines

natürlichen Ansehens und übten großen Einfluß. Ihre Häupter, die Fürsten, besaßen indes rechtlich nur so viel Macht, als die Gemeinde ihnen freiwillig einräumte. Zum Heerführer (Herzog) wählte man den Tüchtigsten. War der Krieg von der Gemeinde beschlossen, so sandte der Herzog von Hof zu Hof den Heerpfeil als Zeichen des Aufgebots zur Volksbewaffnung (Heerbann). Mit Schild und Spieß, zu Fuß und zu Roß sammelten sich dann an den Malstätten die Wehrmänner, und nach Geschlechtern, Hundertschaften, Gauen geschart, Weiber und Kinder auf Wagen hinterher, ging's in die Schlacht. Weit häufiger indes als solche Volkskriege waren die Fahrten auf Abenteuer, welche die kriegslustige Jugend unternahm. Denn da die Güter in der Regel auf den ältesten Sohn vererbten, so mußten die jüngeren Brüder sich anderwärts ihren Besitz suchen, und sie traten meist in den Dienst der Fürsten, die im Frieden sie ernährten oder mit ihnen einen Kriegszug auf Beute oder Landerwerb machten. Dies Verhältnis brachte beiden Teilen Ehre und Nutzen, und zwischen dem Dienstherrn, der, wenn sein Gefolge groß war, Heerkönig hieß, und seinen Leuten herrschte wechselseits eine unverbrüchliche Treue.

Tapferer als irgend ein anderes Volk, gastfreundlich und über alles freiheitsliebend, zeichneten sich unsere Urväter doch am meisten durch Sittenstrenge und Biederkeit aus. Tacitus sagt von ihnen das schöne Wort: „Niemand lacht daselbst über Laster, und das Verführen und Verführtwerden nennt man nicht den Lauf der Welt. Es gelten bei ihnen gute Sitten mehr als anderwärts gute Gesetze."

Die Frau glich dem Manne an Zucht und Kraft, an Einfachheit und Geradsinn. Ehrbar und treu versah sie ihm das Hauswesen, und wie ihr der Bräutigam als Hochzeitsgabe Rinder, Waffen und ein gezäumtes Roß gebracht hatte, zum Zeichen, daß sie in Frieden und Krieg seine Genossin sei, so zog sie, wenn es galt, mit in die Schlacht, von der Wagenburg herab Mann und Söhne anzufeuern. Nirgends in der Welt war die Ehe würdiger, Vielweiberei seltener. Man ehrte etwas Heiliges in den Frauen und hörte gern auf ihren Rat. Im Hause schalteten sie den Männern gleichberechtigt.

Gab's für den Deutschen keinen Jagd- oder Kriegszug, so konnte er ganze Tage auf der Bärenhaut verträumen. Aber über die Maßen liebte er Zechgelage, wenn die Hörner des Urs voll Bier oder Met im Kreise herumgingen, und die Heldensänger, die Skalden, zum Harfenklange und Waffengeklirr die alten Kriegslieder anstimmten, von Tuisko, dem göttlichen Stammvater der Deutschen, oder von Herman, der den Varus schlug, und anderen Helden. Diese Lieder erzählten ihm von Vergangenheit und Zukunft; Sage und Religion verwoben sich darin. Es gab eine Art von Schrift, die Runen, aber sie diente nur zu religiösem Gebrauche.

Als höchster Gott, von dem aller Sieg kam, wurde Wodan verehrt, der mit Wünschelrute und Wünschelhut im Sturme furchtbar daherfuhr; ihm war die Sonne heilig und der Wolf. Unter ihm herrschten der Kriegsgott Ziu und der wilde Donnergott Donar, dessen heiliges Tier der Fuchs war; und Freir mit seiner Gemahlin Freia, die Gottheiten des Friedens und der Fruchtbarkeit, der Liebe und Freude. Diesen Göttern und auf Rügen*) der Mutter Erde wurde bei großen Opferfesten an der Malstatt oder unter heiligen Bäumen geopfert, von Priestern, die es durch Alter und ererbte Weisheit waren. Auch an Riesen und Zwerge, Elfen und Kobolde glaubte das Volk. Nach dem Tode hoffte der Krieger von den Walkyren, den Siegesgöttinnen, nach Walhalla emporgetragen zu werden, in einen Himmel des Kampfes und der Gelage. In der Schlacht zu sterben schien daher ein Glück, und ohne viel Klage begrub oder verbrannte man den Toten samt seinen Waffen, seinem Hunde und Rosse.

Jahrhunderte lang hausten unsere Urväter so, schlicht und recht, frei und tüchtig an Leib und Seele, zufrieden mit ihrem rauhen Lande, in dem sie sich eingeboren glaubten: Die Erde, so hieß es in ihren alten Liedern, gebar den göttlichen Tuisko (den „Deutschen"), und Tuisko zeugte den Mannus (den „Menschen"). Ein äußerer Anlaß, die hunnische Völkerwanderung, brachte im 4. und 5. Jahrhundert den tief in ihnen steckenden Wandertrieb, der sie einst aus Asien nach Deutschland geführt, zu mächtigstem Ausbruch. Fast alle Stämme erhoben sich ganz oder teilweise, freiwillig oder von den Nachbarn gedrängt, aus ihren alten Sitzen und wanderten dem schönen Süden und Westen zu. Vor diesen Fluten aus dem männerreichen Germanien barsten alle Dämme, die bisher das römische Reich mühsam geschützt; es fiel in die Gewalt der Barbaren, die darauf neue Reiche gründeten.

Die massenhafte Auswanderung hatte in den Bestand der Bevölkerung Deutschlands große Lücken gerissen. Beinahe das ganze ehemalige Suevenland war geräumt; in die leeren Sitze rückten jetzt die Nachbarn im Osten, die Slawen, ein. Seit dem sechsten Jahrhundert breiteten sie sich vom Quellgebiet des Dniepr und der Wolga, ihrer Heimat, bis zur Ostsee und dem adriatischen Meer, in die russischen Steppen und bis zur Elbe und Saale, dem Böhmerwald und Inn aus, ein zahlreiches, in viele Stämme gespaltenes Volk; die in das Suevenland drangen — die Sorben zwischen Bober und Saale, Mittelelbe und Havel, die Lutizen an der Havel und Peene, die Abotriten in Mecklenburg und Vorpommern — wurden von ihren Nachbarn, den Sachsen, mit dem gemeinsamen Namen Wenden benannt.

Zwischen den Sachsen (d. h. den Deutschen, welche das Land von

*) Nach anderen auf Alsen oder auf Fehmarn.

der Niederelbe bis zur Ems und von der Nordsee bis Hessen und Thüringen bewohnten) und den Wenden bestand über 200 Jahre lang ein freundschaftliches Verhältnis; als jene aber durch Karl den Großen zum Christentum bekehrt und gleich den übrigen deutschen Stämmen in das große Frankenreich eingefügt waren, da trat an der Elbe das deutsche Wesen gegen das slawische in einen Kampf, der von Generation zu Generation erbitterter wurde. Es ging mit den Deutschen in dieser Zeit eine wesentliche Veränderung vor. Sie waren Christen geworden und hingen dem neuen Glauben bald mit glühender Liebe an. Sie waren (seit 843) zu einer politischen Einheit gekommen, und ihre dadurch verstärkte Kraft wendete sich gegen die heidnischen Nachbarn, welche zu bekämpfen außer irdischen Vorteilen auch den Segen des Himmels brachte. Immer entschiedener lenkten sie zugleich in die Wege zivilisirter Nationen ein; mit dem Christentum hatten sie von den Romanen auch manches andere Bildungselement empfangen. Freilich kam auch viel Schlimmes über den Rhein, zumal das Lehnswesen, das rasch die alte Volksfreiheit überwucherte. Denn da die Macht des Königs hauptsächlich auf der Größe seines Kriegsgefolges beruhte, so suchte er möglichst viele und vornehme Dienstmannen an seine Person zu fesseln; er versicherte sich ihrer Treue dadurch, daß er ihnen Güter auf so lange lieh, als sie ihm Kriegsdienste leisten würden. Die Großen ahmten dies nach, und mancher starke Nachbar ließ nicht ab, den Geringeren zu bedrängen, bis dieser sein freies Gut aufgab und es von ihm zu Lehen nahm. Andere trieb die Not der Zeit, sich freiwillig unter den Schutz eines Mächtigeren zu begeben. Mit der Freiheit des Bodens wich aber leicht auch die persönliche Freiheit, und aus freien Bauern wurden mit der Zeit hörige Knechte. Doch gab es auch Gegenden, namentlich in Sachsen, wo sich das Volk seine Freiheit bewahrte. Selbst die Volksversammlungen, die mehr und mehr den Gerichtshöfen der Grafen oder königlichen Richter Platz machen mußten, erhielten sich hie und da. Neben den Grafen und den Vertretern der Stämme, den Herzögen, welche nun den hohen Adel ausmachten, erhob sich die Geistlichkeit zu größtem Ansehen. Es galt als verdienstlich, Kirchen und Klöster reich auszustatten, und da der Reichtum in Grundbesitz, in Land und Leuten, bestand, so hatten die Bischöfe und Äbte bald weite Gebiete, in denen sie als Fürsten schalteten. Auch das städtische Wesen, bisher nur an den alten Römergrenzen Donau und Rhein eingebürgert, faßte nun im inneren Deutschland Fuß. Alle diese Veränderungen gewöhnten das Volk allmählich an ein geordnetes Zusammenwirken, und nachdem es die Krone an die Sachsen gegeben, wurde es zu einer starken, mächtigen Nation. Durch Heinrich I. (919—936) kam denn auch in die Feindseligkeiten gegen die Wenden Plan und Methode; die Deutschen drangen seitdem systematisch und nach-

drücklich wieder nach Osten vor; aber am kräftigsten und erfolgreichsten war dieser Rückschlag im Norden, wo er von der gewaltigen und zähen Thatkraft des sächsischen Stammes selbst ausging.

Doch war es kein verächtlicher Gegner, gegen den die Sachsen nun den Vernichtungskampf eröffneten; er bewies es, denn dieser Krieg hat Jahrhunderte gedauert. Auch die Wenden waren ein zahlreiches und kriegerisches Volk, auch sie spornte unbändige Freiheitsliebe und der Glaube, daß die in der Schlacht Gefallenen zu besonderer Seligkeit eingingen. In der Bildung standen sie den Sachsen wenigstens gleich; sie wohnten in Burgen, Dörfern und Städten und hatten ihr Land in gute Kultur gebracht. Die Wiesen zwischen den Wäldern und Sümpfen nährten zahlreiche Viehherden; die Äcker und Gärten trugen hinreichend Weizen, Hirse, Mohn, Gemüse und Obst; die Bienenzucht lieferte Honig und Met genug. Neben der Landwirtschaft trieb man Jagd und Fischfang, auch einige Gewerbe, besonders Weberei. Der Handel war stark im Schwunge, am meisten an der Seeküste. Die Richtung und Schiffbarkeit der Flüsse (Spree, Havel, Elbe, Oder) machten das nach Nord- und Ostsee offene Land zum Schauplatz eines regen Verkehrs. Der Hauptsitz des Seehandels war die altberühmte Wendenstadt Julin (Wollin) mit einem Hafen, der oft 300 Schiffe umfaßte. Denn von Deutschland, Dänemark, von allen Slawenländern und selbst aus dem byzantinischen Reiche strömten Kaufleute dort zusammen, um wendische Leinwand, preußischen Bernstein, russisches Pelzwerk einzutauschen. Von hier gingen dann die Erzeugnisse fremden Kunstfleißes, Metallwaren, Armbänder, Ringe, römische und arabische Münzen, Glasperlen u. a., weit in das Innere der slawischen Länder. Julins Blütezeit war im 10. und 11. Jahrhundert. Im Jahre 1175 wurde diese reiche Stadt von den Dänen ausgeraubt und fast zerstört; seitdem erholte sie sich nicht mehr; leicht gebaut, wie sie gewesen, hat sie nicht einmal Spuren ihres Daseins hinterlassen; das Meer fraß allmählich selbst den Boden, wo sie gestanden.

Die Wenden waren ein kräftiger Menschenschlag, von gedrungenem Körperbau, nicht besonders groß, fleischig, mit dunkeln Haaren und Augen. Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertrugen sie leicht. Sie kleideten sich nach morgenländischer Art in lange Gewänder. Auch in ihrem Charakter erinnerte manches an den Orient. Die Stellung der Frau war bei ihnen hart und unwürdig; sie war die Sklavin des Mannes, der über sie wie über alle seine Angehörigen unbeschränkt verfügte. Auch herrschte Vielweiberei. Es war daher nichts Seltenes, daß eine Mutter ihr neugeborenes Mädchen tötete, um es einer reizlosen und mühevollen Zukunft zu entziehen. Andererseits ließen sich altersschwache Eltern von ihren Kindern töten, weil das Diesseits ihnen unerträglich schien, und

ein gewaltsamer Tod in ein besseres Leben führte. Man fand an den Wenden jedoch auch viel zu rühmen. Ein hervorstechender Zug in ihrem Wesen war die strenge Ehrlichkeit; es gab unter ihnen keinen Dieb und Räuber, daher auch weder Schloß noch Riegel, und die Lüge verabscheuten sie wie den Diebstahl. Allgemein übten sie die Tugend der Gastfreundschaft und waren mild und wohlthätig gegen Arme.

Ihr politischer Zustand neigte wie bei allen Slawen zur Oligarchie. Ursprünglich waren die Freien einander an Rechten gleich; jede Gemeinde entschied ihre Beratungen nach Stimmenmehrheit und wählte sich ebenso den Friedensrichter (Zupan) und den Heerführer (Woiwod). Mit der Zeit bildete sich aus den Reicheren und aus denen, die sich im Kriege oder als Priester ein größeres Ansehen erworben hatten, ein erblicher Adelsstand, dessen Häupter zu Fürsten (Knäsen) wurden. Jeder Stamm mußte nun seinen Fürsten Abgaben zahlen und Kriegsdienste leisten, und die schwersten Lasten fielen auch hier auf die Gemeinen. Je mehr der Adel auftam, desto größer wurde die Zahl derer, die aus freien Bauern zu leibeigenen Knechten herabsanken.

Trat Krieg ein, so mußte jeder freie wehrhafte Mann mit Schild, Spieß und Schwert oder Bogen und Pfeilen oder einer Keule ins Feld. In Abteilungen zu 10, 100, 1000 zogen sie aus, jede Gemeinde unter ihrem Zupan, mehrere Haufen unter einem Knäsen, voran die heiligen Fahnen oder Götzenbilder auf Stangen. Die Wenden kämpften meist tapfer, in der Regel zu Fuß. Auf dem Rückzuge flüchteten sie hinter die Gräben und Wälle ihrer befestigten Plätze, verbrannten ihre hölzernen Hütten und vergruben ihr Korn und die wertvollen Geräte. Die einzelnen Stämme umschlang kein politisches Band, sie lagen vielmehr unter einander fortwährend im Kampfe, der auch dann selten aufhörte, wenn sie von den Deutschen bedrängt wurden. Die Wenden hatten also viel Übung im Kriegswesen; gleichwohl standen sie hierin an Tüchtigkeit und Zucht den Deutschen immer nach. Auch zur See, die sie öfter als Räuber wie als Kaufleute befuhren, kamen sie den germanischen Völkern nie gleich.

Die Toten wurden feierlich verbrannt; ihre Asche that man in thönerne Urnen, fügte mancherlei Schmucksachen bei und bestattete alles in steinernen Grabmälern auf den gemeinschaftlichen Begräbnisplätzen.

Alle Slawen glaubten an einen höchsten Gott im Himmel, den Belbog (weißen oder guten Gott); das Licht, das Feuer, die Sonne mit allem ihrem Segen kamen von ihm. Die Finsternis dagegen und alles Böse in der Welt war das Reich des Czernybog, des schwarzen bösen Gottes. Außer diesen oberen Gottheiten verehrten die Wenden noch Untergötter, vornehmlich den Kriegsgott Radegast; er gab Kraft, Weisheit, Sieg; sein Haupttempel stand zu Rethre (bei Prillwitz in Mecklenburg).

Dort feierte man seine Feste, bei denen ihm oft Kriegsgefangene als Opfer geschlachtet wurden. Noch allgemeiner betete man den Triglaf an (den dreiköpfigen, den Herrn des Himmels, der Erde und der Unterwelt); besonders zu Stettin und Brandenburg hatte er große und prächtige Tempel. Die Slawen auf Rügen, die Rugianen, verehrten den Swantewit (die heilige Sonne). Sein Tempel zu Arkona auf Rügen war in solchem Ansehen, daß seine Priester wie Fürsten über das Volk herrschten. Jeder Rugianer mußte dem Gotte ein Kopfgeld zahlen, jeder landende Kaufmann einen Zoll entrichten. Von weit her holten auch andere Slawen die Wahrsagungen und Ratschläge der Diener Gottes und bezahlten ihre Orakelsprüche mit reichen Geschenken.

Überhaupt genossen die Priester bei den Slawen große Ehre; ihre Stimme galt oft so viel und mehr als die des Fürsten. Überall brachte ihnen das Volk die Erstlinge der Feldfrucht und der Herden und einen Teil der Kriegsbeute als Opfer für die Götzen, und ohne ihren Spruch, der den göttlichen Willen verkünden sollte, wurde kein Krieg angefangen, kein Frieden geschlossen. Sie waren es denn auch, die bei den Wenden immer am eifrigsten zum Widerstande gegen die andringenden Deutschen trieben. Sie durften es; denn es galt mit dem Glauben auch Freiheit und Volkstum zu verteidigen. Drei Dinge waren es ja immer, welche der Feind verlangte: Tribut, Unterwerfung unter die Oberhoheit des deutschen Reiches und Bekehrung zum Christentum.

Diese Forderungen setzte nun zuerst König Heinrich I. durch; wenigstens die Heveller an der Havel, deren Hauptfeste Brennabor (Brandenburg) 928 erobert wurde, die Redarier, zwischen Havel und Peene, die Sorben in der Lausitz und die Ukrer an der Ucker mußten, den sächsischen Waffen unterlegen, sich seinem Willen fügen. Die Eroberung zu behaupten und weiter auszudehnen, setzte er hier Markgrafen ein, d. h. Militärbeamte, welche die Mark oder Grenze an Stelle des Königs zu beschützen hatten. Ihre Aufgabe war schwer genug, denn die Wenden benutzten jede Gelegenheit zum Aufstande, um das verhaßte Joch wieder abzuschütteln. Anfangs doch ohne Erfolg. Unter Heinrichs Nachfolger, Otto dem Großen, breitete sich die deutsche Herrschaft sogar noch weiter, bis zur Oder, aus. Es war dies vornehmlich dem Markgrafen Gero zu danken, einem gewaltigen Kriegsmann, der die verwegenste Thatkraft mit schlauer List zu verbinden wußte. Einst hatten sich dreißig wendische Häuptlinge verschworen, ihn zu ermorden; er lockte sie auf seine Burg und ließ sie niedermachen. Nur einer entrann und erregte einen Aufstand, der indes rasch unterdrückt wurde (940). Um die Befestigung des Gewonnenen erwarb sich der König selber erhebliche Verdienste, indem er durch manche kluge Einrichtung in den wendischen Marken deutsches Wesen anpflanzte: namentlich wurden viele deutsche Dienstmannen an-

gesiedelt, und zur Bekehrung der Heiden Bistümer gestiftet — Havelberg im Jahre 946, Meißen 948, Brandenburg 949, Zeiz, Merseburg und über alle diese das Erzbistum Magdeburg im Jahre 968. Um den Geschäfts- und Machtkreis des Markgrafen doch auch nicht übermäßig werden zu lassen, teilte Otto d. Gr. nach Geros Tode 965 das eroberte Wendenland in drei Marken, die Nordmark, die Ostmark (Lausitz) und die Mark Meißen. Die Nordmark umfaßte das Land vom Harz bis zur untern Havel und hieß später Altmark; ihr Hauptort war Salzwedel. Sie ist der Kern gewesen, aus dem nachmals die Mark Brandenburg erwuchs. Doch gerade sie wollte zuerst am wenigsten gedeihen. Ottos Ansiedlungen gingen hier nirgends tief ins Land hinein; der Gehorsam der Unterjochten beruhte daher mehr auf der Meinung, die sie von der entfernten Macht des Kaisers hatten, als auf ihrer Furcht vor dem Markgrafen; denn dieser besaß keine großen Streitmittel. Zwar zogen überall Priester und Mönche durch das Land und predigten eifrig das Evangelium. Aber die Bekehrung blieb eine rein äußerliche. Ihre Sprache und Zeremonien waren dem Volke meist unverständlich; es haßte in den christlichen Sendboten die deutschen Dränger, und Christ werden bedeutete ihm Knechtschaft, bedeutete Unterwerfung unter die Gewaltthaten und Erpressungen, die sich die sächsischen Krieger erlaubten, unter den Zehnten, den die christliche Geistlichkeit forderte. Auch der Stolz der Zwingherren empörte. Hielt doch der Sachse den Slawen für unehrlich, für ein Wesen geringerer Art, mit dem gar durch Ehebande sich zu vereinigen schimpflich gewesen wäre. Dazu kam die Grausamkeit, mit welcher manche der sächsischen Herren ihre Untergebnen behandelten. So konnte das wendische Volk denn nur mit Gewalt zur Taufe gebracht werden, und die Sehnsucht nach den alten Göttern und der alten Freiheit blieb in den Herzen wie ein heimlicher Brand. Als nun 983 die Kunde von Kaiser Ottos II. Niederlage und Tode aus Italien nach Deutschland und in die Slawenländer drang, da kam der stille Grimm der Wenden zum wütenden Ausbruch. Wie ein Mann erhoben sich die Abotriten und Lutizen, zerstörten die Kirchen, schlachteten die christlichen Priester auf den Altären der Götter, vernichteten mit Feuer und Schwert in ihrem Lande jede Spur von Christentum und Deutschtum. Die Richtung auf Italien, in die das deutsche Königtum durch seine Verbindung mit der römischen Kaiserwürde geraten war, dann, seit die Franken die deutsche Krone an sich gebracht hatten, der Zwiespalt zwischen den Interessen des Kaisers und der sächsischen Fürsten erleichterte die Anstrengungen, mit denen die Wenden der Nordmark die wieder errungene Freiheit behaupteten. Oft fielen sie selbst ihrerseits raubend und mordend über die Elbe ins Nachbarland ein, und gar im Jahre 1056, wo sie den Sachsen bei Pritzlawa an der Havelmündung eine große Niederlage

beibrachten, verbreiteten sie dort weithin den Schrecken. Die Bistümer Brandenburg und Havelberg bestanden fast 200 Jahre lang nur dem Namen nach, nur „in partibus“. Es gab zwar immer noch Grafen der Nordmark — sie gehörten meist den Häusern Walbeck und Stade an — aber keiner vermochte es, die Eroberung Heinrichs I. und Ottos I. wieder zum Reiche zu bringen.

Nur als Kaufleute drangen nun die Deutschen noch über Havel und Spree, über Peene, Ucker und Oder; denn der Handel mit den Slawen war immer beträchtlich. Eine Hauptstraße desselben ging im 10. und 11. Jahrhundert von Hamburg nach Julin, von dort meist zu Lande nach Gyddanisk (Danzig) und Preußen und über Samland nach Ostrogard, dem späteren Nowgorod, von da an den Dniepr nach Kiew, wo diese Linie mit den Handelswegen zusammentraf, die aus dem Morgenlande, aus Asien, kamen.

Die brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt.

1134—1319.

Längst war das Kreuz bei Tschechen und Polen, bei Sorben und Pommern, ja selbst im fernen Rußland zur Herrschaft gelangt; nur die Abotriten und Lutizen, allein von allen Slawen, und am Baltastrande die Preußen widerstanden noch. Im 12. und 13. Jahrhundert erlagen auch sie. Denn in dieser Zeit nahm das Deutschtum den mächtigsten Aufschwung, teils durch die vorzüglichen Gaben der großen Kaiser, die jetzt den Thron einnahmen, Helden und Staatsmänner wie Friedrich I. und II. von Hohenstaufen, teils und am meisten durch die eigenen Anstrengungen des deutschen Volkes, das nun in allen Werken des Friedens wie des Krieges den andern Nationen voranstrebte. Seiner regsamen und ausdauernden Thätigkeit ward es daheim bald zu eng; sie wandte sich leicht dem Nordosten zu, wo die fromme Begeisterung Heiden zu bekämpfen, zu bekehren, wo der Kaufmann, der Ansiedler weite, reiche Gebiete der Arbeit und des Erwerbes fand. Kluge und tapfere Fürsten brachen die Bahn und leiteten den Strom; mit besonderem Geschick und Erfolge that es der Mann, den die Geschichte den Gründer des brandenburgischen Staates nennt: Albrecht der Bär, Graf von Ballenstädt.

Die Ballenstädter, oder wie sie nach ihren späteren Sitzen — dem Schloß Anhalt im Selkethal und der Stadt Aschersleben (Ascania) — auch heißen, die Anhaltiner oder Askanier, waren ein altes, reiches Grafengeschlecht sächsischen Stammes, kamen aber erst dann zu größerer Bedeutung, als sie durch eine Heirat des Grafen Otto mit Eilike, der Tochter des letzten billungischen Herzogs von Sachsen, auf dieses Herzog-

tum eine gewisse Anwartschaft erhalten zu haben schienen. Ottos und Eilikes Sohn, Albrecht der Schöne (um das Jahr 1100 geboren), wurde durch jene Aussicht zu einem Ehrgeiz entflammt, der ihn an der Verwaltung seines angestammten Besitzes keine Befriedigung finden ließ. Er dürstete nach größeren Thaten. Durch Tapferkeit, die ihm den Beinamen des Bären eingetragen, erwarb er sich die Achtung, durch treue Dienste in Italien den Dank des Kaisers Lothar. Täuschte ihn auch seine Hoffnung auf die sächsische Herzogswürde, so wurde ihm doch ein Lehen zu teil, das seinem hochstrebenden, thatenlustigen Geiste den weitesten Spielraum bot; er erhielt (1134) die Nordmark.

Ihr Bestand war freilich gering; sie umfaßte kaum mehr als die heutige Altmark; östlich der Elbe gehörte dazu nur noch der Landstrich bei Havelberg zwischen der Havel und der Elbe. Aber die Umstände, sie zu erweitern, waren gerade jetzt recht günstig. Die Lutizen, eine zeitlang mit den Abotriten zu einem Reiche verbunden, hatten sich unlängst von diesen getrennt und zerfielen nun wieder in mehrere Stämme unter eigenen Fürsten. So gelang es dem neuen Markgrafen schon im Winter 1136 bis 1137 ihnen die Priegnitz abzuringen. Doch zu einer noch wichtigeren Erwerbung ist er auf friedlichem Wege gekommen. Der Fürst der Heveller, Pribislaw von Brandenburg, war Christ geworden und mit der markgräflichen Familie in ein nahes freundschaftliches Verhältnis getreten; er hatte dem Söhnchen Albrechts des Bären einen Teil seines Gebiets, die Zauche (zwischen Havel, Plaue und Nuthe), zum Patengeschenk gemacht; im Jahre 1136 setzte er nun den Markgrafen selber zum Erben seines übrigen Landes (zwischen Havel und Rhin) ein. Es war auf Grund dieser Schenkung, daß sich Albrecht seitdem Markgraf von Brandenburg nannte.

Indessen ehe er sich dieses Zuwachses seiner Macht recht freuen konnte, hatte er noch manche Wechselfälle des Glücks zu bestehen. Er erhielt vom Hohenstaufen Konrad III., für den er gegen die Welfen Partei ergriff, 1138 das Herzogtum Sachsen, verlor es alsbald wieder an die Welfen, verlor selbst die Nordmark; er war einige Jahre ein Fürst ohne Land. Erst 1142 auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. kam der Friede zu stande; Albrecht verzichtete zu Gunsten Heinrichs des Löwen auf Sachsen, dagegen gaben ihm die Welfen die Nordmark zurück. Im Jahre 1150 starb Pribislaw*), und nun zog Albrecht als Herr in Brandenburg ein. In der Nordmark war er noch des Herzogs von Sachsen Vasall, in diesem neuen Gebiet an der Havel (der späteren Mittelmark) hatte er nur den Kaiser über sich. Konrad III. bestätigte es ihm, indem er ihn mit der neuen Markgrafschaft Brandenburg als

*) v. Heinemann, Albrecht der Bär, 1864, S. 37.

einem erblichen Reichsfürstentum belehnte und mit derselben ein hohes Reichsamt, die Erzkämmererwürde, verband, die bisher bei den Herzögen von Schwaben gewesen war.

Mit neuem Eifer verfolgte Albrecht nun sein Ziel, die noch heidnischen Slawen für immer Christo und dem deutschen Reiche zu unterwerfen. Auch er vertraute zunächst auf das Schwert; wie manchen Kreuzzug, namentlich in Verbindung mit Heinrich dem Löwen, hat er gegen die Lutizen und Abotriten unternommen! Einen Aufstand der Heveller, den Pribislaws Verwandter, Fürst Jaczo von Köpnick, erregt hatte, schlug er (1157) glücklich nieder, und die Besiegten mußten sich taufen lassen. Aber als das beste Mittel, auch das überelbische Land deutsch und christlich zu machen, erkannte er bald die Schöpfung deutscher Kolonien, wie solche, namentlich niederländischer Herkunft, in der Altmark schon seit 1143 blühten; er wandte nun dieses Mittel auch an der Havel und in großartigem Maßstabe an. Es war ihm nicht genug, daß er jedem seiner Krieger je nach Verdienst ein mehr oder minder beträchtliches Grundstück, wohl auch eine Burg zu Lehen gegeben; daß sich nun an den gefährdeten Ostgrenzen zu Kremmen, Bötzow, Spandau, Potsdam, Trebbin feste Burgen mit starker Besatzung erhoben; daß auf seine Bitte Brüder der Ritterorden von St. Johann und vom Tempel, deren Nutzen er auf einer Pilgerfahrt ins heilige Land (1158) kennen gelernt hatte, sich in der Mark niederließen, um bei der Bekehrung der Wenden mit ihren weltlichen und geistlichen Waffen zu helfen; daß endlich auch die zerstörten Bistümer wiederhergestellt, Kirchen und Klöster gebaut, Mönche herbeigezogen waren; alle diese deutschen Elemente konnten wohl einen deutschen Herren- und Priesterstand, aber kaum eine deutsche Bevölkerung ergeben; die Einwanderung aus Deutschland mußte massenhafter geschehen, der Bauer und Bürger sich daran beteiligen. Albrecht ließ daher durch ganz Deutschland Aufrufe ergehen, die auch den gemeinen Mann zur Übersiedelung nach der Mark einluden. Land genug stand ja hier zur Verfügung. Viele Heveller hatten es vorgezogen, lieber von Haus und Hof zu weichen, als sich der neuen Herrschaft zu fügen; andere Landstriche lagen noch von altersher in Folge der langen Kriege wüst. Die Anerbietungen, die der Markgraf machte, waren denn auch so lockend, daß (seit 1159) große Scharen von Anzöglingen erschienen. Die meisten kamen aus Flandern, Holland, Friesland, Westfalen. Sie erhielten gegen bestimmte Abgaben und Kriegsdienste Landbesitz, legten Dörfer an und bebauten besonders die vielen sumpfigen Niederungen, die sie durch Abdämmen und Austrocknen bald in ertragreichen Boden verwandelten. Es waren fleißige und geschickte Leute, die auch manche Kunstfertigkeit, manches neue Gewerbe mitbrachten, unter anderm nach niederländischer Art den Backsteinbau statt des wendischen Feldsteinbaues.

Aus den größeren Ansiedelungen, vornehmlich um die Burgen und Bischofssitze, bildeten sich bald Städte mit deutschen Einrichtungen, geschützt durch Mauern und vom Markgrafen mit vielen Freiheiten und Rechten begabt. Rasch zog sich der Handel dorthin, und mit dem Wohlstande wuchsen Macht und Bildung. Diese Kultur wirkte mehr als das Schwert. Die Wenden befreundeten sich allmählich mit dem deutschen Wesen, seit sie zu ihm als zu einer höheren Stufe der Gesittung aufblicken mußten. Sie sahen die Vorteile, die es in der Wirtschaft wie im Staate brachte, und nahmen allmählich, eine nach der andern, die deutschen Sitten und Weisen an. Am schnellsten ging diese Verdeutschung bei dem wendischen Adel vor sich. Albrecht stellte ihn klüglich dem deutschen gleich; die Folge war, daß die Edelleute in der Mark, welches Stammes sie auch sein mochten, gegen die mit Abgaben belasteten wendischen Bauern ein gemeinsames Interesse hatten. Dieses starke Band hielt die beiden Nationalitäten zusammen, bis Wechselheiraten zuletzt jeden Unterschied verwischten.

So kehrten unter Albrechts weiser Verwaltung der Friede und die Ordnung in die Mark zurück, und was die mächtigen Herzöge von Sachsen und so viele Markgrafen vor ihm vergebens versucht hatten, ihm war es gelungen. Als er (am 8. November 1179) starb, hatte das Christentum und das Deutschtum in dem Wendenlande an der Havel und Spree bereits feste Wurzeln gefaßt.

Auf den Wegen, die er einschlug, sind dann alle Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt gegangen. Auch darin waren sie ihm ähnlich, daß sie bei den inneren Wirren des deutschen Reichs stets treu zum Kaiser hielten; — eine richtige Politik; denn zum Vorkämpfer des Reichs nach außen hin bestellt, konnten sie kaum in den Fall kommen, zwischen ihrem eigenen Vorteil und dem Interesse des Kaisers wählen zu müssen. Durch solche Politik, durch eigene Anstrengungen bei vorzüglicher Begabung und durch seltene Eintracht in ihrer Familie erstiegen die Ballenstädter bald eine Höhe von Macht und Größe, welche jedes andere norddeutsche Fürstengeschlecht überragte. Dabei wurden sie durch äußere Umstände, besonders durch den Sturz Heinrichs des Löwen (1180) gefördert. Denn der Kaiser Friedrich Rotbart zerstückelte nun das allzu mächtige Herzogtum Sachsen, gab diese Würde mit einem Teil der Lehen an den Anhaltiner Bernhard, den jüngsten Sohn Albrechts des Bären, Stammvater der heutigen anhaltischen Fürsten, und übertrug manche Rechte und Ehren, welche Sachsen gehabt, dem Markgrafen von Brandenburg. So gewann Otto I., Albrechts ältester Sohn (1170—1184), namentlich die Lehnshoheit über Mecklenburg und Pommern (1181).

Diese Länder waren damals, zum Teil durch die Bemühungen Heinrichs des Löwen, vornehmlich aber durch die einheimischen Fürsten selber

dem Christentum und dem deutschen Reiche zugeführt worden. Schon 1124 hatte Bischof **Otto von Bamberg**, der „Apostel der Pommern", mit Hilfe des Christ gewordenen Herzogs Wratislaw zu Stettin und Julin 22000 Heiden getauft, das Bild des Triglaf zerstört und zu Julin ein Bistum gestiftet, welches später (nach Zerstörung dieser Stadt 1175) nach Kamin verlegt wurde. Was er begonnen, setzten andere Missionäre mit Glück fort, und rasch verbreitete sich die neue Lehre von der Peene bis zur Weichsel. Die pommerschen Herzöge fanden bald, daß ihre eigene Fürstengewalt dabei zunahm; denn das Ansehen, welches die heidnischen Priester beim Volke einbüßten, wuchs hier den Fürsten zu. Auch das Deutschtum, dessen höhere Kultur sie anzog, wurde von ihnen begünstigt. Ähnlich stand es in Mecklenburg. Dafür machten die Fürsten von Mecklenburg und von Pommern aber auch auf gleiche Ehren mit den andern deutschen Reichsfürsten Anspruch, und namentlich die Pommern erkannten jene brandenburgische Lehnshoheit nicht an. Sie wurde auch von anderer Seite bedroht. Die Deutschen waren nicht die einzigen, welche an den wendischen Küsten der Ostsee Fuß zu fassen suchten; auch die Dänen lockte dieser Besitz. Seit sie unter ihrem Könige Waldemar I. (1168) Rügen, das slawische Seeräuberneft, erobert, den Tempel des Swantewit zu Arkona zerstört, den Fürsten der Insel zur Taufe und zum Gehorsam gezwungen hatten, glaubten sie sich zu weiteren Fortschritten unter den Slawen berufen. Waldemars Nachfolger, Kanut, nannte sich nach einem glücklichen Zuge gegen Pommern und Mecklenburg 1185 bereits „König der Slawen und Wenden". Dem jungen deutschen Wesen in diesen Gegenden erhob sich also ein neuer und gefährlicher Feind. Aber die brandenburgischen Markgrafen, Ottos I. Söhne, **Otto II.** (1184—1205) und **Albrecht II.** (1205—1220), nahmen ihr Amt als Stellvertreter des Kaisers, dem die Herrschaft über ganz Slawien zukam, kräftig wahr; in Verbindung mit anderen norddeutschen Fürsten wiesen sie die Dänen wieder in ihre Grenzen zurück.

Es scheint, daß sich Otto II. noch in einen anderen Kampf einließ, der schlimmer ablief; nämlich mit der Kirche. Es scheint, daß er mit dem Erzbischof von Magdeburg in Streit geriet, und daß dieser über ihn den Bannfluch aussprach*). Der Markgraf war ein tapferer Mann — die Wenden im Barnim und Teltow hatten seinen Arm gefühlt, — aber die Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft war eine Waffe, gegen welche auf die Dauer keine weltliche Rüstung stand hielt. Es war ja damals für die Hierarchie die Zeit der höchsten Macht; wähnte doch das fromme Volk, Gott selbst spreche aus dem Munde der Priester, und der Papst galt für den Stellvertreter Christi, für den Statthalter Gottes

*) Vgl. Wohlbrück, Geschichte der Altmark S. 130 ff.

auf Erden, vor dem Kaiser und Könige sich beugen müßten; eher wurden die Gläubigen an sich als an der Geistlichkeit irre. Dem Gebannten wankte also der Boden unter den Füßen; die ihm gehorchen sollten, meinten sich der Pflicht entledigt; selbst die Freunde betrachteten ihn wie einen Aussätzigen. Es war eine furchtbare Wahrheit in dem Sprichwort, daß „von einem Gebannten kein Hund ein Stück Fleisch annimmt“. Otto II. mag dies empfunden haben, wenn er wirklich, wie manche vermuten, dem Zorn der Kirche verfiel. Wie dem auch sei, er brachte für sein Seelenheil schwere Opfer: alle seine Allodien oder Familiengüter in der Altmark und im westlichen Havelland kamen unter die Lehnshoheit des Erzstifts Magdeburg (1196).

Den Aufschwung der Markgrafschaft hemmte dies Verhältnis indes nur kurze Zeit. Unter Albrechts II. Söhnen, Johann I. und Otto III., errang sie nach außen und innen großartige Erfolge. Dieses Brüderpar, eine der schönsten Zierden des ballenstädtischen Hauses, bietet ein seltenes Beispiel einer aufs glücklichste in Gemeinschaft geführten Regierung. Vierzig Jahre lang (seit 1226) herrschten die beiden — einer deckte den andern, getreulich teilten sie Ruhe und Genuß wie Kampf und Arbeit. So haben sie zu der Stiftung Albrechts des Bären die meisten jener weiten Gebiete, aus denen dann Jahrhunderte lang der brandenburgische Staat bestand, hinzugefügt und mit Keimen des Deutschtums bepflanzt. Ihre Erwerbungen geschahen hauptsächlich durch das Schwert; so nahmen sie den Wenden die Ländchen Barnim und Teltow, den Pommern, die 1244 auch zur Anerkennung der brandenburgischen Lehnshoheit genötigt wurden, Stargard in Mecklenburg und 1250 die Uckermark; mit den Waffen drangen sie auch über die Oder und an der Warthe vor. Dort, um Küstrin, Soldin, Königsberg, deckten noch weite Wälder und Sümpfe das Land; es war wenig bebaut, schwach bevölkert; dennoch war es längst ein steter Zankapfel zwischen den Polen und den Pommern. Jene suchten von Süden, diese von Norden her sich darin festzusetzen; jetzt (1260) mußten beide den Brandenburgern weichen, und die Markgrafen sicherten sich das eroberte Land, das dann die Neumark hieß, durch deutsche Ansiedelungen, wie Landsberg a. W. Auch das Land Lebus an der Oder, das sie dem schlesischen Herzog Boleslaw abgekauft, behaupteten sie gegen die Nachbarn mit dem Schwert, gegen die polnische Bevölkerung durch Gründung einer deutschen Stadt — Frankfurt — (1253). Einen andern Besitz, die Oberlausitz mit Görlitz, Bautzen, Lauban, erwarben sie (1255) von dem Böhmenkönig Ottokar, der ihnen Geld schuldete. Aber noch mehr als ihre glänzenden Kriegsthaten und umsichtigen Unterhandlungen nützte die kluge Sorgfalt, die sie auf die innere Entwickelung der Mark verwendeten. Gleich ihrem Ahnherrn sorgten sie unablässig für den Anbau und die Verdeutschung des Landes,

zogen deutsche Bauern in die Wälder und Wüsten, deutsche Bürger in die Ortschaften der Slawen und förderten die schon vorhandenen deutschen Gemeinden durch Verleihung neuer Freiheiten und Rechte. Damals, um das Jahr 1242, war es, daß auch das wendische Dorf Berlin deutsches (und zwar brandenburger) Stadtrecht erhielt; das Dorf Köln am linken Spreeufer war bereits früher von Deutschen besiedelt und 1232 mit Stadtrecht beliehen worden; beide schon zu jener Zeit für den Verkehr zwischen den Slawen und Deutschen ansehnliche Handelsplätze. Auch die Geistlichkeit, der die Markgrafen doch immer den festen Sinn des Herrschers zeigten, erfuhr manche Gunst, die zugleich eine Wohlthat für das Land war. Otto I. hatte 1180 in der Zauche das Cistercienser-Kloster Lehnin gestiftet; es sollte das Erbbegräbnis seiner Familie sein. Es erwies sich aber auch in anderer Weise sehr nützlich; die Mönche trieben, wie ihre Ordensregel es vorschrieb, mit großer Emsigkeit den Landbau, und ihre Güter wurden Musterwirtschaften für die ganze Umgegend. Nach diesem Beispiel gründeten nun die beiden Brüder zwei neue ansehnliche Klöster, Chorin und Strausberg.

Die Mark begann aufzublühen, sie bekam immer mehr das Ansehen einer deutschen Landschaft. Der Friede in ihrem Innern, die Sicherheit des Verkehrs, die in ihr herrschte, konnte den Einwanderer für manches entschädigen, was er hier an höherer Kultur noch vermißte. Denn wie sah es damals im „Reiche" aus? In hunderte von Landesherrschaften zersplittert — Herzogtümer, Grafschaften, Rittergüter und Städte, Bistümer und Abteien, alle gleichsam Staaten für sich, deren Herren sich unter einander befehdeten und um das Ganze wenig kümmerten — so war Deutschland eine Stätte wildesten Faustrechts, wüstester Unordnung geworden; und bei solcher Zerklüftung mochte sich der Kaiser dann abmühen, wie er wollte; seine Gewalt reichte selten weiter als bis an die Grenzen des Herzogtums oder der Grafschaft, die seine Hausmacht bildete. Es war zum Teil die tief in den Deutschen steckende Sondersucht, was die Bildung so vieler Einzelstaaten, die Zersplitterung des Reichs herbeigeführt hatte, zum Teil ein äußerer Umstand: die Verbindung der römischen Kaiserwürde mit dem deutschen Königtum. Denn da die Kaiser, als Schirmvögte der abendländischen Kirche und Häupter der Christenheit, Größeres beanspruchten, als bloß in Deutschland nach dem Ihrigen zu sehen; da ihnen namentlich in Rom und Italien die Herrschaft zustand; so gerieten sie in einen zweihundertjährigen Kampf mit den Päpsten, welche ebenfalls die Obersten der christlichen Welt und die Herrscher in Rom sein wollten. Anstatt nun treu zu ihrem Herrn zu halten, zogen des Kaisers Beamte, die Herzöge und Grafen, es meistens vor, seine Bedrängnis für sich selbst zu nützen, ihr Kriegsgefolge zu seinen Römerzügen ihm teuer zu verkaufen, oft auch gegen ihn Partei zu

ergreifen. So brachten sie zuerst ihre Ämter als erbliche Lehen, dann die königlichen Einkünfte und Befugnisse in ihren Bezirken an ihre Häuser, bis dem Kaiser fast nichts blieb als der Titel. Ähnlich wie die Grafen und Herzöge thaten die Städte und Ritter; wo sie nicht in die Gewalt jener oder der geistlichen Fürsten gerieten, kauften sie so viel landesherrliche Rechte an sich, als sie konnten. Den ganzen Handel bezahlte schließlich der Bauernstand, er wurde fast überall in Deutschland leibeigen. Aus der Nation schwand hierbei aller Gemeinsinn.

Die Regsamkeit so vieler fast selbständigen Staaten, die beim Zerfall des Ganzen ihre Thätigkeit desto mehr auf die eigensten und nächsten Angelegenheiten richteten, hatte indes auch ihr Gutes. Das Leben nahm mannigfaltige bunte Formen an, und da jeder Einzelne für sich selbst sorgen und einstehen mußte, ward alles Besondere und Einzelne kräftiger angefaßt und entwickelt.

Ein Vorteil von dieser Veränderung des deutschen Reichswesens, zu der sie doch nie mitgewirkt hatten, fiel auch den Markgrafen von Brandenburg zu: der allgemeine Brauch bekräftigte und sicherte ihnen nun, was sie in ihrer besonderen Lage, als Stellvertreter des Kaisers und Kriegsherren im Wendenlande, dem Wesen nach schon besaßen: die Landesherrschaft. Sie beruhte in der Mark auf gerechterem Grunde, als im inneren Deutschland; den Wenden, nicht dem Kaiser war sie abgerungen.

Gegen Ende ihres Lebens — Johann I. starb 1266, Otto III. 1267 — teilten die Brüder das Land, um ihre Nachkommenschaft zu befriedigen; nach der Sitte der Zeit halbirte der eine, der andere wählte. Seitdem herrschten über die Mark zwei ballenstädtische Dynastien, die ältere in Stendal, die von Johann, und die jüngere in Salzwedel, die von Otto abstammte; nur die Erzkämmererwürde war dem jedesmaligen Senior des Hauses vorbehalten. Gleichwohl blieb Brandenburgs Macht fortwährend im Aufsteigen. Denn immer standen die Markgrafen, nach dem schönen Beispiel der Stifter ihrer Linien, alle für einen und einer für alle. Sie waren ein zahlreiches Geschlecht, 19 Fürsten im Jahre 1280, und hochbegabt mit kriegerischen und Regenten-Tugenden; dem Haupte der Familie lieh jeder auch über das Pflichtteil hinaus seinen Beistand. Von 1281 bis 1309 führte sie Otto IV. „mit dem Pfeile". Ihn kennt die Literaturgeschichte als einen Dichter kräftiger und lieblicher Minnelieder. Aber er glänzte auch, wie fast alle Ballenstädter, durch ritterliche Tapferkeit, die er in jüngeren Jahren, ehe er Erzkämmerer war, oft bis zur Verwegenheit trieb. Sein frischer kecker Kriegsmut ließ sich nie beugen, auch nicht als er 1278 von den handfesten Bürgern Magdeburgs, denen er seinen Bruder Erich zum Erzbischof aufdrängen wollte, in der Schlacht bei Frose gefangen und schmählich in einen Käfig gesperrt ward. Von dort, aus der verhaßten Bischofsstadt

erlöste ihn die Treue eines alten Dieners, Johann von Buch, der die ungeheure Summe, mit der er seine Freiheit erkaufen sollte, 4000 Mark (Pfund) Silbers herzuschaffen wußte. Schlimmer erging's ihm dann in einer andern Fehde. Vor Staßfurt an der Bode traf ihn (1280) ein Pfeil, dessen Spitze er ein Jahr lang hat im Kopfe herumtragen müssen. Zuletzt nötigte er seinen Gegnern doch immer seinen Willen auf.

Trotz ihrer häufigen und kostspieligen Fehden hatten die Markgrafen bei dem blühenden Zustande ihres Landes, welches sie in der Weise ihrer Väter pflegten, Geld genug, um sehr bedeutende Erwerbungen zu machen. Sie erkauften von dem thüringer Landgrafen Albrecht dem Unartigen die Mark Landsberg mit Delitzsch und Lauchstädt (1291), dann die Pfalz Sachsen und Sangerhausen und von Albrechts Sohne Diezmann die Niederlausitz (1304). Aber während die Macht des Hauses immer zunahm, mähte der Tod in unerhört kurzer Zeit die alten und neuen Sprossen ihres Geschlechts hin. Von jener zahlreichen Schar, die (nach der Sage) im Jahre 1280 auf dem „Markgrafenberge" bei Rathenow versammelt, fast fürchtete, daß das Land sie nicht alle werde standesgemäß ernähren können, waren 28 Jahre darauf nur drei männliche Erben noch übrig.

Nach dem Absterben so vieler Zweige des ballenstädter Stammes sah sich die ganze Mark nun unter dem Zepter Waldemars wieder vereinigt, der nach seines Oheims Otto IV. Tode Haupt der Familie und Erzkämmerer wurde (1309—19). Man hat ihn den Großen genannt; in der That ist er eine der erhabensten und glänzendsten Gestalten des 14. Jahrhunderts. Ein gewaltiger Kriegsmann, sieghafter und furchtbarer in der Schlacht als selbst sein Ahnherr, Albrecht der Bär, und ebenso klug im Rate; dabei großmütig und milde und in seiner Hofhaltung prachtvoll wie ein König; — so war er die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Stolz seiner Unterthanen. Brandenburg kam unter ihm zu solcher Macht, solchem Wohlstand und Ansehen, wie es nachher 300 Jahre lang nicht mehr genossen hat. Die Nachbarn freilich hatten von seinem unruhigen Ehrgeize viel zu leiden; nach Mecklenburg und Pommern, nach Polen, Meißen und Thüringen führte er seine siegreichen Waffen; aber um das Deutschtum erwarb er sich ein großes Verdienst: er riß (1308) Pomerellen (das pommersche Land zwischen Persante und Weichsel mit der Hauptstadt Danzig) den Polen aus den Händen, überließ den östlichen Teil für Geld dem deutschen Orden, fügte den westlichen zu der Mark. Im Süden erweiterte er deren Grenzen über Torgau hinaus, im Südosten längs der Oder bis zur Obra.

Die Fürsten ringsum blickten auf ihn mit Neid und Besorgnis; er bedrohte sie alle. Er schien voll gefährlichster Entwürfe, da er plötzlich als Schutzherr der hansischen Stadt Stralsund auftrat, die von dem

rügischen Fürsten Witzlaw bedrängt wurde. Es bildete sich wider ihn ein furchtbarer Bund: die Könige von Dänemark, Schweden und Polen, die Herzöge von Sachsen-Lauenburg, von Lüneburg und Braunschweig, die Herren von Mecklenburg und Werle, der Markgraf von Meißen, die Grafen von Holstein, Schwerin und Anhalt, die Bischöfe von Schwerin, Ratzeburg und Havelberg nebst vielen anderen Herren, selbst Vasallen des Markgrafen thaten sich zusammen und brachen von allen Seiten in die Mark ein. Kühn und besonnen hielt Waldemar dem Ungewitter stand. Bei Gransee lieferte er (im August 1316) einer dreifachen Übermacht eine Schlacht, größer und blutiger als je eine im Wendenlande geschehen war. Nur der Opfertod der Seinen rettete ihn selbst vor der Gefangenschaft; aber auch die Feinde hatten so schwer gelitten, daß sie seinen Heldenmut nicht weiter auf die Probe stellen mochten. Der Friede zu Templin (November 1317) verkürzte weder ihn noch die Stadt Stralsund, vor deren Mauern ein gleichzeitiger Angriff an der Tapferkeit ihrer Bürger völlig gescheitert war.

In diesem Kriege hatte Waldemar an seinem Adel nicht die besten Erfahrungen gemacht; wohl aber hatte sich die Treue der Städter vorzüglich bewährt. Er begünstigte daher ihr Aufkommen auf jede Weise, suchte auch eine engere Verbindung der märkischen Städte mit dem mächtigen Hansabunde herzustellen. Aber es war ihm nicht vergönnt, so manchen großen Gedanken, den sein reicher Geist für Brandenburgs Gedeihen trug, zur That zu machen. Ein früher Tod endete dies glorreiche Heldenleben. Waldemar starb, ein 28jähriger Jüngling, am 14. August 1319; mit ihm sank der mächtigste und ruhmvollste Ballenstädter, sank der letzte Markgraf von Brandenburg aus Albrechts des Bären Geschlecht ins Grab. Noch war ein schwaches Reis dieses Stammes in der Mark vorhanden, ein minderjähriger Vetter Waldemars, Heinrich von Landsberg; doch im nächsten Jahre starb auch er, und das Haus Ballenstädt in der Mark war nun erloschen.

Innerer Zustand der Mark unter den Ballenstädtern, vornehmlich im dreizehnten Jahrhundert.

Wer ein Land eroberte, nahm einen Teil des Grundes und Bodens für sich und seine Kriegsgenossen, den andern ließ er gegen einen bestimmten Zins im Besitz der Eingebornen; herrenloses Gut gehörte dem Könige, der es den Seinigen zu Lehen gab; nach diesen Grundsätzen deutschen Rechts verteilten die Markgrafen das Wendenland, welches sie als Eroberer und als Stellvertreter des Königs beherrschten. Zuerst wurden die deutschen Krieger bedacht; überall in der Mark erhielten sie Rittergüter, 4 bis 6 Hufen groß, zu Lehen, für die sie, so oft der Mark-

graf es heischte, mit Wehr und Waffen, mit Roß und Knechten den Kriegsdienst leisten mußten. Diese Ritter waren zum Teil freie Adlige, die aus der Altmark und dem innern Deutschland hergezogen kamen, um sich im Wendenlande Ehre und Besitz zu erstreiten; zum Teil Dienstleute, die sich durch besondere Tapferkeit und Treue um ihren Herrn, den Markgrafen, größere Verdienste erworben hatten als andere gemeine Diener; zum Teil endlich freie Söldner, die statt des Geldes Grundbesitz annahmen. Am angesehensten unter den Rittern waren die „Schloßgesessenen", die Vögte und Hauptleute der Burgen samt ihren Burgmannen oder Kastellanen; am zahlreichsten die „Zaunjunker", deren Wohnungen nicht ein Burgwall, sondern bloß ein Zaun umschloß.

Der größte Teil der Einwanderer bestand aus solchen, die weniger das Schwert als den Pflug zu handhaben pflegten. Auch sie waren hoch willkommen. Der Markgraf berief einen Unternehmer und verkaufte ihm ein bestimmtes Maß Landes, 30 bis 60 Hufen, mit der Verpflichtung, darauf ein Dorf anzulegen. Nun schnitt der Unternehmer ein Stück von der Masse für sich, ein anderes für die Kirche ab, den ganzen Überrest verteilte er an andere deutsche Ansiedler, die dafür eine gewisse Grundsteuer an den Markgrafen zu entrichten hatten. War der Boden erst urbar zu machen, so blieb er eine zeitlang von allen Abgaben frei. Das Gut des Unternehmers war immer steuerfrei; es galt als ein erbliches Lehen, auf dem die Vasallenpflicht des Reiterdienstes haftete. Zugleich war mit ihm das erbliche Amt eines Schulzen verbunden. Der „Erbschulze" saß als solcher dem niederen Dorfgericht vor, dessen Beisitzer oder „Schöffen" Bauern waren. Er bezog ein Drittel der gerichtlichen Geldstrafen und hatte zuweilen noch andere Vorrechte, z. B. Schenken und Mühlen anzulegen. Er nahm den Zins von den Hufen der Bauern und lieferte ihn nebst den Gerichtsgefällen an den Markgrafen ab. Mit den Schulzen anderer Dörfer zusammen bildete er als Schöffe das Ober- oder Landgericht, das sich unter dem Vorsitz des markgräflichen Vogts dreimal im Jahre versammelte und daher Dreiding hieß. Später kaufte an vielen Stellen der Adel die Erbschulzen aus und ernannte dann „Setzschulzen", welche dieselben Amtspflichten hatten. Noch öfter ging das grundherrliche Recht des Markgrafen durch Kauf oder Verleihung an Äbte, Bischöfe, Städte oder Ritter über, welche dann die Einkünfte des Dorfs bezogen und den Oberrichter im Dreiding stellten. Oft gründeten sie auch selber in ihren Besitzungen solche deutsche Dörfer.

Die Bauern waren persönlich frei, die Lasten, die sie für ihre Güter trugen, sehr mäßig: von der Hufe jährlich dem Landesherrn 1/4 Mark Silbers (einen „Vierdung") als Zins und eben so viel oder einen Malter Korns der Kirche als Zehnten; zuweilen Spanndienste (Dienst mit Pferd und Wagen) für die Grundherrschaft, doch nur in fest

bestimmtem Maße; weiter hatten sie nichts zu leisten. Dafür gehörten ihnen die Güter erb- und eigentümlich, wenngleich sie dieselben nicht ohne Zustimmung des Grundherrn verpfänden durften, der auch bei Verkäufen ein Vorkaufsrecht hatte. Die Kossäten, d. h. die Ansiedler, die nur einzelne Gärten oder kleine Ackerstücke erhielten, zahlten dafür einen geringen Zins und leisteten genau abgemessene Handdienste. Der Bauernstand in der Mark besaß also unvergleichlich mehr Recht und Freiheit als die Bauern im übrigen Deutschland, die großenteils in Leibeigenschaft schmachteten. Mit der Freiheit aber erzeugte der Fleiß bald eine gewisse Behäbigkeit.

Der Wohlstand ihrer deutschen Nachbarn reizte dann die wendischen Bauern, es jenen gleich zu thun. Sie erwarben sich an vielen Stellen dieselbe Verfassung des Gemeinwesens und nahmen dann um so leichter auch deutsche Sitten und Weisen an. Mit ihrer Freiheit und ihrem Glauben hatten sie die stärksten Pfeiler ihres Volkstums stürzen sehen; und mit dem Vertrauen verloren sie auch die Liebe dazu; das Fremde, Neue schien ersprießlicher. So verschmolzen sie allmählich mit den Deutschen zu einem Volke. Die Germanisirung erstreckte sich bis in die Pflanzenwelt der Mark; denn auch neue Gewächse brachten die Einwanderer mit, den Krapp, den Hopfen, vom Rhein her die Weinrebe und manche andere nützliche Pflanze; viele einheimischen veredelten sie. Selbst die slawischen Namen vieler Ortschaften wurden mit deutschen vertauscht; wo sie blieben, erinnerte später nur hie und da ein eigentümlicher Brauch noch an das alte Wendentum. An anderen Orten dagegen erhielt sich dasselbe eine geraume Zeit; namentlich in den Fischerdörfern, den sogenannten „Kietzen", deren Bevölkerung darum auch in tiefer Verachtung stand. Am längsten beharrte die wendische Sprache; auf dem platten Lande ist sie noch im sechzehnten Jahrhundert häufiger als die deutsche gewesen; in einem Teil der Lausitz hört man sie noch heute.

Auf ganz ähnliche Weise wie bei der Anlegung von Dörfern verfuhr man bei der Gründung neuer oder der Umwandlung vorhandener slawischer Städte in deutsche. Ein oder mehrere Unternehmer kauften vom Markgrafen ein Gebiet von 100—300 Hufen, das sie in der Regel der Feldmark eines schon bestehenden Ortes hinzufügten. Ein Stück davon bekam der Hauptunternehmer vorweg für sich als freies Erbeigentum, dazu das erbliche Amt eines Stadt- oder Lehnschulzen, mit welchem, wie bei den Dorfschulzen, mancherlei Vorrechte verbunden waren. Die übrigen Stücke verteilte er an deutsche Ansiedler, die nun ihre Häuser und Buden darauf anlegten. Das Rathaus, das Kaufhaus und andere Kramläden hatte der Stadtschulze zu erbauen, dem es auch zukam, die Stadt mit Wall und Graben zu umziehen. Die Befestigungswerke waren anfangs wie die Häuser nur von Holz; erst seit 1250 er-

hielten die Städte steinerne Mauern und Türme. Mit Ausnahme des Schulzen hatte jeder Eigentümer für sein Grundstück einen Zins zu zahlen, von welchem ein Drittel an den Schulzen, zwei an den Landesherrn fielen. Dieselbe Teilung geschah bei den Gerichtsgefällen, denn der Stadtschulze war zugleich erblicher Stadtrichter.

Die Angelegenheiten der Stadt, insbesondere die Polizei, die Marktsachen und das Gemeindegut verwaltete ein Rat aus 12 Personen, die von der Gemeinde gewählt wurden, und von denen alljährlich ein Teil ausschied. Über die Ratsherren hatte nur der Markgraf, über die Bürger der Stadtrichter die Gerichtsbarkeit, die in den Schöffengerichten ausgeübt ward. Alle Bürger waren frei und wehrhaft; sie selber hatten ihre Stadt zu schützen und führten daher die Waffen eben so gut wie ihr Handwerkszeug. Sie konnten im Notfall ihren Anteil an den Rechten, welche die Bevölkerung der Mark besaß, gegen jedermann verteidigen.

Es gab in Deutschland verschiedene Überlieferungen des Rechts, hier galt fränkisches Recht, dort flämisches, magdeburger oder lübisches; in der Mark, deren Gründung ja von Sachsen geschah, herrschte sächsisches Recht. Aber ein und dasselbe galt nicht für alle und jeden, vielmehr richtete sich jeder Stand nach seinem besonderen Herkommen; die Städter nach Stadtrecht, wie die Bauern nach Landrecht und die Vasallen nach Lehnsrecht. Alle diese rechtlichen Gewohnheiten sächsischer Weise wurden erst in den Jahren 1215—1233 vollständig aufgeschrieben, und zwar von dem Ritter Eike von Repgow, in einem Rechtsbuche, welches der „Sachsenspiegel“ heißt. Da konnten die Schöffen sich Rats erholen, wenn ihnen ein seltener Rechtsfall vorkam. Für gewöhnlich hatten sie das Recht im Kopfe; in einfachen, schlichten Satzungen erbte es durch mündliche Überlieferung von Vater auf Sohn. Öffentlich vor aller Augen saßen sie zu Gericht, der Richter und die Schöffen; unter Gottes freiem Himmel. Der Richter war der Schulze; die Schöffen, gewöhnlich 7 oder 12, gewählte Grundbesitzer; die Zeit der helle Mittag; der Ort im Dorf auf der Feldmark, in der Stadt vor dem Rathause. Ringsum stand das Volk — der „Umstand“ — nur durch eine Schnur von dem Gerichtsplatz geschieden. Saßen die Schöffen, und hatte der Richter sein Haupt bedeckt und den Gerichtsstab vor sich gelegt, so trat der Anwalt des Klägers, der „Vorsprech“, in den Ring und brachte seine Sache vor. Darauf wurden die Zeugen verhört, und nun hatten die Schöffen das Urteil zu finden, wobei manchmal, wenn sie keine rechte Entscheidung wußten, die Ansicht des Umstands, als öffentliche Meinung, den Ausschlag gab. Der Richter verkündete ihr Urteil und sorgte, daß es vollzogen ward. Die Strafen bestanden je nach der Schwere des Verbrechens in Geldbuße oder dem Verlust eines Gliedes oder des Lebens, für schimpf-

liche Vergehungen in Staupenschlag oder Brandmarkung. Beruhigte sich jemand bei dem Urteile nicht, so konnte er das Urteil „schelten", d. h. Berufung an einen höheren Gerichtsstuhl einlegen; ein Weg, der freilich viel Zeit und Geld kostete. Als solche höhere Rechtsquellen galten die Schöppengerichte zu Stendal, Salzwedel, besonders aber zu Brandenburg, ferner das markgräfliche Hofgericht zu Tangermünde. Selbst von diesem konnte man sich noch auf das kaiserliche Reichsgericht berufen. Ursprünglich stand die oberste Gerichtsbarkeit in der Mark, namentlich über Blutsachen — der sogenannte „Blutbann" —, nur dem Markgrafen zu; er gebot ja hier anstatt des Kaisers und wie ein Landesfürst. Er übte dieselbe entweder persönlich aus — als Vorsitzer des „Hofgerichts" — oder durch Vögte, die den Landgerichten, durch die Lehnschulzen, die den Stadtgerichten vorsaßen. Kleinere Rechtshändel schlichteten die Gemeinden in ihren Gerichtssitzungen ganz selbständig. Mit der Zeit aber kam an diese auch das Obergericht, und namentlich die Städte erkauften vom Fürsten den Blutbann; zum Zeichen davon stand dann neben dem Rathause eine „Rolandssäule", ein steinernes Bild mit einem bloßen Schwerte in der Hand, ein Symbol, welches vielleicht eigentlich auf das „Rotland", d. i. auf die rote Erde, den Ort des Blutgerichts, weisen sollte.

Für die Städte der Mark galt allgemein das Recht und die Verfassung der Stadt Brandenburg, welche wiederum ihr Stadtrecht dem magdeburgischen nachgebildet hatte. Danach konnte jeder Bürger, der erblichen Grundbesitz hatte, in den Rat gewählt werden, also an der Verwaltung der Stadt teilnehmen. Es bildete sich aber allmählich ein Unterschied zwischen den reichen und den armen Bürgern; zu jenen gehörten die größeren Grundbesitzer und die wohlhabenden Kaufleute und Gewandschneider oder Tuchhändler; zu den anderen die kleinen Ackerbürger und die meisten Handwerker. Es kam nun der Mißbrauch auf, daß nur die Reichen den Rat besetzten und so die ganze Gemeinde beherrschten. Beim Aufblühen des Verkehrs, des Handels und Wandels nahmen indes die Handwerker an Zahl und Wohlstand rasch zu, begannen sich zu fühlen und wollten sich jene Zurücksetzung nicht gefallen lassen. Ihre Innungen, Gilden und Gewerke eröffneten um die Besetzung der Ratsstellen einen Kampf mit den reichen Geschlechtern, der Jahrhunderte gewährt hat. Namentlich die vier vornehmsten Gewerke, die Fleischer, Bäcker, Schuster und Wollenweber, die „Viergewerke", machten den reichen Altbürgern viel zu schaffen. Gegen den äußeren Feind waren doch alle einig.

Es gab in den Städten Raum und Sicherheit für jede Thätigkeit, einen Markt für jede Ware; aus dem Kleinhandel erwuchs mit der Zeit der Großhandel, der wieder den Gewerben mächtig emporhalf; und die Wohlhabenheit gebar dann die Kunst und die Bildung. Diesen Segen

verbreitete das deutsche Bürgertum überall, wo es sich damals festsetzte, in Pommern, Schlesien, Preußen, wie in der Mark. Auch waren alle deutschen Städte in den genannten Ländern einander ähnlich in Recht und Verfassung, und der Verkehr zwischen ihnen brachte das Verwandte in noch engere Verbindung. Denn ihr Handel war bereits sehr rege. Der Reichtum des Ostens an nützlichen Naturerzeugnissen lockte den Kaufmann, sie gegen die Kunstwerke des gebildeten Westens einzutauschen. Die Mark lieferte dazu hauptsächlich Tuch, Leinwand, Hopfen, Waid (zum Färben der Tücher), ferner Talg, Speck, Schinken, Honig, Wachs, Getreide, Bretter; empfing von Pommern besonders Heringe, die damals an der pommerschen Küste so starken Zug hatten, daß man sie bisweilen im eigentlichen Sinne des Worts mit Händen greifen konnte; von Preußen Bernstein, von Polen und Rußland Pelzwerk, von Halle Salz. Der Gewinn dieses Handels wurde freilich durch die Unsicherheit mancher Straßen, noch mehr durch allerlei Zölle zu Lande und zu Wasser vielfach geschmälert. Um diese und ähnliche Hindernisse zu beseitigen und sich gegen gemeinsame Feinde besser zu schützen, traten schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts manche märkische Städte dem Hansabunde bei, welcher, 1241 von Lübeck und Hamburg gestiftet, in kurzer Zeit die meisten Städte Norddeutschlands vereinigte. Die märkischen bildeten darin mit den mecklenburgischen, pommerschen, schlesischen zusammen das sogenannte wendische Quartier, dessen Haupt das mächtige Lübeck war.

Noch blieb der Handel zum größten Teile Tauschhandel, aber das Geld begann bereits auch bei ihm eine Rolle zu spielen. Man rechnete nach Marken, Schillingen, Pfennigen. Die Mark wog ursprünglich ein Pfund, und das Pfund Silber wurde zu 240, das Pfund Gold zu 960 Pfennigen ausgeprägt. 12 Pfennige machten einen Schilling aus. Das Gold hatte den zwölffachen Wert des Silbers. Also waren ein Silberpfennig gleich 35 Pfennig unseres Geldes, ein Goldpfennig oder ein Silberschilling gleich 4 Mk. 20 Pf., ein Goldschilling gleich 44 Mk. 40 Pf., die Mark Silbers (die später nur die Hälfte, nur 16 Lot wog) gleich 84 Mk., wobei aber nicht zu übersehen ist, daß das Geld damals dreimal mehr Wert hatte als heute. Es war knapper vorhanden, und es auf Zinsen zu leihen galt für verdammlichen Wucher. Man gestattete ihn nur den Juden, die, wie man meinte, ohnehin in die Hölle kämen. Dieses Volk, frühzeitig in Deutschland eingewandert, lebte hier wie überall zerstreut unter den Christen und in großer Verachtung; doch wurde es reich durch Kleinhandel und Geldgeschäfte. Aber der Reichtum der Juden vermehrte noch den Haß, den ihr Glaube und ihre Absonderung ihnen zugezogen; oft rettete sie nur der Schutz des Landesherrn. Denn sie gehörten dem Könige als dessen „Kammerknechte“ und mußten ein starkes Schutzgeld zahlen, an vielen Orten auch in besonderen „Judenvierteln“

wohnen. Ohne Ehrenrechte, oft ihres Geldes beraubt und verjagt, kehrten sie doch immer wieder und entschädigten sich für alle Verluste durch desto rührigeren Handel und Wucher. In der Mark hatten sie noch die erträglichste Stellung; in einzelnen Städten durften sie sogar Bürger werden und Häuser besitzen, wenn auch nur in besonderen Stadtteilen. Doch waren ihnen auch hier gewisse Abzeichen und Kleider vorgeschrieben. Die Gerichtsbarkeit über sie hatte der Stadtrat, der gleich dem Markgrafen von ihnen ein Schutzgeld erhob.

Mit dem Fortschritt der Besiedelung und dem Wachstum der Kultur des Landes stieg natürlich auch dessen finanzielle Leistungsfähigkeit. Ohne bedrückt zu werden, brachte es dem Markgrafen sehr beträchtliche Einkünfte. Sie bestanden, außer dem Grundzinse, den gerichtlichen Bußen und dem Münzregal, vorzüglich in dem Zehnten. Diese Abgabe gehörte zwar nach dem alten Rechte eigentlich den Bischöfen; da aber die brandenburgischen Markgrafen die Kirchensprengel von Havelberg und Brandenburg erst hatten den Wenden mit dem Schwerte wieder abgewinnen müssen, so beanspruchten sie von den Bischöfen auch einen Lohn dafür und zogen den Zehnten an sich. Derselbe wurde also von den Ackerbürgern und Bauern an sie geleistet, anfangs in natura, später statt der Garben und des Viehs in Geld. Auch die Wälder und Gewässer, bei den alten Deutschen ein Gemeingut, gehörten im Wendenlande nach dem Rechte der Eroberung dem Markgrafen. Für ihre Benutzung erhob er den „Holzpfennig", von den Fischern den „Kahnzins". Die Land- und die Wasserstraßen trugen ihm mancherlei Warenzölle. Diese festen Einnahmen reichten indes nicht hin; die unaufhörlichen Kriege, die Stiftung und Ausstattung von Kirchen und Klöstern, die Pracht des Hofstaats kosteten viel Geld. Um nun auf einmal größere Summen zu bekommen, verpfändeten oder verkauften die Markgrafen oft ihre Einkünfte für ein Pauschquantum an Städte oder Private. Noch lieber wandten sie sich bittweise an das Land, beriefen, wie es überall in Deutschland Sitte war, als dessen Vertreter die drei Stände, nämlich die hohe Geistlichkeit, den Lehnsadel und die städtischen Behörden, zu einem Landtag zusammen und stellten ihre Not vor. Die Geldsumme, welche die Stände darauf bewilligten, hieß zum Zeichen, daß sie freiwillig gegeben ward, Bede (Bitte). Die Markgrafen kamen aber mit ihren Beden so oft, daß die Vasallen und Städte im Jahre 1280 mit ihnen diese Abgaben ein für allemal regelten; das platte Land zahlte danach für jede Hufe guten Ackers jährlich zwei Schillinge; ebenso gaben die Städte jährlich eine bestimmte Summe.

Einen großen Teil der markgräflichen Einnahmen verschlangen die Höflinge, die Dienerschaft des Markgrafen. Sie war sehr zahlreich; denn obwohl der Dienstmann oder Ministeriale durch den Hofdienst seine

persönliche Freiheit einbüßte, so drängte sich der Adel doch zu dieser Stellung. Ein fürstlicher Dienstmann genoß nämlich sehr viele und große Vorteile. Für geringe Mühe — etwa ein paar Monate im Jahre eins der markgräflichen Schlösser verwalten zu helfen oder dem Fürsten persönliche Handreichungen zu leisten — erhielt er ein Hoflehen, entweder ein Grundstück oder gewisse Landeseinkünfte, zum Lohn. Und dann, war nicht das Hofgesinde immer um den Fürsten? bildete es nicht seine Ratgeber? Es hatte also viel Ansehen und Einfluß im Staate; es konnte sich auch bei der Verwaltung der Ämter und besonders beim Einziehen der Steuern leicht bereichern. So geschah es in der That, daß die Ministerialen gewöhnlich bald sehr wohlhabend wurden; viele erkauften sich dann von ihrem Herrn die Freiheit und hießen „Freiherren", gleich anderen adligen oder bäuerlichen Besitzern. Aus solchen Hofdienern ist der größte Teil des heutigen Adels in der Mark, wie im übrigen Deutschland entstanden. Die obersten Ministerialen waren der Truchseß (Droste) oder Küchenmeister, der Schenk oder Kellermeister, der Marschall, der die Aufsicht über die Pferde und Waffen führte, und der Kämmerer. Der letztere hatte das wichtigste Amt; denn er sorgte nicht bloß für Wohnung und Kleider des Fürsten, sondern war auch dessen Schatzmeister, nahm daher manchen Anteil an den Regierungsgeschäften, zu denen ja vorzüglich auch die Geldsachen gehörten. Die Schreibereien wurden von den Hofkapellanen und Hofnotaren besorgt. Andere Beamte waren die Schloßvögte und Hauptleute, geringer die Heidereiter oder Forstmeister, die Landreiter oder Steuereinnehmer, die Münz- und die Mühlenmeister.

Oberster Kriegsherr und oberster Richter, Stellvertreter eines Kaisers, der nie in das Land kam, im Besitz einer Macht, die immerfort wuchs, konnte der Markgraf den Seinigen wohl wie ein König erscheinen. Auch darin glich er dem höchsten Gewalthaber, an dessen Stelle er hier stand, daß er in der Mark, wie jener im deutschen Reich, überall umherzog und nach dem Rechten sah. Eine feste markgräfliche Residenz gab es nicht. Die Stadt Brandenburg war zwar die vornehmste, gleichsam die Mutter der anderen märkischen Städte im Osten der Elbe, von ihr hatten sie ihre Verfassung, wie das Land den Namen. Auch war sie im Jahre 1170 auf einem von Otto I. zu Havelberg gehaltenen „Botdinge" oder Gerichtslandtag feierlich zur Hauptstadt der ganzen Mark erklärt worden. Aber die Markgrafen nahmen in ihr doch nur zuweilen Wohnung; sie erschienen mit ihrem zahlreichen Gefolge bald hier, bald da auf den einzelnen Hofstätten, den Schlössern, deren sie eine große Menge besaßen. Auch die Klöster mußten ihnen oft Herberge und Bewirtung geben.

Neben diesem vielgliedrigen Leben der weltlichen Stände kam die Geistlichkeit in der Mark nicht ganz zu der Bedeutung, welche sie anderwärts hatte. Hier war die landesherrliche Gewalt des Fürsten von An-

fang an so festgegründet, daß die Macht der Bischöfe, die von jenen erst eingeführt worden, sich mit ihr nicht messen konnte. Die Bischöfe blieben für ihre weltlichen Besitzungen dem Markgrafen verpflichtet, der es auch in seiner Hand hatte, ihre Einkünfte und Güter zu beeinträchtigen oder zu vermehren. Eine andere Schranke fand der Bischof an seinem Domkapitel, der Beamtenschaft des Hochstifts; dazu gehörten der Dompropst und mehrere Domherren, unter denen der Küster (Aufseher der Kirchengebäude), der Kellermeister, Schulmeister, Spittelmeister die vornehmsten waren. Das Domkapitel wählte den Bischof und nahm an der Verwaltung des Kirchengutes teil. Die Kirche war reich; auf dem Todbette vermachte ihr so mancher, seine Seele zu retten, den besten Teil seiner irdischen Habe. Viele Schenkungen wurden bestimmten Zwecken, zu Seelenmessen, der Krankenpflege, dem Schulunterricht, gewidmet.

Die Klöster in der Mark gehörten meistens den Orden der Prämonstratenser und der Cistercienser an; sie machten sich um die Bekehrung, die letzteren auch um den Landbau hoch verdient. Weniger nützten die Franziskaner und Dominikaner. Sie waren später eingewandert (seit 1252) und nährten sich ihrer Ordensregel gemäß vom Betteln. Daher wohnten sie fast nur in Städten, — die Franziskaner oder Graumönche besonders in Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Berlin, Prenzlau; die Dominikaner oder Schwarzmönche in Seehausen, Köln, Ruppin u. a. Jene zeichneten sich durch volkstümliche Beredsamkeit, die freilich oft in Roheit und Gemeinheit verkam, diese durch eine gewisse Gelehrsamkeit aus. Vornehmer waren die Rittermönche, die Templer (z. B. in Tempelhof), die Johanniter, die Deutschherren, die letzteren sehr wenig vertreten.

Mit dem Wachstum der Städte und Dörfer mehrte sich gleichzeitig die Zahl der Kirchen und ihrer Priester, der Pfarrer, Vikare und Meßpriester, die zusammen den Stand der „Weltgeistlichkeit" ausmachten. Am zahlreichsten waren die Meßpriester. Denn jeder, der es konnte, ließ gern für sein oder der Seinigen Seelenheil Messe lesen; selten fehlte in einem Testamente eine Schenkung zu diesem Behufe. Der kirchliche Sinn der Zeit liebte überhaupt äußerliche Zeichen der Frömmigkeit. Zahllose Heilige wurden verehrt, und jeder hatte seinen besonderen Festtag, an dem man ihn feierte, so daß es im Jahre mehr Fest- als Werkeltage gab.

Um die Gelehrsamkeit und Bildung der Geistlichkeit, daher auch um das Schulwesen in der Mark sah es im ganzen übel aus, hauptsächlich wohl, weil hier Benediktiner fehlten. Nur wenige Klöster, am ersten noch die Nonnenklöster, enthielten Schulen und Bibliotheken. Mehr geistige Thätigkeit war an den Höfen der Markgrafen zu finden; hier pflegte man auch die Dichtkunst, welche in Süddeutschland damals die schönsten Blüten trieb. Die Zunge des Minnegesanges war denn auch das

Oberdeutsche (oder Hochdeutsche). Sonst herrschte in der Mark allgemein die niedersächsische Mundart, von welcher das heutige Plattdeutsch abstammt.

Brandenburgs Zerrüttung.

Kaum erscholl die Nachricht von Waldemars Tode, da fielen von allen Seiten die benachbarten Fürsten wie Raubtiere in das verwaiste Land; jeder griff zu und nahm an Rechten und Gütern, was ihm zunächst lag, unter guten oder schlechten Vorwänden. Die Mecklenburger rissen die Priegnitz und ein Stück der Uckermark an sich, die Pommern nahmen die übrige Uckermark und das westliche Pomerellen, der Herzog von Glogau zog Krossen, Züllichau, Schwiebus ein, der König von Böhmen die Oberlausitz. Um den Rest stritten sich andere; namentlich erhoben die den Ballenstädtern verwandten askanischen Fürsten von Anhalt und Sachsen Anspruch auf das Erbe. Auch die Großen unter den Märkern selbst suchten im Trüben zu fischen, überall war Unordnung und Zwiespalt.' Gerade jetzt hätte die Mark des Kaisers bedurft. Aber es traf sich, daß im Reiche eine ähnliche Anarchie herrschte; dort stritten zwei Gegenkaiser um die Krone, der Baiernherzog Ludwig von Wittelsbach und Herzog Friedrich von Oesterreich. Endlich siegte der Baier, und die Schlacht bei Mühldorf entschied auch das Schicksal der Mark und endete deren Interregnum. Der Kaiser zog sie als erledigtes Reichslehen ein und belehnte damit im Jahre 1323 seinen älteren Sohn Ludwig. So gelangte hier nun das wittelsbachische Haus zur Herrschaft. Aber es brachte nur neues Unheil her. Brandenburg ward, wie es Nebenländern zu geschehen pflegt, fremden Interessen untergeordnet und hat durch die Fehler und Unfälle der bairischen Politik schwer gelitten, ohne aus deren Erfolgen Nutzen zu ziehen.

Der neue Markgraf war minderjährig und stand unter der Vormundschaft des Kaisers; als dieser nun in einen erbitterten Streit mit dem Papste geriet, da fiel Roms Bannstrahl auf Vater und Sohn, und der Streit der Welfen und Gibellinen, der Päpstlichen und Kaiserlichen, der Deutschland und Italien verheerte, ergriff auch die Marken; zu den Fehden mit den Nachbarfürsten kam noch der innere Parteikampf. Zugleich brachen auf den Ruf des Papstes (1325) die Polen ins Land und verwüsteten wie Türken und Tataren mit Mord und Brand die deutsche Pflanzung bis zur Oder. Jammernd flüchteten die unglücklichen Neumärker, so viele ihrer den wilden Horden entronnen waren, über den Fluß in die Städte der Mittelmark. Auch nach Berlin kam ein Zug dieser Armen, deren Elend eine furchtbare Anklage gegen den unchristlichen Papst war. Der Anblick entflammte die Berliner zur Wut; sie rotteten

sich zusammen, schlugen einen besonders verhaßten Führer der Päpstlichen, der gerade in ihrer Stadt verweilte, den Propst Nikolaus von Bernau, tot und verbrannten die Leiche auf dem Platze des Hochgerichts, auf dem Neuen-Markte. Dafür verhängte der Papst über die Städte Berlin und Köln das Interdikt: aller Gottesdienst hörte hier also auf; Jahre lang ertönte hier keine Kirchenglocke, ohne Sang und Klang fuhren die Toten ins Grab, ohne priesterlichen Segen traten die Brautleute in die Ehe, ohne Taufe die Kinder ins Leben. Mit schwerem Gelde ward dann (1335) der Papst versöhnt; ein besonderer Altar in der Marienkirche, wo immer Seelenmessen für den Erschlagenen gehalten wurden, am Orte der Blutthat ein steinernes Kreuz mit einer ewigen Lampe erinnerten noch die Nachkommen an den wilden Zorn der Väter und an die Rache der Kirche.

Auch die Frankfurter verfielen dem Bann und Interdikt. Denn als sie die polnischen Mordbrenner verjagt hatten, zerstörten sie dem Bischof von Lebus, der jene gerufen, Haus und Kirche, steckten ihn ins Gefängnis und vertrieben alle Priester, die es mit Rom hielten. Um des Papstes Flüche kümmerten sie sich wenig; erst nach 28 Jahren (1354) lösten sie Bann und Interdikt durch Geld ab.

Der schändliche Mißbrauch, den der Papst mit seiner geistlichen Macht trieb, öffnete auch anderwärts vielen Leuten die Augen. Die öffentliche Meinung in Deutschland, bisher sehr geteilt, wandte sich jetzt einmütig gegen ihn. Die großen Reichsfürsten, denen nach dem Herkommen die Wahl des Kaisers zukam, erklärten im Kurvereine zu Rense (1338) feierlich, daß der Papst sich in die staatlichen Angelegenheiten des Reiches nicht zu mischen habe. Dasselbe verkündeten dem Volke auf dem Lande und in den Städten die Franziskaner, die, gerade mit Rom zerfallen, der öffentlichen Meinung jetzt als wirksamste Wortführer dienten. Kaiser Ludwig atmete freier auf; auch der Markgraf kam wieder zu größerem Ansehn, wenn er auch einen Teil ihres Raubes den Nachbarn lassen mußte. Aber bald entzündete die Ländersucht der Wittelsbacher einen neuen Bürgerkrieg in Deutschland, der auch der Mark wieder tiefe Wunden schlug. Mit Hilfe der Luxemburger, damals des mächtigsten unter den deutschen Fürstenhäusern, das in Lothringen reich begütert war und über Böhmen herrschte, hatte einst Ludwig der Baier den Kaiserthron bestiegen; jetzt vergalt er ihnen schlecht. Er entriß ihnen Tirol, indem er 1342 die Erbin dieses Landes, Margarete Maultasch*), die mit dem jungen Johann von Luxemburg eine unglückliche Ehe führte, von ihrem Gatten schied und an seinen Sohn, den Markgrafen, verheiratete. Da spaltete der Bannstrahl des Papstes Deutschland aber-

*) So genannt nach ihrem Geburtsort, einem Schloß in Tirol.

mals in zwei Heerlager, und die Luxemburger erhoben offenen Aufruhr. Böhmische Heere verwüsteten nun die Mark, die ohne Nutzen 20000 Mark Silbers als Ersatz für Tirol opferte. Endlich stürzte gar ein jäher Tod den Kaiser vom Throne (1347), und die deutsche Krone, die ihm Karl von Luxemburg nicht hatte abringen können, fiel diesem jetzt von selber zu. Ein anderes, noch weit weniger erwartetes Ereignis, ein wahres Wunder, stieß bald darauf auch in der Mark die wittelsbachische Herrschaft um.

Markgraf Ludwig I. „der Ältere" (1323—1351), hatte die Liebe der Brandenburger nie gewonnen. Er war ein stolzer Herr, der ihnen unfreundlich begegnete und bei jeder Gelegenheit zeigte, wie hoch er Baiern und Tirol und wie gering er die Mark schätzte. Selten weilte er unter ihnen, und wenn er kam, so mochte er ihre Klagen und Anliegen nicht hören; aber immer forderte er Geld und verwendete, was er erhielt, fast nur zu seinem eigenen Nutzen. War ein Hofamt, eine Vogtei, zu vergeben, so bekam es ein Baier oder Tiroler; der märkische Adel mußte zurückstehen. Wären nun wenigstens die Angelegenheiten des Staates gut gegangen; aber Ludwig griff alles halb an, er war leichtsinnig, sorglos, ohne Ausdauer und Thatkraft; so konnte unter seinen Händen nichts gedeihen. Vier und zwanzig Jahre hatte er nun die Markgrafschaft inne, und was hatte er geleistet? Das Land war zerstückelt, verpfändet, ganze Gebiete — die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen an Meißen, die Oberlausitz an Böhmen, andere Teile an Mecklenburg und Pommern verloren; auch die Ehren des Staats verkürzt; hatte er doch, von den Pommern mehrmals besiegt, zuletzt auf die Lehnshoheit über ihr Land verzichtet und sich mit der Anwartschaft begnügt. Und wie sah's im Innern des Landes aus! weite Strecken in den langen Fehden verödet, viele Dörfer und Ortschaften niedergebrannt, andere verschuldet und verarmt; auf den Landstraßen und in festen Schlössern verwegene Raubritter, das Faustrecht im Schwange, durch den Bann auch in der Kirche Verwüstung; überall Not und Aufregung. Wie anders war's zur Zeit der Väter unter den Ballenstädtern, unter dem glänzenden Waldemar; da war Brandenburg mächtig und angesehen, in Ruhe und Ordnung, Wohlstand und Glück. So seufzten sehnsüchtig die Märker. Da scholl urplötzlich, erst leise und unsicher, dann immer lauter und bestimmter eine wundersame Kunde durch das Land: Markgraf Waldemar, der Große und Gute, sei wieder da, sei nie gestorben und begraben, eine andere Leiche habe man zum Schein statt seiner in Chorin beigesetzt, er selbst aber sei heimlich eine Sünde zu büßen (weil er zu nahe mit seiner Frau verwandt gewesen) nach Jerusalem gepilgert und nun wieder gekommen, seine Märker von aller Not und allem Elend zu erretten. Der Erzbischof von Magdeburg und die askanischen Fürsten von Anhalt und

Sachsen bekräftigten es; sie führten einen bejahrten Mann mit sich in die Mark, der, im Frühling 1348 in Pilgertracht am Hofe des Erzbischofs zu Wollmirstädt erschienen, an seiner Gestalt und an einem Siegelringe als der echte Waldemar erkannt worden war, für den er sich ausgab. Das brandenburgische Volk jubelte hoch auf; mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel zog es ihm allerorten entgegen, den geliebten Herrn festlich einzuholen, und er seinerseits teilte überall als Landesfürst freigebig urkundliche Rechte und Freiheiten aus. Nur wenige Städte blieben dem Baiern treu, darunter Briezen, das Ludwig dafür durch den Namen Treuenbriezen ehrte. Wie fast die ganze Mark, so erklärten sich auch die benachbarten Fürsten für die Echtheit des gleichsam vom Himmel Gefallenen; niemand aber bereitwilliger als Kaiser Karl IV., der rastlose Feind der Wittelsbacher. Nachdem viele Fürsten und Ritter, auch solche, die einst dem Markgrafen Waldemar persönlich nahe gestanden, die Echtheit des Mannes beschworen, belehnte ihn der Kaiser mit der Mark und bedrohte alle diejenigen mit der Reichsacht, die Waldemar nicht anerkennen würden. Dafür trat dieser die Lausitz an Böhmen ab und setzte zugleich die Askanier zu seinen Erben in der Mark ein (Oktober 1348 im Lager zu Heinersdorf).

Vergebens behauptete die bairische Partei, es werde ein freches Gaukelspiel getrieben, man habe einen dem verstorbenen Markgrafen Waldemar ähnlichen Mann (es soll ein Müller aus Hundeluft bei Zerbst Namens Jakob Rehbock gewesen sein) zu diesem Betruge angestiftet. Mit seinen Einreden abgewiesen und unfähig mit den Waffen etwas auszurichten, suchte nun Ludwig den Gegnern in ähnlicher Weise beizukommen, als ihm geschehen war; er und seine Freunde stellten in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg einen Gegenkaiser auf. Dies wirkte. Günther starb zwar bald darauf, aber Karl IV. zog es doch vor, sich mit den gefährlichen Wittelsbachern auszusöhnen und bedachte sich keinen Augenblick, seinen Markgrafen Waldemar als Sühnopfer preiszugeben. Er erklärte, sich geirrt zu haben, und belehnte nun wieder (1350) Ludwig mit der Mark. Dieser fand indes an seinem wiedergewonnenen Besitztum noch weniger Freude als vordem, übergab es 1351 seinen Brüdern Ludwig II. und Otto und zog sich nach Baiern zurück.

Ludwig II. oder, wie er nach dem Orte seiner Geburt hieß, der „Römer“ (1351—1365) war von ernster, kräftiger Sinnesart; thätig und gewandt setzte er den Kampf gegen den falschen Waldemar fort, brachte die Fürsten von Pommern und Magdeburg durch Landabtretungen, den Herzog von Sachsen durch Geld auf seine Seite und nötigte so die Fürsten von Anhalt, die nun allein noch Waldemars Partei hielten, sich ebenfalls mit Geld abfinden zu lassen; Waldemar mußte auf die Mark verzichten

(1355). Er lebte seitdem in Dessau bei dem Fürsten von Anhalt; dort starb er auch und ward im fürstlichen Erbbegräbnis beigesetzt (1357). Ob er der falsche oder der rechte gewesen, das ist bis auf diesen Tag mit Sicherheit noch nicht ermittelt; wahrscheinlich aber, daß er ein Betrüger, ein Werkzeug Kaiser Karls gewesen. Jedenfalls hatte sein Auftreten die Leiden des unglücklichen Brandenburg nur vermehrt, der Parteiwut, dem Kriege, den Räubereien neue Nahrung gegeben und zuletzt nur den Nachbarn genützt. Den größten Gewinn machte dabei der Herrscher Böhmens, der zugleich das deutsche Kaisertum ausbeutete. Karl IV., so habsüchtig wie schlau, war mit der Lausitz, die er bis zum Jahre 1368 vollständig an sich brachte, noch bei weitem nicht zufrieden; er warf seine Netze auch nach der übrigen Mark aus. Es kam ihm dabei zu statten, daß die Wittelsbacher nicht, wie einst die Ballenstädter, fest zusammenhielten, vielmehr sich selbst durch Unfrieden schwächten. Der erste Zwist entbrannte unter ihnen, als der Kaiser durch die „goldene Bulle“ 1356 an Brandenburg eine Würde erteilte, die er dem Herzogtum Baiern versagte. Jenes Reichsgesetz — nach der goldenen Kapsel, die das Siegel der Urkunde enthielt, so benannt — ordnete Deutschlands staatliche Verfassung und hat ihr Jahrhunderte lang als wesentliche Grundlage gedient. Den Hauptinhalt der goldenen Bulle bildeten feste Bestimmungen über die Königswahl und über die Rechte und Pflichten der Kurfürsten. Die Kurwürde hatten danach folgende Fürsten: drei geistliche, die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, die zugleich Erzkanzler des Reichs waren, und vier weltliche, der Pfalzgraf vom Rhein (Erztruchseß), der Herzog von Sachsen-Wittenberg (Erzmarschall), der König von Böhmen (Erzmundschenk), der Markgraf von Brandenburg (Erzkämmerer). Diese sieben Säulen des Reichs erhielten den Rang vor allen übrigen deutschen Fürsten, ja sie sollten den fremden Königen an Würde gleich geachtet werden; aber sie wurden auch durch sehr wesentliche Vorrechte ausgezeichnet, denn sie bekamen die höchste Gerichtsbarkeit in ihren Ländern und unbeschränktes Recht über die Bergwerke, die Münze und die Juden. So fand ihre landesherrliche Gewalt gesetzliche Bestätigung und erheblichen Zuwachs, während der Kaiser, der nunmehr in den Kurfürstentümern nur noch wenig zu sagen hatte, die Reichssachen nur mit dem Beirat der Kurfürsten entscheiden durfte.

Die Eifersucht, welche die Rangerhöhung der brandenburgischen Wittelsbacher bei den bairischen erregte, dann nach Ludwigs des Älteren Tode (1361) ihren Hader über das Erbe benutzte der Böhme, um die Markgrafen so aufzuhetzen, daß sie 1363 in einem Erbvertrage die Anwartschaft auf das Land an ihn und nicht an Baiern erteilten. Zwei Jahre darauf starb Ludwig der Römer, und nun konnte Karl IV. seine Beute noch viel enger umstricken. Denn selten hat es einen schlafferen,

nichtsnutzigeren Fürsten gegeben, als Otto „der Faule“ war, der nun von 1365—73 in der Mark den Kurhut trug. Ein liederlicher Verschwender und Feind jeder Arbeit, gab er für Geld dem Kaiser seine eigenen und des Landes Interessen preis. Erst als dieser geradezu den rechtlichen wie den thatsächlichen Besitz der Mark forderte, schien sich der Faule zu ermannen; aber von einem starken böhmischen Heere angefallen, mußte er sich fügen. Im Vertrage zu Fürstenwalde 1373 trat er dem Kaiser und dessen Sohne Wenzel die Mark ab; dafür erhielten die Wittelsbacher von Karl IV: 500 000 Goldgulden (etwa 5 Millionen Mark), Otto der Faule außerdem einige Schlösser und Städte in der Oberpfalz nebst einem Jahrgehalt.

Die Brandenburger konnten froh sein, daß sie die bairische Herrschaft los waren; aber die neue, die luxemburgische, erwies sich bald noch schlimmer. Zwar, so lange Karl IV. (als Vormund des Markgrafen Wenzel) sie handhabte, ließ sie sich gut genug an. Er hatte, so verwerflich auch die Mittel waren, durch die er die Mark erwarb, doch einen wahren Beruf zum Herrschen; denn ein Land in Ordnung und Blüte zu bringen, das verstand er wie wenige. Er war kein Held, aber ein kluger Staatsmann und von vielseitiger Bildung, ein Freund der Wissenschaft und Kunst. Der Ehrgeiz seines Lebens war es, ein großes luxemburgisches Reich von der Adria bis zur Ostsee zu gründen, ein Ziel, dem er nun schon nahe stand. Denn außer der Lausitz und der Mark hatte er auch Schlesien mit seinem böhmisch-mährischen Reiche vereinigt. Aber seine Staaten sollten auch die glücklichsten, für das Wohl der Unterthanen am besten eingerichteten sein. Wie Böhmen unter seiner weisen Verwaltung bereits herrlich aufgeblüht war, so sollte es nun auch die Mark. Er ward ihr in der That ein rechter Landesvater. Mit seinem Erscheinen kehrte Friede und Ruhe zurück; der mächtige Kaiser schreckte den verwilderten Adel und die raubgierigen Nachbarn. Als Grundlage jeder geordneten Verwaltung ließ er ein „Landbuch der Mark“ anfertigen, in welchem alle Grundstücke, Erträge, Einkünfte, Abgaben und andere statistische Thatsachen verzeichnet waren; es ist noch jetzt vorhanden und ein schönes Denkmal seiner Ordnungsliebe. Sodann half er wenigstens den schreiendsten Mißbräuchen ab, er ließ die Wegelagerer an den Bäumen der Landstraße aufhängen, stellte die zerrüttete Rechtspflege wieder her, hob den Handel, dessen besonderer Freund er war, indem er die Schiffahrt auf der Elbe und Oder erleichterte. Diese beiden Flüsse, von der Natur schon zu Handelsstraßen geschaffen, ersah er sich als die Lebensadern seines Reiches. Sie stellten ihm die Verbindung mit der Ost- und Nordsee her. Für den einen Weg war Frankfurt a. O. der Hauptstapelplatz, für den andern sollte es Tangermünde an der Elbe sein. Hier hielt sich Karl am liebsten auf, wenn er

in die Mark kam; hier verewigte er sich auch durch glänzende Bauten, ein prächtiges Schloß, das Rathaus, eine Kirche, das Kollegiatstift. Mit der Hansa, besonders mit dem Haupte derselben, dem mächtigen Lübeck, knüpfte er den freundschaftlichsten Verkehr an; ein Handelsbund sollte Deutschland, zunächst den Osten, unter luxemburgischem Zepter vereinigen. Denn bei allem seinem Streben kam es ihm doch in erster Linie auf die Wohlfahrt und Größe seiner Dynastie an. Aber diese rastlose und nachdrückliche Thätigkeit für die Mark war fast nur wie ein Lichtblick durch Wolken, die sich rasch wieder zum alten Dunkel schlossen. Schon 1378 mit Karls IV. Tode endete die bessere Zeit, die unter der neuen Herrschaft anzubrechen schien.

Nach dem Willen des Verstorbenen kam nun das Hauptland, Böhmen, an Wenzel, die Mark an dessen Bruder Sigismund (1378 bis 1415). Er war noch ein Knabe, da er Kurfürst wurde. Wie er heranwuchs, zeigte er manche glänzende Eigenschaften. Sigismund war ein stattlicher Ritter, ein geistreicher Redner, immer voll hochfliegender Pläne, die er leidenschaftlich ergriff, aber bald wieder fallen ließ; stetiger ruhiger Sinn mangelte ihm; am wenigsten hatte er Lust und Talent, in geordneter maßvoller Thätigkeit ein Land glücklich zu machen. Nun gar die Mark mit ihren schweren Schäden aus der wittelsbachschen Zeit und ihren engen Grenzen; das schien ihm kein Feld, würdig seines Ehrgeizes. Ein großes Reich mit einer Königskrone, Polen oder Ungarn, am liebsten beide, erstrebte er. Durch Heirat ward er 1387 auch wirklich König von Ungarn, und nun kümmerte er sich um Brandenburg noch viel weniger. Er kam kaum je einmal dorthin, und dann nur um den Ständen Geld abzudringen oder einzelne Besitzungen zu verpfänden. Denn seine auswärtigen Unternehmungen und seine verschwenderische Hofhaltung kosteten ungeheure Summen. Zuletzt verpfändete er für 560000 Gulden selbst das Kurfürstentum an seinen Vetter, Jobst (Jodokus) von Mähren (1388—1411), der 1397 auch die Belehnung damit erhielt, und verkaufte 1402 für 140000 Gulden die Neumark an den deutschen Orden. Mit dem übrigen Brandenburg schaltete dann auf ähnliche Weise Jobst; er setzte Statthalter darüber, die thun mochten, was sie wollten und konnten, wofern sie ihm nur möglichst viel Geld herschafften. So verfielen denn die Schöpfungen Karls IV., ehe sie noch hatten recht Wurzel fassen können, und die alten Plagen — die Fehden mit den Nachbarn und das Faust- und Raubwesen des Adels — kamen ärger denn zuvor über das Land.

Bei einem solchen Regiment, wie es fast ein Jahrhundert lang durch Wittelsbacher und Luxemburger hier gehandhabt wurde, mußte die Mark äußerlich und innerlich verkümmern. Wenn sie nicht ganz zugrunde ging, wenn ihre Zustände, zum größten Teil entartet, doch in einigen

Beziehungen die Blüten aus der ballenstädtischen Zeit bewahrten, so war dies nicht das Verdienst jener Herrscher, sondern ihrer Vorgänger und des Volkes. Denn darauf beruhte der altdeutsche Staat, daß sich jede Gemeinde selber verwaltete, und der Landesherr nur die allgemeinen Angelegenheiten besorgte. Daher kam es, daß ein schlechter Fürst zwar den Staat als Ganzes sehr beschädigen konnte, das Leben der Teile aber darum noch nicht verdarb. Die Sonderwesen im Staate, vornehmlich die großen Vasallen und die Städte, schlossen sich, jedes in seinem Kreise, nur desto fester zusammen; ein jeder verwahrte sich gegen das Unwetter der Zeiten, so gut er konnte; und da ihm der Staat nicht half, so half er sich nach Kräften selber, oft auf Kosten des Ganzen oder schwächerer Staatsgenossen. So ging es auch in Brandenburg unter den wittelsbachschen und luxemburgschen Markgrafen. Da sie ihre Pflicht als Schützer der Einzelnen nicht erfüllten und die Mittel des Staats veruntreuten, so suchten die Stände ihnen möglichst wenig Macht in die Hände zu geben und an sich selber die landesherrliche Gewalt zu bringen, die doch ausgeübt werden mußte. Als Mittel dazu benutzten sie die stete Geldnot der Markgrafen. Willkürlich die Unterthanen zu besteuern, das betrachtete man nach alten deutschen Rechtsbegriffen als Raub; jede Steuer beruhte auf gegenseitiger Übereinkunft. Natürlich konnte es den Ständen nicht in den Sinn kommen, einem redlichen Fürsten für nötige und nützliche Zwecke die Geldbeihilfe zu versagen; aber den Wittelsbachern und Luxemburgern gegenüber, wie sie in der Mark wirtschafteten, hielt man den Geldbeutel fest. Da diese nun ohne immer neue Beden nicht bestehen konnten, so ließen sich die Stände für ihr Geld Rechte und Freiheiten bewilligen, welche die landesherrliche Gewalt ungemein beschränkten. Wurden die Forderungen zu arg, so verweigerten die Stände wohl auch kurzweg jede neue Steuer, wie auf dem Landtage zu Berlin 1345 geschah. Später (1355) setzten sie dem Markgrafen gar einen Rat, den sogenannten „Hofmeister", zur Seite, ohne dessen Zustimmung keine markgräfliche Verordnung Giltigkeit hatte. Wuchs so die Gewalt der Landstände, so mehrte sich in noch viel höherem Grade die Macht der Städte; denn sie hatten Geld genug, um sich Rechte zu erkaufen, und Waffen, um dieselben zu schützen. Fast alle landesherrlichen Befugnisse innerhalb ihrer Mauern brachten sie allmählich an sich, insbesondere die oberste Gerichtsbarkeit und das Münzrecht; sie erwarben sogar das Recht, den Markgrafen die Treue aufzusagen, falls sie von diesen ungesetzlicherweise beschädigt würden. Zuletzt hatten einzelne Städte, wie Berlin und Köln, gar Brief und Siegel darauf, daß ohne ihre Erlaubnis der Markgraf nicht mit bewaffnetem Gefolge in ihre Thore einziehen durfte.

So ein Bürgermeister von Berlin oder Brandenburg, Stendal,

Frankfurt u. s. w. herrschte über seine Stadt und über die Dörfer und Schlösser ringsum, die zu ihrem Weichbilde gehörten, gleichsam wie ein König; freilich nicht wie ein unbeschränkter; seine Maßregeln bedurften vielmehr der Zustimmung des Rates. Mit dem Schulzentitel war auch die Erblichkeit der Würde abgekommen; und der „Bürgermeister“ war es jetzt durch die Wahl des Rates, der ihn auf Lebenszeit einsetzte und mit großer Vollmacht betraute. In der Mitte des Jahrhunderts büßten die alten Geschlechter indes an ihrer Herrschaft viel ein; sie mußten den Gewerken, die immer drohender auftraten und selbst zu den Waffen griffen, allmählich nachgeben und neben dem eigentlichen kleineren Rat einen größeren sich bilden lassen, in welchem auch der Ausschuß der Viergewerke Platz nahm. Wie die wohlhabenden Zünfte sich dadurch einen Anteil an der Regierung errungen hatten, so setzte dann das geringe Volk durch, daß der Rat ohne Bewilligung der gesamten Gemeinde keine neue Steuer auflegen durfte.

Es gab im Mittelalter nicht Freiheit, sondern Freiheiten, nicht Recht, sondern Rechte: jeder Einzelne hatte gerade das Maß und die Art von Recht und Freiheit, die seinem Stande nach Sitte und Herkommen oder durch Vertrag mit andern Ständen zukam; der Sohn mußte werden, was der Vater war, und nur selten glückte es einem, sich über den Stand emporzuschwingen, in dem er geboren ward. Die Märker kannten es nicht anders. Kein Meister nahm z. B. einen Lehrling an, dessen Vater ein Schäfer oder Barbier, ein Bader, Zöllner, Pfeifer, Müller oder Wende war; alle diese galten für unehrlich, wie noch heute hie und da vom Volke die Scharfrichter betrachtet werden. So hatten die Bürger ihren Geburtsstolz ähnlich wie die Edelleute, die ihrerseits wiederum auf den Handwerker mit Verachtung herabsahen. Innerhalb seines Standes aber, in seinem besonderen Kreise, war jeder ungestört; da durfte ihm kein anderer, und wär's der Markgraf oder der Kaiser, hineingreifen. Jeder Stand hielt ängstlich auf seine Ehre; er erwartete nicht, daß man ihm mehr Ehre erwies, als ihm gebührte, diese aber forderte er in ihrem ganzen Umfange, wie er den andern die ihrige gab. Der Zunftzwang war streng, aber um ihrer Ehre willen sorgte die Zunft auch dafür, daß ihre Angehörigen die Ware ohne Tadel und ohne Überteuerung lieferten. Für diejenigen Gewerbe, auf denen der Großhandel einer Stadt beruhte, wie die Bierbrauerei in Salzwedel, die Tuchweberei in Stendal, ernannte hie und da auch der Rat einen aus seiner Mitte, um mit den Beschauern, welche die Zunft dazu bestellte, die Güte der Ware zu prüfen. Es geschah dann wohl, daß man das Bier auf die Bänke goß und sich darauf setzte; klebten die Beschauer beim Aufstehen fest, so hatte das Bier die Probe bestanden.

Was die Gewerbe in der Mark besonders förderte, war die Ver-



bindung, welche die meisten ihrer Städte mit der Hansa angeknüpft hatten. Denn nun erhielt der märkische Handel eine weitreichende Thätigkeit. Bis nach Nowgorod vertrieb er seine Ausfuhr, namentlich Tücher und Leinwand. Von dort holten die deutschen „Gäste", die Hansebrüder — es waren besonders Lübecker — die russischen Schätze, Zobel und Marderpelze, auch Erzeugnisse des fernen Indiens und Chinas, die auf Karawanen ans kaspische Meer, von da durch Genueser und Venezianer in die Wolga gebracht, dann nach Moskau und Nowgorod gekommen waren. Für Wollen- und Linnenwaren, für Salz und Heringe gab's da Seide und Baumwolle und kostbare Gewürze und Spezereien, als Ingwer, Safran, Pfeffer, Galgant, Kubeben. Neben den lübischen zeichneten sich besonders die breslauer Kaufleute durch weite Reisen aus, sie kamen bis in die große Tatarei und bis nach Venedig; aber auch die von Stettin, Danzig, Frankfurt, von Burg, Salzwedel, Berlin und anderen brandenburgischen Städten eiferten den unternehmenden Handelsherren von Lübeck nach. Gegen die Räuber schützte man sich, so gut es ging, durch bewaffnetes Geleit; gegen die Zollschranken, die überall auf den Gebieten der Fürsten und anderen Großen aufkamen, durch festes Zusammenhalten in Güte und Gewalt. So kam es, daß Handel und Gewerbe trotz der Ungunst der politischen Lage auch in der Mark noch gediehen, und der Wohlstand der Bürger zunahm. Sie thaten es in genußvoller Lebensweise schon den Adligen gleich und zuvor. Besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen wurde viel Aufwand getrieben, und die Üppigkeit griff so um sich, daß eigene Verordnungen gegen sie von der Obrigkeit erlassen werden mußten. Denn man war der Ansicht, ein jeder dürfe nur so viel Pracht treiben, als für seinen Stand sich schickte. Daher verbot z. B. der Berliner Magistrat (in einem Luxusgesetze vom Jahre 1335) den Bürgerfrauen, mehr als eine halbe Mark an Goldsachen oder Perlen, oder goldbrokatene oder mit kostbarem Zobel besetzte Kleider zu tragen; ebenso beschränkte er die Zahl der Gäste bei Hochzeiten auf 80, der Schüsseln auf 40, während bei Kindtaufen nur 6 Gäste und 3 Schüsseln gestattet wurden. Selbst der Einsatz beim Kegel- und Würfelspiel durfte eine gewisse Höhe (5 Schillinge*) nicht überschreiten.

Der Wohlstand der märkischen Städte erlitt indes gegen Ende des 14. Jahrhunderts die härtesten Stöße. Denn unter Sigismunds fahrlässigem Regiment konnte das alte Übel des Faustrechts und der Wegelagerei zur allgemeinsten, entsetzlichsten Landplage werden. Sie ging

*) Man rechnete noch nach Marken, Schillingen, Pfennigen; daneben kamen aber die böhmischen Groschen und die rheinischen Gulden auf. Jene, ursprünglich gleich 70 Pfennig unseres Geldes, sanken durch Münzverschlechterung allmählich auf den Wert von 27 Pf. und waren nur bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts üblich. Der Gulden (Goldstück) sank in derselben Weise von 10½ auf 7 Mark unseres Geldes.

zum Teil von den Nachbarn, zum Teil von verlaufenem Gesindel (den „Stellmeisern")*), hauptsächlich aber von dem märkischen Adel aus. Er hatte sich nie sehr durch ritterliches Thun ausgezeichnet; jetzt war er der verwildertste im ganzen deutschen Reich. Meist verarmt, beneidete er den Reichtum der Städte, verachtete aber die bürgerliche Thätigkeit, aus der dieser Wohlstand floß. Er wollte wohl ernten, aber nicht säen. Daher ergab er sich dem Raubwesen, und bald schien ihm des Adels Beruf in nichts anderem zu bestehen, als mit gewaffneter Hand den Städtern ihr Hab und Gut abzudringen. Auf allen Wegen und Stegen lauerten die Raubritter dem Kaufmann auf, warfen ihn nieder, nahmen sein Geld und seine Waren, schleppten auch ihn selbst auf ihre Burgen, um ihn dort so lange zu quälen, bis er sich mit neuen Opfern auslöste. Oder sie zogen in hellen Scharen vor die Städte, verwüsteten das Weichbild, plünderten die Dörfer, trieben Vieh und Gefangene mit sich fort. Hatten sie gar im raschen Überfall oder mit Hinterlist ein Städtchen erobert, so ward darin gehaust wie von Heiden und Wilden. Der Fürst war fern, der Statthalter ohnmächtig oder gar mit den Räubern im Bunde; es galt, sich selbst zu schützen. Der Nährstand kam nie zur Ruhe; aber in den Städten war er noch wehrhaft. Steckte der Wächter auf dem Wartturm die Fahne aus oder ein Licht, dann erschollen durch die Stadt die Sturmglocken, die Bürger stürzten mit Spießen und Schwertern aus den Häusern und auf den Markt; jede Innung unter ihren Altmeistern, voran das Stadtbanner, daneben die Geschlechter in schimmernder Rüstung hoch zu Roß, — so brachen sie aus dem Thore heraus, den Räubern die Beute wieder abzujagen; setzten oft selbst bis an das Raubnest nach, um die Burgmauern zu erstürmen, zu brechen. War dann die Burg geschleift, so zogen die Städter mit dem Geretteten jubelnd heim, und der gefangene Edelmann mußte seinerseits sich loskaufen, oder war's ein zu schlimmer Mordbrenner, so köpften sie ihn auf dem Markt. Dann schrie wieder die Ritterschaft Rache, und die Fehde ging von neuem los.

Keine Familie unter dem märkischen Adel trieb das Raubhandwerk so im großen wie die Quitzows. Dietrich von Quitzow saß auf Schloß Friesack, Hans, der jüngere Bruder, auf Plaue; außerdem hatten sie aber noch manche andere Burg im Havelland, und viele Ritter, wie die Rochows, Putlitz und Bredows hielten es mit ihnen. Sie konnten so viele Kriegsgesellen aufbringen, daß sie zuweilen sogar mit den benachbarten Fürsten auf eigene Hand Krieg führten. Aber am schwersten lastete ihr Arm auf ihren Landsleuten; sie waren der Schrecken des Bürgers und Bauern. Im Bunde mit dem Herzog von Pommern, dem Erzbischof von Magdeburg, den Grafen von Ruppin u. a., verheerten sie

*) Das heißt eigentlich Vogelfänger.

weit und breit die Mark; die Stadt Strausberg zerstörten sie (1402) so, daß sie hundert Jahre lang wüst lag. Größeres Unheil wehrten die Städte der Mittelmark ab; im Verein mit einigen Wohlgesinnten vom Adel brachten sie ein Heer zusammen, das unter Anführung des Ritters v. Manteuffel die Räuberbande schlug und Dietrich v. Quitzow gefangen nahm. Der Kurfürst Jobst ließ diesen indes wieder los, verzieh ihm auch dann, als derselbe den kurfürstlichen Statthalter verjagte; er sah dem Unwesen ruhig zu, weil die Quitzows den Raub mit ihm teilten. Er verkaufte ihnen sogar noch einige Burgen. Durch solche Macht wurde selbst manche ansehnliche Stadt eingeschüchtert und suchte ihre Feindschaft lieber mit Gold als mit Eisen abzuwehren; Berlin gab ihnen zu Ehren einmal ein Fest, auf welchem es mit Schmausereien, Saitenspiel und Lustbarkeiten aller Art hoch herging.

Immerhin konnten die festen Städte, zumal die größeren, sich wohl noch schützen; aber auf dem platten Lande trat eine gründliche Verschlimmerung der Dinge ein. Die zahlreichen freien Bauernschaften, die hier im 12. und 13. Jahrhundert entstanden waren, verloren den größten Teil ihres Wohlstandes und ihrer Freiheit. Durch die fortwährenden Fehden und Kriege war manches Dorf verödet oder doch verarmt; um so leichter fiel es in die Gewalt der adligen Nachbarn. Diese rissen an vielen Orten die Lehnschulzenämter und damit die Gerichtsbarkeit über die Bauern an sich und mißbrauchten dann ihren Einfluß, um sich auf Kosten derselben zu bereichern, oder sie nahmen den Dorfgemeinden geradezu Ländereien mit Gewalt fort. So wuchsen die Rittergüter, während die freien Bauernhöfe zusammenschrumpften. Selten gedieh freilich das ungerechte Gut. Denn immer mehr wandten sich die Adligen dem leichten Erwerb des Stegreifrittertums zu. Rasch war eine Fehde vom Zaun gebrochen und das Plündern begann. Aber das bald Gewonnene war durch Prassen und Spielen ebenso bald zerronnen, riß besser Errungenes, altes Besitztum mit sich, und die Armut hielt nun den Ritter, der sonst aus Übermut oder Habgier sich hinter die Hecke gelegt und auf die Beute gepaßt hatte, bei dem elenden Handwerke fest. Der vornehmen Räuber Beispiel entschuldigte die gemeinen Leute, die auch lieber ohne Arbeit satt wurden. So mehrte sich die Zahl der Räuber und Diebe. Da half die Härte der Strafgesetze nicht. Und doch war sie so grausam: griff man einen, der über drei Schillinge gestohlen, so ging's ihm an den Hals, er wurde hingerichtet; hatte er weniger genommen oder sonst ein kleines Vergehen verübt, so ging's ihm an Haut und Har, er ward gestäupt oder gebrandmarkt oder verstümmelt und mußte dann „Urfehde“ schwören, d. h. versprechen, sich wegen dieser Strafe nicht zu rächen, auch das Gebiet, wo er sie erlitten, nie wieder zu betreten. Nun war er ohne Heimat, den Ehrlosen nahm keine Gemeinde auf, er

schloß sich einem Raubritter an oder ging in den Wald unter die Stellmeiser und ward Räuber wie sie. Zuletzt war die Mark in ganz Deutschland so verrufen, daß man zu sagen pflegte, „wem etwas abhanden gekommen sei, der solle es nur in der Mark suchen."

Galten die märkischen Edelleute im Reich für arge Schelme, oder, wenn sie ehrlich lebten, für roh und bäurisch, so hatte auch die Geistlichkeit keinen guten Ruf. Sie war über die Maßen unwissend; viele Mönche und Priester konnten kaum lesen, geschweige denn schreiben. Darum waren auch die Klosterschulen, wo die reichen Bürgerkinder und adligen Junker unterrichtet wurden, im Durchschnitt bei weitem nicht so gut als heute unsere Dorfschulen. Ähnlich den fahrenden Schülern, die in Deutschland von Hochschule zu Hochschule zogen, trieben sich in der Mark junge Leute umher, „Bacchanten" genannt, die vorgaben, studiren zu wollen, sich indes mehr allerlei Kurzweil, als der Studien beflissen; kleinere Knaben, „ABC-Schützen", die sie als ihre Schüler mit sich führten, mußten für sie betteln. Leider war die Geistlichkeit, von der die anderen Stände doch alle höhere Bildung empfangen sollten, nicht bloß sehr unwissend, sondern zum großen Teil auch sehr unsittlich; beides nährte den Eifer, mit dem sie jeder Art von Aberglauben Vorschub that. Auch die Mark hatte durch sie einen berühmten Wallfahrtsort; seit 1383 wallfahrteten Hohe und Niedere von nah und fern nach Wilsnack, sich durch das „heilige Blut", das daselbst Wunder thun sollte, von Sünden und andern Übeln erlösen zu lassen. Manchmal nahm der religiöse Wahn eine bösartigere Gestalt an, zumal wenn ein großes allgemeines Unglück unerwartet hereinbrach, wie ein solches sich im Jahre 1348 ereignete. Erdbeben, Feuerschein am Himmel, schwere stinkende Dunstwolken erfüllten damals ganz Europa mit Schrecken; dann kam langsam, unentfliehbar, von Osten nach Westen hergezogen die Pest und lagerte sich über die Länder. Schwarze Beulen am Leibe waren das Zeichen, am dritten Tage folgte der Tod. In einem Jahre starb der dritte Teil der Menschheit. Da rissen im ungeheuern Entsetzen die heiligsten Bande, der Mann floh vor seinem Weibe, der Vater vor den Kindern, der Freund vor dem Freunde. Das letzte Gericht schien gekommen. Da stürzten sich die einen, das Leben noch auszukosten, so lange sie's hatten, in die wildesten Strudel des Genusses, in den tiefsten Abgrund der Sinnlichkeit. Andere wähnten, durch Abtötung des Fleisches Gottes Zorn zu versöhnen; Haufen von Schwärmern zogen durch das Land, die sich bis auf das Blut geißelten und, Bußlieder singend, schwere Kreuze mit sich schleppten. Das waren die „Geißelbrüder", die den „schwarzen Tod" abzuwenden meinten. Bald artete die Schwärmerei in Greuel jeder Art aus; die Geißler trieben Raub und Unzucht, bis sie von den Fürsten und Bischöfen unterdrückt wurden. Am schlimmsten fuhren in solchen

Zeiten die Juden; auch jetzt fiel der Pöbel wütend über sie her, weil sie die Krankheit durch Vergiftung der Brunnen hervorgerufen hätten. Viele Juden wurden samt ihren Häusern verbrannt, andere beraubt und ins Elend hinausgetrieben. So geschah es 1349 in der Mark wie in ganz Deutschland; erst im nächsten Jahre, als die Pest gewichen war, legte sich auch die Raserei der Menschen.

Der Schaden, den auch der Volkscharakter durch solche Ereignisse nahm, war groß, aber noch mehr verwilderten Geist und Gemüt durch die dauernden Übel, an denen die Mark unter den Wittelsbachern und Luxemburgern allzulange krankte, zumal durch das herrschende Räubertum; es entsittlichte alle Klassen der Gesellschaft, indem es die Begriffsverwirrung über Recht und Unrecht zur Gewohnheit, den Sieg der rohen Gewalt zur Regel machte. Schwach und wehrlos nach außen, zerrüttet im Innern, in diesem jammervollen Zustande war die Mark, als das 15. Jahrhundert anbrach. Wird es dem Lande den Retter bringen?

Zweites Buch.

Brandenburg unter den hohenzollerschen Kurfürsten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms d. Gr. (1415—1640).

Kurfürst Friedrich I.

Im Schwabenlande zwischen Neckar und Donau, nicht fern vom hohen Staufenberg, der die Stammburg der gefeiertsten unter den alten deutschen Kaisern trug, da liegt auch das Ahnenschloß der Hohenzollern, und ihr Name erscheint ziemlich zu gleicher Zeit mit den Staufen, nämlich 1061, zum ersten Mal in der Geschichte. Es war ein Grafengeschlecht, das dort auf dem Zollern hauste, angesehen und begütert bis zum Bodensee. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erwarb es auch in Franken Besitzungen, sowie die Burggrafschaft zu Nürnberg, und nun sonderte es sich durch eine Erbteilung (1218)*) in zwei Linien, die ältere, welche die fränkischen Güter nebst dem Burggrafentum, und die jüngere, welche den schwäbischen Besitz einnahm; von jener stammen die preußischen Könige, von dieser die Fürsten von Hohenzollern ab. Schon die Burggrafschaft gab den Zollern im Reiche einige Bedeutung, sie war ein wichtiges Amt; denn der kaiserliche Burggraf stand in seinem Bezirk anstatt des Kaisers, er verwaltete hier dessen Güter und Einkünfte, war auch für alle die weiten Landstriche, welche in Franken und Schwaben zur staufischen Hausmacht gehörten, der oberste Richter und Kriegsherr. So recht eigentlich zum Diener des Kaisers und Reichs bestellt, führten die Burggrafen von Nürnberg ihr hohes Amt mit unwandelbarer Treue. Nach dem Untergange der Hohenstaufen, denen sie stets am eifrigsten an-

---

*) Stillfried und Märker, hohenzollersche Forschungen, Berlin 1847, I. S. 112 ff.

gehangen, waren sie es, denen das Haus Habsburg seine Erhebung verdankte. Ihr Haupt, Burggraf Friedrich III., lenkte 1273 die Kaiserwahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg, seinen Schwager, und half demselben dann zu seinen größten Erfolgen, trug in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 die Sturmfahne des Reichs, überredete 1282 die Fürsten, daß sie das eroberte Österreich an die Söhne des Kaisers kommen ließen. Einen Dank erntete er dafür vom Hause Habsburg nicht, und sein Sohn verschaffte daher, insofern er einen Hauptanteil an dem Siege bei Mühldorf hatte, dem Wittelsbacher Ludwig den Kaiserthron.

Die hervorstechendsten Eigenschaften der Hohenzollern waren von jeher Klugheit, Tapferkeit und Wirtschaftlichkeit. Durch diese Tugenden, zum Teil auch durch eine Geldquelle, die aus ihren Bergwerken am Fichtelgebirge floß, vermehrten sie ihr Besitztum an Städten und Dörfern, Burgen und Wäldern in einem solchen Maße, daß Kaiser Karl IV. sie 1363 zu Reichsfürsten erhob. Seitdem standen sie auch gesetzlich den großen Fürstenfamilien gleich, die sie einst alle weit zu überragen bestimmt waren. Den ersten Schritt dazu thaten sie ebenfalls mit Hilfe eines Luxemburgers. Sigismund, König von Ungarn, hatte im Jahre 1410 das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht, er war deutscher Kaiser geworden; aber daß ihn ein Teil der Kurfürsten gewählt hatte, daß ihn im folgenden Jahre nach Jobsts Tode auch dessen Partei anerkannte, das verdankte er größtenteils den geschickten Bemühungen seines Freundes und Beraters, des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg; er beschloß, ihn dafür zu belohnen. Soeben (1411) war sein Vetter Jobst gestorben, und die Mark wieder an ihn heimgefallen, und nun kamen von deren Städten und Mannen Abgesandte zu ihm nach Ofen, wo er noch Hof hielt, und schilderten Brandenburgs Elend. Ihm schlug das Herz, wie er den Jammer hörte und bedachte, daß er allezeit wie ein Stiefvater an dem Lande gehandelt; aber er gestand sich, daß er jetzt unter der Last der kaiserlichen Geschäfte noch weniger als bisher dazu kommen würde, seine Pflicht gegen die Mark zu erfüllen. Ein so verwildertes Land wieder in Ordnung zu bringen, dazu bedurfte es eines klugen und starken Regenten, der sich ganz dieser Arbeit hingab. Als ein solcher mußte ihm sein Freund, der Burggraf, erscheinen. Friedrich besaß beträchtliche Geld- und Machtmittel — die zollersche Hausmacht in Franken umfaßte damals fast das ganze Gebiet der späteren Fürstentümer Ansbach und Baireuth, — aber noch größer war Friedrichs persönlicher Wert. Schon die äußere Erscheinung des Mannes wird von den Zeitgenossen gerühmt, seine männliche Schönheit, seine feinen Sitten; doch was ihn vornehmlich auszeichnete, war seine geistige Überlegenheit: sein scharfer Blick, der Menschen und Verhältnisse sofort durchschaute, die Besonnenheit und Gewandtheit, auch in den schwierigsten Lagen sich leicht zurecht zu finden und sie zu

bemeistern, endlich, damals selten genug, eine glänzende Bildung, genährt an den Dichtern und Geschichtschreibern in alten und neuen Sprachen. Kein Wunder, daß der geistreiche Kaiser die Freundschaft und den Rat eines solchen Mannes sehr hoch schätzte, den erprobten Gehilfen bei allen großen Ereignissen zum Beistand rief und auch jetzt zunächst an ihn dachte. Er betraute den Burggrafen Friedrich, um ihm seinen Dank und der Mark seine Pflicht zu leisten, mit dem schweren, aber ehrenvollen Amte eines Statthalters in Brandenburg, und indem er sich ihm für 150 000 Goldgulden verschuldet*) erklärte, verschrieb er ihm die Mark als Unterpfand (8. Juli 1411). Zugleich erließ er an die Märker den Befehl, dem Burggrafen zu gehorchen, den er ihnen „als einen rechten Obristen und Verweser" senden werde. Die Quitzows spotteten zwar über diesen „Nürnberger Tand", meinten, „wenn es auch ein ganzes Jahr lang Burggrafen regnete, so wollten sie solche doch nicht in der Mark aufkommen lassen". Und als nun Friedrich (im Juni 1412) anlangte und von den Ständen die Huldigung, von den Pommern die Herausgabe der Uckermark forderte, fügte sich nur ein kleiner Teil der Mark, die Pommern griffen sogar ohne weiteres zum Schwert; die Herzöge Kasimir und Otto von Stettin fielen ihm ins Land; nur mit Mühe wehrte er sie im Gefecht am Kremmer Damm (24. Oktober 1412) ab. Aber durch Festigkeit und Klugheit wußte er sich Ansehen zu verschaffen; viele brachte er durch gütliche Unterhandlungen, andere durch Drohungen, die er den Kaiser aussprechen ließ, auf seine Seite; zuletzt huldigten ihm auch die Aufsässigsten, die Putlitz, Quitzow, Rochow und andere Raubritter in der Priegnitz, Altmark und im Havelland (1413). Allein wirklichen Gehorsam zu leisten, waren diese keineswegs gemeint. Unter den Augen des Burggrafen setzten sie ihre Raubzüge ins Gebiet der Nachbarfürsten und selbst brandenburgischer Vasallen fort. Da mußte Friedrich die lange geübte Milde fahren lassen und zur ultima ratio des Regenten greifen. Er schloß mit den Nachbarfürsten, die unter diesem Unwesen kaum minder litten als die Mark, namentlich mit dem Erzbischof von Magdeburg und dem Kurfürsten Rudolf von Sachsen, Verträge zu gemeinschaftlichem Angriff; Anfangs Februar 1414 zogen die Verbündeten vor die Raubburgen. Zuerst fiel Friesack, so tapfer sich auch die Besatzung wehrte; dann Plaue, hinter dessen 14 Fuß dicken Mauern Hans v. Quitzow sich unüberwindlich gewähnt hatte; aber gegen die 24pfündigen Kugeln des schweren Geschützes, welches Friedrich vom thüringischen Landgrafen geborgt hatte — der „faulen Grete" nach der Sage — hielt keine Mauer stand. Die Quitzows mußten fliehen; Hans geriet dennoch bald in Gefangenschaft, Dietrich wurde später, da man ihm auch den

---

*) Vgl. Zeitschrift für preuß. Geschichte, III. S. 815.

Brand der Stadt Nauen schuld gab, für vogelfrei erklärt und kam elend um. Auch Rochows Burg Golzow, welche der Herzog von Sachsen belagerte, fiel; Rochow bat mit den Seinigen um Gnade; die Männer Stricke um den Hals, die Frauen in weißen linnenen Bußkleidern, so fielen sie dem Herzog Rudolf zu Füßen. Sie wurden begnadigt, doch ließ ihnen Friedrich nur eins von ihren Schlössern. Im Juni 1414 hatte er im ganzen Lande die Ruhe hergestellt. Dann ließ er auf dem Landtage zu Tangermünde die Empörer gerichtlich verurteilen, setzte einen Landfrieden fest und erteilte den Städten, die ihn kräftig und treu unterstützt hatten, manche Vergünstigung. Auch den Nachbarfürsten war er für ihre Hilfe gegen den aufsässigen Adel verpflichtet. Er verlängerte nun die Bündnisse mit ihnen. Nachdem er dann die Statthalterschaft einstweilen seiner Gemahlin, der „schönen Else", übergeben, eilte er im August 1414 nach Kostnitz, wohin der Kaiser soeben ein allgemeines Konzil der ganzen abendländischen Christenheit und einen Reichstag der deutschen Fürsten berufen hatte.

Denn es handelte sich um die größten Dinge: es galt, die Kirchenspaltung zu beseitigen, jene monströse Erscheinung, daß drei Päpste — zu Avignon, zu Rom und in Oberitalien — neben einander bestanden; es galt ferner, eine Besserung der Kirche, ihre Reformation an Haupt und Gliedern vorzunehmen und die Ketzerei des Böhmen Johann Huß auszurotten. Dieser kühne Mann hatte es gewagt, die Herrschaft des Papstes anzugreifen und die Mißbräuche, an denen die römische Kirche krankte, namentlich die Sittenlosigkeit im Klerus, die Gelderpressung durch den Verkauf der Absolution, die Entartung des Gottesdienstes, die Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen, sowie manchen falschen, schädlichen Glaubenssatz vor allem Volke aufzudecken; unter großem Zulauf predigte er in Böhmen seine neue Lehre. Aber mehr als von einem einzelnen Geistlichen hoffte man von einem allgemeinen Konzil. Mit gespannter Erwartung richtete daher das ganze Abendland seine Blicke nach Kostnitz, wo nun Patriarchen und Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, Äbte und Priester, viel tausend Kirchenlichter aus allen Reichen der Christenheit, ferner alle deutschen Fürsten, fremde Gesandte, viel Adlige und Volk sich um den Kaiser sammelten. Da sah man alle Pracht der Erde, aber auch leidenschaftlichen Streit und große Unsittlichkeit. Vier Jahre lang wurde hier geredet und verhandelt, aber die Hoffnung der Völker zuletzt doch getäuscht. Denn gerade die wichtigste Aufgabe, die Reformation, ward nicht gelöst. Der Papst, den man nach Absetzung der drei vorhandenen gewählt hatte, und die übrigen fremden Hohenpriester machten alle Anstrengungen des Kaisers und der deutschen Reformfreunde zu schanden; es blieb beim alten, und den edeln Huß, der auf Sigismunds kaiserliches Wort unter freiem Geleit erschienen war,

verbrannten sie als einen verstockten Ketzer (am 6. Juli 1415), da sie ihn nicht widerlegen konnten.

Ein besseres Ergebnis lieferte der Kostnitzer Reichstag. Burggraf Friedrich hatte seine Fähigkeit, die Mark in Ordnung zu bringen, während seiner kurzen Statthalterschaft so glänzend bewiesen, daß der Kaiser beschloß, sie ihm ganz und für immer anzuvertrauen. Überdies war er ihm Geld schuldig, auch konnte ihm sein Freund als Kurfürst noch eine weit größere Stütze sein wie als bloßer Burggraf und Statthalter. Daher trat er ihm durch Urkunde vom 30. April 1415 die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt als erblichen Besitz ab. Der Vorbehalt, den Sigismund sich dabei ausmachte, daß nämlich er und seine männlichen Erben sie für 400 000 ungarische Gulden wiedererwerben könnten, erlosch in der Folge von selbst, da sowohl er als sein Bruder Wenzel ohne Söhne starben.

Daß aber diese Abtretung nicht eigentlich ein Kaufgeschäft war, sondern mehr zum Dank und als Anerkennung für Friedrichs Verdienste um den Kaiser und um die Mark geschah, geht auch aus der Urkunde selber hervor. Der Kaiser sagt darin: „Da uns nach der Gnade des allmächtigen Gottes so viele und so weite und breite Königreiche zu verwesen befohlen sind, daß wir, um die alle löblich zu regieren, engelgleicher Kräfte bedürften, unsere Menschlichkeit und notdürftige Kraft das aber ohne trefflichen Rat und Beistand nicht vermag, und da wir ganz besondere Liebe zu dem würdigen Kurfürstentum der Mark Brandenburg haben, nämlich weil wir dasselbe aus unserer väterlichen Erbschaft zuerst besessen haben, deshalb wollen wir ihr und ihren Einwohnern immer gern guten Frieden, Gemächlichkeit und Ruhe verschaffen. Nachdem solche unsere besondere Liebe unser königliches Gemüt vormals bewogen hatte, daß wir den hochgebornen Friedrich, Burggraf zu Nürnberg, unsern lieben Oheim und Fürsten in Ansehen und Betracht seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und anderer seiner Tugenden, womit der allmächtige Gott ihn mannigfach geziert hat, insbesondere aber seiner lauteren und bewährten Treue, die er gegen uns hat, aus eigener Bewegung zu unserem rechten Obristen, Verweser und Hauptmann über die Mark bestellt haben, — nachdem aber weiter unsere Sorge und Arbeit für die heilige Kirche, das heilige Reich und zum allgemeinen Frommen sich also vermehrt haben, daß wir uns nicht vermessen können, selber in die Mark ziehen zu wollen, — — da nun auch landkundig ist, daß gedachter Friedrich durch seine Vernunft mit seiner Macht, Arbeit und Wagnis, sowie auch mit großen Aufwandungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, Räubereien und Unthaten in derselben ausgerottet, — da es uns denn auch billig zu sein

dünkt, daß wir uns für solche Arbeit ihm dankbar erweisen und daß ihm seine Kosten wieder erstattet werden, — aus allen diesen Gründen und auch in Erwägung seiner willigen nützlichen und getreuen Dienste, die er uns unverdrossen gethan hat und täglich thut, — dazu endlich in der Absicht, daß der Friede und die Besserung in der Mark erhalten bleiben und zunehmen, haben wir dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben die Mark und das Kurfürstentum mit dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen Würden, Ehren, Rechten, Landen u. s. w. gnädiglich gegeben und ihn zu einem wahren und rechten Markgrafen darüber gemacht."

Mit dieser Urkunde und andern kaiserlichen Empfehlungs- und Gebotsschreiben begab sich Friedrich nun wieder nach der Mark, um, wie es Brauch und Sitte war, sich als Landesherrn huldigen zu lassen und seinerseits den Ständen ihre altverbrieften Rechte und Freiheiten zu bestätigen. Am 21. October 1415 im „hohen Hause"*) zu Berlin geschah die feierliche Handlung; der Propst von Berlin las den versammelten Ständen die Briefe des Kaisers vor; darauf schworen die Stände dem Markgrafen Friedrich und seinen Erben Treue und Gehorsam „nach Ausweis seiner Briefe", wogegen der Markgraf die Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten der Städte, Ritter und Geistlichkeit im ganzen und einzelnen sämtlich durch sein Wort und seine Unterschrift bestätigte und verbürgte. Seine Belehnung durch den Kaiser erfolgte erst später; sie geschah am 18. April 1417 zu Kostnitz mit größter Feierlichkeit und vielem Gepränge.

Sigismund hatte in der Mark nicht mehr abtreten können, als er selbst besessen; und das war, wenn man nur auf die materiellen Machtmittel sah, keineswegs viel — 381 Quadratmeilen mit etwa 160,000 Einwohnern —; der größte Teil der landesherrlichen Güter, Rechte, Einkünfte war ja während der letzten hundert Jahre in andere Hände gekommen. Um für die Mark so viel zu leisten, als sein glücklicher Anfang versprach, hätte Friedrich also auch in der Folge sich der Gunst des Kaisers erfreuen, jedenfalls aber dem Lande seine ungeteilte Kraft und Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Keins von beidem geschah. Der neue Kurfürst gedachte bei aller Dankbarkeit und Treue gegen den Kaiser doch keineswegs, seine Überzeugung und die Pflichten gegen sein Land demselben zum Opfer zu bringen; namentlich die Maßregeln, die Sigismund, seit 1419 König von Böhmen, gegen die Anhänger des Huß traf, mochte er nicht unterstützen, oder unterstützte sie doch nur lau; schon dadurch verlor er beim Kaiser viel. Und doch hatte er hierin nur allzusehr

*) So hieß das Haus, wo die Markgrafen, wenn sie in Berlin verweilten, abzusteigen pflegten; es ist das jetzige Lagerhaus in der Klosterstraße.

Recht gehabt. Sigismunds unbesonnene Strenge goß in Böhmen nur Öl ins Feuer und entflammte jene furchtbaren Hussitenkriege, die fünfzehn Jahre lang den Osten Deutschlands verheerten. Denn religiöse Begeisterung und der Nationalhaß gegen die Deutschen stachelte das tschechische Volk zum Kampf auf Leben und Tod. Allerorten in Böhmen scharten sich die Hussiten, besonders die Landleute, zusammen, trieben die Deutschen, die es mit Papst und Kaiser hielten, aus dem Lande und verübten gegen Kirchen und Klöster, gegen alle, die widerstrebten, entsetzliche Greuel. Vergebens brachte der Kaiser den Reichskrieg, die Geistlichkeit ringsum den Kreuzzug gegen die Ketzer zu stande; es half auch nichts, daß man einmal den Kurfürsten Friedrich zum obersten Anführer der Reichstruppen einsetzte; die Ritter und Söldner wurden von den handfesten Bauern niedergehauen, und die Kreuzheere liefen voll Schrecken vor den Wütenden auseinander. Denn die Hussiten stritten nicht bloß mit der Kraft nationaler und religiöser Begeisterung, sondern auch in einer ganz neuen und sehr wirksamen Kriegsweise, die der blinde Ziska unter ihnen aufgebracht hatte. Sie kämpften regelmäßig, zu Fuß, in großen Vierecken aufgestellt, gestützt auf bewegliche Wagenburgen oder hinter denselben gedeckt; nach dem Takt der Feldmusik und unter dem Schall ihrer geistlichen Kriegslieder droschen sie mit ihren schweren Flegeln die Feinde nieder, während ihre Reiter und mit Feuerbüchsen bewaffneten Schützen Unordnung in das Kreuzheer brachten. Bald gingen sie von der Abwehr gar ihrerseits zum Angriff über; hussitische Horden unter Anführung des großen und des kleinen Prokop verwüsteten mit Mord und Brand die Nachbarländer. Auch über die Mark entlud sich das Unwetter oft in furchtbaren Schlägen; am gewaltigsten im Jahre 1432. Hundert märkische Dörfer, auch die Städte Lebus, Müncheberg, Strausberg, Altlandsberg gingen damals in Flammen auf; was fliehen konnte, floh nach Berlin; nur Frankfurt a. O. widerstand. Von der Oder zog der große Prokop dann in die Mittelmark und belagerte Bernau; aber die Bürger schlugen alle seine Stürme tapfer ab, bis der junge Markgraf Friedrich, des Kürfürsten Sohn, mit einem Heere zu Hilfe kam und die Hussiten zum Rückzug nach Böhmen nötigte. Endlich gelang es den Bemühungen des Kurfürsten Friedrich und anderer gemäßigter Reichsstände, den Kaiser und die Päpstlichen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Auf der Kirchenversammlung zu Basel erhielten die Hussiten (1433) einige Zugeständnisse in geistlichen Dingen, namentlich den Laienkelch, und da dann auch unter ihnen die gemäßigte Partei obsiegte, so unterwarf sich 1436 dem Kaiser ganz Böhmen.

Einen noch härteren Stoß als durch die hussitische Sache erlitt Friedrichs und Sigismunds Freundschaft, als die beiden auch in der auswärtigen Politik uneins wurden. Der Kurfürst suchte die Anwart-

schaft auf den polnischen Thron an sein Haus zu bringen, ein vergebliches Bemühen, das doch den Zorn des Kaisers erregte, der ebenfalls Absichten auf Polen hatte. Friedrich hatte bald die übeln Folgen zu empfinden. Nicht bloß daß der Kaiser nach dem Aussterben der sächsischen Askanier das Herzogtum Sachsen-Wittenberg dem Hause Zollern versagte und (1423) an das Haus Wettin gab; er hemmte den Kurfürsten sogar in seinen Bemühungen, die Grenzgebiete, die von der Mark abgekommen waren, wiederzuerobern. Friedrich war auf dieses Ziel anfangs mit gutem Erfolge losgegangen. Über den Herzog Otto von Pommern, der ihm die Uckermark streitig machte, gewann er 1420 bei Angermünde einen Sieg. Freilich erlagen die Pommern hier nur durch den Unverstand ihres Herzogs, der die Schlacht in einer höchst ungünstigen Stellung aufnahm. Vergebens riet des Fürsten Marschall, Detlef von Schwerin, von dem unbesonnenen Angriff ab. „Herr Detlef!" meinte der Herzog, „ju is lede vor jue junge Lyf und jue schone Wyf." „Myn Here," antwortete Schwerin, „mi is nich lede vor myn junge Lyf odder myn schone wyf; huten wil ik vor ju sterfen." Er griff an und fiel tapfer in dem Gemetzel, das die Brandenburger nun unter den enge gedrängten, von vorne mit Geschütz beschossenen, im Rücken von einer märkischen Abteilung unter Gans von Putlitz überfallenen Pommern anrichteten. Der Lohn dieses Sieges war für Friedrich der ungestörte Besitz der wichtigen Stadt Angermünde, aus der die Markgrafen immer einen guten Zugang nach Pommern hatten. Indessen die Ungnade, in welche Friedrich beim Kaiser fiel, ermutigte alle seine Feinde wieder, und es gelang ihm nach mancherlei kriegerischen und diplomatischen Kämpfen nur einen Teil der Uckermark mit Angermünde und die Lehnshoheit über Mecklenburg-Stargard den Pommern und Mecklenburgern wieder abzuringen.

Es fehlte dem Kurfürsten aber auch an der rechten Liebe zur Mark. Er war hier fremd, er konnte sich in diesem verwilderten Lande nicht wohl fühlen; seine zivilisirtere fränkische Heimat zog ihn weit mehr an. Überdies nahmen ihn die Geschäfte des deutschen Reichs zu sehr in Anspruch. So kam es, daß er schon 1426 die Verwaltung der Mark an seinen Sohn Johann gab und nach Franken zurückkehrte, wo er auch (am 21. September 1440 auf dem Schlosse Kadolzburg), 68 Jahre alt, gestorben ist.

Friedrich II. der Eiserne.

Nach der Verfügung des Vaters teilten seine Söhne in der Art, daß der älteste, Johann, das Fürstentum Baireuth, der zweite, Friedrich, die Mark, der dritte, Albrecht, das Fürstentum Ansbach und der vierte,

Friedrich der Fette, ein Stück der Altmark bekam. Der neue Kurfürst war allerdings fähiger, die Mark zu regieren, als sein Bruder Johann; Friedrich II. hatte des Vaters Besonnenheit und Festigkeit wie dessen Milde und Mäßigung geerbt; eigentümlich war ihm die zähe Beharrlichkeit, womit er das, was er einmal angefaßt, festhielt, bis es sich seinen Absichten fügte; eine Eigenschaft, die ihm den Beinamen „mit den eisernen Zähnen" erwarb. Ein anderer hervorstechender Zug an ihm war seine wahrhafte Herzensfrömmigkeit; dagegen fehlte ihm des Vaters gewinnende Weise; sein Wesen war vielmehr ernst und still bis zum Trübsinn.

Von Anfang seiner Regierung an setzte er sich ein Hauptziel: der Mark wieder den Umfang zu verschaffen, den sie dem Rechte nach haben sollte. Dreißig Jahre lang, bis an sein Ende hat er an dieser Aufgabe gearbeitet, und es ist ihm ihre Lösung, wenn auch freilich nicht ganz, doch zu einem sehr großen Teil gelungen. Die Mittel dabei waren, je nach den Umständen, Gewalt, Kauf, Verträge; doch zog er als weiser Fürst Unterhandlungen den Fehden vor, wenn er auch, wo es not that, gar wohl dreinzuschlagen wußte. So gelang es ihm 1450 durch friedlichen Vergleich von dem Erzbistum Magdeburg den Verzicht auf die alte Lehnshoheit und gegen einige altmärkische Ortschaften die Grafschaft Stolberg-Wernigerode, 1454 durch Rückkauf vom deutschen Orden die Neumark zu erlangen. Lange kämpfte er in diplomatischen und kriegerischen Bemühungen um die Vogtei der Lausitz — dem Sachsen rang er sie glücklich ab; allein ein stärkerer Gegner, König Podiebrad von Böhmen, trat ihm nun hier entgegen, und er mußte sich endlich zufrieden geben, daß ihm der Böhme (1462) wenigstens einen Teil jener Landschaft, die Gebiete Kottbus, Peiz, Teupitz und Bärwalde, sowie die Anwartschaft auf Beeskow und Storkow überließ. Immer auch auf die ferne Zukunft seines Hauses bedacht, erwarb er (1442 im wittstocker Erbfolgevergleich) die Anwartschaft auf Mecklenburg, dessen Herzog ihm überdies für das Ländchen Wenden die Stadt Lychen und das Kloster Himmelpforte zurückgab, und schloß (1457) mit Sachsen und Hessen eine Erbverbrüderung. Am wenigsten richtete er an der Nordgrenze, gegen Pommern, aus, und doch hatten die brandenburgischen Markgrafen gerade auf dieses Land von jeher die sehnsüchtigsten Blicke geworfen, besaßen auch einige Ansprüche darauf, namentlich aus einem Erbvertrage von 1338 die Anwartschaft auf das Herzogtum Stettin. Aber in dem jahrhundertelangen Kampfe hatte die pommersche Kernkraft sich der märkischen Gewandtheit noch allemal erwehrt. So geschah es auch jetzt. Es war im Jahre 1464, daß man den letzten Herzog von Pommern-Stettin begrub; die Stände waren um die Gruft versammelt; da ergriff der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glinden, der gut deutsch gesinnt war, den

Schild und Helm der Herzöge von Stettin und warf beides dem Sarge nach ins Grab mit den Worten: „da liegt unsere Herrschaft von Stettin". So war es Sitte, wenn man den letzten eines Fürstengeschlechts begrub. Aber sofort sprang ein pommerscher Ritter, v. Eickstedt, ins Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und rief: „Nicht also! wir haben noch erbliche, angestammte Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast, denen gehört Helm und Schild zu." Vergebens widersprach die kleinere märkische Partei; die Wolgaster erbten. Ebenso wenig half es dem Kurfürsten, daß seine Freunde im Reich an einem Tage 19 Absagebriefe nach Pommern sandten; der Krieg trug den Brandenburgern nichts ein als eine schreckliche Verheerung beider Länder.

Während Friedrich II. mit abwechselndem Glücke, doch mit Ausdauer und im ganzen erfolgreich bemüht war, seine Macht nach außen zu erweitern, verlor er die Grundlage derselben, die Gewalt im Lande selbst, nie aus den Augen, und es gelang ihm, durch kluge Benutzung der Umstände sie ungemein zu verstärken; wie sein Vater den märkischen Adel, so hat er die märkischen Städte unterjocht. Die Uneinigkeit unter den Bürgern selber lieferte ihm dazu die erwünschte Handhabe, und das Übermaß ihrer Freiheiten entschuldigte ihn, wenn er sie verkürzte. Als die Zollern ins Land kamen, war die Macht der Städte hier so groß, daß der Landesherr in ihnen fast nichts mehr zu sagen hatte, und Friedrich I. mußte froh sein, daß diese Macht ihn aus freien Stücken und so kräftig gegen die Raubritter unterstützte, wie es geschah. Ihr Selbstgefühl war dadurch noch mehr gewachsen und artete oft in Übermut aus. Sollte der Kurfürst es in Geduld ertragen, weil diesen übergroßen Rechten die gesetzliche Form nicht fehlte? denn allerdings, die Städte hatten ihre Freiheiten mit schwerem Gelde erkauft und durch unzählige Urkunden von den Landesherren bestätigen lassen.

Unter den märkischen war keine mächtiger durch Volkszahl und Wohlstand als die Doppelstadt Berlin-Köln. Diese beiden, wie so viele zwischen Elbe und Oder allmählich aus alten wendischen Ortschaften erwachsen, hatten durch das deutsche Wesen, das sehr bald alles Slawische aus ihnen verdrängte, schon im 13. Jahrhundert einen großen Aufschwung genommen, aber alle Genossen, selbst das alte, ehrwürdige Brandenburg, erst dann überflügelt, als sie sich (am 7. März 1307) zu einer Stadt verbanden, die unter der Regierung und Verwaltung eines gemeinschaftlichen Rates stand. Gleichwohl brachen zwischen ihnen oft Eifersüchteleien und Zwistigkeiten aus; daneben entbrannte hier wie anderwärts der Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter. Im Jahre 1442 ward nun der Streit so erbittert, daß die Viergewerke, die eine Trennung des Rats der beiden Städte wünschten, den Kurfürsten zum Schiedsrichter anriefen. Rasch war er bei der Hand, stand, ehe die Hadernden zur Besinnung

gekommen, mit 600 Reitern vor dem Spandauer-Thor, erhielt in der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung Einlaß und bemächtigte sich der Stadt (24. Februar 1442). Was fruchteten da die alten Pergamente, die es schwarz auf weiß erwiesen, daß die Stadt berechtigt sei, auch dem Landesherrn den Eintritt zu weigern, wenn er mit Kriegsvolk komme, und daß in städtische Dinge niemand einzugreifen habe als Rat und Bürgerschaft! Der Kurfürst nahm die Schlüssel der Thore an sich, setzte für jede der beiden Städte einen besonderen, zum Teil aus den Geschlechtern, zum Teil von dem Ausschuß der Viergewerke gebildeten Rat ein und bestimmte, daß derselbe fortan jährlich von den Bürgern gewählt, vom Landesherrn bestätigt werden sollte; zugleich verbot er den Städten, auf eigene Hand mit jemandem ein Bündnis zu schließen. So zerriß er die städtischen Rechtsbriefe und gab der Stadt eine Verfassung mit populärem Anstrich, aber monarchischem Wesen; denn wenn nunmehr auch die Handwerker ihren Anteil an der Verwaltung bekamen, so herrschte doch in der That der Fürst. Kaum war er abgezogen, so brach der allgemeine Unwille los; die Bürger rotteten sich zusammen, verjagten die Kurfürstlichen und stellten ihre alte Verfassung wieder her. Nun behandelte Friedrich sie als Empörer; er nahm ihnen zur Strafe mehrere Dörfer weg und begann 1443 auf einem Stück Landes an der Spree zwischen Berlin und Köln den Bau einer Zwingburg. Die Städter stemmten sich nach Kräften dawider, verübten auch in ihrem Zorn gegen die kurfürstlichen Diener manche Gewaltthat und sagten dem Kurfürsten zuletzt offen ab. Aber die Hilfe, die sie von den übrigen Städten der Mark und von der Hansa gefordert, blieb aus; die märkischen Stände, vom Kurfürsten zur Entscheidung der Sache berufen, erklärten sich 1447 auf dem Landtag zu Spandau sogar gegen Berlin und Köln; diese mußten sich daher unterwerfen. Die Anordnungen des Kurfürsten vom Jahre 1442 traten wieder in Kraft; einige Führer der Bürgerschaft wurden verbannt oder ihrer Lehen beraubt; alle anderen Bürger mußten dem Kurfürsten Treue und Gehorsam schwören; fortan setzte er die städtischen Behörden ein. So endete 1448 der „berliner Unwille“ mit dem vollständigen Siege des Fürsten. Drei Jahre darauf ward auch das kurfürstliche Schloß an der Spree vollendet und hielt die Bürgerschaft seitdem in dauernder Abhängigkeit. Der Kurfürst wählte es zum Sitz seiner Regierung. So ward Berlin-Köln aus einer fast unabhängigen und freien Stadt eine fürstliche Residenz und Hauptstadt der Mark Brandenburg.

Berlins Niederlage schreckte auch die anderen Städte und schaffte dem Kurfürsten überall Gehorsam. Der Staat im ganzen konnte dabei nur gewinnen; eben deshalb vertrug sich Friedrichs gewaltsames, ohne Zweifel widerrechtliches Verfahren gegen die Städte ganz wohl mit seiner

Gottesfurcht; sie ging bei ihm immer Hand in Hand mit der Politik. Dies zeigte sich so recht in seiner Stiftung des „Schwanenordens“ (1443), eines Vereins von Edelleuten und Edelfrauen, die sich verpflichteten, untadelig und gottselig zu leben und einander christlich und brüderlich mit Rat und That beizustehen*). Friedrich II. beabsichtigte damit zweierlei: seinen märkischen Adel zu frommen Rittern zu erziehen und ihn zugleich fester an die Person des Fürsten zu ketten. Dieselbe Verbindung von Regentenklugheit und Religiosität zeigte sich in seinem Verhalten gegen die Kirche. Denn wenn er einerseits durch damals schon seltene Werke der Frömmigkeit, durch eine Pilgerfahrt nach Jerusalem (1453), durch die Stiftung des Doms in Köln an der Spree (1469), seine religiöse Gesinnung bethätigte, so gestattete er andrerseits der Geistlichkeit doch keinerlei Übergriffe in rein staatliche Angelegenheiten; vielmehr beschränkte er ihre Gerichtsbarkeit und litt nicht, daß sie, wie sonst wohl geschehen war, Streitsachen der Laien vor ihren Stuhl zog. In den größten, wie in den kleinen Dingen bewährte er die gleiche maßvolle Besonnenheit; auch in rein persönlichen Angelegenheiten. Zweimal wurde ihm eine Königskrone angeboten, 1446 die polnische durch einen Teil der polnischen Magnaten, 1468 die böhmische durch den Papst; er lehnte beide Anträge ab, um sich nicht auf Unternehmungen einzulassen, die seine Kräfte wahrscheinlich weit überstiegen.

Der nachdenkliche Ernst, der ihm immer eigen war, ging allmählich, zumal nachdem ihn in seiner Familie durch den Tod seines letzten Sohnes, im Staate durch den ungünstigen Ausgang der pommerschen Feldzüge viel Mißgeschick getroffen, in so tiefe Schwermut über, daß er beschloß, zu Gunsten seines Bruders Albrecht abzudanken. Er that es 1470 auf dem Landtage zu Berlin, und nachdem hier Kurfürst und Stände unter Thränen und Segenswünschen von einander Abschied genommen, begab sich Friedrich nach Franken auf die Plassenburg; dort starb er schon im folgenden Jahre. Will man recht schätzen, was er für die Mark geleistet, so muß man wissen, mit wie geringen Hilfsmitteln er es that. Dieser Kurfürst hatte einen Feind, der ihm überall hindernd in den Weg trat, die Armut — seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf nicht mehr als 17 500 rheinische Gulden, und doch hat er den Bestand des Staates, der bei seinem Regierungsantritt 424 Geviertmeilen betrug, auf 614 vermehrt.

*) Der Mittelpunkt des Schwanenordens (der übrigens seinen Stifter nicht lange überdauerte) war die Marienkirche zu Alt-Brandenburg; das Abzeichen ein Stern mit dem Bilde der Jungfrau Maria und des Christuskindleins, darunter ein Ring mit einem Schwan als Sinnbild eines freudigen Abschieds von der Welt.

Albrecht Achilles.

Ein gewaltiger Ritter der Kurfürst Albrecht, den man den deutschen Achill nannte; auf allen Turnieren war er zu finden; in Stahl von Kopf zu Fuß oder im Lederkoller auf seinem Streithengst, gleichviel, seine Lanze streckte den Gegner allemal in den Sand. Viel lieber ritt er doch zum blutigen Ernst; in Deutschland und Polen, Preußen, Ungarn und Böhmen, auf hundert Schlachtfeldern hat er mitgestritten, einst, noch Burggraf, den Nürnbergern in einem Jahr neun Treffen geliefert; da schlug er sich einmal durch 800 Nürnberger zum Stadtbanner Bahn, packte, hielt unter einem Regen von Schwerthieben die Fahne fest, bis seine Ritter herangedrungen, und er siegesfroh, ob auch aus Mund und Nase blutströmend, wieder auf sein Roß springen konnte. Wie er an Kraft und Schönheit, an Heldenmut und Kriegsruhm, an aller ritterlichen Zierde unter den Rittern seinesgleichen nicht hatte, so überstrahlte sein Hof durch Pracht und Glanz alle andern fürstlichen Höfe Deutschlands. Sein Wohnsitz, die Kadolzburg, war weit und breit berühmt; da gab es die herrlichsten Feste, da sah man in den reichen Sälen die tapfersten Ritter, die schönsten Damen, voll feiner Sitte und in köstlichem Staate. Da gingen die Pagen in roter Seide, und selbst die Pferde waren mit rotem Sammet bedeckt.

Auch die arme Mark hatte von der fränkischen Pracht gehört. Als nun Albrecht Achilles 1471 zur Huldigung nach Salzwedel kam, das für brandenburgische Verhältnisse eine reiche Stadt war, empfingen ihn die Bürger mit dem Äußersten, was sie von Pracht wußten: nach der Einholung brachte der Magistrat seine Gastgeschenke dar, — außer Hafer, Fischen, Hammelkeulen und Bier, zwei große Mulden voll Eingemachtes, Klaretwein und Eimbecker-Bier, ferner zwei noch größere Mulden voll Bohnenkuchen mit Mandeln und Ingwer, auch Körbe voll Äpfel und Birnen. Der Kurfürst nahm das sehr geringschätzig auf, er war an ganz andere Herrlichkeiten gewöhnt. Noch weniger gefielen ihm die Sitten der Märker, die freilich ungeschlacht genug waren. Den märkischen Adel nun gar sah er für voll nicht an; er vermißte an ihm die feine Art und das ritterliche Wesen der Franken, die er daher überall vorzog. Ebenso verachtete er die Städter; er mochte die Krämer nicht leiden: ihre bürgerliche Hantierung schätzte er nicht, ihre Rechte und Freiheiten dem Ritter und Fürsten gegenüber hielt er für verwerfliche Überhebung und Hochmut. Zwar bestätigte er ihnen, wie den andern Städten ihre Gerechtsame, weil es einmal so Brauch war; aber er ließ sich teuer dafür bezahlen. Er wollte sogar auf eigene Hand eine neue Steuer, die Bierziese, auflegen, was indes an dem Widerspruch der Stände scheiterte.

Sie bewilligten ihm dagegen (1472) ein für alle Mal 100 000 Gulden, doch unter der Bedingung, daß dies Geld nur zur Deckung der Landesschulden verwendet werde; auch dürfe der Kurfürst keine andere Bede einbringen, als in den drei Fällen, für die damals außerordentliche Auflagen gestattet waren, nämlich wenn er mit Beirat der Stände Krieg erheben, wenn er eine Niederlage erleiden, und wenn er seine Kinder verheiraten sollte. Von der bewilligten Summe hatten die Städte die größte Hälfte, Adel und Geistlichkeit die kleinere, einen Teil der Kurfürst selber (für seine Domänen) zu leisten. Albrecht that dies dadurch, daß er auf Grund eines kaiserlichen Rechts gewisse Waren mit einem Zoll belegte. Darüber gab's nun mit den Ständen neuen Streit bis ein Schiedsgericht, gebildet aus hohen Geistlichen, Adligen, Bürgermeistern und Landschöffen, zu Gunsten des Kurfürsten entschied.

Aber die Unzufriedenheit der Märker über den Zoll, wie über Albrechts ganzes Auftreten war groß und dauernd; man äußerte, im Kriegsfall werde man keine Mannschaften stellen. Diese Stimmung verleidete dem Kurfürsten den Aufenthalt in der Mark noch mehr; sie bestärkte auch die pommerschen Herzöge, über die sich Albrecht 1470 vom Kaiser hatte die Belehnung erteilen lassen, in ihrem Widerstande. Den Waffen setzten sie die Waffen, der List ihren gesunden Verstand entgegen: verstrickte sie der Markgraf in die Netze staatskluger Verhandlungen, so schlugen sie mit der Faust durch; kurz die Pommern „waren nicht gut zu flechten“. Verdrießlich kehrte Albrecht nach Franken zurück, nachdem er seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Johann, in der Mark zum Statthalter eingesetzt. Johann hatte in diesem Amte einen schweren Stand, geringe Einkünfte, und dabei mußte er Kriege führen, mit den Pommern, mit den Ungarn und Schlesiern, denen er Glogau, das Witwenteil seiner Schwester, der Herzogin von Glogau, abringen sollte. Er wurde hart bedrängt, besonders vom Herzog Hans von Priebus. Endlich (1478) erschien der Kurfürst mit einem fränkischen Heere wieder in der Mark und führte den Sieg zurück. Er bewährte jetzt seinen Namen, schlug die Pommern, die im prenzlauer Vertrage 1479 seine Lehnshoheit anerkennen mußten, schlug auch den schlesischen Herzog Hans von Priebus samt seinen Ungarn; sie traten dann (im kamenzer Vertrage 1482) wenigstens Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg an die Mark ab.

In den ruhmvollen Jahren 1478 und 1479 hatte die Mark den alternden Helden zum letzten Male gesehen; er überließ sie fortan ganz und gar dem Prinzen-Statthalter, während er selbst auf der Kadolzburg prachtvoll Hof hielt oder für die Wohlfahrt des deutschen Reichs thätig war. Und doch bedurfte die Mark so sehr des überall gegenwärtigen Auges und Armes eines sorgsamen Landesvaters. Prinz Johann konnte

beim besten Willen nur wenig leisten; es fehlte ihm immer an Geld; die Städte wollten den Zoll, den der Kurfürst aufgelegt, nicht erheben lassen; andere Einkünfte verschlang die Tilgung der Schulden, die durch den pommerschen Krieg noch waren vermehrt worden. Er selbst litt an allem Mangel, lebte auch für seine Person höchst ärmlich, wie er denn seine Hochzeit mit einer sächsischen Prinzessin um der Kosten willen Jahre lang aufschieben mußte.

Doch dankt das Haus Hohenzollern und mit ihm das Vaterland dem Kurfürsten Albrecht eine große Wohlthat: jenes Hausgesetz, das unter dem Namen Dispositio Achillea bekannt ist; er erließ es 1473 im Schloß zu Köln an der Spree und bestimmte darin seinem ältesten Sohne die Mark, zwei jüngeren Söhnen die fränkischen Herzogtümer Ansbach und Baireuth; dabei wurde festgesetzt, daß die Mark Brandenburg stets ungeteilt dem Kurfürsten gehören, das Burggrafenamt Nürnberg aber nur zwei regierende Herren (zu Baireuth und zu Ansbach) haben sollte. Zweierlei bewirkte er dadurch: es wurde verhindert, daß die zollersche Hausmacht sich durch Länderteilungen zersplitterte, wie es in andern Fürstenhäusern, z. B. bei den Wettinern, geschah; und die zollerschen Kurfürsten wurden genötigt, in der Mark ihren dauernden Wohnsitz zu nehmen. Beides ist für Brandenburgs Glück und Größe von den allerheilsamsten Folgen gewesen.

So hat sich Albrecht Achilles um die Märker, deren Liebe er weder suchte noch fand, doch vielfach verdient gemacht. Er starb 1486 (zu Frankfurt am Main) 72 Jahre alt, mehr die Bewunderung der Welt, als die Freude seiner Unterthanen.

Johann Cicero.

Die ersten drei zollerschen Kurfürsten waren tüchtige, zum Teil große Männer gewesen, aber sie hatten den Märkern doch nie recht nahe gestanden, waren immer Franken geblieben. Ihre ganze Weise hatte für ihre brandenburgischen Unterthanen etwas Fremdartiges, selbst Abstoßendes; es kam bisher zu keinem Herzensbunde zwischen dem Fürsten und dem Volke von Brandenburg. Jetzt aber wurde ein solcher geschlossen. Johann, der das Kurfürstentum erbte, während Albrechts zweiter Sohn in Ansbach, der dritte in Baireuth (Kulmbach) folgte, Johann war ein Zoller, aber zugleich ein ganzer Märker. In Brandenburg zum Manne erwachsen, hatte er des Landes Sitte und Mundart angenommen, und weil er Land und Leute kannte und sich mit ihnen eins fühlte, so schätzten sich beide Teile. Zwar so ein Kriegsheld wie Albrecht Achilles war er nicht, obwohl es ihm an Mut und Entschlossenheit nirgends gebrach; sein Sinn war friedlich, seine liebsten Neigungen

gehörten der Wissenschaft; er wußte gelehrt zu reden, in deutscher und fremder Zunge, zumal auf Lateinisch, wie ein Cicero. Am meisten gefiel den Märkern, daß er gleichsam die Ordnung und Sparsamkeit selber war; einen solchen Fürsten brauchten sie gerade. Dennoch bewilligte der Landtag 1488 die Forderung, die Albrecht Achilles nie hatte durchsetzen können, eine Steuer auf Bier, dem Sohne nur mit Widerstreben. Indessen gestand man ihm die nötige Beihilfe endlich zu: er durfte sieben Jahre hindurch die Bierziese erheben, zwölf Pfennige für die Tonne, und zwar zu zwei Dritteln für sich, zu einem für die Städte. Nur die altmärkischen Städte wollten sich auch jetzt nicht fügen; am widersetzlichsten war Stendal, wo das Volk die Steuerbeamten verjagte oder tötete; erst mit Waffengewalt wurde der Kurfürst des Aufstandes Herr. Aber er täuschte das Vertrauen der Stände nicht, hielt mit ihrem Gelde vielmehr so wirtlich Haus, brachte den Staatshaushalt in so gute Ordnung, daß er nicht bloß (1490) die lausitzische Herrschaft Zossen um 16 000 rheinische Gulden kaufen, sondern auch alle Vorbereitungen zu einem großartigen Werke, zur Stiftung einer Landesuniversität treffen konnte.

Den Gedanken dazu brachte er 1495 vom wormser Reichstage heim; dort hatte der geistreiche und wohlmeinende Kaiser Maximilian I. mancherlei heilsamen Vorschlägen, wie dem „ewigen Landfrieden“ und der Bildung eines Reichskammergerichts, seine Zustimmung erteilt, anderes Gute, besonders durch den Wunsch, ein jeder Kurfürst möge in seinem Lande eine Hochschule errichten, seinerseits angeregt. Auch hatte die wissenschaftliche Bildung seit 1450, seit Gutenbergs Erfindung, einen solchen Aufschwung genommen, in den Augen der Fürsten wie in der öffentlichen Meinung einen so hohen Wert erlangt, daß nirgends der Wille fehlte, ihr neue Pflanzstätten zu erschaffen. Aber solche Stiftungen kosteten viel Geld; ein jeder Fürst rechnete sie sich zur Ehre, doch nur wenige hatten wie der brandenburgische die Mittel dazu. Johann bestimmte Frankfurt a. O. zu dem neuen Sitz der Musen und begann mit Hilfe des leipziger Professors Pistoris alle nötigen Einrichtungen vorzubereiten; aber er erlebte die Vollendung des Werkes nicht mehr; erst 44 Jahre alt, starb er (8. Januar 1499) zu Arneburg. Wie er zuerst unter den Zollern in der Mark seinen dauernden Wohnsitz nahm, so war er auch der erste fürstliche Zoller, der hier sein Grab fand. Er wurde im Kloster Lehnin beigesetzt. Es ist ihm nachmals (um 1550) von seinem Enkel ein herrliches Denkmal im Dom zu Köln an der Spree errichtet worden, ein Werk des berühmten Peter Vischer aus Nürnberg; auch ohne dies blieb das Andenken des redlichen und wohlwollenden Kurfürsten Johann bei den Märkern lange in verdienten Ehren.

Innere Zustände der Mark im 15. Jahrhundert.

Das 15. Jahrhundert, das letzte des Mittelalters, zeigt bereits die ersten Übergänge zu einer neuen Zeit. Da welken alte Formen, und aus der Verwesung keimt neues Leben; da stehen noch ehrwürdige Werke von Menschenhand, gleich alten Riesenbäumen, aber schon rauscht Gottes Odem heran, was innerlich morsch ist, niederzuwerfen, damit die junge Pflanzung Luft und Licht bekomme. Was schön und heilsam war in seinen Tagen, hat nun seine Zeit erfüllt und geht dahin, um Besserem Platz zu machen. Wie herrlich erblühte im 13. Jahrhundert das deutsche Rittertum, im 13. und 14. das deutsche Bürgertum! Stolz und frei wie der Adler saß der Edelmann auf seiner Burg, und ein Bürger von Nürnberg, von Augsburg, von Ulm und so vielen anderen reichen und freien Städten tauschte nicht mit Königen. Aber das niedere Volk sank tiefer und tiefer in Knechtschaft und Elend, und die seiner warten sollten, die Diener Gottes, ließen meist es verkommen und gaben ihm statt Brotes Steine. Dafür fallen nun — hier früher, dort später — die Stände allzumal in die Hand des Fürsten, der die Sonderstaaten im Lande umwirft, dem Adel, den Städten, der Geistlichkeit ihre Macht nimmt, so daß alle nicht mehr wenigen, sondern dem Ganzen dienen, welches der Fürst darstellt, denn sein Beruf ist es nun, „einem jeden das Seine" zu geben. Diese Entwickelung der Dinge aus dem mittelalterlichen Feudalwesen zum absolutistischen Staat ist in unserm Vaterlande viele Menschenalter hindurch die Aufgabe der Hohenzollern gewesen; aber ein gutes Stück der Arbeit haben sie bereits im 15. Jahrhundert verrichtet.

Denn in dieser Zeit bewältigten sie zuerst den Adel in der Mark, dann die Städte. Jener ward wieder gewöhnt, daß er zu Hofe ging, den Rücken beugte und dem Fürsten diente; diese mußten aufhören, auf ihre Urkunden zu pochen, sie wurden gehorsame Landstädte; beide stemmten sich doch noch oft dawider. Aber es traf so manches zusammen, was auf den fürstlichen Absolutismus hindrängte. Am meisten begünstigte ihn die Umwandlung im Kriegs- und Finanzwesen, welche schon jetzt begann. Zwar noch galt die alte Weise, daß der Landesherr zum Kriege den Lehnsadel und den Zuzug der Städte aufbot, Truppen, die ihm nicht unbedingt gehorchten und nach dem Feldzuge wieder heimgingen. Noch blieb auch die alte Besteuerung in Kraft und den Landständen ihr Recht, neue Steuern zu versagen und die Form und Verwendung der bewilligten zu bestimmen. Auch konnte die Leistungskraft des Bestehenden noch immer befriedigen. Brachte die Mark doch zum Kriege von 1470 im Ganzen ein Heer von 21 000 Mann auf, nämlich 3200 Reiter von der Ritterschaft, 5200 Mann zu Roß und zu Fuß von dem Hofe, den Herren und Prälaten, 11 000 von den Städten, wozu noch 2000 frän-

tische „Gäste“ oder Söldner des Kurfürsten kamen. Aber schon die Art, wie man die Steuern (Hufensteuer, Orbede und Bierziese, dazu in späterer Zeit das „Ungeld“, eine Verzehrssteuer) und das Kriegsaufgebot zusammenbrachte, war so schwerfällig, zeigte so viele staatliche Sonderwesen neben einander wirksam, daß die Interessen des Ganzen wenigstens keine Gewähr ihrer Sicherheit daran hatten. Da leisteten nicht bloß die Bischöfe (von Havelberg, Brandenburg, Lebus), die übrige hohe Geistlichkeit, die Ritterschaft, der Hof ein jeder Teil besonders; auch die Städte zerfielen wieder in zahlreiche Gruppen, die sogenannten „Sprachen“ — Vereine, deren jeder einen Hauptort und mehrere kleine Städte enthielt — und jede Sprache leistete wieder zu dem städtischen Betrage ihren Anteil besonders, wobei der Hauptort das Vorrecht hatte, den Hauptmann und Fähnrich zu stellen. Noch mannigfaltiger war die Bewaffnung; da sah man seit den Hussitenkriegen neben den eisenbepanzerten Rittern die Büchsenmeister mit ihren Haubitzen, neben den Armbrustschützen und Schwert- und Spieß-Trägern auch Fußvolk mit Feuergewehren. Ein solches Gemisch von Veraltetem und Modernem konnte keinen Bestand haben; das zweckmäßigere Neue mußte allein den Platz behaupten, das Lehnsheer dem Söldnerheer weichen. Denn der Krieg verlor nun seine Ehre; was vermochte persönliche Tapferkeit und ritterliche Rüstung gegen das Feuergeschütz? Die Musketenkugel durchbrach Panzer und Schild so leicht wie die Kanonenkugel die Burgmauer. Aber der Krieg wurde nun auch ein Handwerk. Denn die Geschützleute jeder Gattung waren wie ihre Waffen städtischen Ursprungs, bildeten Gilden, die ihre Kunst mußten gelernt haben und ihre Dienste verkauften. In Süddeutschland waren es gar bloße Bauernbursche (Landsknechte), welche die Hakenbüchse führten. Die Ritter zogen sich daher allmählich von dem Kriegsdienst zurück und zahlten dafür lieber eine Abgabe an den Lehnsherrn. Auch die Städte fanden die Ausrüstung zum Kriege, die jetzt, wo sie teures Feuergeschütz geben sollten, immer kostspieliger ward, bald so lästig, daß sie es vorzogen, sich durch Geld ihrer Wehrpflicht zu entledigen. Dem Fürsten war dies in der Regel sehr lieb; denn Söldner ließen sich, so lange nur das Geld reichte, immer und zu allem gebrauchen, gegen innere Feinde, wie gegen das Ausland. Zugleich verlor der Adel an Ansehen und Einfluß, und das Volk im ganzen entwöhnte sich der Waffen; die Wehrhaftigkeit aber war immer die stärkste Stütze der Volksfreiheit und die Wehrlosigkeit ihr Tod.

Eine andere Quelle der Macht, die sich jetzt den Landesherren eröffnete, war die Einführung des römischen Rechts. Die Satzungen der alten römischen Kaiser, namentlich des Justinian, die auf den neuen Hochschulen in Deutschland, den Universitäten, nach dem Muster der pariser und bologner gelehrt wurden, begannen auch bei uns das gute

deutsche Recht zu verdrängen und die Fürsten mit der Einbildung zu erfüllen, die absolute Gewalt stehe ihnen ebenso rechtmäßig zu wie einst in Rom und Byzanz den alten Imperatoren. Das römische Recht schloß aber auch die alte volkstümliche Öffentlichkeit und Mündlichkeit und die Befugnis der Gemeinden selber das Urteil zu finden aus; es begünstigte das Schreiberwesen und legte die Gerichtspflege in die Hände eines gelehrten Richterstandes. Auch hierdurch wuchs der Wirkungskreis des Fürsten ungemein, sowie die Zahl und Wichtigkeit des fürstlichen Beamtentums, welches die Selbstverwaltung der Gemeinden schwer bedrohte. Denn Geld wurde jetzt mehr als je der Hauptnerv der Regierung, und die Verwaltung des Besonderen schafft mehr davon als die bloße Leitung des Allgemeinen.

Indessen alles dies fing eben erst an, den alten Bestand zu gefährden, und wenn die landesherrliche Gewalt härter drückte, so wußten die Edelleute und reicheren Bürger die schwere Last vorerst noch von sich selber abzuwälzen und dem niederen Volke zuzuschieben. Der Bauer mußte zuletzt die Summen aufbringen, welche die fürstlichen Söldner, Juristen, Beamten kosteten, und die größeren, welche Adel, Geistlichkeit und Städte zu ihren stets wachsenden Bedürfnissen brauchten. Auf ihn fielen auch von allen Fehden und Kriegen die härtesten Schläge; denn Krieg bedeutete Landesverwüstung. Die anderen schützten sich noch einigermaßen durch ihr Zusammenhalten auf dem Landtage, wenn nicht hinter ihren festen Mauern; der Bauer saß in offenen Orten und war bei den Landständen nicht vertreten. Man nannte ihn damals den „armen Mann"; er war es. Und wie auf dem platten Lande der Adel den Bauer plünderte und knechtete, so konnten in den Städten die reichen Geschlechter den kleinen Bürger ausbeuten. Denn die Fürsten meinten, die Gemeinden leichter im Zaume zu halten, wenn das öffentliche Leben darin unter der Herrschaft weniger vornehmer Familien ins Stocken geriet.

Die Masse des Volks mußte daher die Veränderungen, die in den öffentlichen Verhältnissen des Staatswesens während dieses Zeitraums eintraten, als eine Verschlechterung ansehen. Der Kurfürst hatte vollauf zu thun, den äußeren Bestand des Staates wieder festzustellen und im Innern die gefährlichsten Feinde der landesherrlichen Gewalt niederzuwerfen. Überdies widmeten sich die Zollern erst gegen Ende des Jahrhunderts ganz der Mark. So konnten hier noch einmal ähnliche Zustände Platz greifen, wie unter den Wittelsbachern und Luxemburgern; wenigstens die Unsicherheit der Straßen, die Räubereien und Fehden der Adligen, die Verpfändung von Landesgütern bei den häufigen Geldverlegenheiten waren Übel, über die man auch jetzt noch oft zu klagen hatte. Und nun gar der Verlust, der die Städte traf! Daß sie seit

der Mitte des Jahrhunderts die obere Gerichtsbarkeit und das Öffnungsrecht nicht mehr besaßen, konnte verschmerzt werden; aber außer jenen Vorrechten hatten sie auch die wichtigeren des Stapelrechts und der Zollfreiheit und damit die festesten Stützen ihres Handels eingebüßt; sie fingen an zu verfallen. Fürs erste freilich gingen Handel und Wandel noch die alten Wege und gab es noch viel Reichtum bei Kaufleuten und Handwerkern.

Im ganzen war doch die materielle Lage der Märker am Ende des 15. Jahrhunderts nur wenig besser, als sie vor dem Erscheinen der Hohenzollern gewesen; aber es gab jetzt für sie in der Stärkung der landesherrlichen Gewalt eine große Hoffnung. Am meisten konnte von dieser neuen Macht für die geistigen Interessen des Landes erwartet werden. In der Bildung stand ja die Mark damals weit hinter dem übrigen Deutschland zurück; Kunst und Wissenschaft hatte hier noch keine Stätte und faßte doch schon in Pommern Fuß, blühte schon in Schlesien; dort gab es bereits seit 1456 eine Universität (Greifswald, gestiftet von dem wolgaster Herzog Wratislaw IX.), und Schlesien zählte zu dieser Zeit eine Menge von gebildeten Männern. In dem großen und reichen Breslau waren längst tüchtige Stadtschulen, auch gute ärztliche Einrichtungen vorhanden, während man in Berlin nichts dergleichen und erst seit 1488 eine Apotheke fand. Eben so übel wie mit der Bildung war es in der Mark mit der Sittlichkeit bestellt. Das Hauptlaster war hier — wie freilich in ganz Deutschland — das Saufen oder „Volltrinken". Hohe und Niedere fröhnten ihm; man brachte das Zechen zu einer gewissen Kunstfertigkeit, verbrauchte unglaubliche Massen von Bier, und selbst der Wein floß in Strömen. Auch andere Ausschweifungen waren im Schwange, und die Geistlichkeit ging oft mit dem bösen Beispiel voran. Sie war fast überall so entartet, daß sie nicht bloß den Volksunterricht gänzlich vernachlässigte, sondern es sogar hinderte, wenn andere etwas für ihn thun wollten; wie denn z. B. die Domherren von Stettin 1469 durchsetzten, daß die daselbst begründeten lateinischen und deutschen Stadtschulen wieder aufgehoben wurden. Dagegen beförderten die Pfaffen jede Art von Aberglauben, und besonders das „heilige Blut" von Wilsnack florirte damals. Von weit her zog es die Gläubigen an, scharenweise kamen die Pilger und bis aus Polen und Ungarn. Meist waren sie von andern dazu gemietet, von reichen Sündern, die gern fromme Werke in Bequemlichkeit übten. Der Wallfahrer erhielt in Wilsnack von den Priestern zum Zeichen, daß er dagewesen, ein Bleistück in Form einer Hostie; das steckte er an seinen Hut und brachte es als Zeugnis der vollbrachten Pilgerfahrt heim. Übrigens glaubte man steif und fest nicht bloß an die Wunderkraft der Reliquien, sondern auch an Hexen und Hexen-

meister, an Zauberer und Teufel; — Gott und sein Reich ward wenig gesucht.

Joachim I. Nestor.

Vier gute Lehren gab Johann Cicero sterbend seinem ältesten Sohne: Gott zu fürchten, Gerechtigkeit zu üben, die Unterthanen zu schützen und dem Adel den Zaum nicht zu lang zu lassen. Joachim merkte sie sich und hat ihnen redlich nachgelebt. Er war erst fünfzehn Jahre alt, da er den Thron bestieg, aber sein frühreifer Geist wandte sich gern ernsten Dingen zu und ergriff sie mit selbstbewußter Willensstärke. Auch er besaß eine sehr gelehrte Bildung, war ein zierlicher Redner, ein „Nestor" an fließender Suade, und ein so fertiger Lateiner, daß ihn später die deutschen Fürsten auf den Reichstagen zu ihrem Sprecher zu wählen pflegten. Er verkehrte am liebsten mit Gelehrten, saß viel in seinem Studirzimmer oder beobachtete mit dem Hofastrologen die Sterne; denn er war ein guter Mathematikus und Astronom und nach Sitte der Zeit ein eifriger Sterndeuter. Aber über den Büchern vernachlässigte er nie die Regierung, er sah sich auch auf der Erde und besonders in seinem Staate fleißig um und hatte daher von allem im Lande so gute Kenntnis, daß das Volk sie einer übernatürlichen Quelle zuschrieb. Es hatte bald Grund auch seine ungemeine Thatkraft zu bewundern.

Die große Jugend des neuen Kurfürsten glaubte der Adel benutzen zu können, um das Joch wieder abzuschütteln und die Zeiten der Quitzows zu erneuen. Das Wegelagern nahm wieder überhand; manchen Edelmann verführte dazu die Not, denn Mißwachs und Pest verheerten das Land, und viele Güter des Adels, der es in der Mark nie zu großem Reichtum gebracht, nährten ihre Besitzer nicht mehr; andere Raubritter waren es aus bloßer Lust am Raufen und Plündern. Da betete wohl der Kaufmann, wenn er seine Straße zog, und der Bauer, wenn er sein Vieh und Korn verwahrte: „Vor Köckeritz und Lüderitz, Vor Krachten und vor Itzenplitz Behüt uns lieber Herre Gott!" Selbst aus dem Hofgesinde des Kurfürsten ging mancher Ritter bei Nacht auf den Fang. Das Übel forderte eine gründliche Heilung; Joachim hat sie bewirkt. Ohne Gnade ließ er einen seiner Höflinge, der einen Kaufmann beraubt hatte, hinrichten. Darüber ergrimmte die Ritter- und Räuberbande; es wird erzählt, einer von ihnen*) habe dem Kurfürsten an die Stubenthür geschrieben: „Jochimken, Jochimken, höde dy; wo wy dy kriegen, hängen wy dy!" und habe mit seinen Genossen im köpnicker Walde ge-

*) Die Sage nennt ihn v. Otterstädt; die beglaubigte Geschichte weiß aber von einem dieses Namens nur, daß er vom Kurfürsten eines Vergehens halber mit Gefängnis bestraft und dann begnadigt wurde.

lauert, um die Drohung wahrzumachen; aber von den Bauern rechtzeitig gewarnt, habe der Kurfürst den Rädelsführer fangen und zu Köln an der Spree vierteilen lassen. Wenngleich diese Erzählung nur Sage und vielleicht eine bloße Fabel ist, so ist doch soviel gewiß, daß der Sinn eines Teils jenes märkischen Adels ebenso trotzig nach oben, wie gewaltthätig nach unten war. Die ersten Maßregeln des Kurfürsten gegen die Landbeschädiger fruchteten wenig; die Räubereien dauerten fort. Da ließ denn, weil Drohungen und einzelne Beispiele nicht halfen, der Kurfürst die Übelthäter in Masse aufgreifen und ihrer siebzig, darunter vierzig vom Adel, auf der Stelle aufhängen. „Adliges Blut hab' ich nicht vergossen" (antwortete er auf die Vorstellungen eines ihm verwandten Fürsten), „sondern Schelme und Mörder nach Verdienst gestraft." Auf seine Veranlassung hielten auch die Städte und die Bauernschaften überall auf den Straßen Landreiter, die auf die Räuber paßten. So wurde das Land gesäubert. Um aber einen Hauptgrund des Faustrechts, die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege, die zumal gegen die Großen wenig leistete, zu beseitigen, stiftete der Kurfürst (1516) mit Bewilligung der Stände das Kammergericht. Dasselbe bestand aus 12 Rechtskundigen (4 vom Kurfürsten, 8 von den Ständen eingesetzt); es hatte als das oberste Gericht im Lande über den Adel und die Vorsteher der Städte, sowie der Hof- und Landgerichte, kurz über alle zu richten, die den bereits vorhandenen Gerichten nicht unterworfen waren; das Recht, aus dem es anfangs noch schöpfte, war der Sachsenspiegel, seit 1534 aber nur das römische Recht; seine Sitzungen hielt es alljährlich dreimal zu Köln an der Spree, einmal zu Tangermünde ab.

Noch großartiger war eine andere Stiftung, die unter dieser Regierung ins Leben trat, die Gründung der Universität Frankfurt a. O. Joachim ward eben so sehr durch seinen eigenen wissenschaftlichen Sinn wie durch die Ehrfurcht gegen das Andenken seines Vaters getrieben, dessen Lieblingswerk zu vollenden. Am 26. April 1506 geschah die feierliche Einweihung der Hochschule; ihr erster Rektor war Konrad Koch aus Wimpfen (Wimpina), die Lehrer zum Teil geborne Märker, der Mehrzahl nach aus Leipzig und Tübingen. Nach dem Muster der leipziger Universität eingerichtet, blühte die frankfurter rasch auf, sank dann zwar wieder, hat aber im ganzen für die Verbesserung des Schulunterrichts in der Mark sehr Bedeutendes geleistet.

Diese Einrichtungen kosteten natürlich viel Geld, auch der Hofhalt des Kurfürsten, der prächtig aufzutreten liebte, war sehr kostspielig. Joachim nahm daher die Stände stärker in Anspruch, als vordem zu geschehen pflegte, und seine Strenge hatte ihn so in Achtung gesetzt, daß seine Forderungen allemal bewilligt, insbesondere die einträgliche Bierziese zuletzt so gut wie der Hufenschoß eine stehende Abgabe wurde. Aber er

konnte doch auch auf seine tüchtigen Gegenleistungen hinweisen: auf die öffentliche Sicherheit, auf die Verbesserung der Rechtspflege, auf den neuen Musensitz in der Mark, selbst auf das, was er für die Verfassung der Städte that. Bei seinen Rundreisen im Lande hatte er bemerkt, daß die Städte in Verfall gerieten, eine große Gefahr auch für den Staat, dessen Einkünfte zu zwei Dritteln aus ihrem Stande kamen, dessen Herz also, nach Joachims Vergleich, der Bürger war. Wie konnte diesem wichtigsten Gliede aufgeholfen werden? Den Städten die alte Freiheit zurückzugeben, daran dachte der Kurfürst nicht, nach wie vor mußten die Bürgermeister und Ratsherren von ihm die Bestätigung ihrer Ämter einholen; denn auf seine Macht als Landesherr hielt er mit Eifersucht; aber er gab unter Beirat der städtischen Behörden wenigstens eine neue Städteordnung (die sogenannte Reformation), welche manche wohlthätige Bestimmung enthielt, z. B. gleiches Maß und Gewicht für die ganze Mark. Noch mehr nützte die Ordnung und Ruhe, die unter seinem gerechten Zepter zu finden war.

Zuweilen freilich verleitete ihn sein Eifer für das Recht, wie er es verstand, zu argen Mißgriffen. Der schlimmste war die harte Verfolgung, die er über die Juden erließ. An einem Sommertage des Jahres 1510 (es war am 19. Juli) sah man auf dem Neuen-Markt zu Berlin ein furchtbares Strafgericht. Auf einer Bühne standen Richter und Schöppen, vor ihnen als Angeklagte 38 spandauer, brandenburger und stendaler Juden in ihrer alten Volkstracht und mit spitzen, gelben oder weißen Hüten, ringsum das Volk. Der Richter verlas die Verhandlung, fragte die Angeklagten, ob sie bei der Aussage, die sie auf der Folter gemacht, verblieben, ob sie wirklich Hostien zerschnitten und beim Passahfest Christenkinder geschlachtet und das Blut zu Arzeneien oder zu Zwecken ihres religiösen Glaubens*) verwandt hätten. Zum Tode entschlossen sprachen sie Ja; vielleicht war die Anklage, die man so oft gegen sie erhob, diesmal in der That wahr; längst hatte ja der harte Druck auch den Juden zum Haß, zur Rachsucht und, wo er es wagen durfte, zu Greueln der Unduldsamkeit und des Wahns gereizt, dem Aberglauben war er ohnehin ebenso ergeben, wie der Christ. Die Schöppen berieten, bald fiel das Urteil**): die Frevler sollten allzumal zu Asche verbrannt werden. Nun

*) Nicol. Leuthinger. Chron., ed. prim., I. 1. 36: eo solent sanguine Judaeorum corpora defunctorum oblinire, ut si Messiae praeterierit seculum, in Christianorum sanguine serventur.

**) Es lautete: „Dieweil der böse Christ Paul Fromm, Kesselflicker aus Bernau, sich an dem heiligen Sakrament vergriffen, die Monstranz samt zwei Hostien gestohlen und verkauft hat, so soll man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf- und niederführen, mit Zangen reißen und darnach in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sakraments und ihren grau-

übergab sie der Richter dem Henker, der Henker dem Scheiterhaufen, während ein Rabbiner sie mit lautem Gesange hebräischer Lieder zur Standhaftigkeit ermahnte. Dann loderten über den Schlachtopfern die Flammen auf und zusammen. Ihre Glaubensgenossen aber wurden sämtlich des Landes verwiesen. Was nützte den Wehrlosen der Schutzbrief, den ihnen der Kurfürst noch unlängst für schweres Geld gegeben? Er war durch das Urteil des Gerichts erloschen; die nur geduldet wurden, konnten jederzeit aus dem Staate vertrieben werden, dessen Angehörige sie vor dem Gesetze niemals waren.

Die inneren Angelegenheiten bildeten für Joachim Nestor bei weitem den wichtigsten Gegenstand seiner Thätigkeit. Er schätzte die Segnungen des Friedens zu hoch, als daß er die Ruhe, die ihm die Nachbarn gönnten, selber hätte stören mögen; er war mit diplomatischen Erfolgen zufrieden. Als einen solchen durfte er den Vertrag ansehen, durch den er (zu Grimnitz am 24. August 1529) die langen Streitigkeiten mit Pommern für immer beendete. Zwar verzichtete er darin auf die Lehnshoheit über dieses Land, aber die pommerschen Herzöge erkannten dafür Brandenburgs Erbrecht feierlich an; in Zukunft erhielten sie die Belehnung stets unmittelbar vom Kaiser, aber die Kurfürsten von Brandenburg wurden durch Berührung der Lehnsfahne als künftige Erben mitbelehnt. Der Kaiser und die pommerschen Stände bestätigten diesen billigen Vergleich. Auch auf Schleswig-Holstein erwarb Joachim seinem Hause eine gewisse Anwartschaft; kraft einer 1508 ausgestellten Erklärung seines Schwiegervaters Johann von Schleswig-Holstein, Königs von Dänemark, wurde er im Jahre 1517 vom Kaiser mit dem Anfall des Herzogtums Schleswig und der Grafschaft Holstein unter der Voraussetzung belehnt, daß Johanns Sohn, König Christian II., ohne männliche Nachkommen stürbe (ein Fall, der 1559 eintraf, aber nicht benutzt werden konnte, weil jene Länder seit 1523, seit Christians II. Sturz, sich im Besitz der jüngeren Linie des Hauses Schleswig-Holstein befanden). Eine unmittelbare Erweiterung seines Gebiets erhielt der Kurstaat nur durch den Heimfall der Herrschaft Ruppin im Jahre 1524.

Kurfürst Joachim I. war ein kluger und kraftvoller Regent; das erkannten die Unterthanen wie die Nachbarn bereitwillig an. Aber das Vertrauen auf seine höhere Einsicht artete bei ihm zuweilen in einen Eigensinn aus, der in kleinen Dingen zur Wunderlichkeit wurde, in großen ihn gegen die berechtigten Forderungen der Zeit verhärtete. Jenes zeigte

---

samen Mord an schuldlosen Christenkindern auch zu mehren Malen vor und außerhalb des Gerichts bekannt, darum soll man sie zu Pulver verbrennen, auf daß alle andern ein Exempel an ihnen nehmen möchten, daß sie solche und dergleichen Übelthat nicht begehen möchten".

sich in seinen astrologischen Schrullen. Er glaubte z. B. in den Sternen zu lesen, daß Berlin und Köln am 15. Juli 1525 durch ein schweres Wetter, durch eine Sündflut im kleinen untergehen werde. Trotz aller Abmahnungen seiner Gemahlin begab er sich daher am Morgen des genannten Tages mit seinem Hofstaat vor die Stadt hinaus, auf den tempelhofer Berg (den jetzigen „Kreuzberg"), um sich vor dem Unglück in Sicherheit zu bringen; nachdem er vergebens gewartet, mußte er dann am Abend, beschämt vor seinen Unterthanen, in sein Schloß zurückkehren. Schlimmer war, daß er auch die Zeichen der Zeit falsch deutete, daß er den Geist, der damals die Reformation entzündete, nicht erkennen mochte, dann sich gegen ihn verstockte.

Die Reformation.

Über die Kirchenversammlungen, die im 15. Jahrhundert es versuchten, die kirchlichen Schäden zu heilen, hatte das Papsttum gesiegt; die Reformpläne schienen zu Ende, und viele Geistliche trieben es nun ärger denn zuvor, so daß man kaum sagen konnte, ob ihr Leben oder ihre Lehre fehlerhafter war; aber die Vernunft mit ihren Zweifeln galt dem päpstlichen Orakel gegenüber als Teufelswerk. Auch wendete sich die Kirche nicht an den Geist, sondern an die Sinne der Menschen, die sie durch den Glanz des Gottesdienstes bestach. Prachtvolle Aufzüge und reiche Schaustellungen ergötzten dort das Auge, schöne Musik das Ohr, Räucherwerk die Nase; nur der Verstand ging leer aus, denn die Gebete und Formeln waren lateinisch, und was die Mönche deutsch unter das Volk schrieen oder im Beichtstuhl flüsterten, stachelte oft nur die Leidenschaften und bösen Lüste auf und erbaute selten das Herz und die Vernunft. Aus dieser geistigen Knechtschaft, die um so härter und allgemeiner war, weil die Hierarchie, durch die Vermengung des Geistlichen mit dem Weltlichen ein Staat im Staate, in ihrer Entartung jetzt auch die materiellen Interessen vielfach verwirrte und beschädigte, — aus diesem Verderben die Welt errettet zu haben, ist das Verdienst der nachdenklichen, glaubensernsten deutschen Nation, und ein Sohn des Volkes war's, der das Banner zum Befreiungskampfe erhob.

Martin Luther, eines armen Bergmanns Sohn, aber auf der lateinischen Schule in Mansfeld, dann in Magdeburg und Eisenach, endlich (seit 1501) auf der Universität zu Erfurt gebildet, hatte vergebens versucht, die religiösen Zweifel, die ihn quälten, mit den üblichen Mitteln der Kirche zu beseitigen. Den Weg, den sie als den sichersten anpries, aus der sündigen Menschennatur durch mönchische Weltentsagung und Abtötung des Fleisches hinauf zu Gott, schlug er mutig ein; 22 Jahre alt ging er (1505) ins Augustinerkloster zu Erfurt; aber die härtesten

Kasteiungen brachten seiner Seele keinen Frieden. Da stieß er auf einen seltenen Schatz, auf den Hort der Welt, den die römische Klerisei fast in Vergessenheit gebracht hatte, auf die Bibel; sie erleuchtete und tröstete ihn; nur durch den Glauben an den Erlöser wirst du selig! diese Erkenntnis war fortan die Kraft, mit der er eine Welt überwand. Auch seinen Brüdern die verschüttete Quelle der Wahrheit wieder zu erschließen, das vergrabene Evangelium ans Sonnenlicht zu bringen, gab Gott ihm einen nahen Anlaß und einen großen Wirkungskreis; Luther ward 1508 Professor der Philosophie an der sechs Jahre zuvor gegründeten Universität Wittenberg und erhielt daselbst, seit er (1512) Doktor der Theologie geworden, auch das Amt eines Schloßpredigers. Hier trat ihm nun in dem Tetzelschen Ablaßkram 1517 die Verderbnis der herrschenden Kirche so schamlos vor Augen, daß er in Gottes Namen den Kampf begann. In seinen 95 Thesen, die er (am 31. Oktober 1517) an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, hatte er nur erst den Ablaßkram angegriffen und behauptet, daß der Ablaß, vordem nichts als ein Erlaß der Kirchenstrafen, mißbräuchlicherweise bis zur Vergebung aller Sünden für Geld sei getrieben worden, daß der Papst keineswegs als Verwalter der göttlichen Gnade die Absolution verkaufen dürfe, daß es ein Unsinn und eine Gotteslästerung sei, zu sagen, wie Tetzel that: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt"; vielmehr werde die Vergebung der Sünden nur durch wahre Reue bewirkt. Aber schon dies kühne Wort war eine große That gewesen, war wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland gegangen, den Guten und Verständigen eine Freude, den Finsterlingen ein Schrecken. Und Luther that mehr, drang dem Feinde immer tiefer in den Sitz seiner Macht, lehrte (1519), daß die Herrschaft des Papstes keine göttliche Einrichtung sei, weil die Bibel von ihr nichts wisse und weil in Glaubenssachen einzig und allein die Bibel entscheide, warf (1520) die Bannbulle, die der Papst auf ihn geschleudert, ins Feuer, brach also für immer mit Rom, forderte endlich in Predigt und Schrift alle Welt zur Abstellung der päpstlichen Mißbräuche und Irrlehren auf. „Widerlegt mich aus der heiligen Schrift und ich will widerrufen, sonst nicht; denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein. Gegen das Gewissen vermag ich nichts. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." So sprach er am 18. April 1521 zu Kaiser und Reich in Worms, wohin ihn Karl V. geladen. Dort traf den Gebannten auch noch die Acht, aber sein Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise, schützte ihn, und die Reformation durfte in Sachsen ungestört Wurzel schlagen.

Es folgten nun die beiden großen Werke, durch welche die neue Lehre ein bleibender Segen für Deutschland ward: die Verdeutschung der Bibel durch Luther und die Begründung des deutschen Volksschulwesens

durch Melanchthon. Da rang sich, vom lauteren Evangelium geweckt, allerorten in Deutschland der gesunde Menschenverstand empor, der so lange unter dem geistlichen Druck gelegen, und das Volk, das am Staate wenig Anteil mehr hatte, warf sich mit desto größerem Eifer in das kirchliche Leben, wo es nun für jeden ein gleiches Recht, wo es wenigstens für den Gedanken und das Gewissen eine Freiheit gab. Mit Freuden sah es, wie von seinen Fürsten einer nach dem andern die neue Lehre bei sich einführte; wie die Übergetretenen dann fest und entschieden gegen den speierschen Reichstagsabschied (1529), der den Fortschritt der Reform bedrohte, protestirten, und wie die Protestanten (Kurfürst Hans von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, Markgraf Georg von Ansbach, die Herzöge von Lüneburg, der Fürst von Anhalt und mehrere Reichsstädte) unverzagt vor Kaiser und Reich zu Augsburg 1530 ihr lutherisches Glaubensbekenntnis ablegten. Denn die Reformation war rasch eine volkstümliche Sache, Luthers Kriegslied „Eine feste Burg“ ein Volkslied geworden. Auch fielen immer mehr Länder der neuen Lehre bei, z. B. ganz Pommern, wo im Jahre 1534 ein allgemeiner Landtag auf Antrag der Herzöge Philipp von Pommern-Wolgast und Barnim von Pommern-Stettin die Reformation nach Luthers Lehre einzuführen beschloß, die dann unter Leitung des Dr. Bugenhagen und 1536 auch im Bistum Kamin vollbracht wurde.

Doch nicht überall gingen die Wünsche des deutschen Volkes, das in seiner Mehrheit protestantisch gesinnt war, in Erfüllung. Auch viele weltliche Fürsten, vornehmlich die Habsburger und Wittelsbacher (deren Widerstand eine Hauptschuld an der kirchlichen Spaltung Deutschlands trägt) hielten fest zu Rom; keiner mit so heftiger, erbitterter Feindschaft gegen Luther als der Kurfürst Joachim Nestor. Er war freilich zu klug, um nicht einzusehen, welche Mißbräuche in der römischen Kirche bestanden; aber er meinte, so große Dinge wie eine Kirchenverbesserung könnten und dürften nur von oben herab, von Papst und Kaiser, Fürsten und Konzilien, vorgenommen werden; ein Mann aus dem Volke dürfe sich solches nicht erdreisten. Und hatte nicht „die Frechheit dieses Mönchleins“ den Hohenzoller auch in seinem Familienstolz beleidigt? Der oberste Pächter des deutschen Ablaßhandels in Deutschland war ja Joachims Bruder, Erzbischof Albrecht von Mainz, der freilich dem Kaiser stets zum Frieden mit den Lutherischen riet. Überdies, welche unsaubern Geister schlossen sich nicht der Reformation an! gar die Wiedertäufer in Münster 1534! Hatte nicht die Reformation auch ihre sehr gefährliche politische Seite? in ihrem Gefolge war ja jener große Bauernaufstand entbrannt, der 1525 von Schwaben und Franken aus bis zur Oder und selbst bis Ostpreußen ganz Deutschland verwüstete und der nur die Mark verschonte, weil hier die Lage des gemeinen Mannes erträglich war. Dem Bauern-

verstand konnte es eben nicht einleuchten, wenn alle Menschen durch Christi Blut erlöst seien, warum gerade die Mehrzahl, die Bauern, Sklaven des Adels und der Geistlichkeit bleiben sollten. Zwar der Aufruhr des armen Mannes war rasch von den Fürsten niedergeschlagen worden, auch Luther, der Bauernsohn, hatte sich gegen seine Brüder erklärt; aber man sah doch, welche revolutionären Ideen in der neuen Lehre steckten. Aus allen diesen Gründen erklärte sich Joachim gegen die Reformation. Aber gerade seine leidenschaftlichen Drohungen befestigten das Luthertum, denn sie veranlaßten die lutherische Partei sich im schmalkaldener Bunde (1531) zur Verteidigung ihres Glaubens achtunggebietend zusammenzuthun. Überhaupt war es ein eitles Beginnen, daß Joachim sich dem Strome der Zeit entgegenstemmte; er konnte nicht einmal verhindern, daß dieser sich über die Mark ergoß. Vornehme und Geringe nahmen hier begierig die neue Lehre auf, die von Sachsen und Magdeburg her eindrang. Da der Fürst nicht voranschritt, so nahm das Volk von Brandenburg seine Sache in die Hand; es richtete an sehr vielen Orten den Gottesdienst nach lutherischer Weise ein, zwar nur im stillen, denn wo das Luthertum dem Kurfürsten offen entgegen trat, schlug dieser es zu Boden, ohne sich doch zu eigentlichen Verfolgungen der Evangelischen hinreißen zu lassen.

So ist also der Protestantismus in Brandenburg zuerst durch das Volk begründet worden. Aber ein Lebensprinzip der Dynastie und des Staates ward er durch die Zollern, die rasch auch in der Mark die Wege der Zeit und des Volks einschlugen. Schon zu Joachims I. Lebzeiten fand das Luthertum in diesem Fürstenhause warme und mächtige Freunde: der Zoller Albrecht von Preußen war schon seit 1525 lutherisch, und ein Bruder desselben, Markgraf Georg von Ansbach, Herzog von Jägerndorf, war unter allen Protestanten vielleicht der eifrigste. Er war es, der 1530 zu Augsburg dem Kaiser hitzig erklärte, lieber wolle er sich den Kopf abhauen lassen, als vom Evangelium abstehen, worauf Karl in seiner niederländischen Mundart ihm lächelnd erwiderte: „Löwer Förft, nit Kopp ab, nit Kopp ab!“

Selbst Joachims Gemahlin, Elisabeth, hing dem Luthertum an; sie war um ihres Glaubens willen und aus Furcht vor dem Zorn ihres Gatten 1528 nach Sachsen geflohen und verkehrte dort mit Luther, der aus dem Mönchsstande ausgetreten und seit zwei Jahren verheiratet war, wie ein Mitglied seiner Familie. Entscheidend für die Mark war es aber, daß auch Joachims Söhne, Joachim Hektor und Johann, sich der neuen Lehre zuwandten. Vergebens befahl ihnen der Vater noch auf dem Todbette, päpstlich zu bleiben; sie zeigten, als er (1535 zu Stendal) gestorben war, offen ihre Herzensmeinung. Am schnellsten that es der jüngere, Markgraf Johann von Küstrin, dem kraft des väterlichen

Testaments und zuwider der Hausordnung ein Teil des Landes, die Neumark mit der Hauptstadt Küstrin und Kottbus, zugefallen war. Festen, rasch entschlossenen Wesens führte er, was er einmal als richtig erkannt hatte, auch auf der Stelle und vollständig aus. Mit Luthers Beirat richtete er schon 1536 die Reformation in seiner Neumark ein, wie er denn auch dem schmalkaldischen Bunde beitrat. Der ältere Bruder, Joachim II. (geboren am 13. Februar 1506), der die übrigen Marken und die Kurwürde erhalten hatte, ging langsamer vor; erst nachdem er die völlige Umänderung des Kirchenwesens im stillen vorbereitet hatte, und die Hoffnung, durch ein deutsches Konzil zur Reform zu gelangen, verschwunden war, gab er dem lutherisch gesinnten Bischof von Brandenburg, Mathias v. Jagow, den Auftrag, die Reformation in der Mark durchzuführen, und trat selber am 1. November 1539 zu Spandau öffentlich zur evangelischen Kirche über. In der Nikolaikirche daselbst hörte er die Predigt des lutherischen Propstes Buchholtzer und empfing dann nebst seinem ganzen Hofstaat und vielen Rittern und Geistlichen das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus des Bischofs v. Jagow Händen. Am folgenden Tage predigte Buchholtzer in der Domkirche zu Köln an der Spree und erteilte dem Rate der Städte Berlin und Köln und vielen Bürgern das heilige Abendmahl ebenfalls nach lutherischem Ritus. Die wenigen, die im Lande noch hie und da an der römischen Kirche festhielten, durften ihren Glauben ungestört behalten.

Die geistlichen Räte des Kurfürsten hielten darauf im ganzen Lande eine Kirchenvisitation ab, um den kirchlichen Zustand der Gemeinden zu erforschen, arbeiteten auch eine Kirchenordnung aus, die, von Luther und von den märkischen Ständen gebilligt, 1540 im ganzen Kurfürstentum eingeführt wurde. Auf Joachims II. Wunsch, der den Glanz sehr liebte, hatte man dabei noch manche Zeremonien der römischen Kirche in das neue Wesen mit hinüber genommen. Luther war zufrieden, daß man die Hauptsache besserte, daß man das Evangelium fortan lauter und rein predigte, das Abendmahl so nahm, wie Christus es eingesetzt hatte. „Jene alten Kirchengebräuche“ — schrieb er mit großartigem Freisinn an Buchholtzer — „seien Äußerlichkeiten. Wenn es dem Kurfürsten gefalle, so möge Buchholtzer ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein Sammet- oder ein linnenes Meßgewand anlegen oder deren zwei, drei über einander ziehen; habe der Kurfürst an einer Prozession um die Kirche nicht genug, so solle er siebenmal herumgehen; ja es stehe dem Kurfürsten frei, selbst dabei zu spielen und zu tanzen wie König David. Durch solche äußerliche Dinge könne dem Evangelium nichts zuwachsen und nichts abgehen, wenn nur dergleichen nicht als zur Seligkeit notwendig erachtet würde.“

Auch das märkische Volk empfing nun jene größte Wohlthat, welche

die Reformation überall in Deutschland erwies, wo sie siegte: es erhielt ein tüchtiges Schulwesen. Denn da Luther in einem guten Schulunterricht ganz richtig das wirksamste Mittel sah, auch religiöse Erkenntnis im Volke zu fördern, da er vor allem verlangen mußte, daß ein jeder Christenmensch selber die Bibel lese, so setzte er durch, daß man in jeder evangelischen Gemeinde allemal auch eine Schule gründete, wo die Kinder vom Geistlichen selber oder von einem eigenen Lehrer in Gottes Wort und wenigstens auch im Lesen unterrichtet wurden. Zu demselben Zweck schrieb er seinen „kleinen Katechismus", ein Schulbuch, das bis auf diesen Tag wie die Bibel ein wahres Volksbuch geblieben ist. Der evangelische Geistliche mußte die Bibel in den Ursprachen, mußte namentlich auch griechisch verstehen, wenn er in seiner Lehre den Römischen gegenüber fest sein wollte. Daher lehrten nun viele Dom- und Stadtschulen neben dem Latein die griechische Sprache. So begünstigte die Reformation die humanistischen Studien, denen sie selbst soviel verdankte.

Eine eben so wichtige Veränderung zeigten die politischen Verhältnisse der evangelischen Kirche; der Landesherr betrachtete sich selbst als ihren obersten Bischof; die Geistlichkeit, nicht mehr durch mönchische Gelübde und durch den Cölibat vom übrigen Volke abgeschieden, war noch ein Stand, aber nicht mehr ein Staat im Staate; ihr Stand wurde ein Beamtenstand. Denn alle die großen Besitzungen und Schätze, welche die römisch-katholische Geistlichkeit im Laufe der Jahrhunderte für ihre Stifter, Kirchen und Klöster zusammengebracht hatte, fielen nun durch die Reform in die Hand der Weltlichen. Einiges nahmen die Städte und Adligen, bei weitem das meiste zog der Landesherr ein; zum Teil diente es fortan dazu, die Kirchen und Schulen auszustatten, sowie die Geistlichen und Lehrer zu besolden, die der Patron, d. h. der Inhaber jener Stiftsgüter, berief. Die landesherrliche Macht kam durch so großen Zuwachs an materiellen Mitteln, an Einfluß und Geltung auf der Bahn zum Absolutismus ein sehr beträchtliches Stück vorwärts. Doch bewahrte sich gerade der geistliche Stand, gestützt auf den regen kirchlichen Eifer der Bevölkerung, noch lange seine Selbständigkeit auch gegen die Obrigkeit, und auf der Kanzel donnerten die evangelischen Prediger eben so heftig gegen die Sünden der Vornehmen wie der Geringen. Das machte ihnen bei dem niedern Volke einen guten Namen, und da alle Stände in der Ehrfurcht vor Gottes Wort mit einander wetteiferten, so war der Pfarrer in seiner Gemeinde ein großer Mann.

Kurfürst Joachim II. Hektor und Markgraf Johann von Küstrin.

Das Mehr oder Minder von Entschiedenheit war nicht der einzige Unterschied im Charakter der beiden Brüder, die jetzt über die Marken

herrschten. Joachim zeigte Zeit seines Lebens ein gutmütiges, liebenswürdiges Wesen; alles um ihn her mochte er froh und glücklich machen, er war immer freigebig im Schenken wie im Versprechen. Er selbst suchte das Vergnügen und fand es im Glanz, in der Pracht, in verschwenderischen Festlichkeiten, die seine reiche Phantasie ergötzten. Dagegen war Johann ein strenger und genauer Herr, von einer Sparsamkeit und Ordnungsliebe, die fast bis zum Geiz und zur Kleinigkeitskrämerei gingen. Er haßte allen unnützen Prunk: „Ei, ei, Herr Rat!" sagte er einst mißbilligend zu einem, der am Wochentage in den modischen seidenen Strümpfen vor ihm erschien — „ich habe auch seidene Strümpfe, trage sie aber nur Sonntags." Daher kam es, daß er mit seinen vollen Kassen oft dem Lande und dem Kurfürsten aushelfen konnte, während Joachim stets in Geldnot steckte, weil er so viel verjubelte oder verschenkte. Gemeinsam war beiden Brüdern eine hohe Bildung des Geistes, viel Neigung zur Wissenschaft und eine klare Einsicht in die Mittel und Wege der Staatskunst, sowie der Wille, ihre Länder in Blüte zu bringen. Aber Joachim ließ es im ganzen beim guten Willen bewenden; seine Vergnügungssucht zog ihn zu oft vom Ernst der Regentenarbeit ab, und seine Verschwendung nahm ihm die Mittel, so viel Gutes zu stiften, als er gesollt hätte. Trotz seines heroischen Beinamens (den er sich als Kurprinz in einem Feldzuge des Kaisers wider die Türken gewonnen) hatte er in seinem Wesen nichts Gewaltsames; aber es fehlte ihm auch jene Charakterfestigkeit, die seinen Bruder auszeichnete. So war es mehr die Gunst des Glücks als sein Verdienst, wenn unter seiner Regierung das Staatsschiff auch an sehr gefährlichen Klippen ohne Schaden vorbeikam.

Denn das Unwetter, das lange über den Häuptern der deutschen Protestanten geschwebt, kam jetzt zum Ausbruch. Kaiser Karl V. hatte seine auswärtigen Feinde, die Türken und Franzosen, endlich zur Ruhe gebracht und schickte sich an, die Rebellion in Deutschland, als welche ihm das Verhalten der protestantischen Stände erschien, zu ersticken. Er ächtete die Führer der Schmalkaldischen, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, weil sie sich geweigert, ihren Bund aufzulösen, zerstörte durch geschickte Benutzung ihrer Fehler die starke Streitmacht der Verbündeten, brachte durch den Sieg bei Mühlberg (1547) den Kurfürsten Johann Friedrich, durch Unterhandlung auch den Landgrafen in seine Gewalt. Er meinte, nun in Deutschland als Herr und Meister dazustehen. In der That hatte das Haus Habsburg jetzt den Gipfel seiner Macht erreicht: Spanien und Amerika, die Niederlande, Mailand, Neapel und Sizilien gehörten dem Kaiser selbst; sein Bruder, Erzherzog Ferdinand von Österreich, gebot in Ungarn und Böhmen; jetzt war auch das freiheitsstolze Germanien

unterworfen. Karl V. beschloß, hier den Schlußstein zu dem großen Bau seines Lebens, zur habsburgischen Weltherrschaft, zu legen. Er zerbrach die Bande, welche die Reichsverfassung und die Wahlkapitulation dem Kaisertum angelegt; aus eigener Machtvollkommenheit begann er die deutschen Verhältnisse zu ordnen, verlieh das Kurfürstentum Sachsen dem sächsisch-meißnischen Herzoge Moritz, der, obwohl Protestant, ihm gegen die Schmalkaldischen beigestanden, und befahl 1548 den Protestanten, sich der Entscheidung des Konzils zu fügen, welches er 1545 in Trident zusammengebracht, vorläufig aber sich in Religionssachen so zu verhalten, wie er es in einer Verordnung (dem sogenannten „Interim") vorschrieb.

Der Unwille im protestantischen Deutschland war groß und allgemein; viele gingen im stillen schon mit Aufstandsplänen um; Hans von Küstrin erklärte ganz offen, er werde eher das Leben als den Glauben opfern. Indes bewaffneten Widerstand leistete für jetzt nur erst eine einzige Stadt, Magdeburg, dessen tapfere und glaubenseifrige Bürgerschaft der ganzen Macht Karls V. Trotz bot. Hier wurden alle Verfolgten mit offenen Armen aufgenommen, von hier, aus „unsers Herrgotts Kanzlei", griffen die Lutherischen in zahllosen Flugschriften das Interim und die spanische Tyrannei an. Glorreich verteidigte sich die Stadt 1550 gegen die Reichsexekutionsarmee, die vom Kurfürsten Moritz befehligt wurde, und bei der sich auch Kurfürst Joachim einfand. Magdeburg rettete damals durch seinen Heldenmut auch die nationale Ehre Deutschlands, welches wegen seines raschen Erliegens im Jahre 1547 von den siegreichen Spaniern verhöhnt und verachtet worden war. Aber das Beispiel der standhaften Bürger gab nun auch den evangelischen Fürsten neuen Mut, Großes zu wagen. Sie vereinigten sich insgeheim, und die Seele des Bundes war gerade Moritz von Sachsen, den der Kaiser mit der Belagerung Magdeburgs beauftragt hatte. Er grollte, weil Karl V. den Landgrafen Philipp noch immer im Gefängnis hielt. Die nämliche Beschwerde machte Joachim von Brandenburg geltend, denn auf seine und Moritzens Bürgschaft hatte sich der Landgraf dem Kaiser ergeben. Aber für Moritz gab es noch einen gewichtigeren Grund, der protestantischen Sache beizuspringen; sie war ja großenteils durch seinen Ehrgeiz zu Fall gekommen, es drängte ihn, ihr wieder aufzuhelfen und sich von dem Namen eines Verräters seiner Kirche rein zu waschen. Geschwind traf er seine Maßregeln, rüstete, unterhandelte still nach allen Seiten, stand dann plötzlich mit seinen Truppen in Oberdeutschland und zwang durch seinen kühnen, unerwarteten Angriff den Kaiser, der kein Heer bei der Hand hatte, dagegen die ganze protestantische Partei sich in Waffen erheben sah, zum passauer Vertrage (1552), in welchem er die wichtigsten Forderungen der Lutherischen zugestand. Der augsburger Religions-

friede (1555) bestätigte ihnen die Freiheit und Berechtigung ihres Glaubens.

Waren auch der Friede, dessen sich Deutschland, und die Sicherheit, dessen sich das Luthertum nun lange Zeit erfreute, sehr dankenswerte Wohlthaten, so gab es doch zwei Sätze im augsburger Vertrage, die nachmals die Quellen großen Unheils geworden sind: erstens den berüchtigten Grundsatz „cujus regio, ejus religio — der Landesherr hat die Religion zu bestimmen", die Unterthanen sollten nur das Recht haben auszuwandern; zweitens den „geistlichen Vorbehalt", daß die noch übrigen katholischen Stifter nicht dürften evangelisch werden; der eine Punkt traf die Volksfreiheit, der andere die deutsche Einheit ins Herz. Vergebens hatten die brandenburgischen Fürsten im Verein mit Mecklenburg und Pommern besonders dem geistlichen Vorbehalt widersprochen. Joachim II. mußte sich damit begnügen, daß die evangelische Partei thatsächlich in den Besitz des Erzstifts Magdeburg, er selbst in den Genuß seiner Landesstifter Havelberg, Brandenburg, Lebus kam. Die völlige Einziehung (Säkularisation) derselben bereitete er dadurch vor, daß er sie zunächst selbst oder durch seine Söhne verwaltete. Eben so gelang es ihm, in Magdeburg nach dem Ableben seines Oheims Albrecht nach einander seine Söhne Friedrich und Sigismund zu Erzbischöfen wählen zu lassen, von denen dann der letztere 1561 mit Zustimmung des Domkapitels die Reformation, der die Hauptstadt längst anhing, hier allgemein durchführte. Zum Zeichen aber, wie er sich offen und auf ewig vom Papste lossage, ließ der Kurfürst am 5. Oktober 1563 in seinem ganzen Lande ein großes Reformationsfest feiern. Das war seine Antwort auf die Verdammung, welche das tridentiner Konzil kurz zuvor gegen alle Protestanten geschleudert hatte. Diese Kirchenversammlung war nur von Päpstlichen, meist Italienern und Spaniern, abgehalten worden; die Evangelischen erklärten, über die Gewissen habe auch ein Konzil keine Macht. Um so leichter wurde es den Römischen, dort alle von den Protestanten bestrittenen Lehren und Gebräuche ausdrücklich und für immer in schroffster Weise zu bestätigen. So war denn auch für die Folge jede Vereinigung in Glaubenssachen abgeschnitten.

Der Protestantismus stellte den Hohenzollern eine neue Aufgabe; aber sie vernachlässigten über derselben nicht die alten Tendenzen ihrer Dynastie. Unter diesen stand immer die Erweiterung der Hausmacht obenan; auch Joachim II. war darauf bedacht. Ohne Kriegslust und meist auch ohne beträchtliche Geldmittel, fand er nur in der Diplomatie die Möglichkeit, für das Wachstum seines Hauses etwas zu thun. Und auf diesem Wege hat er gerade zu den allerwichtigsten späteren Vergrößerungen des Staats den ersten Grund gelegt; denn er verschaffte ihm auf Schlesien und auf Preußen eine Anwartschaft. Zwar wurde die

Erbverbrüderung, die er 1537 mit dem Herzoge Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau abschloß und 1545 bei einer Doppelheirat zwischen den Kindern beider Kontrahenten bekräftigte, von dem Könige Ferdinand von Böhmen, dem Lehnsherrn jenes Herzogs, für ungiltig erklärt, aber Ferdinands Recht dazu, schon von den Beteiligten mit Grund bestritten, galt den Hohenzollern stets für anfechtbar; ihre Blicke wandten sich von Zeit zu Zeit immer wieder dieser Aussicht zu. Eine andere große Hoffnung durften sie hegen, seit der König von Polen sich hatte bewegen lassen, in die Belehnung, die er dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen mit diesem Herzogtum erteilte, auch dessen Vetter, den Kurfürsten Joachim II., aufzunehmen (19. Juli 1569).

Das meiste Verdienst um den glücklichen Ausgang der Unterhandlungen mit Polen hatte Joachims Kanzler Lamprecht Distelmeier, ein Staatsmann von ebenso großer Rührigkeit als Gewandtheit. Er war wohl das erste bedeutende Talent, welches die brandenburgische Staatsdienerschaft vom deutschen Auslande empfing. Ein geborner Leipziger, hatte er am Hofe des Kurfürsten Moritz von Sachsen seine politischen Gaben gebildet; 1551 in die Dienste Joachims getreten, leitete er (seit 1558) dessen sämtliche Staatsgeschäfte. Unter seinem Beirat wurde auch die innere Verwaltung der Mark auf einen besseren Fuß gesetzt. Namentlich die Rechtspflege erhielt festere Formen; für sie wurde ein kurfürstliches Hofgericht gebildet, während die Finanzen von der sogenannten Kammer, die übrige Landesverwaltung von der Kanzlei besorgt wurden.

Unter Joachims Verordnungen nehmen die Luxusgesetze einen breiten Platz ein. Er verbot z. B., bei bürgerlichen Hochzeiten mehr als 10 bis 12 Tische für je 12 Personen zu decken, beim Spiel mehr als 300 Gulden zu verthun; am schärfsten aber bedrohte er die Pluderhosen. Sie enthielten freilich mit ihren zahllosen Falten zuweilen an 100 Ellen Seide oder anderen kostbaren Zeuges, so daß mancher Hofherr sein ganzes Vermögen auf dem Leibe trug. Denn ein Par solcher Hosen kostete oft so viel wie ein Landgut. Auch war diese Narrheit so beliebt, daß die Prediger oft genug Gelegenheit fanden, auf den Kanzeln wider den „Pluderteufel" zu eifern. Der Aufwand bewies indes eine erfreuliche Thatsache, daß es an Wohlhabenheit im Lande nicht fehlte. In der That blühten unter dem Schutze des Friedens besonders die Gewerbe wieder auf, zumal die Tuchweberei, deren Hauptsitz in Stendal war; dort gab es damals an 800 Tuchmachermeister. Hie und da klapperten auch schon Eisenwerke, Kupferhämmer, selbst Papiermühlen; bei Belitz bearbeitete man eine Salzquelle. Sogar Wein wurde produzirt und besonders von Krossen, aus der Niederlausitz und der Mittelmark nach Pommern, Schweden, Polen, Preußen, Liefland ausgeführt. Den Stapel für diese

und andere Waren, welche seewärts gingen, hatte Frankfurt a. O.; es war im 16. Jahrhundert der größte Handelsplatz der Mark. Dem Nützlichen suchte Joachim das Schöne, für das er so viel Sinn hatte, an die Seite zu stellen. Er berief geschickte Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker nach Berlin, die der Pracht seines Hofes eine höhere Würde verliehen. Auch für die Universität und das Schulwesen des Landes that er manches. Selbst eines einheimischen Geschichtsschreibers (des Chronisten Leutinger) konnte sich die Mark damals rühmen. So schritt sie in allem auf der Bahn neuer Gesittung vor.

Von dem alten Fehde- und Faustwesen verschwand nun bald jede Spur. Zwar gab es noch immer viele arme und rauflustige Edelleute in der Mark, aber sie suchten jetzt den fürstlichen Kriegsdienst, zogen nach Ungarn, den Niederlanden, nach Frankreich, überall hin, wo Geld und Ehre zu erkämpfen war. Joachim beschränkte diese Söldnerfahrten durch Verbote; nur dem Kaiser, dem Reich oder dem Evangelium sollten brandenburgische Schwerter helfen. Doch war das Feld immer noch weit genug für den Trieb nach Gewinn und Abenteuern. Aber das Stegreifrittertum in der Mark war längst zu Ende, und das Faustrecht blieb vergangen. Zum letzten Male war es aufgeflackert in den kecken, wilden Wagstücken des Hans Kohlhase. Er war ein Bürger von Köln an der Spree gewesen, ein Kaufmann, der mit Honig, Wachs, Heringen im großen handelte*). Eine Unbill, die ihm im Herbst 1532 ein sächsischer Edelmann, v. Zaschwitz, angethan und für die er von dessen Obrigkeit keine Genugthuung erhalten hatte, trieb ihn zur Selbsthilfe; er bewaffnete seine Knechte, schickte dem Kurfürsten von Sachsen (am 1. März 1534) einen Absagebrief und fiel in dessen Land ein. Wie ein Raubritter von ehedem führte er seine Fehde, und lange mit Glück. Da er aber auch seinem eigenen Landesherrn Trotz bot, ward er geächtet, gefangen und 1540 zu Berlin hingerichtet.

Rauflust war sonst nicht gerade der Fehler dieser Zeit, eher eine zu große Gemächlichkeit des Lebens. Den Luxus, dem er durch Gesetze zu steuern suchte, ermunterte Joachim selbst doch durch sein eigenes schlechtes Beispiel. Seine Prachtliebe überstieg alles Maß. Kostbare Hoffeste, glänzende Ritterspiele, Hetzen wilder Tiere — Löwen, Bären, Auerochsen, die im Tiergarten bei Berlin gehalten wurden — große Jagden und Wettrennen lösten an seinem Hofe fortwährend einander ab; und bei allen diesen Festlichkeiten wurde der größte Prunk entfaltet; zahlreiche Dienerschaft (zur Hofhaltung gehörten 435 Personen), schwelgerische Mahle, die teuersten Gewänder und Geräte. Übrigens liebte es der Kurfürst, daß das Volk an seinen Freuden teil nahm. Er veranstaltete

*) Burkhardt, der historische Hans Kohlhase, 1864.

in Berlin alljährliche Rennen, wobei Edelleute und Bürger, Einheimische und Fremde mithalten durften, zu Pferde und zu Fuß; die Preise waren bei solchem Laufspiel ein fetter Ochse, ein Schwein, ein Bogen, ein Ferkel. Er mischte sich auch selbst in die Volksfeste, die er veranlaßte, und einmal, bei einem großen Knüttelkampfspiel zwischen den Berlinern und Spandauern, in welchem der spandauer Bürgermeister (er hieß Bier) ihm den Sieg entriß, wäre es ihm fast übel ergangen. Immer aber litt sein Beutel, und was die Feste übrig ließen, ging großenteils für die Günstlinge und Freundinnen auf, unter denen Anna Sydow, „die schöne Gießerin" (Witwe eines Stückgießers), am bekanntesten ist. Dazu kamen die Bauten, die meist aus Prachtlust, selten — wie die Befestigung Spandaus — um des Nutzens willen geschahen. Alles dies ruinirte die Finanzen; der Kurfürst hatte vom Vater her eine Schuldenlast vorgefunden, er vergrößerte sie noch beträchtlich; im Jahre 1540 war sie schon auf 600 000 Thaler angewachsen, während die jährliche Einnahme sich nur auf 80 000 Gulden belief. Der kurfürstliche Rentmeister, Thomas Matthias, der zugleich Bürgermeister von Berlin war, hatte daher einen sehr schweren Stand; er opferte sein eigenes Vermögen für seinen Herrn. Am ersten wußte noch der Jude Lippold Geld herbeizuschaffen, der daher große Gunst und das Amt eines Kammerdieners, Münzmeisters und Obersten der Judenschaft, freilich aber auch den Haß seiner, wie er für Geld wieder aufgenommenen Glaubensbrüder gewann; denn er mißbrauchte seine Stellung zu allerlei Erpressungen. Zuletzt mußten doch immer wieder die Stände aus der Not helfen. Dadurch geriet der Kurfürst in große Abhängigkeit von ihnen; er mußte versprechen, „keine wichtige Sache, daran das Gedeihen oder Verderben des Landes gelegen, ohne Vorwissen und Rat der Stände zu beschließen"; er mußte den Ständen sogar das Recht erteilen, selber die Steuern einzuziehen und zu verwalten, damit die Gelder wirklich zur Tilgung der Landesschulden verwandt würden. Dennoch fand der Nachfolger noch eine Schuldenmasse von 2 600 000 Thalern vor!

Markgraf Johann von Küstrin wirtschaftete anders; bis an seinen Tod ein Muster von Ordnungsliebe und Sparsamkeit, von Mäßigkeit und Schlichtheit, konnte er nicht bloß viel Nützliches schaffen, neue Landstraßen und Brücken, Wasserleitungen und Fabriken, die Festungswerke von Küstrin und Peitz bauen, sondern auch noch im Jahre 1555 zwei Herrschaften kaufen — Storkow und Beeskow — und gleichwohl einen beträchtlichen Schatz baren Geldes (man sagt gar 24 Wispel alter Düttchen oder etwa 14 Millionen Mark), sowie durch manche wohlthätige Einrichtung den Namen eines Vaters der Armen hinterlassen. Man hat ihn auch Johann Ökonomus genannt; er verdiente den einen wie den andern Ehrentitel.

Die beiden Brüder starben kurz nacheinander, Joachim (66 Jahre alt) am 3., Johann am 13. Januar 1571. Da der letztere keinen Sohn hinterließ, so wurden die Marken wieder vereinigt; sie sind seitdem nicht mehr getrennt worden.

Johann Georg.

Es war ein hartes Gericht, das nun nach Joachims Tode über die lockeren Vögel am Hofe erging; denn der neue Herr, Johann Georg, fast in keinem Stück dem Vater, in vielen, besonders in Rauheit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit, dem Oheim gleich, rächte des Vaters Schwächen schwer an dessen Günstlingen. Vor allem mußte Lippold büßen. In einem Streite mit seiner Frau war er von dieser der Zauberei bezichtigt worden; daraufhin wurde er verhaftet und gestand nun auf der Folter noch Schlimmeres: er habe den verstorbenen Kurfürsten bestohlen und, um der Entdeckung zu entgehen, ihn sodann vergiftet. Zwar widerrief er nachher alles, aber man hielt ihn für überführt, und er wurde auf grausame Weise hingerichtet. Der Haß, den sich dieser Wucherer zugezogen, traf aber auch seine Glaubensgenossen; die ganze Judenschaft wurde wieder aus dem Lande gejagt. Übel erging es auch der „schönen Gießerin"; sie kam auf die Festung Spandau, wo sie auch als Gefangene starb. Selbst der hochverdiente Thomas Matthias ward in Untersuchung gezogen; man fand aber nicht 10 Gulden baren Geldes bei ihm, und als er starb, hinterließ dieser rechtschaffene Finanzminister nicht soviel, daß er davon konnte anständig begraben werden.

Löblicher waren Johann Georgs Bemühungen, die hinterlassenen Schulden des Vaters zu tilgen; er hatte lange Jahre daran zu arbeiten und mußte den Ständen große Opfer abfordern; doch gelang es ihm, weil das Land die erhöhten Steuern gar wohl tragen konnte. Die Mittel desselben mehrten sich besonders auch durch die Einwanderung reformirter Niederländer, die, vor der Glaubenstyrannei Philipps II. von Spanien geflüchtet, sich als Ackerbauer in den Flußniederungen, häufiger als Gewerbtreibende in den Städten niederließen und den Kunstfleiß nicht wenig förderten. Manches neue Gewerbe kam damals in der Mark in Aufnahme, manches alte ging zurück, wie denn namentlich der Weinbau hie und da anfing von der Branntweinbrennerei verdrängt zu werden. Im ganzen war der Aufschwung der Industrie erheblich, und der allgemeine Wohlstand stieg. Es erschien denn auch schon 1580 wieder ein neues Luxusgesetz, das sich freilich nur gegen den Aufwand der Städter richtete. Dieselben wurden nach Geschäft und Vermögen in vier Klassen geteilt; zum ersten Stande gehörten hiernach die Doktoren, Pröpste, Bürgermeister, Richter, Ratsmänner, Schöppen und der alte Stadtadel,

zum zweiten die Biergewerke und wohlhabenden Bürger, zum dritten die gemeinen Bürger, zum vierten die Tagelöhner und Dienstboten. Sie alle erhielten genaue und sehr kleinliche Vorschriften, wie sie sich kleiden sollten, und wie viel sie bei Festlichkeiten verthun dürften.

Es sind doch auch einige dauernde Erfolge aus dieser Regierung zu melden: die Stiftung des Berlinischen-Gymnasiums zum grauen Kloster 1574, wo des Kurfürsten Leibarzt und Hofalchymist Leonhard Thurneysser zugleich eine Buchdruckerei errichtete; die Vollendung des kurfürstlichen Schlosses in Berlin, welches dann, wie ein Zeitgenosse sagt, in Deutschland seines gleichen nicht hatte; die Befestigung Driesens, sowie der Ausbau der Festungswerke von Spandau, Küstrin und Peiz durch den berühmten Baumeister Graf Rochus v. Lynar; in der auswärtigen Politik 1594 die Erwerbung wichtiger Erbansprüche durch die Vermählung des Prinzen Johann Sigismund, Enkels des Kurfürsten, mit Anna, der ältesten Tochter des Herzogs Albrecht von Preußen und zugleich Erbin der jülich-kleve-bergschen Lande; in kirchlicher Hinsicht die Visitations- und Konsistorial-Ordnung vom Jahre 1573, nach welcher ein General-Superintendent alle zehn Jahre, und die Kirchen-Inspektoren alljährlich den Zustand des märkischen Kirchenwesens untersuchen sollten, sowie der Anteil, den Johann Georg an dem Zustandekommen der „Eintrachtsformel“ hatte. Diese wichtige Bekenntnisschrift, die von sächsischen und brandenburgischen Geistlichen, eifrigsten Anhängern der streng lutherischen Richtung, 1576 zu Torgau abgefaßt worden war und nebst der „augsburger Konfession“ zu den sogenannten symbolischen oder Grundbüchern der lutherischen Kirche gehört (publizirt im Jahre 1580), wirkte freilich alles andere eher als das, was ihr Name versprach. Denn der Kurfürst band seine Geistlichkeit nun streng an jedes Wort, das sie enthielt. Er teilte den Fehler der Zeit, die religiöse Unduldsamkeit. Die Reinheit des lutherischen Lehrbegriffs zu bewahren, schien bei weitem die wichtigste Aufgabe der Kirche; aber man wollte lutherischer sein als Luther selbst und verfiel in denselben blinden Autoritätsglauben, den man den Römischen vorwarf. Zugleich artete der Zwist mit den Anhängern des zwingli-kalvinischen Protestantismus in wütende Feindschaft aus; man war im lutherischen Norden und Osten Deutschlands fast ebenso eifrig bedacht, die Meinungen der Reformirten, die im Südwesten herrschten, auszuschließen, als sich gegen das Eindringen katholisirender Tendenzen zu verwahren. Das religiöse Vorurteil, das übrigens bei sämtlichen Sekten gleich stark war, verwarf zuweilen auch Dinge, deren Güte sonst gar nicht geleugnet werden konnte, wie denn z. B. die Protestanten sich über ein Jahrhundert lang geweigert haben, Gregors XIII. Kalenderverbesserung (vom Jahre 1582) anzunehmen. Die Päpstlichen ihrerseits stemmten sich mit Macht gegen die Verbreitung der astronomischen Lehre

des Kopernikus, weil sie Grund hatten, darin eine Ketzerei zu wittern. Es ist fraglich, auf welcher Seite, ob bei Rom, Genf oder Wittenberg, damals die größte Intoleranz herrschte.

Joachim Friedrich.

Bei Johann Georgs Tode (8. Januar 1598) stand sein Sohn und Nachfolger Joachim Friedrich schon im reifsten Mannesalter, er zählte 52 Jahre; auch sein Vater war längst über die Jugend hinaus, war 45 Jahre alt gewesen, als er den Thron bestieg; aber das Alter, das jenen einst noch schroffer machte, gab Joachim Friedrichs maßvollem Wesen nur größere Milde. Er gewann sich rasch die Achtung der Märker; sie schätzten seine Einsicht, Mäßigung, Gerechtigkeitsliebe; sie bewunderten die ungemeine Umsicht und Festigkeit in Verwaltungssachen und die genaue Kenntnis der auswärtigen Staatsverhältnisse, die er sich bereits als Administrator des Erzbistums Magdeburg (seit 1566) angeeignet hatte. Noch beliebter war seine Gemahlin Katharina, das treue Ebenbild ihres Vaters, des Markgrafen Johann von Küstrin; von ihrer frommen Wohlthätigkeit bewahrt Berlin noch heute ein Andenken: die Schloßapotheke, die sie von dem Ertrag ihrer selbstbewirtschafteten Meierei gestiftet, um armen Kranken unentgeltlich Arznei zu liefern. Wie Vater und Mutter waltete die neue Herrschaft im Lande. Doch hatte Joachim Friedrich viel Mühe, ehe er den Staat ungeteilt überkam. Sein Vater war schwach genug gewesen, seinem ältesten Sohne aus dritter Ehe, Christian, die Neumark zu vermachen, und die Stände, deren Entscheidung der neue Kurfürst anrief, lehnten es ab, sich in den Familienzwist zu mischen; so schien nichts übrig zu bleiben, als daß Joachim Friedrich die Ansprüche seiner Stiefbrüder auf den Besitz eines Landesteils, wie er sofort gethan, auch in Zukunft einfach abwies. Da trat der Vetter des Kurfürsten, der alte Markgraf Georg Friedrich von Ansbach und Baireuth, vermittelnd ein. Er war kinderlos und sein Besitz bedeutend. Außer Ansbach und Baireuth gehörte ihm auch das schlesische Herzogtum Jägerndorf, welches sein Vater Georg 1523 gekauft und dann noch durch die Herrschaften Beuthen und Oderberg vergrößert hatte. Er schlug vor, sein Nachlaß solle zum Ausgleich dienen. Der Kurfürst war es zufrieden. So schlossen die Bevollmächtigten der beiden denn einen Vertrag (zu Gera 1598), nach welchem dereinst von Georg Friedrichs Erbe nur Jägerndorf an den Kurfürsten, die fränkischen Fürstentümer aber an dessen Stiefbrüder fallen sollten. Zugleich wurde die Unteilbarkeit des Kurfürstentums, und ausdrücklich auch noch die Primogenitur, die Erbfolge nach dem Recht der Erstgeburt, als Grundgesetz desselben festgestellt. Nach dem Tode Georg Friedrichs 1603 trat dieser „geraer Hausvertrag“

zur Befriedigung aller Teile in Kraft. Prinz Christian erhielt durch das Los das Fürstentum Baireuth, sein jüngerer Bruder Joachim Ernst das Fürstentum Ansbach. Das Herzogtum Jägerndorf (nebst Beuthen und Oderberg) gab der Kurfürst im Jahre 1607 seinem jüngeren Sohne Johann Georg; falls die Nachkommen desselben ausstürben, sollte es an Kurbrandenburg zurückfallen.

Bald darauf erwarb Joachim Friedrich einen neuen Rechtstitel für die preußische und klevische Erbschaft, indem er sich, seit 1603 Witwer, mit Eleonore, der jüngeren Tochter Herzog Albrecht Friedrichs von Preußen vermählte und, von den märkischen Ständen mit Geld dazu versehen, den König und den Reichsrat von Polen bewog, ihn 1605 zum Vormund des gemütskranken Herzogs und zum Statthalter in Preußen zu ernennen.

Die Ausdehnung der Staatsinteressen über so entlegene Gebiete vermehrte den Umfang der landesherrlichen Geschäfte schon sehr wesentlich; aber auch in der inneren Verwaltung wuchs die Geschäftslast, zumal nachdem nun (seit 1598) auch die Landesbistümer, Havelberg, Brandenburg und Lebus, ganz und gar eingezogen und mit der Mark vereinigt worden waren. Überhaupt aber wurde jetzt das Regieren mehr eine Kunst, welche genaue Sachkenntnis aller Verhältnisse des bürgerlichen Lebens erforderte. Wie viel leichter hatte es der Fürst im Mittelalter! Die kirchliche Verwaltung ging ihn nichts an; das Kriegswesen war sehr einfach, der Fürst hatte im Grunde nur die Führung der Truppen zu übernehmen, welche seine Vasallen und Städte für ihn aufbrachten; die Finanzen machten ihm noch die meiste Mühe, doch konnte er leichter als jetzt von der Hand in den Mund leben; in die besonderen Angelegenheiten der Gemeinden und einzelnen Städte sich zu mengen, war nicht seines Amtes. Diese Selbstverwaltung des Volks, für den Fürsten so bequem wie für die Selbständigkeit der Unterthanen notwendig, hörte jetzt allmählich auf. Denn nachdem die bevorrechteten Stände, der Adel, der reiche Bürgerstand, die Geistlichkeit einer nach dem andern ihre Macht auf Kosten der Masse des Volks gemißbraucht hatten, war dem Fürsten mit der Gewalt zugleich die Pflicht zugefallen, was jene vordem, jeder in seinem Kreise, zum besten des Ganzen gethan hatten oder hätten thun sollen, nun selber zu leisten. Durch die Reformation oberster Bischof geworden, sollte er die Lehre und das Leben seiner Geistlichen, den Zustand der Schulen, die Verwaltung der kirchlichen Stiftungen beaufsichtigen; die Veränderung des Kriegswesens und besonders die Rechtspflege nötigten ihn nicht bloß, eine Menge neuer Geschäfte und Ämter zu übernehmen oder zu verteilen, sondern auch, was das Schwierigste war, in das Steuerwesen Plan und Regel zu bringen und es vor allem sehr viel ergiebiger zu machen, damit für die mancherlei neuen Ausgaben

immer das nötige Geld vorhanden sei. Um aber die Steuerkraft des Landes in entsprechendem Maße zu erhöhen, mußte sich der Fürst fortan mehr als bisher um den wirtschaftlichen Zustand seiner Unterthanen bekümmern; er mußte suchen durch eigene Verordnungen und Maßregeln dem Ackerbau, den Gewerben, dem Handel zu nützen. So häuften und entwickelten sich die Geschäfte und konnten selbst unter dem Beirat sachkundiger Männer nur dann zweckmäßig behandelt werden, wenn diese Berater nicht bloß in einzelnen Fällen, wie bisher wohl, sondern dauernd ihre Hilfe liehen.

Diese Erwägungen bestimmten den Kurfürsten Joachim Friedrich im Jahre 1605 (am 15. Januar*) ein stehendes „Geheimrats-Kollegium" zu errichten. Es hatte die Bearbeitung aller Staatsangelegenheiten mit Ausnahme des Kirchenwesens, das unter der Aufsicht des kurfürstlichen Oberkonsistoriums blieb, der Rechtspflege, die das Hof- und Kammergericht, und der Lehnssachen, welche die Lehnskanzlei behielt; es führte auch die Oberaufsicht über die Landes-Hauptleute, die in den Provinzen, über die Vögte, die in kleineren Bezirken die landesherrlichen Rechte und Obliegenheiten bisher fast wie Statthalter verwaltet hatten. Die Mitglieder der neuen Behörde — neun an der Zahl —, meist gelehrte Staatsmänner und ohne Rangunterschied dem Adel und dem Bürgerstande entnommen, wurden auf Lebenszeit angestellt und hatten eine feste Besoldung, die teils in Geld, teils in freier Kost, Kleidung, Wohnung und Naturallieferungen bestand. Sie versammelten sich wöchentlich zweimal im kurfürstlichen Schlosse zu Berlin; den Vorsitz hatte der „Oberstkämmerer", den Vortrag der zu beratenden Gegenstände der Staatskanzler; bei der Abstimmung, deren Ergebnis der Kurfürst zu bestätigen pflegte, galt die Mehrheit. Der Geheime-Rat war also bei uns der erste Anfang zu einem Staatsministerium. Aber daneben behielt der Kanzler als oberster Rat, gewissermaßen als Premierminister, noch einen großen Wirkungskreis, wie er denn namentlich die Justiz und die Landtags-Verhandlungen leitete. Zu diesem höchsten Staatsamte berief der Kurfürst gern einen Doktor der Rechte, und da noch nicht viele Adlige sich den Studien zuwandten, so war in den ersten Zeiten gewöhnlich ein Bürgerlicher Kanzler.

Bei der Ordnung des höheren Beamtentums vergaß Joachim

---

*) Neuen Stils (5. Januar alten Stils). Vom Jahre 1600 an ist in diesem Buche durchweg die Datirung nach der neuen, gregorianischen Kalenderrechnung erfolgt, die seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts nicht bloß in der ganzen römisch-katholischen Welt, sondern auch schon in einigen protestantischen Ländern, z. B. in Preußen und Kleve, bestand. In Brandenburg wurde sie erst im Jahre 1700 eingeführt. — Man hat also hier bei den Daten des 17. Jahrhunderts, wenn man den alten Stil ermitteln will, zehn Tage abzuziehen.

Friedrich es nicht, dessen Pflanzstätten zu vermehren; er gründete 1607 zu Joachimsthal bei dem Jagdschloß Grimnitz ein Gymnasium, das, reich mit Ländereien und Einkünften ausgestattet, 130 Schüler, teils vom Adel, teils aus dem Bürgerstande, unentgeltlich erziehen sollte. Damit entledigte er sich zugleich gegen das Schulwesen einer Ehrenpflicht, welche seit der Einziehung der Kirchengüter einem jeden evangelischen Landesherrn oblag.

So kurze Zeit also auch dieser Fürst regiert hat, kürzer als irgend ein anderer Hohenzoller in der Mark, — denn er starb schon am 18. Juli 1608 — es war doch durch ihn viel geschehen, um dem Nachfolger die großen Aufgaben zu erleichten, die ihm das Wachstum des Staats nach Osten und Westen stellen mußte; denn da und dort standen bedeutende Erwerbungen ganz nahe bevor.

Geschichte des Landes Preußen bis zu seiner Vereinigung mit Brandenburg.

In dem Küstenlande zwischen der unteren Weichsel und der Düna, das im Norden und Westen vom baltischen Meere, im Süden und Osten von einem Kranz von Sümpfen und Seeen begrenzt wird, saß seit Urzeiten ein Volk litauischen Stammes, welches schon im Altertum und zwar durch den Handel mit dem kostbaren Bernstein, den die See an seine Küste warf, namhaft wurde. Die Römer nannten es (seit Tacitus 90 n. Chr.) mit dem germanischen Namen, den sie von den dazwischen Wohnenden überkommen hatten, Ästier, d. i. Ostleute. Lange Zeit blieb, was Tacitus von den Ästiern angemerkt — daß sie einen Götterdienst übten, dessen Symbol auch bei den benachbarten Stämmen selbst im Kriege Achtung und Ehrfurcht fand, daß ihre Hauptwaffe die Holzkeule war, und daß sie mit großer Sorgfalt Ackerbau trieben — dieser kurze Bericht blieb Jahrhunderte hindurch das einzige, was die gebildete Welt über das Volk des Bernsteinlandes belehren konnte. Wenigstens ist keine Spur erhalten, daß der Bernsteinhandel den Alten an sicherer Kunde mehr vermittelt habe. Auch eine Gesandtschaft, welche die Ästier um das Jahr 500 nach Italien an den König Theodorich d. Gr. schickten, verbreitete kaum neues Licht. Erst gegen Ende des neunten Jahrhunderts ist etwas Genaues über die „Ostleute" aufgezeichnet worden, und zwar von dem englischen Könige Alfred d. Gr. Er schrieb nieder, was ihm ein gewisser Wulfstan aus eigner Anschauung über die Ästier und ihr Land erzählte. Dieser Reisende war (um das Jahr 880) von Hedaby (Schleswig) zu Schiff nach Truso gefahren, einem Handelsort am Drausensee bei dem jetzigen Dorfe Preußisch-Mark. Nachdem er von der Weichsel, dem frischen Haff (dem Estensee, wie er es nennt) und dem

Elbing gesprochen, berichtet er über das Land und Volk daselbst folgendermaßen:

„Das Estenland ist sehr groß und hat sehr viele Burgen und in jeder Burg ist ein König. Es giebt da sehr viel Honig und Fischfang. Der König und die reichsten Leuten trinken Pferdemilch, die Unvermögenden und Sklaven trinken Met. Es ist sehr viel Streit unter ihnen. Bier wird bei den Esten nicht gebraut, aber Met giebt es da genug.

Es ist Sitte bei den Esten, daß, wenn jemand gestorben ist, er im Hause bei seinen Verwandten und Freunden einen, auch wohl zwei Monate unverbrannt liegen bleibt, und zwar die Könige und die anderen Vornehmen um so länger, je größer ihr Reichtum ist, zuweilen ein halbes Jahr. Während dieser ganzen Zeit nun bis zu dem Tage, da man die Leiche verbrennt, geht es mit Zechen und Spielen hoch her. Darauf an dem Tage, an welchem sie den Toten zum Scheiterhaufen bringen wollen, da teilen sie seine Habe, so viel davon nach dem Trinken und Spielen noch übrig ist, in fünf, sechs oder mehr Teile, je nach dem Betrage. Dann legt man diese Teile aus, den größten wenigstens eine Meile vom Hofe entfernt, den zweiten näher, dann den dritten, bis es alles auf die Weite einer Meile ausgelegt ist; der geringste Anteil muß an dem Hofe liegen, wo sich der Tote befindet. Sodann versammeln sich die Männer, welche die rascheſten Rosse im Lande haben, wenigstens in fünf oder sechs Meilen Entfernung von dem ausgelegten Gute. Nun sprengen sie alle los, wobei der Reiter des schnellsten Pferdes zum ersten und größten Anteil gelangt, und so einer nach dem andern, bis alles genommen ist. Nachher reitet jeder mit dem Gewonnenen seines Weges und darf es behalten; deshalb sind dort die schnellen Pferde ungemein teuer. Ist so die Habe des Verstorbenen zerstreut, dann trägt man ihn hinaus und verbrennt ihn samt Waffen und Kleidern. Gewöhnlich geht in dieser Weise, durch das Trinken und Spielen und Wettreiten, das ganze Vermögen des Toten drauf.

Die Verbrennung der Leichen ist bei den Esten eine Pflicht; findet jemand ein unverbranntes menschliches Gebein, so muß man es teuer auslösen.

Die Esten verstehen die Kunst Kälte zu erzeugen; eben deshalb liegen dort die Toten so lange, ohne zu verwesen, weil um sie Kälte bewirkt wird. Setzt man den Esten Gefäße voll Bier oder Wasser hin, so können sie machen, daß jedes überfriert, es sei Sommer oder Winter."

Durch die Ostseefahrer wurden nun auch einige Stammnamen dieses baltischen Volkes bekannt; man hörte, die nördlicher, zwischen dem kurischen Haff und dem Kap Domesnäs hausenden Küstenleute hießen Kuren,

die südlicher wohnenden, besonders die an der Pregelmündung hießen Semben oder Samländer. Seitdem kam die unbestimmte Bezeichnung Esten in Abgang und wurde auf ein weiter ostwärts hausendes Volk von ganz anderer Nationalität, auf die Finnen im heutigen Esthland übertragen. Binnenwärts dagegen, nach Polen und Rußland, verbreitete sich für einen Teil dieser Balten, und besonders für die in Samland und am kurischen Haff wohnenden, der Name Prutten oder Pruzzen, ein Wort, das vermutlich mit dem litauischen protas „Verstand" zusammenhängt und die „Klugen", die „Wissenden" bedeutet.*) Denn auf der Bernsteinküste bestand eine uralte Kultusstätte; von dorther kam zu den verwandten Stämmen der Dienst der Götter. Als später die Christenheit von Deutschland her zu einer methodischen Bekämpfung dieser Heiden schritt, erhielt das, wie gesagt, ursprünglich wohl religiöse Wort einen nationalen Begriff und bezeichnete die gesamte Bevölkerung des vom deutschen Orden bekehrten Gebietes zwischen der Weichsel und der unteren Memel, zwischen der Ostsee und Drewenz.

Die Pruzzen, oder wie der Deutsche aussprach die Preußen, zerfielen in eine Menge kleiner Stämme; man unterschied besonders elf Gaue: Kulm und Pomesanien am östlichen Weichselufer, Pogesanien, Warmien oder Ermland und Natangen am frischen Haff, Samland zwischen diesem und dem kurischen Haff, Nadrauen und Schalauen am kurischen Haff, Barten zwischen Aller und Angerapp, Sudauen und Galinden längs der masurischen Seeen. Doch alle diese Stämme glichen sich in Sitte und Weise wie Brüder, obschon sie keine staatliche Einheit bildeten.

Die alten Preußen waren, wie noch jetzt die Litauer bei Tilsit und Gumbinnen, tüchtige, kernige Menschen von schlankem, starkem Körperbau mit langen blonden oder hellbraunen Haaren und blauen Augen. Dieses kräftige Naturvolk hatte zu der Zeit, als es in das vollere Licht der Geschichte trat, d. h. im Anfang des elften Jahrhunderts, schon eine gewisse Stufe der Gesittung erstiegen, ja fast eine höhere, als die war, welche die Deutschen vor ihrer Bekehrung erreichten. Zwar auch die Preußen wohnten nur in Dörfern und auf Höfen, wo sie als Viehzüchter und Ackerbauer dem fruchtbaren Boden zwischen den ungeheuren Wäldern und Sümpfen hinreichenden Ertrag abgewannen; auch sie kannten keine höheren Genüsse als Jagd, Krieg und Trinkgelage; aber wie gewandt ihr Geist war, dafür zeugt schon das von ihnen erfundene vortreffliche Ackergerät, die „Zoche", ein Pflug, der noch jetzt in Ostpreußen gebraucht wird. Überdies betrieben sie außer manchen Gewerben (der Linnenweberei, der Schmiedekunst und Töpferei) auch einen Handel an den

*) Vgl. hierüber meine Schrift „Elektron. Berlin 1869." S. 105.

Küsten, welcher besonders am Drausensee und in dem bernsteinreichen Samland ungemein lebhaft war. Sie gingen auch selbst zur See, um in den fremden Häfen, besonders im schwedischen Birka, für ihren Bernstein und für russisches Pelzwerk deutsches Tuch und mancherlei metallene Geräte und Zierat einzutauschen; von Seeraub jedoch hielten sie sich fern. Selbst das „Strandrecht“ mißbrauchten sie nicht, wie es doch die meisten christlichen Völker thaten; vielmehr halfen sie uneigennützig den Schiffbrüchigen. Überhaupt bemerkt ein deutscher Chronist des elften Jahrhunderts, „es könnte viel Löbliches in seinen Sitten von diesem Volke gesagt werden, wenn es den Glauben Christi hätte.“ Thätigkeit galt als eine rühmliche Tugend, Arbeitsscheu als schändliches Laster; man fand im ganzen Lande keinen Bettler. Gastfreundschaft, Treue und Dankbarkeit waren heilige Pflichten, der Diebstahl verachtet und wie Mord und Ehebruch mit Todesstrafe belegt; auch den Frohsinn und die gutmütige Heiterkeit, die menschenfreundliche, mildthätige Art der Preußen rühmte das Ausland. Ihre Lebensweise war schlicht und einfach; die Kleidung des Mannes ein kurzer, enger Rock von weißer oder blauer Farbe und je nach dem Vermögen von Leinwand oder Tuch, um den Leib ein Ledergürtel, geschmückt mit blanken Metallplatten oder buntem Zierat aus Bernstein oder Thon; weite Beinkleider, lederne oder bastene Schuhe; dazu im Winter Tierfelle über den Rock und eine Pelzmütze. Die Weiber trugen lange linnene Kleider von grauer Farbe und einen Mantel, die Unverheirateten einen Blumenkranz, die Frauen eine Haube. Ihr Putz bestand in ausländischen Arm- und Halsbändern, Ringen, Ohrgehängen. Die Fremden sagten wohl: „der Preußen Gott ist ihr Bauch“; und allerdings war lustiges Zechen in Preußen sehr beliebt; indessen welche Massen von Met und gegohrener Stutenmilch hier auch vertilgt wurden, die christlichen Deutschen leisteten in Bier und Wein das nämliche. Im Essen waren die Preußen doch immer mäßig. Ihre Kost bestand hauptsächlich aus Fleisch, Brot und Milchspeisen.

Die preußische Sprache, die seit 200 Jahren ausgestorben und uns nur in einigen spät abgefaßten Wörterverzeichnissen und in ein paar Übersetzungen des lutherischen Katechismus*) erhalten ist, war eine Mundart des Litauischen; sie hatte einen sanften, milden Klang und in

---

*) Zur Probe sei hier das Vaterunser (nach Abel Will's Schreibung, abgedruckt bei Nesselmann, Sprache der alten Preußen S. 13 ff.) mitgeteilt: Tâwa noùson kas tu essai en Dangon. Swintints wîrst twais emnes. Perêit twais Ryks. Twais quâits audàsin, kâgi en Dangon tyt dêigi no semien. Nouson deinennin geitien dais noûmans schan deinan. Bhe etwerpeis noûmas nousans âuschautins kai mes etwêrpimai noùsons auschautenīkamans. Bhe ni weddeis mans en perbandâsnan. Schlâit isrankeis mans esse wissan wargan. Amen.

ihren Formen eine sehr gefällige Beweglichkeit; wie lieblich klingen z. B. die Mannsnamen Dygune, Nawalde, Astiot, Samile, Nautinge, Saleide, die Frauennamen Romeda, Namego. Die Schrift war, wie es scheint, unbekannt; man kam dem Gedächtnis in der Weise aller Naturvölker zu Hilfe, bediente sich, um die Tage zu zählen, eines Kerbstocks oder knüpfte Knoten an einem Riemen. Man rechnete übrigens nicht nach Wochen, sondern nur nach Monden und Jahren; die Monate hießen nach den Naturerscheinungen, z. B. Tauben-, Linden-, Getreide-, Laubfall-Monat.

Am wenigsten heimelte den germanischen Sinn das Verhältnis an, in welchem bei den alten Preußen die Frau zum Manne stand. Sie war nicht die berechtigte Genossin, sondern die Dienerin ihres Gatten, dem Vater um ein bestimmtes Maß Getreide oder für eine Anzahl Vieh abgekauft; denn die Kinder galten als dessen unbedingtes Eigentum. Der Mann durfte so viele Frauen haben, als er ernähren konnte. Dennoch fehlte es der Ehe nicht an Würde; darauf deutete mancher poetische Brauch hin. Am Tage der Hochzeit versammelte die Braut ihre Freundinnen und sang mit ihnen ein Klagelied, daß sie nun nicht mehr die Eltern warten und pflegen dürfe. Dann stieg sie in den Wagen, den ihr der Bräutigam schickte, um zu ihm zu fahren; war sie an der Grenze seines Hofes angelangt, so trat ihr ein Mann mit einem lodernden Feuerbrand und einem vollen Kruge entgegen. Dreimal umrannte er den Wagen, dann den Krug ihr reichend, rief er: „Wie sonst in deines Vaters Hause, so hüte nun das Feuer im Hause deines Gatten.“ Unter fröhlichen Zeremonien wurde sie nun in das Haus und an den Herd, ihren künftigen Ehrenplatz, geführt, wo man ihr die Füße wusch. Darauf wurde sie mit verbundenen Augen und den Mund mit Honig benetzt an alle Thüren des Hauses geführt und stieß eine jede mit dem Fuße auf, während die Begleiter sie mit Sämereien aller Art bestreuten und ihr zuriefen: „Halte fest am Glauben unserer Götter, so geben sie dir alles.“ Es folgte ein heiteres Mahl mit Gesang und Tanz, wobei der Braut das lange Haar, die Zierde der Jungfrau, abgeschnitten und ihr Haupt mit einer bekränzten Haube bedeckt wurde.

Die Balten sahen in allem an Himmel und Erde, was ihren Verstand oder ihr Gefühl betroffen machte, etwas Göttliches; sie verehrten Sonne, Mond und Sterne, Donner und Blitz, hielten manche Bäume und ganze Haine, manche Quellen und Seeen, die Schlangen und viele andere Tiere für heilig. Aber sie hatten das Göttliche in der Natur auch personifizirt und beteten zu bestimmten Göttern vor deren Bildern. Ein ausgebildetes, uraltes Priesterwesen gab diesem Kultus feste Formen und übte von Preußen aus auch auf die verwandten Völker großen Einfluß. Der preußische Oberpriester, der „Kriwe“, hatte unter den baltischen

Heiden ein Ansehn, fast wie in der Christenheit der Papst. Sein Wohnsitz Romowe in der Landschaft Nadrauen war der Mittelpunkt dieser ganzen großen Glaubensgemeinschaft und zwischen Weichsel und Düna der heiligste Ort. Hier in Romowe standen in drei Blenden, die in den dicken Stamm einer heiligen Eiche gehauen waren, die Bilder der drei Hauptgötter: Perkunos, der gewaltige Donnergott, einem zornigen Manne gleich, mit feuerfarbenem Gesicht und krausem Bart, das Haupt von Flammen und Blitzstrahlen umlodert; vor ihm brannte ein ewiges Feuer. Im Donner verkündete er dem Oberpriester, dem Kriwen, die Zukunft und seine Befehle. Rosse (seine Lieblingstiere), auch Gefangene wurden ihm zu Ehren geschlachtet; er spendete Kraft und Sieg. Neben ihm stand Patrimpos, der lächelnde, glückbringende Gott der Fruchtbarkeit und des Ackerbaues, wie ein schöner, blonder Jüngling anzuschauen, mit einem Ährenkranz im Haare. Ihm brannten als Opfer Getreidegarben und Weihrauch; sein heiliges Tier war die Schlange. Auf der andern Seite starrte Pakollos, der finstere Gott des Todes und Verderbens, eine Greisengestalt, mit totenbleichem Gesicht, langem, grauem Barte, den kahlen Scheitel mit einem weißen Tuche umwunden. Drei Totenköpfe, — eines Menschen, eines Pferdes, einer Kuh, — lagen vor seinem Bilde, die Zeichen seiner blutigen Opfer; denn Qual und Angst alles Lebendigen war seine Freude, und seinen Zorn versöhnte nur Blut. Von anderen göttlichen Wesen genoß Kurche, der nahrungspendende Gott, die meiste Verehrung; auch er wurde unter heiligen Bäumen angebetet. Das Ansehen der Götter gab auch ihren Priestern, den Waidelotten, die um ihre Heiligtümer wohnten, große Macht, die größte aber dem Kriwen, der, als Oberpriester und Oberrichter, von Romowe her seine Sprüche ergehen ließ, Orakel, die überall als göttliche Befehle galten.

Mit den Priestern teilten die Herrschaft über das Volk die Häuptlinge der einzelnen Gaue. Auf ihr Gebot war in Kriegszeiten jeder wehrhafte Mann verpflichtet, mit seinen Waffen — der Streitkeule, den Wurfkeulen, der steinernen Streitaxt, oder, wie es später Sitte ward, mit Schwert und Spieß, Schild und Bogen — auf dem bezeichneten Sammelplatze zu erscheinen. Da kamen meist sehr zahlreiche Heere zusammen; zumal das wohlbevölkerte Samland vermochte viele tausend Reiter und Fußkämpfer zu stellen; aber auch die andern Gaue brachten große Massen ins Feld; freilich war dies Aufgebot eben nichts weiter als ein allgemeiner Landsturm, zu welchem ein jeder gehörte, der überhaupt nur eine Waffe tragen konnte. Zuweilen thaten sich einige, nie alle Gaue gegen einen gemeinsamen Feind zusammen. Durch zähe Tapferkeit erhielten sie sich dennoch frei und waren im Kampfe furchtbare Gegner, obwohl sie von eigentlicher Kriegskunst nichts verstanden. Ihr Auszug erfolgte unter heiligen Kriegsbannern, — Tüchern, die mit Bildern von Götzen

und Tieren bemalt waren —; ihr Angriff geschah mit Kühnheit und List, die durch die Unwegsamkeit des sumpfigen bewaldeten Landes unterstützt wurde. Oft siegten sie aus dem Hinterhalt oder durch verstellte Flucht. Am geschicktesten zeigten sie sich im Anlegen und Verteidigen fester Burgen. Das Land war bedeckt mit solchen Wehren, die, aus Holz erbaut, meist auf Anhöhen oder an Flüssen, Seeen, Morästen lagen und von Wällen und Gräben umgeben waren. Zur Feier des Sieges brachte man den Göttern gern einen vornehmen Gefangenen zum Opfer dar; durchs Los gewählt, ward er in voller Kriegsrüstung auf ein gefesseltes Pferd gebunden, mit einem Scheiterhaufen umgeben und so verbrannt. Auch die übrigen Kriegsgefangenen behandelte man mit Grausamkeit. Denn durch lange Kriege mit den Nachbarvölkern, besonders mit den Polen, durch Kriege, die meist in entsetzlichen Verwüstungszügen bestanden, war die ursprünglich friedliche und milde Gemütsart der Preußen gewaltthätig und hart geworden. Doch gegen Fremde, die als Gäste kamen, wie gegen Freunde und Stammgenossen blieb der Preuße menschenfreundlich und wohlwollend.

Wenn auch die Häuptlinge einen sehr bedeutenden und dauernden Einfluß auf das Volk ausübten, so war es doch keine Gewaltherrschaft; sie geboten über freie Leute, und in wichtigen Angelegenheiten des Gaues entschied das Volk selber in seinen Versammlungen, bei denen freilich die Edeln, d. h. die von altersher durch Ansehen und Reichtum ausgezeichneten Geschlechter, eine gewichtigere Stimme hatten als der gemeine Mann. Der Reichtum bestand in großem Grundbesitz und Viehstand, schönen und schnellen Pferden, Jagdhunden, Jagdfalken; Geld war nicht üblich. Übrigens unternahm man kein wichtiges Geschäft, begann keinen Krieg, schloß keinen Frieden, ohne durch den Mund der Priester den göttlichen Willen erforscht zu haben; aber man gehorchte auch diesen nicht aus Zwang, sondern aus Frömmigkeit.

Was man vom Leben nach dem Tode glaubte, war vernünftig und heilsam; die Seelen der Guten kämen an einen Ort der Freude und des Genusses (den man sich allerdings rein sinnlich dachte); dort, im Rojus, bei den Göttern, würden sie alles wiederfinden, was ihnen hienieden lieb und teuer gewesen. Den Bösen war ein Ort der Qual und der Marter, Pekla, zum entsetzlichen Wohnsitz bestimmt.

Dem Gestorbenen zu Ehren veranstaltete man ein feierliches Trauermahl. Mit weißen Kleidern geschmückt, ward die Leiche im Kreise der Freunde und Verwandten auf einen Stuhl gesetzt, und jeder trank unter Wehklagen dem Toten zu, trug ihm auch Grüße an liebe Verstorbene auf. Dann gürtete man ihm ein Schwert um (eine weibliche Leiche erhielt statt dessen Nadel und Zwirn mit), legte ihn auf einen Wagen und fuhr nach dem Begräbnisplatze. Männer folgten zu Pferde, hieben

mit ihren Waffen in die Luft, suchten auch durch lärmendes Geschrei die bösen Geister von der Bahre fern zu halten. Auf dem Begräbnisplatze war ein Erdhügel aufgeschüttet; am nördlichen Ende desselben befand sich ein viereckiges Grab, sorgsam mit großen, aufrecht gestellten Steinen ausgelegt, auch wohl mit bunten Kieseln gepflastert; am südlichen Ende ragte ein mächtiger Scheiterhaufen; auf diesen wurde die Leiche gelegt, neben sie des Verstorbenen Roß, Hund, Waffen, Geräte und mancherlei Kostbarkeiten, dann alles in einer gewaltigen Feuerlohe verbrannt. Denn man meinte, das irdische Leben setze sich im Jenseits unter gleichen Verhältnissen und Beschäftigungen fort. Während die Flamme loderte, erhoben die Priester das Lob des Verstorbenen, rühmten seine Thaten, zumal was er im Kriege vollführt, und riefen begeistert: „Schon sehen wir ihn, im blitzenden Schmuck der Waffen, hoch zu Roß, den Jagdfalken auf der Faust, durch die Wolken zum Rojus emporziehn!" — War nun der Scheiterhaufen verglüht, so sammelte man die Asche des Toten und that sie nebst Schmucksachen von Metall, Korallen oder Bernstein, auch Münzen, die man als Zierat vom Auslande eingetauscht, in eine thönerne Urne und setzte diese in dem Grabe bei, welches dann mit Steinen geschlossen und wie die Asche des Scheiterhaufens mit Erde bedeckt ward. So findet man noch heute Aschentöpfe, Waffen und allerlei Schmuck in der Erde als Denkmal an das alte Preußenvolk.

So lange weithin nur Slawen wohnten, hatte im Süden und Westen des Landes der Preuße für sein Volkstum, seinen Glauben und seine Freiheit nichts zu fürchten. Die Versuche, die jene teils mit den Waffen, teils mit der Gewalt des Wortes machten, ihn zu bekehren, zu unterjochen, waren noch allemal zurückgewiesen worden. Die ehrwürdigen Männer, die vordem auf polnischen Böten die Weichsel herabgekommen, den prager Bischof Adalbert (997), den sächsischen Mönch Bruno (1009), hatte er als Gäste geehrt, so lange sie Frieden hielten, dann, als sie ihm seine Götter schmähten, erschlagen.*) Die Bekehrung, die nach langer

*) Adalbert, ein Tscheche von Geburt, predigte zuerst bei Danzig; von dort segelte er die Weichsel hinab ins frische Haff und nach der Pregelmündung. Hier wurde er von den Samländern anfangs freundlich aufgenommen, dann als Beleidiger ihres Glaubens verjagt. In der Nähe des heutigen Fischhausen betrat er einen heiligen Hain; das wurde sein Verderben. Ein Haufen Eingeborner setzte dem Entweiher nach, ein Waidelotte stieß ihm mit seinem Speer die erste Wunde, die anderen töteten ihn vollends. Adalbert starb mit dem gottergebenen Sinn und der Freudigkeit eines Märtyrers; als solchen kanonisirte ihn die römische Kirche, die ihn auch den „Apostel der Preußen" und den Schutzheiligen des Landes nennt.

Pause nun im Jahre 1209 der Cistercienser-Mönch Christian (aus dem 1170 gestifteten Kloster Oliva bei Danzig) teils von Pommern aus, teils mit Hilfe der Polen unternahm, war zwar anfangs nicht ohne Erfolg gewesen, so daß ihn der Papst (1212) sogar zum „Bischof von Preußen" ernannte, aber sobald die Preußen gemerkt, daß ihnen mit der Taufe zugleich die Herrschaft der Polen gebracht werde, fielen sie 1224 mit einem großen Heere in das schon halb bekehrte Kulmerland und in das polnische Masovien ein, vertilgten wieder die Keime, die das Christentum unter ihnen getrieben, vernichteten dann in neuen Verheerungszügen auch den polnischen Ritterorden, den Herzog Konrad von Masovien 1228 wider sie in Dobrin*) gestiftet hatte, und drohten nun ihrerseits den planmäßigen Angriff durch immer fortgesetzte Raubkriege zu vergelten. Die Polen mußten es eingestehen, slawische Kraft war ganz unfähig das Preußenland Christo zu unterwerfen; statt es zu erobern, vermochten sie nicht einmal die Grenzen des eigenen Gebietes recht zu beschützen. Sie übertrugen die Aufgabe, an der sie selbst gescheitert waren, einer andern Nation, derjenigen, die in der ganzen Christenheit den ersten Rang einnahm und dem Heidentum bereits so weite Lande abgerungen hatte, — der deutschen Nation. Wie erfolgreich kämpften für das Kreuz eben jetzt die deutschen „Schwertbrüder" in Liefland, die deutschen „Marianenritter" noch vor kurzem im siebenbürgischen Burzenland! Ähnliches war von diesen für Preußen zu hoffen. Denn der Ruhm der tapfern und frommen Herren „des deutschen Hauses unserer lieben Frauen zu Jerusalem" war groß; Weltliche und Geistliche wetteiferten, den Orden mit Gütern und Ehren zu beschenken, er blühte zumal jetzt, da ein Held und ein Weiser wie Hermann von Salza, des großen Hohenstaufen Friedrich II. vertrauter Freund, sein Hochmeister war. Dieser Orden sollte leisten, was der polnische nicht gekonnt. Schon im Jahre 1226 war vor dem Hochmeister zu Venedig eine Gesandtschaft aus Polen erschienen, die im Namen des bedrängten Herzogs Konrad und des Bischofs Christian um Hilfe wider die heidnischen Preußen bat. Jetzt wurde dies Gesuch dringender und mit annehmbareren Bedingungen erneut. Kaiser und Papst unterstützten die Bitte und schenkten dem Orden jenes ganze Heidenland, wenn er es erobere. Der Antrag wurde angenommen; die Kräfte und Erfahrungen des Ordens wandten sich nun diesem neuen Arbeitsfelde zu. Im Jahre 1229 trafen die ersten deutschen Ordensbrüder an der preußischen Grenze ein, erhob sich dort am linken Weichselufer ihre erste Burg, Vogelsang (gegenüber dem jetzigen Thorn); im Jahre darauf sandte Hermann von Salza die erste eigentliche Kriegsschar und in Hermann Balk den ersten „Landmeister" nach Preußen.

*) Das heutige Dobrczyn unterhalb Plock an der Weichsel. Ewald, die Eroberung Preußens durch die Deutschen, I. Halle 1872, S. 119.

Das war ein anderer Feind, der jetzt herangezogen kam. Welche wunderbare Kraft beseelte ihn! nur wahrhafte Begeisterung konnte ja zum Eintritt in den Orden bewegen, denn seine Gesetze waren streng, und den Aufzunehmenden erwartete ein Leben voll Entsagung und Mühsal. Ursprünglich aus einer Stiftung lübischer Kaufleute entstanden, die 1190 bei der Belagerung von Akkon in Palästina dort ein deutsches Hospital gründeten, hatte der deutsche Orden sich bald (1198) nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer rittermäßig eingerichtet und nun nicht bloß kranke Pilger zu pflegen und fromme Wallfahrer zu beschützen, sondern auch mit dem Schwerte die Ungläubigen zu bekämpfen. Aber es waren nicht diese Aufgaben, was den meisten Opfermut erforderte; diese Ritterorden legten zugleich die Mönchspflichten auf: Armut, Gehorsam, Keuschheit das ganze Leben lang! Der ganze Mensch, Leib und Seele, gehörten fortan dem Orden. Am Tage beim Krankenbett oder im Sattel und Gefecht; in der Nacht oft wieder zu gemeinsamem Gottesdienste; die Tracht ein schmuckloses schwarzes Gewand, darüber ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz; als Nachtlager ein Strohsack nebst wollener Decke; die Speise einfach, oft kärglich — das war das Los des deutschen Rittermönchs. Aber die fromme Schwärmerei und ein erhabener Ehrgeiz verklärten es in den Augen der Edelsten zum erstrebenswerten, zum würdigsten Berufe. Und diese begeisterte Heldenschar war doch nur die bahnbrechende Vorhut eines endlosen Heeres, dieser kleinen Elite folgte die gewaltige Streit- und Arbeitskraft einer großen Nation; der deutsche Orden mußte siegen, denn er führte das deutsche Volk mit auf den Kampfplatz.

Kaum hatten die Ritter sich im südwestlichsten Winkel Preußens festgesetzt und hier als Rückhalt für ihre Streifzüge die Burgen Thorn und Kulm angelegt, so strömten auch schon, auf die Kreuzpredigt der Kirche, aus Deutschland tausende von bewaffneten Pilgern herbei, in dem näheren Preußen sich denselben Himmelslohn zu verdienen, den sonst das ferne Palästina bot. Mit ihnen wanderte eine Menge von deutschen Ansiedlern, besonders aus Sachsen und Westfalen, ein, die erst zum dauernden Besitztum machten, was die Ordensbrüder und Kreuzfahrer im raschen Waffengang eroberten. Wie in der Mark Brandenburg, so drang auch in Preußen mit dem deutschen Schwert und Kreuze der deutsche Pflug, mit dem Christentum das Deutschtum vor. Es verging kaum ein Jahr und um die Burgen waren die Städte Thorn und Kulm entstanden (1232). Die deutsche Einwanderung in Schwung zu bringen, gab der Orden den Ansiedlern große Rechte und Freiheiten, die sogenannte „kulmische Handfeste“ (1233), eine Verfassung, die den Gemeinden das Recht erteilte, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen, für den Orden als Landesherrn nur geringe Leistungen forderte und be-

sonders im Gerichtswesen und Erbrecht den Bürgern große Vorteile gewährte.

Vom Kulmerlande aus ging nun die Eroberung weiter am rechten Weichselufer hinab und zugleich nach Osten in das innere Land. Jeder neue Schritt ward mit der Gründung einer Ordensburg und einer Ansiedlung bezeichnet, bekräftigt. So knüpfte sich an den Bau Marienwerders (1233) die Unterjochung Pomesaniens; vier Jahre darauf an Elbings Mauern die Herrschaft über Pogesanien. Hier kam dem Orden die deutsche Volkskraft von einer neuen Seite, von der See, zu Hilfe. Die Lübecker, welche damals den Ostseehandel zu beherrschen anfingen, beeilten sich um die Burg Elbing eine Stadt zu erbauen; denn am Elbingfluß, zwischen dem Drausensee und dem frischen Haff, war ja die Stätte eines uralten Handels. Immer wieder durch neue Kreuzheere, 1237 noch durch den Beitritt des Schwertbrüderordens verstärkt, konnte der Orden in den nächsten Jahren auch Warmien, Natangen, Barten unterwerfen. Aber er verdankte seine Erfolge doch nicht bloß sich und seinen Landsleuten, sondern zum großen Teil dem Umstande, daß die Preußen nicht ihre ganze Kraft aufboten: jeder Stamm hatte gewartet, bis die Reihe angegriffen zu werden an ihn kam; so waren die Vereinzelten der besseren Ausrüstung, der höheren Kriegskunst ihrer Feinde erlegen. Jetzt, als sie schon fast ihr halbes Land verloren sahen, begannen sie endlich nach einem gemeinsamen Plane zu handeln; die unterworfenen Stämme erhoben sich (1242) in Masse, während der Herzog Swantepolk von Hinterpommern, der längst die aufstrebende Macht des Ordens beneidete, diesen im Rücken anfiel. Jahre lang mußten die Deutschen mit den erbitterten Feinden ringen, oft schien ihr Untergang nahe. Selbst die Frauen der Ansiedler ergriffen nicht selten Schild und Schwert, um die Mauern der jungen Städte zu verteidigen, wie es mit großem Ruhme einmal die Kulmerinnen und die Elbingerinnen thaten.

Endlich siegte der Orden, zwang den Herzog zum Frieden (1248), die Abgefallenen wieder zum Gehorsam (1253), und das Werk der Eroberung schritt von neuem vorwärts; zuerst über Galinden, dann, unterstützt durch ein Kreuzheer, das König Ottokar von Böhmen herbeigeführt, gegen Samland. Im Anfang des Jahres 1255 wurde dieser Gau bezwungen, und am Pregel erhob sich als Bollwerk des Deutschtums und des Christentums eine feste Burg, Königsberg, bald eine Stadt. Auch die Samen mußten sich nun taufen lassen und dem Orden unterthan werden.

Aber das fremde Joch drückte bald unerträglich. Denn seit Hermann von Salza's und Hermann Balk's Tode (1239) wurden die Neubekehrten von den Rittern nicht mehr mit weiser Milde, sondern fast wie Sklaven behandelt. Als daher im Jahre 1260 der Orden von den

Litauern in der Schlacht an der Durbe eine große Niederlage erlitt, flog der Aufstand wie ein Lauffeuer durch das Land. In seinen Wäldern bei den heiligen Eichen versammelt, rief das preußische Volk wieder um Rettung zu seinen alten Göttern, wählte seine besten Männer zu Feldherren und erhob sich einmütig zum letzten Kampfe für seine Freiheit, seinen Glauben. Wunder der Tapferkeit geschahen auf beiden Seiten; doch fast überall siegte die Kraft des empörten Volkes; von Sieg zu Sieg über zerstörte Burgen, Kirchen, Städte führten die preußischen Fürsten, Glande der Same, Glappo der Warmier, Auktumo der Pogesane, Diwan der Barte und vor allen durch Klugheit und Mut aufragend der natangische Held Monte. Ihn hatten die Ritter vordem gefangen nach Deutschland geschickt und taufen lassen. Heimgekehrt sah er das Elend seiner Brüder, und aus dem christlichen Henricus (Herkus) wurde wieder der Preuße Monte. Jetzt suchte er deutscher Kriegskunst mit ähnlichen Mitteln zu begegnen. Aber die tausende, die unter dem Ordensbanner starben, wurden immer durch neue Kreuzfahrer ersetzt, während sich das Preußenvolk im langen Vernichtungskampf verblutete. Einer nach dem andern fielen seine Führer, zuletzt auch Herkus Monte; die Landschaften verödeten, die Heiligtümer sanken in Asche oder wurden nach Litauen geflüchtet, wo ein neues, doch weniger ehrwürdiges Romowe entstand — dorthin reichte der Fremdling nicht. Aber in Preußen gewann er die Oberhand, er erstickte den Aufstand, eroberte 1275 Nadrauen, 1276 Schalauen, warf endlich 1283 auch den letzten freien Stamm, Sudauen, nieder. Sechs Jahre hatten sich die Sudauer, von dem edeln Helden Skumand geführt, zwischen ihren Sümpfen, Seeen und Wäldern mannhaft gewehrt, dann, da Kampf nicht mehr retten konnte, ließ sich ein Teil taufen und in dem verwüsteten Samland ansiedeln; die Mehrzahl verschmähte das Joch und wanderte, wie so mancher andere Preuße, nach dem befreundeten Litauen aus, wo noch die alten Götter herrschten und die alte Freiheit.

Die Blutarbeit eines halben Jahrhunderts war beendet; über den Trümmern des Heidentums stand siegreich für immer das Kreuz. Es war doch kein sehr hartes Los, was die Besiegten traf. Viele unter den preußischen Edeln, namentlich die Witinge, vornehme, alte Grundbesitzer, besonders in Samland und am frischen Haff, die sich dem Orden rascher und leichter gefügt, behielten ihre volle Freiheit, durften ihr Gut als ganz freies Eigentum oder als kriegsdienstpflichtiges Ordenslehen besitzen; die mit dem Schwert Unterworfenen, sowie die gemeinen Bauern mußten für ihren Besitz Abgaben zahlen, Handdienste leisten, besonders bei den Burgbauten frohnden und dem Ordensbanner als Fußkämpfer folgen, während die Edeln zu Pferde dienten. In den Dörfern, die der Orden für sich nahm, übte er durch Vögte auch die Gerichtsbarkeit aus; in den-

jenigen, die an Witinge überlassen wurden, verwalteten diese die Rechtspflege. Leibeigen wurde das Volk in Preußen so wenig wie in der Mark. Aber wie dort verlor es durch die Deutschen allmählich mit der Unabhängigkeit und dem Glauben auch seine Sprache und Sitte. Ja die Ritter gingen sogar planmäßig auf eine Ausrottung der preußischen Nationalität aus. Sie verboten dem Gesinde eines deutschen Herrn preußisch zu reden; sie gaben dem Volke nicht einmal der preußischen Sprache kundige Seelsorger. Es war ihnen jetzt schon mehr um regio als um religio zu thun; sie fragten wenig danach, daß ihre Unterthanen bloße Namenchristen blieben und meistens heimlich in dem alten Heidentum verharrten. So hatten die deutschen Einwanderer alle Vorteile der Macht auch in geistiger Hinsicht, und das preußische Wesen verkam.

Die Verdeutschung des Landes ging übrigens auf sehr ähnliche Weise vor sich wie in der Mark: deutsche Unternehmer legten im Auftrage des Ordens auf wüstem Boden deutsche Dörfer an, erhielten in diesen ein Freigut nebst dem Schulzenamt, welches sie verpflichtete, von den Ansiedlern den Zins für den Orden, den Zehnten für die Kirche einzusammeln und im Dorfgericht den Vorsitz zu führen; sie hatten die Grundstücke bald an den Mann gebracht, weil der Boden fruchtbar war, und der deutsche Bauer nur mäßige Abgaben und Dienste zu leisten brauchte. Auch viele ritterbürtige Freie zogen aus Deutschland nach Preußen. Sie wurden dort vom Orden mit erblichem Grundbesitz belehnt und hatten ihrem Lehnsherrn dafür innerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienst zu leisten. Sie bildeten mit jenen Schulzen den Stand der großen Freien oder der „Kölmer", so genannt, weil ihr Gut ihnen nach kulmischem (magdeburger) Recht gegeben war. Ein kölmisches Gut maß durchschnittlich zehn Hufen*), und der Dienst dafür mußte zu Pferde und in ritterlicher Rüstung geleistet werden. Ebenso genossen die deutschen Städte, die in großer Zahl erbaut wurden, viel Gunst; der Orden erteilte den binnenländischen kulmisches oder magdeburger, den am Meere gelegenen lübisches Stadtrecht. Ihr Handel und Gewerbe blühte rasch auf; manche, wie Elbing, Kulm, Braunsberg, Königsberg, traten frühzeitig in den Hansebund. In kirchlicher Hinsicht zerfiel Preußen in vier Bistümer — Kulm, Pomesanien, Ermland, Samland — aber diese Stifter waren wie die Vasallen und Städte dem Orden unterthan. Die Landesherrschaft desselben beruhte auf den stärksten Rechtstiteln, die man damals kannte, auf der kaiserlichen und päpstlichen Schenkung und auf der Eroberung. Um so nachdrücklicher war seine Wirksamkeit. Wie gut

---

*) Ein Schulzenamt war etwas kleiner (4—10 Hufen). Ein deutsches Bauerngut maß 2 bis 4 Hufen, meistens ebensoviel das Gut eines preußischen Freien, halb so viel ein preußisches Bauerngut. S. Lotar Weber, Preußen vor 500 Jahren, Danzig 1878, S. 318 ff.

er seine Aufgabe verstand, wo es sich um materielle Dinge handelte, das zeigte er auch in den Siegen, die er über die Natur des Landes gewann. Das weite Gebiet zwischen Weichsel, Nogat und Elbing war damals zum Teil voll ungeheurer Sümpfe und bei Hochwasser fast ganz unzugänglich, mehr, wie es schien, für wilde Tiere als für die Kultur geschaffen. Hierhin berief nun der Orden im Jahre 1288 niederländische und andere deutsche Ansiedler, die mit dem Kampf gegen das Wasser vertraut waren, gab ihnen viele preußische Bauern zur Hilfe, bestätigte die Deichverfassung, die sie unter sich errichteten, und hatte die Freude zu sehen, wie nach sechsjähriger Arbeit ein großer Teil des Landes, das jetzt der große und kleine Werder heißt, trocken gelegt war. Hinter den Dämmen, die dem Eisgange Trotz boten, ward nun der üppige Marschboden urbar gemacht, und die Bauernschaften auf ihm waren bald weit und breit die reichsten.

Einen Teil seiner Kraft hatte der Orden bisher noch nach Palästina richten müssen, als aber im Jahre 1291 hier auch die letzte christliche Feste Akkon an die Türken verloren gegangen, und jede Hoffnung verschwunden war, das heilige Land wieder zu gewinnen, beschloß er, sich ganz und gar dem Kampf in den Ostseeländern, zumal gegen die Litauer, und der Regierung Preußens zu widmen. Im Jahre 1309 verlegte der Hochmeister — es war Siegfried von Feuchtwangen — seinen Sitz nach Marienburg; dort an der Nogat ragte nun „des Ordens Haupthaus“, prachtvoll wie je ein Königsschloß, ein würdiger Schlußstein zum Bau dieses großartigen Ordensstaats. Fünfzehn Jahre darauf erhielt auch dessen innere Verfassung eine neue und zweckmäßigere Gestalt. Sie war sonst aristokratisch gewesen; neben dem Hochmeister und dessen Stellvertreter in Preußen, dem Landmeister, sowie in Riga neben dem liefischen Landmeister hatten die hohen Ordensbeamten oder Gebietiger — nämlich der Großkomtur, der Land-Marschalk oder Feldherr, der oberste Spittler oder Aufseher der Krankenpflege, der Trapierer oder Kleidermeister, der Treßler oder Schatzmeister — einen weit greifenden Einfluß, und auch die Befehlshaber der einzelnen Ordensburgen, die Komture, viel Macht gehabt. Jetzt schärften die neuen Statuten, die der Hochmeister Werner von Orseln 1329 durchgesetzt, den Brüdern nicht bloß die alte Zucht und Strenge des Lebens ein, ohne die das edle kriegerische und religiöse Wesen des Ordens schwerlich bestehen konnte; sie paßten auch jene Ordensämter den gesteigerten Bedürfnissen, den größeren Verhältnissen des Staates besser an, indem sie ihn zu einer Monarchie machten. Aber diese Monarchie war eine gemäßigte, die Gewalt des Hochmeisters fortan so groß, daß er stets den Gehorsam aller Ritter zum Wohle des Ganzen erzwingen konnte, und doch der Verantwortlichkeit gegen das Generalkapitel (gegen die Versammlung aller Gebietiger) nicht so

weit entledigt, daß er vermocht hätte, das Ganze zu beschädigen. So ward der Orden befähigt, ein Regiment zu führen, wie es in solcher Weisheit und Kraft damals nirgend anderswo zu spüren war. Unter seinem Zepter konnten weder Selbsthilfe, Faustrecht, Fehdewesen, noch die Ausgeburten wilder Glaubenswut, die blutigen Ketzergerichte, konnte keine dieser Geißeln des Mittelalters aufkommen. Der einzige, freilich sehr dunkle Flecken an der Regierung des Ordens war das Unrecht, das er durch gänzliche Vernachlässigung der geistigen Interessen seiner preußisch redenden Unterthanen beging. Er sorgte väterlich nur für die Deutschen. Was er diesem großen und herrschenden Teil der Bevölkerung leistete, war bewundernswert; 80 Städte und 1400 Dörfer hat er ihm gegründet, und die Besitz- und Rechtsverhältnisse in ihnen wußte er so weise zu gestalten, daß diese Gründungen gedeihen mußten. Hier gab es keinen bevorrechteten Adelsstand und keinen überwuchernden Großgrundbesitz, sondern einen zahlreichen freien und behäbigen Mittelstand, der neun Zehntel der Äcker inne hatte. Sicher vor inneren Feinden baute hier der Landmann sein Feld, trieb der Städter sein Gewerbe; die Kriege wurden an den Grenzen oder in Feindesland geführt. Fast alljährlich, wenn der Winter die Sümpfe und Wasserläufe an der Grenze gangbarer gemacht, zog von Ragnit oder einer andern Grenzfestung aus der Marschalk oder ein Komtur mit einem Heere durch die Waldwildnis hinüber nach Litauen zum Kampf gegen die Heiden. Fast eben so oft freilich brachen die Litauer über die Memel ins Preußische herein mit Raub, Mord und Brand. Doch ließ der Orden sie selten weit kommen, denn seine Streitmacht war groß und wohlgeordnet. Zu diesen „Kriegsreisen" wurden für gewöhnlich die Besatzungen der Grenzburgen und die „Maien" (Mannschaften) der benachbarten Städte aufgeboten; aber fast immer standen auch Scharen freiwilliger Kreuzfahrer zu Gebote. Diese „Gäste" kamen nicht bloß aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich, Großbritannien und den Niederlanden; zahlreich fanden sich unter ihnen auch sehr vornehme Ritter, Barone und Fürsten ein. Viele lockte die weltliche Ehre, vom Hochmeister auf litauischem Boden den Ritterschlag zu empfangen oder mit ihm am „Ehrentisch" zu sitzen, den er nach König Artus' Vorbild mit großem Pomp zuweilen abhielt. So brachte der Orden durch eigene und fremde Kraft nicht selten Heere von zwanzig und dreißig tausend Mann zusammen.

Aber bei großer Sicherheit und Ordnung genoß der Unterthan im Ordensstaat zugleich ein damals ungewöhnliches Maß bürgerlicher Freiheit; er behielt sein altes deutsches Recht, seine Selbständigkeit und Wehrhaftigkeit. Und weil der Landesherr wenig bedurfte, im Volke aber jeder die Früchte seines Fleißes für sich erntete, so konnten die Hochmeister sich rühmen, nirgends in Europa zahle man so wenig Steuern

wie in Preußen. Sie konnten auch auf das stolz sein, was sie Neues zur Wohlfahrt ihres Reiches thaten, auf die vorteilhaften Handelsverbindungen, die sie mit dem Auslande anknüpften, auf die Förderung, die sie jeder nützlichen Thätigkeit zu teil werden ließen. Unter ihrem Schutze und durch die Verbindung mit der Hansa, der sich die Städte Danzig, Thorn, Kulm, Elbing, Braunsberg und Königsberg angeschlossen hatten, wurde der preußische Handel bald sehr beträchtlich. Die reichen Erträge des Landes an Getreide, Wachs, Honig, Bernstein (später auch Bauholz) gingen massenhaft nach dem Westen, besonders nach England und den Niederlanden; dafür holte man gewerbliche Erzeugnisse, Wein, Metalle, Scharlach, Leinwand, Salz. Die blühendste und mächtigste Stadt war schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Danzig, der Hauptstapelplatz des Weichselhandels und Vorort des „preußischen Quartiers" in der Hansa. Seit 1310 in unbestrittenem Besitz des Ordens, der sie nach dem Aussterben der slawischen Herzöge von Pomerellen teils mit Waffengewalt, teils durch Kauf erworben hatte, war sie durch starke Einwanderung deutscher, besonders lübecker Kaufleute und Handwerker rasch germanisirt worden; ihre günstige Lage half ihr dann, die anderen deutschen Städte weit zu überflügeln. Von dem Reichtum und Gemeinsinn der alten Danziger zeugt heute noch die berühmte „Pfarrkirche", an der man 57 Jahre lang (von 1343—1400) gebaut hat, und der prächtige „Artushof", ein Vereinshaus der Kaufherren, die um dieselbe Zeit unter sich die „Artusbrüderschaft" zu Handelszwecken, aber auch zu kriegerischen Übungen gestiftet hatten.

Rings um die reichen Bürger saßen im Lande wohlhabende Bauern; denn der gutgestellte Landmann war auch ungemein betriebsam, baute selbst Wein sehr emsig und mit Erfolg. Behaupten doch Patrioten, daß der preußische Rebentrank einst selbst einem fränkischen Weinkenner soll gemundet haben! Zwar diese vom Klima so wenig begünstigte Kultur ging schon im fünfzehnten Jahrhundert wieder zu Grunde. Denn zu Anfang des Jahres 1437 erfroren alle Weingärten bei Mewe, Neuenburg, Schwetz, Kulm, Thorn, und sie wurden mit wenigen Ausnahmen nie wieder angebaut. Desto trefflicher aber gediehen alle anderen Zweige der Landwirtschaft, besonders der Getreidebau und die Bienenzucht. Die Ernten an Weizen, die Erträge an Wachs waren oft überreich.

So blühte Preußen oder „Neu-Deutschland", wie man es wohl genannt, wunderbar schön auf, zumal unter der Regierung seines größten, glorreichsten Hochmeisters, Winrichs von Kniprode (1351—82); es war sein goldenes Zeitalter, es war für den Orden zugleich die Zeit des glänzendsten Kriegsruhms. Denn damals (1370 am 17. Februar) schlug er wider die litauischen Großfürsten Olgert und Kynstut jene lange gefeierte Schlacht bei Rudau, wo im harten Kampfe der tapfere Ordens-

marschall Hennig Schindekopf fiel und endlich die „Maien“, der Sage nach von einem königsberger Schuster geführt, den Sieg entschieden; eine Schlacht, die den eroberungslustigen litauischen Staat, als er am gewaltigsten war, zwang, an der Grenze der deutschen Pflanzung halt zu machen. Doch auch welch eine Pflanzung! Dieser Ordensstaat war ja umfangreicher als manches berühmte Königreich, als England, Dänemark, Neapel, und mächtiger als manches größere. Denn durch Kauf, wozu der ungemeine Wohlstand des Landes, obgleich es verhältnismäßig nur wenig besteuert wurde, die Mittel gab, war Esthland (1346 von den Dänen), die Neumark (1402 vom Hause Luxemburg) erworben. Mit den Waffen gewann der Orden die Insel Gothland (1398), nachdem seine Flotte die „Vitalienbrüder“ besiegt, und sein Heer das Nest dieser Seeräuber, Wisby, erstürmt hatte. Und so umfaßte der Ordensstaat am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ein Gebiet von fast 3000 Quadratmeilen mit etwa einer Million Einwohner*); er reichte von der Oder bis zur Düna, er war auf dem Gipfel seiner Macht.

Aber nun sank er; schon unterwühlten im Innern, bestürmten von außen den stolzen alten Bau überlegene neue Kräfte. Der äußere Feind nahm auf einmal eine andere und unendlich gefährlichere Gestalt an: die Litauer wurden (1386) von ihrem Großfürsten Jagello zum Christentum bekehrt und mit Polen zu einem Reiche vereinigt. Damit war die ursprüngliche Aufgabe des Ordens beseitigt; sein Kampf mit den Nachbarn war nun kein Glaubenskampf mehr, der Kreuzfahrer herbeiziehen konnte. Der Feind dagegen war doppelt mächtig: er stand auf allen Punkten der weit gedehnten Landgrenze und drang eroberungslustig an; denn die Litauer hatten durch die Taufe ihre alte Plünderungslust nicht verloren, und die Polen, die längst mit Neid und Gier auf das herrliche Reich an der Ostsee sahen, hatten es bisher nur aus Ohnmacht unterlassen, zu ernten wo sie nicht gesäet. Aber jetzt besaßen sie ja an den Litauern so starke Helfer, und vor allem, dem Gegner wankte in seinem eigenen Hause der Boden unter den Füßen. Dies war in der That das Entscheidende. Der Orden hatte sich auch als regierende Macht überlebt. Im Laufe der Zeit war die alte Sittenstrenge der Brüder dem Wohlleben und Übermut gewichen; besonders hatten die „Gäste“, die fahrenden Ritter, mit ihren wüsten Sitten die strenge Zucht des Ordens durch ihr Beispiel oder ihren Eintritt gelockert. Dazu kamen Parteiungen; die Franken, Baiern und Schwaben im Orden erbitterten durch Unverstand und Hochmut die Niederdeutschen. Kurz, der Orden verweltlichte; aber je

*) Preußen allein etwa 1200 Quadratmeilen mit 730000 Einwohnern. Die Einnahme des Ordens betrug aus Preußen in bar und Naturallieferungen jährlich ungefähr eine Million Mark unsers Geldes; aber die Kaufkraft des Silbers war ums Jahr 1400 fünfmal so groß als heute.

lockerer die Zucht in ihm selber wurde, desto straffer hielt er das Volk im Zügel; den verblassenden Heiligenschein sollte ihm ein stärkerer Nimbus von irdischer Majestät ersetzen. Indessen auch mit den Unterthanen war eine Veränderung vorgegangen; die deutschen fühlten sich nicht mehr als Eindringlinge unter einem fremden, feindlich gesinnten Volke, nicht mehr als Sieger neben Besiegten, sondern als Eingeborne des Landes und Bürger eines Volkes. Nachdem die Eroberung und Einrichtung längst war vollendet, nachdem durch die Taufe der letzten heidnischen Nachbarn auch der Ausnahmezustand eines ewigen Krieges jetzt war beseitigt worden, konnte die Herrschaft des Ordens als eine unerträgliche Abnormität gelten; denn wer waren diese hochmütigen Ritter, die in ihrer Gesamtheit die Landesherrschaft bildeten? Es waren Fremdlinge, jüngere Söhne des Adels aus dem „Reich", meist aus Süddeutschland oder vom Rhein; kein Familienband verknüpfte sie mit dem Volke, welches sie zu regieren kamen, und das Verdienst ihrer Vorgänger war nicht einmal durch Blutabstammung ihres. Durfte doch statutenmäßig niemand aus der in Preußen ansässigen Ritterschaft in den Orden aufgenommen werden; er war nur noch eine Versorgungsanstalt für den Adel im „Reich". Nun entarteten diese Fremden gar, wurden aus gerechten und wohlwollenden Regenten selbstsüchtige Tyrannen. Denn fing nicht der Orden an, die althergebrachten Rechte des Unterthans zu beschränken, Handelsgeschäfte zu treiben, die nur den Städten zustanden, willkürliche Steuern aufzulegen, aus Habsucht die Bauern an ihrem kulmischen Erbrecht zu beschädigen? Bisher hatte nur das Volk preußischer Zunge den Druck der Herren aus dem Reich empfunden; jetzt fühlten auch die deutschen Preußen sich beschwert und wie unter einer Fremdherrschaft. Es war daher gewiß eine sehr gerechte Forderung, wenn die Städter und Kölmer jetzt den Anspruch erhoben, als „Landstände", wie es deutsche Sitte war, auch einen Anteil an dem Regiment zu nehmen. Aber davon wollte der Orden nichts wissen. So geschah's, daß die Unzufriedenen sich mit dem Gedanken vertraut machten, dem Orden Gewalt entgegenzusetzen; dieser Geist der Selbsthilfe erfüllte namentlich den „Eidechsenbund", einen Verein, den die westpreußischen Rittergutsbesitzer nach Art der im Reich florirenden Adelsbünde im Jahre 1398 zur Wahrung ihrer Rechte unter sich geschlossen hatten.

So lagen die Dinge, als im Jahre 1410 Jagello's lange vorbereiteter Angriff furchtbar erfolgte. Mit einem Heere von wohl 30 000 Reitern*) (Polen, Litauern, Söldnern aus Böhmen, Schlesien, Mähren, selbst Russen und Tataren), mit ungeheurem Troß und 60 schweren Geschützen brach er ins Land. Auch der Orden bot alle seine

*) Vgl. Lotar Weber a. a. O. S. 658 ff.

Kräfte auf, aber er konnte dem wilden Anprall nur ein halb so großes Heer entgegenstemmen. Am 15. Juli 1410 geschah bei Tannenberg (zwischen Gilgenburg und Hohenstein) die entscheidende Schlacht; die Tapferkeit der Brüder, die ihres alten Ruhmes würdig fochten, erlag der Übermacht. Der Hochmeister selber, Ulrich v. Jungingen, fiel; mit ihm die meisten Gebietiger, die Mehrzahl der Ordensbrüder und von dem Landesaufgebot und den Söldnern viele tausend Mann. Auch der Polenkönig hatte einen großen Teil seiner Truppen verloren; aber mit den übrigen überschwemmte er alles verwüstend das Land. Der Untergang des Ordens schien gewiß; doch für jetzt erschien ihm noch ein Retter. Mit dem Reste des Heeres warf sich der Komtur Heinrich von Plauen in die Marienburg und schlug acht Wochen lang alle Stürme heldenmütig ab, bis Jagello sich zum Rückzug entschloß. Zum Hochmeister gewählt, bewog Heinrich von Plauen dann (1411) den König von Polen zu einem Frieden, der dem Orden zwar große Geldopfer auferlegte, aber das Staatsgebiet nur sehr wenig verkürzte. Er that noch mehr. Er wies den Weg, auf dem allein es noch für den Orden und den Staat ein dauerndes Heil gab: Erneuerung der strengen Sittenzucht für die Brüder, Anteil an der Regierung für die Stände; das war seine ernste Forderung. Er schickte sich an, beides durchzusetzen, bildete vor allem, um die steigende Unzufriedenheit des Landes, das nun schwer besteuert werden mußte, zu besänftigen, einen „Landesrat“ (von 20 Rittergutsbesitzern und 27 Bürgern) und gab demselben (1412) landständische Rechte. Aber diese weise und volkstümliche Neuerung erbitterte die stolzen Ordensritter; sie setzten den Hochmeister ab (1413). Da ließ er sich von Ehr- und Rachsucht seinerseits verblenden und spann mit dem Könige von Polen hochverräterische Umtriebe an. Sie wurden entdeckt und der Orden verurteilte ihn zu lebenslänglicher schwerer Haft. Man brachte ihn nach Brandenburg am frischen Haff; dort mußte er bis an seinen Tod (1429) im Gefängnis schmachten.

Mit Heinrich von Plauen fielen auch seine Reformen zu Boden. Sein Schicksal zeigt, daß, wenn der Orden sich von dem Schlage bei Tannenberg nie mehr erholte, der Grund tiefer lag als in der polnisch-litauischen Übermacht; er verdiente es, unterzugehen.

Denn nun griff in ihm die Zuchtlosigkeit immer weiter um sich; die Konvente, die Großkomture, der Deutschmeister (der die Besitzungen im deutschen Reich verwaltete), der Meister von Liefland erlaubten sich Eigenmächtigkeiten aller Art. Noch schlimmer war, daß die Geldnot des Ordens, der vom Kriege her noch viele Ansprüche zu befriedigen hatte, immer neue Steuern nötig machte; denn das Land wollte sie nicht aufbringen, wurde vielmehr desto widerspenstiger, je mehr die Achtung vor dem Orden schwand, und je größere Anforderungen derselbe gleichwohl

stellte. Es half nichts, daß er seit 1430 den Landesrat wieder berief und ihm das Steuerbewilligungs-Recht zugestand; denn er verletzte dieses und manches andere Recht der Stände doch wieder. Ritterschaft und Städte schlossen daher 1440 zu Marienwerder den „preußischen Bund" zur Verteidigung ihrer Gerechtsame; sie gedachten, bei dem Zerfall des Ordens so frei und selbständig zu werden, wie es die Reichsritter und Reichsstädte im eigentlichen Deutschland waren. Der Hochmeister wandte sich in seiner Not an seinen natürlichen Schirmherrn, den Kaiser; dessen Sache wäre es freilich gewesen, der greulichen Zerrüttung „Neu-Deutschlands" zu wehren; aber der unwürdige Fürst, der damals den deutschen Kaiserthron verwahrloste, Friedrich III. von Habsburg, begnügte sich mit Worten, die das Verderben seines Schützlings besiegelten, weil er ihnen keine That folgen ließ. Er befahl (1453) dem Bunde sich aufzulösen, und als dieser statt dessen 1454 dem Orden den Krieg erklärte, unter Hans von Baisens Führung den Aufstand rasch durch das ganze Land verbreitete, ja sogar sich nicht entblödete, den König Kasimir von Polen zu Hilfe zu rufen und als seinen Oberherrn anzunehmen; da ließ der Kaiser den Orden im Stich und sah ruhig zu, wie der Pole ein deutsches Land der deutschen Herrschaft entriß. Denn was der Feind nicht mit dem Schwerte gewann, fiel ihm für Geld zu; die unbezahlten Söldner des Ordens verkauften dem Könige von Polen sogar die Marienburg; weinend verließ der unglückliche Hochmeister Ludwig von Erlichshausen im Frühling 1457 des Ordens altes Haupthaus für immer. Auch die Stadt Marienburg, die der Bürgermeister Bartholomäus Blume heldenhaft verteidigte, mußte sich zuletzt den Polen ergeben, und die Sieger schleppten den treuen Mann auf das Blutgerüst (18. August 1460).

Dreizehn Jahre lang dauerte dieser „westpreußische Städtekrieg", der um so schrecklicher wütete, als nicht bloß das Volk und die Polen gegen den Orden, sondern auch ein Teil der preußischen Stände wider den andern stritt. Denn besonders in Ostpreußen blieben doch viele Städte und Lehnsleute dem Landesherrn getreu. Zu Wasser wie zu Lande raste der Bürgerkrieg. Sah man doch am Lambertustag (17. September) 1463 auf dem frischen Haff eine Seeschlacht, bei der jeder Teil preußisch war, hier Danziger und Elbinger, dort Königsberger und Braunsberger; die ersteren siegten, eroberten oder zerstörten 45 Böte und Schiffe, fingen oder erschlugen an 1300 Mann. Zuletzt bezwang den Orden die Erschöpfung; denn auch von seinen Vettern im Reich, der fränkischen, schwäbischen, rheinischen Reichsritterschaft, und den kleinen Fürsten, selbst vom Deutschmeister erhielt er keine Hilfe mehr, seit ihm durch den Verkauf der Neumark (1454), dann noch mehr durch den Verlust Westpreußens die Verbindung mit Deutschland zerstört war. Er mußte am 19. Oktober 1466 den schimpflichen Frieden zu Thorn annehmen,

Pomerellen und die Bistümer Kulm und Ermland an die Krone Polen abtreten und durfte den Rest, die Bistümer Pomesanien und Samland, nur als ein polnisches Lehen behalten. Die Bedeutung des Ordens war dahin, das Land aber verheert, entvölkert, dem Slawentum preis gegeben, das nun allmählich darin Fuß faßte.

Zunächst hatten freilich die Stände erreicht, was sie wollten: die dem Orden treu gebliebenen mußten mit einem reichen Maße von Rechten und Freiheiten belohnt werden, die polnisch gewordenen genossen in der That fast völlige Selbständigkeit. Und wenigstens Danzig, stark in sich, hatte seinen Abfall nicht zu bereuen; es ward im Grunde ein Freistaat unter polnischem Schutze, zugleich der hochbegünstigte Hafenplatz des weiten polnischen Reiches. Am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts erhob es sich gar zu einer Weltstellung, ward die erste Handelsstadt des nordöstlichen Europas und überholte selbst Lübeck. Während es durch den Sund seine Seeschiffe in den Westen des Erdteils sandte, auch einen großen Anteil an dem wichtigen Heringsfange auf Schonen nahm, zog es mittels der Weichsel und des Bugs seine Handelslinien durch Polen und Galizien nach Ungarn und Siebenbürgen und südwestlich über Breslau in das Odergebiet, über Krakau durch Mähren zur Donau, östlich aber über Kowno (Kauen) durch Litauen. Die Hauptgeschäfte dieses großartigen Verkehrs bestanden im Vertrieb von Getreide und Bauholz, die aus Litauen und Polen nach Danzig für das überseeische Ausland gingen, und von Heringen und Salz, die dieses dafür gab*). Im Jahre 1481 gingen von Danzig 1100 große und kleine Schiffe mit Korn, besonders Roggen, nach Holland. Zum Schutze ihres und des hansischen Seehandels führten die Danziger selbst auf eigene Hand Seekriege mit fremden Nationen oder beteiligten sich an solchen, die von der ganzen Hansa geführt wurden, in hervorragender Weise, wie denn der danziger Seeheld Paul Beneke, unter den deutschen Schiffern damals durch Kühnheit und Geschicklichkeit der berühmteste, in den Jahren 1469 bis 1476 manches englische und französische Schiff kaperte. Weltberühmt waren Danzigs Schiffswerften; sie lieferten Fahrzeuge bis nach Portugal. Die anderen preußischen Städte kamen zwar Danzig an Reichtum, Macht, Volkszahl bei weitem nicht gleich, aber auch sie waren wohlhabend und

*) Die Preise schwankten in jener Zeit auf eine merkwürdige Weise: die Last Roggen kostete in Danzig von 7—32 Mark (zu vier heutigen Mark); die Fracht nach Holland und Flandern 8—12 Goldgulden (zu 7½ Mark unseres Geldes), der Erlös im Westen betrug 16—100 Goldgulden. Weizen kostete in Danzig 10—12 Mark, die Fracht nach Seeland 9 Goldgulden, wo er für 54 Goldgulden verkauft wurde. Das Schock Dielen kostete 7—10½ Mark, die Last Salz 6—40 Mark, Heringe 20—50 Mark. Das Salz bezogen die Danziger größtenteils aus der Bai von Biscaya, die Heringe aus ihrer eigenen Faktorei in Schonen. — Weinreichs Danziger Chronik, herausgegeben von Hirsch, XVIII.

wehrhaft, und im Besitz großer Privilegien. Um so leichter bewahrten sie sich ihr deutsches Volkstum. Schlimmer stand es auf dem platten Lande. Im Kulmerland nistete sich, zuerst unter dem Adel, langsam das polnische Wesen ein; in Pomerellen, wo die ursprüngliche Bevölkerung, die Kaschuben, noch bei weitem die eingewanderte deutsche überwog, nahm es die Herrschaft an sich. Nur in den Weichselniederungen, besonders im großen Werder, und am Haff blieb die Germanisirung und zwar auf Kosten der preußischen Urbevölkerung im Fortschreiten; im südlichen Ermland, wo Polen — Masuren — eingedrungen waren, kam sie zum Stillstand.

Der Orden, dessen Hauptstadt nun Königsberg war, fügte sich anfangs in sein Schicksal. Doch es war natürlich, daß er wünschte, das ihm gebliebene Ostpreußen wenigstens in Freiheit zu besitzen, und so versuchte er denn bald, die polnische Lehnshoheit wieder abzuschütteln. Er setzte dabei seine Hoffnung auf das deutsche Reich und wählte, um dieses mehr für sich zu interessiren, Mitglieder deutscher Fürstenfamilien zu seinen Hochmeistern. Zuerst, im Jahre 1498, den Markgrafen Friedrich von Meißen, Herzog zu Sachsen, aus dem einflußreichen Geschlecht der Wettiner. Aber vergebens mühte sich dieser ab, Papst und Kaiser gegen die Polen ins Feld zu bringen, und seine eigenen Mittel waren unbedeutend. Er starb (1510), ohne das geringste ausgerichtet zu haben.

Die Aufgabe, die er zu lösen nicht vermocht hatte, trug der Orden nun dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach*) an; er übernahm das schwierige Amt (1511), und so trat denn hier — es ist nicht das letzte Mal gewesen — zu großen Dingen statt der Wettiner das Haus Zollern ein. Es hatte anfangs wenig Freude an seinem neuen Beruf, zumal da von Reichswegen für die deutsche Sache, die hier auf dem Spiele stand, nichts geschah und der Kaiser, wie gewöhnlich, das deutsche Interesse dem habsburgischen opferte. Maximilian I. gab sogar (im wiener Vertrage 1515) den Polen gegen den deutschen Orden ganz ausdrücklich freie Hand. Vergebens rang daher der Markgraf Albrecht, dem verstümmelten Ordensstaate wenigstens die Souveränetät wiederzubringen. Unablässig, doch fruchtlos betrieb er den Krieg gegen Polen; er erschöpfte seine geringen Machtmittel; er bestürmte das Reich um Hilfe. Traurig kehrte er 1524 von seiner Rundreise in Deutschland zurück, wo er umsonst an alle Thüren um Hilfe geklopft hatte. Nur eins brachte er mit, einen fruchtbaren Gedanken, einen Entschluß, den ihm schon im Jahre zuvor Luther und Melanchthon angeraten: das veraltete Ordenswesen ganz abzuschaffen, Preußen in ein weltliches Fürstentum

---

*) Geboren am 17. Mai 1490 in Ansbach.

umzuwandeln und darin eine Dynastie zu gründen. Als er heimkam, fand er auch sein Land ganz lutherisch gestimmt; alle Stände, obenan der samländer Bischof Georg von Polenz, der zu Weihnachten 1523 der neuen Lehre offen beigetreten, und viele Ordensbrüder hingen bereits der Reformation an. Albrecht beschloß daher, da ihm die Mittel zur Fortsetzung des Krieges fehlten, sich mit Polen auf Grund des thorner Friedens zu einigen und aus dem Schiffbruch des Ordens für sein Haus und das Land das Mögliche zu retten. Im Vertrage zu Krakau (9. April 1525) erkannte er den König von Polen als seinen Lehnsherrn, dieser ihn als einen erblichen Herzog in Preußen an. Darauf löste Albrecht mit Zustimmung der meisten im Lande noch befindlichen Ordensbrüder den Orden auf, trat wie diese und das ganze Volk zur evangelischen Lehre über und verheiratete sich. Mit Freuden leistete das Land dem neuen Herzoge die Huldigung; es fand in dieser Staatsveränderung noch den Vorteil, daß seine ständischen Rechte nun auch noch durch die Krone Polen bestätigt wurden.

Albrechts Beispiele folgte später der Meister in Liefland, Gotthard Kettler. Die liefischen Ordensbrüder hatten sich (im Jahre 1513) für Geld von der Herrschaft des deutschen Ordens losgekauft, und eine zeitlang freute sich Liefland der gewonnenen Selbständigkeit. Aber es fand bald, daß es dieselbe mit eigener Kraft nicht behaupten könne. Die moskowitischen Barbaren fielen wie Wölfe ins Land, und nachdem die Liefländer von diesen wilden Horden entsetzlich gelitten, mußten sie sich nach fremdem Schutz umsehen. Kettler übergab das Land dem Könige von Polen, wurde von diesem mit Kurland als einem erblichen Herzogtum belehnt, löste den Orden auf und ward, wie sein Volk, lutherisch (1561).

Auch in Westpreußen drang die Reformation bald durch. Mit ihr kam rasch ein regeres Geistesleben in alle Ostseeprovinzen; es keimte hier eine höhere deutsche Bildung auf; ihre fruchtbarste Pflanzschule ward die Universität zu Königsberg, die Herzog Albrecht 1543 gestiftet und am 17. August des folgenden Jahres eröffnet hatte. Aber schon vor diesem segensreichen Ereignis beteiligte sich Preußen an dem Aufschwung, den die Wissenschaft zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nahm, mit ungemeinem Erfolge; denn ein Preuße war es ja, der damals die großartigste wissenschaftliche Erkenntnis aller Zeiten gefunden hat: die richtige Ansicht vom Weltgebäude verdankt die Menschheit dem frauenburger Gelehrten Nikolaus Kopernikus. Er wurde am 19. Februar 1473 zu Thorn als Sproß einer germanisirten polnischen Familie*) geboren, studirte in

*) Seine Mutter, Barbara, geborene Watzelrode, war eine thorner Bürgerstochter aus einem unzweifelhaft deutschen Geschlecht; sein Vater, Nikolaus Koppernik, war ein thorner

Krakau und Bologna Medizin und Mathematik und erhielt im Jahre 1499, als er sich entschloß, den geistlichen Stand zu erwählen, durch seinen Oheim mütterlicherseits, Bischof Watzelrode von Ermland, eine Pfründe als Domherr zu Frauenburg und in dieser die Mittel, sich fast ganz der frühgeliebten Astronomie zu widmen. Um dieselbe Zeit, als Luther seinen Krieg gegen die selbstzufriedene Werkheiligkeit eröffnete, machte Kopernikus jene Entdeckung, die den menschlichen Stolz in sich so tief demütigt, in Gott so hoch erhebt, daß die Erde nicht fest und ruhig dasteht, umkreist von Sonne und Planeten, sondern, selbst ein bloßer Wandelstern, die Sonne umfliegt. Sein Sonnensystem, mit welchem er der Schöpfer der neueren Sternkunde ward, verstieß freilich gegen einige Stellen der Bibel und konnte daher als Ketzerei gelten; doch gab er das Buch, in welchem er seine neue Lehre vortrug — „de revolutionibus orbium celestium“ (über die Umwälzungen der Himmelskörper) — auf Zureden seiner Freunde endlich doch zum Drucke hin. Die Veröffentlichung erlebte er indes nicht mehr; als man ihm — am 24. Mai 1543 — das erste Exemplar des soeben fertig gewordenen Werkes brachte, lag er bereits im Sterben. Das Buch war in Deutschland, und zwar in Nürnberg, gedruckt worden; doch hatte auch Preußen in seinen größeren Städten bereits Buchdruckereien aufzuweisen. Auch einen eigenen Geschichtsschreiber erhielt es damals, der mit mehr Wissenschaftlichkeit als die bisherigen Chronisten zu Werke ging; es war Lukas David, Rat des Herzogs Albrecht.

Dennoch schien es, als würde das deutsche Wesen, selbst im Herzogtum, in polnische Zustände geraten, zunächst die Monarchie einer Oligarchie erliegen. Es hatte sich im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts aus den Rittergutsbesitzern ein Adel gebildet, der, begünstigt durch den Verfall der Ordensmacht, seinen Besitz und seine Rechte auf Kosten der kleinen Bauern vergrößerte und zuletzt diese zu seinen Unterthanen herabdrückte. Er gab nun auf den Landtagen den Ton an, und wie nach unten, so dehnte er seine Macht auch nach oben aus. Die Gelegenheit dazu gab ein konfessioneller Streit. Der osiandrisch gesinnte Hofprediger Funk (aus Nürnberg) erregte durch unvorsichtiges Eifern den Zorn der Andersgläubigen. Der Herzog schützte ihn, da verklagten ihn die preußischen Stände beim König von Polen. Es kamen polnische Gesandten und untersuchten; weinend gab der alte fünfundachtzigjährige Herzog nach,

---

Bürger, aber von Herkunft, wie es scheint, Pole. Er soll als junger Mann nach Thorn aus Krakau eingewandert sein. Gewiß ist, daß er in der damals zwar unter polnischer Oberhoheit stehenden, aber im übrigen deutschen Stadt Thorn nicht bloß Bürgerrecht erhielt und in eine angesehene Familie heiratete, sondern auch (1465) zum Mitgliede des Schöppengerichts erwählt wurde; auf jeden Fall also muß er sich frühzeitig in Sitte und Sprache germanisirt haben.



und Funk wurde enthauptet (im Jahre 1566). „Borussi novitatis avidi" sagt ein zeitgenössischer Chronist, „die Preußen sind neuerungssüchtig". Nach diesem Siege traten die Stände noch selbstbewußter auf, und als Herzog Albrecht 1568 starb, erklärten die Regimentsräte (ein adliger Ständeausschuß) dessen sechzehnjährigen Sohn Albrecht Friedrich zwar für mündig, bereiteten ihm aber, da er mit Kraft die Zügel ergriff und den Anmaßungen des Adels und der streitsüchtigen lutherischen Geistlichkeit entgegentrat, so viele Kränkungen, daß er in eine Gemütskrankheit verfiel, zu welcher der Keim freilich schon in ihm lag. Denn seine Mutter (Anna Maria von Braunschweig, zweite Frau Albrechts I.) war epileptisch, und deren Vater lange Zeit geisteskrank gewesen. Gleichwohl verheiratete man den jungen Herzog; es war die Prinzessin Marie Eleonore von Jülich, welche das wenig beneidenswerte Los traf (1573). Er zeugte mit ihr zwei Kinder, Anna und Eleonore; aber von seinem Tiefsinn genas er nicht, und nun hatte der herrschlustige Adel gewonnenes Spiel; er leitete durch jenen Ausschuß den Staat; der Vormund des Herzogs und Regent des Landes, seit 1578 Albrecht Friedrichs Vetter, Markgraf Georg Friedrich von Ansbach, besaß wenig bemerkbare Macht.

Anders mußte es werden, wenn ein so großer Reichsfürst, wie der Kurfürst von Brandenburg, als Regent ins Land kam; darum sahen es die Stände sehr ungern, als Joachim Friedrich nun 1605 wirklich Vormund und Statthalter wurde; sie hätten lieber selbst diese Ämter geführt. Es bildeten sich zwei Parteien im Lande, die „Querulirenden", welche dem Brandenburger entgegen arbeiteten, und die „Protestirenden", die ihm ergeben waren. Die ersteren suchten und fanden Rückhalt an den Polen, welche am liebsten aus Preußen eine polnische Provinz gemacht hätten und dem Kurhause allerlei Schwierigkeiten bereiteten. Aber die Zollern ließen sich nicht abhalten. Joachim Friedrichs ältester Sohn Johann Sigismund war eben auf der Reise nach Preußen begriffen, als ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters ereilte. Trotzdem setzte er seine Reise fort; die preußischen Verhältnisse mußten geordnet werden. Wie viel Mühe kostete es ihm, sie nach Wunsch zu ordnen! Aber er erreichte seine Absicht; 1609 erhielt er vom Könige von Polen die Vormundschaft, 1611 die Belehnung, und als sein kranker Schwiegervater 1618 endlich starb, konnte die Vereinigung des Herzogtums mit dem brandenburgischen Staate von statten gehen.

Johann Sigismund.

Durch seine Gemahlin Anna fiel dem Kurfürsten Johann Sigismund noch eine andere wichtige Erwerbung zu, ein Besitz am entgegengesetzten Ende Deutschlands, am Rhein. Annas Mutter, Marie Eleonore, war

die älteste Schwester des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg, welcher im Jahre 1609 kinderlos starb. Er hinterließ eine reiche Erbschaft, viele blühende Herrschaften. Da war zuerst das Herzogtum Kleve, ein fruchtbares Niederland zu beiden Seiten des Rheins von Duisburg über Wesel bis Emmerich, dazu in Westfalen die gewerbfleißigen Grafschaften Mark (an der mittleren Ruhr) und Ravensberg (am Teutoburger-Walde zwischen Ems und Weser), dann die Herzogtümer Jülich (an der Roer zwischen Erft und Maas) und Berg (am rechten Rheinufer zwischen Ruhr und Sieg), endlich die Herrschaft Ravenstein an der Maas.

Eine Ländermasse, an Volkszahl und Ertrag wohl dem Preußenlande vergleichbar; aber wie anders in historisch-politischer Entwickelung! Dort eine staatliche Einheit und eine große Vergangenheit; hier vielerlei Territorien und kleine Geschichten. Dort blickte man auf wenige Jahrhunderte zurück, aber sie hatten einen bedeutenden Inhalt. Hier waren die Erinnerungen, im einzelnen betrachtet, nicht sehr erheblich, aber großartig durch die Länge der Zeiten, in die sie reichten.

Vorgeschichte der jülich-kleve-bergschen Lande.

Fast alle diese Gebiete waren Sitze einer uralten Kultur; mit Ausnahme von Mark und Ravensberg lagen sie ja sämtlich an oder nahe dem Rheinstrom. Hier hatten einst Jahrhunderte lang die Römer geherrscht und gebaut; noch mancher Ort führte auf sie seinen Namen zurück. In den Stürmen der Völkerwanderung war dann das welsche Wesen auch auf dem linken Ufer dem Germanentum erlegen; aber der siegreiche Franke zivilisirte sich bald und wurde Träger einer neuen, der christlich-germanischen Bildung. Auch eine eigene Volksart entstand hier, wo oberdeutsche Stämme sich mit niederdeutschen gemischt hatten; doch überwog in der Sitte des Niederrheinländers das fränkische, in der Sprache das sächsische Element.

Frühzeitig schlug das Lehnswesen Wurzeln; schon unter den Karolingern standen auch hier an der Spitze der Gaue als richterliche Beamte Grafen, welche ihr Amt zu Lehen trugen, erst vom Könige, dann, als beim Verfall des karolingischen Reichs die Sondergewalten, die Herzogtümer, aufkamen, vom Herzoge; es war hier am unteren Rhein der Herzog von Niederlothringen. So blieb es bis zur Hohenstaufenzeit, wo das lothringische Herzogtum einging und die Grafschaften reichsunmittelbar wurden. Die Lehen waren inzwischen auch erblich und das Amt eine Herrschaft geworden. Es gab nun eine Menge kleiner Fürsten am Niederrhein.

Zu den ältesten Dynastengeschlechtern gehörten hier die Grafen von Kleve. Ihr Stammbaum hub mit dem achten Jahrhundert an, mit Elias Grail, jenem Schwanenritter der Sage, der sich im Jahre 711 mit Beatrix, der Erbin von Teisterband und Kleve, vermählte. Teisterband an der Waal ging dem Hause bald wieder verloren; aber über Kleve haben noch sieben und zwanzig Grafen aus dem Stamme Grails geherrscht. Es sind darunter manche nicht unwert des Gedächtnisses: Dietrich V. (1219—1244), der Kalkar (1230) und Wesel (1241) Stadtrecht gab; Dietrich VI. (1244—1261), ein gewaltiger Kriegsmann, wegen seiner wilden Fehdelust „der klevische Wolf" genannt; Dietrich VIII. (1275—1305), der vom Kaiser Rudolf das Münzrecht empfing und als er dessen Nichte heiratete, zum Brautschatz statt einer Summe von 2000 Mark Silbers und einer Rente von 400 Mark die Städte Duisburg und Kranenburg erhielt. Der letzte dieses Geschlechts war Joham II.; er starb 1368; sein Land fiel an das ihm verschwägerte Haus der Grafen von der Mark.

Diese Familie hieß ursprünglich von Altena, nach einem südlich von Iserlohn an der Lenne gelegenen Schlosse und war eine Seitenlinie der Grafen von Berg. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erwarb ein Graf von Altena die Burg Mark bei Hamm; sie gab dann dem Geschlecht den Namen. In vielen Fehden, besonders mit dem Erzbischof von Köln, der als Herzog von Westfalen ihrem Aufstreben entgegen stand, vergrößerten sich die Grafen von der Mark. Vieles gewannen sie auch durch Erbschaft. Im Jahre 1225 war der Erzbischof Engelbert von Köln, ein geborner Graf von Berg, auf Veranlassung seines Vetters, des Grafen Friedrich von Isenberg, ermordet worden; dafür traf diesen die Acht und ein qualvoller Tod, er wurde zu Köln gerädert. Den größten Teil seiner Güter aber, die zwischen der Ruhr und Lippe lagen, nahm Graf Adolf III. von der Mark als sein Verwandter in Besitz; zu ihrem Schutze gründete er die Stadt Hamm (1226). Zu der Zeit, als das klevische Grafengeschlecht dem Erlöschen zuneigte, schien das gleiche Schicksal auch dem märkischen zu drohen. Denn Engelbert, das Haupt desselben, war kinderlos, und seine Brüder, Adolf und Dietrich, waren geistlich. Durch ihre Mutter Margarete, Nichte Johanns II. von Kleve, hatten sie auf dessen Erbe Anspruch; es wurde dem zweiten Bruder Adolf bestimmt, der den Stamm fortsetzen sollte. Gern legte er dafür seine hohen geistlichen Würden nieder, den erzbischöflichen Stab von Köln samt dem bischöflichen von Münster. Als nun sein Großoheim Johann gestorben war, eilte er sogleich nach Kleve, um welches sich auch andere Bewerber regten, bestätigte im voraus den Ständen dieses Landes ihre Privilegien, gewann so ihre Gunst und empfing die Huldigung als Adolf I. Graf von Kleve (1368). Zwei Jahre darauf verheiratete er

sich mit einer Gräfin Margarete von Berg; sie gebar ihm viele Kinder. Er stiftete daher eine Nebenlinie, indem er nach dem Tode seines Bruders Engelbert (1391) die Grafschaft Mark an seinen zweiten Sohn Dietrich gab. Das klevische Gebiet vergrößerte er durch die Orte Schwelm und Hagen, die er nach einer siegreichen Fehde vom Erzstift Köln erwarb (1392). Er starb 1394. Glücklich in allen seinen Unternehmungen, war er auch ein sehr lebenslustiger Mann, dem Scherz, der Liebe, den geselligen Freuden ungemein ergeben. Frohsinn und Freundschaft zu pflegen, stiftete er z. B. im Jahre 1381 eine „Geckengesellschaft", der außer ihm noch 35 Ritter und Herren angehörten.

Ihm folgte als Graf von Kleve sein ältester Sohn Adolf II. (1394—1448). Unter diesem kam das klevische Haus zu noch größerer Macht. Sein Oheim, Herzog Wilhelm von Berg, griff ihn wegen eines Zwistes über den kaiserswerther Zoll im Bunde mit Geldern, Jülich und andern Nachbarn an, wurde aber in der Schlacht bei Kleverham unweit Kleve von ihm besiegt und nebst einigen seiner Verbündeten gefangen genommen (1397). Freiheit und Frieden mußte er nun durch Abtretung mehrerer Ortschaften, namentlich Remagen, Sinzig, Emmerich, erkaufen; der gleichfalls gefangene Graf von Salm löste sich aus, indem er die Herrschaft Ravenstein an Kleve überließ. Im folgenden Jahre 1398 bekam Adolf nach dem Tode seines Bruders Dietrich auch die Grafschaft Mark nebst Lippstadt; in der Reihe ihrer Beherrscher zählt er als Adolf VI. So groß war seitdem sein Ansehen, daß ihn der Kaiser Sigismund im Jahre 1417 auf dem Reichstag zu Kostnitz zum Herzog von Kleve erhob. Noch gegen Ende seines Lebens sah er neuen Machtzuwachs. Im Jahre 1444 geriet die Stadt Soest mit ihrem Landesherrn, dem Erzbischof Dietrich von Köln, in Streit; der Erzbischof wollte der Stadt eine Steuer, den zehnten Pfennig, auflegen; die Bürger weigerten sich; man griff beiderseits zu den Waffen. Soest nahm nun den Sohn des Herzogs von Kleve, den jungen Herzog Johann, zum Herrn an und verteidigte sich, von diesem kräftig unterstützt, aufs tapferste gegen den Erzbischof. Vergebens brachte der Kölner von Münster, Hildesheim, Nassau und anderwärts Hilfstruppen ins Feld; auch ein großes böhmisches Söldnerheer, das er angeworben, richtete nichts aus; die „soester Fehde" verwüstete jahrelang Westfalen, aber die Stadt blieb unbezwungen. Der Erzbischof mußte 1449 Frieden machen und Soest dem Herzog von Kleve lassen. Johann I. (1448—1481) erwarb später auch noch Xanten von dem Erzstift (1464).

Sein Sohn Johann II. (1481—1521) war in seinen Fehden nicht so glücklich. Ein Krieg gegen Geldern und Utrecht zerrüttete nutzlos seine Finanzen, die überdies durch die Versorgung seiner zahlreichen Bastarde litten; er war genötigt, sich einen ständischen Rat — acht Notabeln aus

dem Herzogtum Kleve, vier aus der Grafschaft Mark — zur Aufsicht über seine Geldangelegenheiten an die Seite zu setzen (1501). Desto aussichtsvoller war die Zukunft; sein ältester Sohn, Prinz Johann, heiratete 1510 zu Düsseldorf die Prinzessin Maria, Erbtochter von Jülich, Berg und Ravensberg.

Die Grafen von Jülich, zuerst im Beginn des zehnten Jahrhunderts erwähnt, spielten lange Zeit eine ziemlich untergeordnete Rolle; Fehden, die sie, um ihr Herrschaftsgebiet zu erweitern, gegen ihre Nachbarn, namentlich gegen das Erzstift Köln und die Reichsstadt Aachen, unternahmen, liefen meist übel ab. Graf Wilhelm V., der Aachen durch einen Handstreich in seine Gewalt bringen wollte, büßte gar mit dem Leben; im Straßenkampfe schlug ihn samt drei Söhnen ein handfester Schmied mit seinem Hammer tot (16. März 1278). Erst durch kaiserliche Gunst und glückliche Heiraten wurde die Familie bedeutend. Im Jahre 1336 erhob Kaiser Ludwig der Baier den Grafen Wilhelm VII. von Jülich zum Markgrafen; im Jahre 1357 machte Kaiser Karl IV. denselben zum Herzog. Wilhelm, als Herzog der erste seines Namens, hatte zwei Söhne; der ältere, Gerhard, kam durch Heirat mit Margarete, Erbtochter von Berg und Ravensberg, in den Besitz dieser Länder, wo er eine Seitenlinie des Hauses Jülich gründete; er fiel in einer Fehde 1361. Der jüngere Sohn Herzog Wilhelms, ebenfalls Wilhelm geheißen, war mit Maria von Geldern vermählt. Dieser folgte seinem Vater 1360 als Wilhelm II. von Jülich, und ihm hinwieder 1393 sein Sohn Wilhelm III., der im Jahre 1377 Geldern geerbt hatte. Die Vereinigung der beiden Herzogtümer dauerte jedoch nicht lange. Denn mit Wilhelms III. Bruder, Reinhold IV., starb dieser Zweig der Familie 1423 aus, und nun fiel Geldern an das Haus Egmont, Jülich an das Haus Berg.

Schloß Berg oder Burg an der Wipper, südlich von Solingen, war der Stammsitz eines Grafengeschlechts, welches um 1170 sich in zwei Linien spaltete, Altena und Berg. Die bergische erlosch im Mannesstamm schon 1218 mit dem Grafen Adolf IV., der auf einem Kreuzzuge im Orient umkam. Sein Besitz ging an den Gemahl seiner Tochter Margarete, den Herzog Heinrich IV. von Limburg, über, der nun wieder zwei Linien stiftete. Des Herzogs älterer Sohn, Adolf, wählte für seinen Teil die Grafschaft Berg; der jüngere, Walram, bekam das Herzogtum Limburg. Doch behielt Graf Adolf V. das alte bergische Wappen — eine Rose — nicht bei; er meinte, es sei durch den Frevel und die Schande seines Verwandten Friedrich von Isenberg entehrt, und führte daher für Berg das limburgische ein, den gekrönten Löwen im weißen Felde. Auch der Tod Adolfs war ritterlich; er kam 1255 auf einem Turnier zu Neuß um. Sein Sohn und Nachfolger Adolf VI. hatte ein schlimmeres

Ende. Es war zwischen ihm und dem Erzbischof Siegfried von Köln ein Streit entstanden; mit Adolf von Berg verbündeten sich Herzog Johann von Brabant, Graf Walram von Jülich, Graf Eberhard von der Mark und die Stadt Köln; mit dem Erzbischof die Grafen Reinhold von Geldern, Adolf von Nassau, Walram von Falkenberg und Dietrich von Mörs. Die beiden Parteien rangen in einer blutigen Schlacht (bei Worringen am 5. Juni 1288) mit einander; Adolf siegte, nahm den Erzbischof selbst gefangen. Fast ein Jahr lang mußte dieser in Haft bleiben und erlangte nur gegen schweres Lösegeld (12 000 Mark kölnisch) seine Freiheit wieder. Dafür rächte er sich schwer. Durch verräterischen Überfall brachte er Adolfs Person in seine Gewalt und verweigerte ihm auf immer die Auslösung: „Sankt Peter habe Güter genug; aber er werde ihm zeigen, was es heiße, einen Erzbischof gefangen zu halten." Der Graf blieb bis an seinen Tod (1295) gefangen. Mit seinem Enkel Adolf VII. (1308—1348), dem Gründer der Städte Mühlheim (1322) und Lennep (1325), erlosch der Mannsstamm dieser Dynastie; es folgte kraft weiblichen Erbrechts die ravensbergsche.

Die Grafen von Ravensberg, seit Beginn des zwölften Jahrhunderts nach der Burg Ravensberg bei Bielefeld so genannt, — ursprünglich hießen sie nach einem Ort im Osnabrückschen von Kalverlage — waren unter den westfälischen Geschlechtern eins der angesehenern. Ihr Hauptort war Bielefeld, das schon im neunten Jahrhundert erwähnt wird, doch erst um 1226 Stadtrecht erhielt. Durch Erbteilungen schwächte sich das Haus; es gewann dann zwar im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durch die Vermählung des Grafen Otto IV. (1308 bis 1328) mit Margarete, der Erbtochter Adolfs VII. von Berg, eine große Anwartschaft; aber bevor sich noch diese verwirklichte, erlosch das Geschlecht in der männlichen Linie mit Ottos VII. Bruder Bernhard (1346).

Es blieb eine Tochter Ottos IV. übrig, wie ihre Mutter Margarete geheißen; sie war, wie schon oben erwähnt, mit dem Prinzen Gerhard von Jülich vermählt, und dieser ward nun als Gerhard I. Graf von Ravensberg und nach dem Tode Adolfs VII. im Jahre 1348 auch Graf von Berg.

Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm I. (1360—1408) wurde 1380 vom Kaiser Wenzel zum Herzog von Berg erhoben, und dessen Sohn, Herzog Adolf I. von Berg (1408—1437) war es, der im Jahre 1423 nach dem Ableben seines Vetters Reinhold von Jülich auch dieses Herzogtum erbte. Ihm folgte in der Herrschaft der drei Länder — Jülich, Berg und Ravensberg — sein Neffe Gerhard II., und diesem dessen Sohn Wilhelm II. (1475—1511). Durch letzteren kam die jülichsche Familie mit den brandenburgischen Zollern in nähere Ver-

bindung; denn er vermählte sich mit Sibylle, einer Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles. Söhne entsproßten dieser Ehe nicht; daher erwirkte Herzog Wilhelm im Jahre 1508 vom Kaiser Maximilian I. ein Privileg, durch welches seine Tochter Maria zur Erbfolge in seinen Ländern berechtigt wurde. Sie brachte dieses Recht dann ihrem Gemahl Johann von Kleve zu, der denn auch nach Wilhelms II. Tode 1511 in den Besitz kam. Zwar protestirte dagegen das Haus Sachsen, indem es sich auf eine Anwartschaft berief, die Kaiser Friedrich III. 1483 dem Herzog Albrecht von Sachsen erteilt hatte; doch hatte dies keinen Erfolg. Vielmehr wurde Johann III. von Kleve nach seines Vaters Tode 1521 von dem Kaiser Karl V. mit allen sechs Ländern — Kleve, Mark, Ravenstein, Jülich, Berg, Ravensberg — in bester Form belehnt.

Er war nun einer der mächtigsten deutschen Fürsten und hätte, besonders in den kirchlichen Wirren, die jetzt eintraten, einen weithin bestimmenden Einfluß üben können. Es fehlte ihm auch nicht an einer gewissen Thatkraft; gegen das Raubrittertum z. B. schritt er so energisch ein, wie sein Zeitgenoß Joachim I. von Brandenburg; in Kleve ließ er einmal — es war zu Pfingsten 1531 — zwei Freiherren, von Falkenburg und von Falkenstein, nebst elf andern Edelleuten, die der Wegelagerei überführt waren, aufs Rad flechten. Aber wie jener Joachim verkannte er den Geist und die Gewalt der kirchlichen Bewegung; er glaubte, sie zugleich bekämpfen und leiten zu können, und befriedigte so keine Partei. Er gestattete, daß einer seiner Unterthanen, der Lehrer Adolf Klarenbach aus Wesel 1529 in Köln wegen lutherischer Ketzerei mit dem Feuertode bestraft wurde, und erließ doch andererseits (1532) eine Kirchenordnung, die den Geistlichen befahl, das Evangelium durchaus als einzige Quelle der Heilslehre zu betrachten. So nahm sich denn das Volk aus eigenem Antrieb der Kirchenverbesserung an. Es fiel in seiner Mehrheit der neuen Lehre bei, nur daß besonders am Rhein neben den lutherischen auch zwinglische Prediger Anhang fanden. Am entschiedensten wandten sich die westfälischen Gebiete der Reformation zu; von den Städten Soest und Lippstadt verbreitete sich das Luthertum über die Grafschaft Mark, von der Stadt Herford über die Grafschaft Ravensberg. Unter dem folgenden Herzog Wilhelm III. „dem Reichen" (1539—1592), der sein lebelang unentschieden zwischen dem alten und dem neuen Glauben schwankte, behielt dann trotz mancher Bemühungen der im Lande wie bei Hofe immerhin noch ansehnlichen katholischen Partei das protestantische Bekenntnis im ganzen das Übergewicht. Wilhelm III. hatte im Jahre 1546 durch Kaiser Karl V., dessen Nichte, Maria von Österreich, er geheiratet, für seine sämtlichen Lande das Recht der weiblichen Erbfolge, falls der Mannsstamm ausgehe, festsetzen lassen. Dieser Fall trat bald ein, denn sein Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm

(1592—1609) war der letzte seines Geschlechts. Er war auch der unglücklichste. An einer unheilbaren Geisteskrankheit leidend, lebte er stumpfsinnig in seinem Schlosse zu Düsseldorf sich und den Seinen zur Last. Auch schwere Unthat verdunkelte das reiche Haus. Des blödsinnigen Herzogs Gemahlin, die schöne Jakobe von Baden, fiel dem Neide ihrer Schwägerin Sibylle zum Opfer, die sie erst mit schmählichen Anklagen angriff, dann ermorden ließ (1597).

Kaum war Johann Wilhelm (am 25. März 1609) gestorben, als auch schon Bevollmächtigte des Kurfürsten Johann Sigismund im Namen ihres Herrn in Düsseldorf, Kleve und anderwärts den brandenburgischen Adler und das Besitzergreifungspatent anschlugen. Aber rasch traten noch andere Bewerber um das Erbe auf; vor allen der Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, als Sohn der zweiten Schwester Johann Wilhelms; aber auch die dritte und die vierte Schwester erhoben Ansprüche; ebenso der Kurfürst von Sachsen. Da hielten die beiden Hauptprätendenten, der Kurfürst und der Pfalzgraf, es für das beste, sich in Güte zu vereinigen; sie verabredeten (im Vertrage zu Dortmund am 10. Juni 1609), das Land bis auf weiteres gemeinsam zu verwalten. Eintracht that ihnen um so mehr not, da der Kaiser aus Eifersucht auf Brandenburgs wachsende Macht willens schien, die streitigen Länder an sich zu nehmen. Auch die Holländer und Spanier, damals mit einander im Kriege, mischten sich ein, weil es ihnen nicht gleichgiltig sein konnte, in wessen Gewalt diese wichtigen Grenzlande fielen. Es schien über die jülichsche Erbfolge zu einem allgemeinen Kriege zu kommen; bereits schickte sich der König von Frankreich, Heinrich IV., an, die Führung aller Feinde Habsburgs zunächst an dieser Stelle zu übernehmen. Sein plötzlicher Tod (1610) vertagte den großen Kampf; aber zwischen den jülichschen Erben wurde die Gegnerschaft bald durch ein anderes Motiv noch verschärft. Es trat nämlich der Pfalzgraf, nachdem er sich im November 1613 mit einer bairischen Prinzessin verheiratet hatte, zur katholischen Kirche über, während der Kurfürst — zu Weihnachten 1613 — zur reformirten Kirche übertrat; beide erhielten nun starke neue Stützen, der eine an der ganzen katholischen Partei, der andere an den kalvinischen Holländern. Indessen zogen die Nebenbuhler es denn doch vor, sich friedlich zu vergleichen; im Vertrage zu Xanten 1614 teilten sie das Erbe zu gleichen Teilen, und durch das Los fielen Jülich und Berg an Wolfgang, Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein an Johann Sigismund. Freilich blieben auch jetzt noch manche Streitpunkte zu erledigen, besonders über

Ravenstein, welches der Pfalzgraf sich aneignete, und vollständig ist das Ganze erst viel später (im klevesche Erbvergleich 1666) geordnet worden.

Es war sehr natürlich, daß man des Kurfürsten Religionswechsel so auslegte, als ob er dadurch das Herz der zahlreichen Reformirten in Jülich-Kleve-Berg und den Arm der kalvinischen Nachbarn habe für sich gewinnen wollen. Zum Teil hat dieses Motiv wohl auch in der That bei seinem Entschlusse mitgewirkt; aber er folgte hierbei zugleich seiner religiösen Überzeugung. Die reformirte Lehre fand damals bei den höheren Ständen des protestantischen Deutschlands überhaupt viel Eingang, teils weil ihre Ansicht vom Abendmahl mehr einleuchtete, teils weil ihre Geistlichkeit nicht ganz so unduldsam geworden war, als die lutherische. Der Kurfürst selber erklärte öffentlich: „er maße sich über die Gewissen keine Herrschaft an; eine solche stehe überhaupt keiner Obrigkeit zu, aber ebensowenig den Unterthanen über die Obrigkeit; er wende sich seiner Überzeugung gemäß zur reformirten Kirche, werde aber die Unterthanen ungestört bei ihrem Luthertum lassen; nur das gegenseitige Verketzern auf den Kanzeln verbiete er aufs strengste." Aber dies Toleranzedikt, das erste in der Welt, welches ein christlicher Fürst gegeben, war gar nicht im Geschmack der Zeit, die für wahrhafte Duldung kein Verständniß hatte. Es befriedigte daher kaum die Reformirten, deren Kirche 1614 durch die Confessio Johannis Sigismundi in der Mark, 1617 durch dessen Apologia in Preußen festen Grund bekam. Dagegen bei den Lutheranern, also bei der Mehrzahl seiner Unterthanen, erregte des Kurfürsten Abfall die größte Unzufriedenheit. An manchen Orten reizte die Geistlichkeit durch ihre heftigen Klagen und Schmähungen das Volk gar zu Aufläufen und Ruhestörungen, besonders in Berlin, wo der Diakonus Stuler an der Petrikirche einen Aufstand der Bürger gegen die Reformirten veranlaßte (Ostern 1615). Diese Unordnungen waren freilich bald unterdrückt; aber auch die Stände wurden schwierig, die brandenburgischen konnten erst durch feierliche Verbriefung der kirchlichen Landesrechte zu Geldbewilligungen bewogen werden; die preußischen, gestützt auf den König von Polen, als Oberlehnsherrn, entzogen dem Kurfürsten sogar den größten Teil seiner landesherrlichen Befugnisse in Preußen: die Macht ging hier fast ganz in die Hände der „Regimentsräte", d. h. des Adels über. Im Klevesche gab es andere Widersacher; da hielten die Spanier noch immer einen Teil des Landes, namentlich Wesel, besetzt. Kurz, weder im Osten noch im Westen wurde Johann Sigismund des Besitzes froh, um den er die Macht seines Hauses erweitert hatte; seine Saten waren für die Zukunft, erst lange nach seinem Hingange haben sie ihre reiche Frucht getragen. Aber das Verdienst bleibt ihm immer, dem hohenzollerschen Staat an der Memel und am

Rhein das Heimatsrecht gegeben zu haben. Ehe indes der Größere kam, der das Recht zur Wahrheit machte, war der Dynastie und dem Lande noch eine schwere Zeit des Elends beschieden. Johann Sigismund erlebte sie zu seinem Glück nicht mehr; er verfiel im Spätherbst 1619 in eine tödliche Krankheit, und nachdem er am 2. Dezember 1619 die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm übertragen, starb er bald darauf, erst 47 Jahr alt, am 2. Januar 1620, noch ehe die Flammen des eben ausgebrochenen Krieges, des fürchterlichsten, den jemals die Welt gesehen hat, nach der Mark hinüberschlugen.

Der dreißigjährige Krieg.

Die Religion war dem Deutschen von jeher eine hochwichtige Herzensangelegenheit; aber so lange die Weise des Mittelalters galt, welche die Vertretung und Gestaltung jedes Bedürfnisses zum ausschließlichen Vorrecht eines bestimmten Standes machte, war der Deutsche zufrieden, die kirchlichen Zeremonien und guten Werke zu verrichten, welche ihm die Geistlichkeit als den Inbegriff der Religion darstellte. Durch die Reformation kam eine andere, die Lehre vom allgemeinen Priestertum auf; selbst sollte sich nun jeder Christ den Weg zu Gott und zur Seligkeit suchen, und dieser Weg war allein der Glaube. Jetzt erst ergriff die Religion so recht den ganzen Menschen; sie wurde zugleich Sache des Verstandes und Herzens, läuterte zugleich die Erkenntnis und stählte den Willen. Es trat ein jeder für ein Bekenntnis ein, von dessen Wahrheit er sich selbst überzeugt oder überredet hatte. Drängte das Bedürfnis nach Versöhnung mit Gott früher zu äußeren Werken der Frömmigkeit, zu Fasten, Kasteiungen, Wallfahrten, Schenkungen, Gelöbnissen, so trieb das religiöse Gefühl jetzt auch den Laien, und selbst den gemeinen Mann, für die Reinhaltung seiner Glaubenslehrsätze in jedem Augenblicke und an jedem Orte sein Gut und Blut einzusetzen. Es geschah dies mit um so größerem Eifer, das Volk faßte die Religionssache um so leidenschaftlicher auf, je weniger Anteil es jetzt an den politischen Dingen hatte. Vor dem Glaubenseifer trat nun die Liebe weit zurück, weil es Pflicht schien, Andersgläubige, wenn sie auch nur wenig von der orthodoxen Meinung abwichen, zu verketzern und zu verabscheuen; galt doch derjenige Prediger dem Volke für den besten, welcher am heftigsten auf die anderen Bekenntnisse schalt. Priester und Gemeinde feuerten sich gegenseitig immer aufs neue zum Haß wider die übrigen Sekten an. Die deutsche Sondersucht durfte nun auch in den Kirchen ihre Triumphe feiern; die Spannung zwischen den Religionsparteien in Deutschland wuchs in einem furchtbaren Grade. Überdies hatten sie mit einander noch wichtige Rechts-

streitigkeiten zu erledigen: der augsburger Religionsfriede gab nur den Lutheranern, nicht auch den Reformirten im Reich eine staatliche Anerkennung, und den geistlichen Ländern verweigerte er die Reform geradezu. Beide Ungerechtigkeiten wurden von den Katholiken mit Hartnäckigkeit verfochten. Dabei betrachtete die römische Kirche jenen Frieden nur als einen Waffenstillstand, war weit entfernt dem Protestantismus, was er errungen, lassen zu wollen, sondern rüstete sich zum entscheidenden Kampfe. Als gewandten Vorkämpfer schickte sie den Jesuitenorden ins Feld. Diese geistliche Gesellschaft, deren Gedanke, obgleich in einem spanischen Gehirn ausgebrütet und von italienischer Arglist großgezogen, doch auch der deutschen Einfalt zu imponiren vermochte, hatte sich frühzeitig in Baiern eingenistet und begann gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts von hier aus über Deutschland ihre unheilvolle Wirksamkeit zu breiten, eine Wirksamkeit, die der katholischen Kirche eben so große Erfolge, wie schwere Schuld gebracht hat. Denn ihr Zweck, Roms Weltherrschaft durch offene und heimliche Bekehrungen als Prediger und als Jugendlehrer wiederherzustellen, heiligte den Jüngern Loyolas auch das unsittlichste Mittel. Überall in Süddeutschland bearbeiteten sie die Massen, verführten und verpesteten mit ihrer Moral die Mächtigen, säeten Unfrieden, scheuten kein Verbrechen. Sie waren es, die das Feuer des Fanatismus, das in den Gemütern brannte, zur Glut des Wahnsinns schürten; ihre Schüler, die Habsburger und die bairischen Wittelsbacher waren es, die nun das ganze blühende Reich in jammervollen Brand steckten.

Aber daß diese Dynasten es vermochten, daß sie dem deutschen Protestantismus und allen Interessen des deutschen Vaterlandes tiefe, fast unheilbare Wunden schlagen konnten, war die Schuld der Evangelischen selber. Denn während die katholische Partei fest zusammenhielt und in einem wohleingerichteten Vereine, der „Liga" unter der klugen Leitung des Jesuitenfreundes Herzog Max von Baiern, eine starke Militärmacht bildete, blieben die Protestanten uneinig und unthätig. Gerade ihre mächtigsten Fürsten, die von Kurbrandenburg und Kursachsen, sahen es ruhig mit an, wie der Krieg, der 1618 in Böhmen anhob, rasch zum Unheil für die gemeinsame Sache ausschlug. War es doch gerade die Stimme Kursachsens, die 1619 bei der Kaiserwahl die Entscheidung gab und dem Habsburger Ferdinand II., dem fanatischen Papisten, die Krone Deutschlands und dadurch die Mittel zur Bezwingung der protestantischen Böhmen verschaffte. So erreichte der lutherische Kurfürst allerdings, daß Böhmen nicht „dem Kalvinismus in den Rachen fuhr"; aber dafür fuhr es nun dem Papsttum in den Rachen, und manch lutherisches Land mußte mitfahren.

War Hans Georg von Sachsen ein Verräter aus Dummheit und Unduldsamkeit, so legte Georg Wilhelm von Brandenburg die Hände

aus bloßer Schlaffheit und Unentschlossenheit in den Schoß. Dieser unwürdige Sproß eines tüchtigen Stammes hatte 1619 nach seines Vaters Johann Sigismunds Tode den Kurhut erhalten, er trug ihn zu seinem und seines Landes Unglück. Es half dem schwachen Manne nichts, daß er sich still gehalten, als sein Schwager Friedrich V. von der Pfalz das Königreich Böhmen in der Schlacht am weißen Berge bei Prag (1620) verlor; daß er ruhig geblieben, als der Kaiser dann in Böhmen und in seinen übrigen Erbländern den Protestantismus zu Boden schlug; daß er still gesessen, als Ferdinand nunmehr den Krieg in das Reich trug und durch Tillys Feldherrnkunst die kleinen Fürsten, die kühn der gemeinsamen Sache beisprangen, bezwang und Süd- und Mittel-Deutschland unterjochte; — es half ihm nicht einmal, daß er seine dynastischen Interessen verletzen lassen und sich mit Worten begnügt hatte, als der Kaiser (1622) das Herzogtum Jägerndorf, weil dessen Besitzer, des Kurfürsten Oheim Johann Georg, dem Böhmenkönig treu gewesen, einzog und einem Fremden, dem Grafen von Lichtenstein gab; nichts half ihm dies alles — seine Parteilosigkeit zog ihm nur Schläge von allen Seiten zu. Er wußte sich keinen andern Rat als davon zu gehen; er siedelte nach Preußen über, wo er fand, was er am meisten liebte, ungestörte Muße, gute Leibes Nahrung und Notdurft und reichliches Jagdvergnügen. Dort gab es damals einen wahrhaft urwaldlichen Wildstand. Hatte doch des Kurfürsten Vorgänger im Jahre 1612 bei einer großen Jagd im Amt Neuhausen 8 Auerochsen, 45 Elenne, 10 Bären, 79 Wölfe, 11 Eber, 32 Bachen, 77 Frischlinge, 76 Hirsche, darunter einen Sechsundzwanzigender, erlegt! In dieses Eldorado zog sich also Georg Wilhelm zurück und pflog abwechselnd der Ruhe beim vollen Becher und des edeln Waidwerks.

Unterdessen brauste (1626) der Kriegssturm auch über Nord-Deutschland hin, und vor Tillys ligistischen, Wallensteins kaiserlichen Horden brachen die letzten Wehre der Protestanten wie Halme. Die einzigen, die noch den Mut zum Widerstande gehabt, die niedersächsischen Stände samt ihrem Führer, dem Dänenkönige, erlagen in der Schlacht bei Lutter am Barenberge, und nun war Ferdinand II. im deutschen Reiche der Herr und Meister. Wenn er wollte, so konnte er jetzt seine kaiserliche Pflicht erfüllen und dem Vaterlande den Frieden geben; alle Helfer und Genossen des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, — Ernst von Mansfeld, Georg von Durlach, Christian von Braunschweig, Christian von Dänemark — waren ja wie jener selbst besiegt. Aber wenig kümmerte es die Herren in Wien, daß im Reich die Kriegsfurie Volk und Fürsten zur Verzweiflung brachte, daß der eiserne Arm einer vertierten Soldateska der Nation das letzte Mark auspreßte; konnte man doch hoffen, durch jene Heuschreckenschwärme bewaffneter Blutsauger der katholischen Kirche und dem Hause Habsburg zu unumschränkter Herrschaft

über ganz Deutschland zu verhelfen. So fuhren denn die Wallensteiner fort, als die gefürchteten lustigen Herren der Welt das Land zu ruiniren, praßten und schwelgten, raubten und mordeten, hausten wie Türken und Tataren, in Feindes- und in Freundesland.

Auch in der Mark; sie büßte entsetzlich für die Unfähigkeit ihres Fürsten; freilich zugleich für ihre eigene Sünde. Denn die Stände gewährten dem Landesherrn nicht die Mittel ein hinreichendes Soldheer zu unterhalten, und Georg Wilhelm legte zwar nach dem Sprüchwort „Not kennt kein Gebot" doch Steuern auf und warb Söldner, aber nicht so viel, um die Grenzen wirklich, wie er wünschte, gegen jedermann schützen zu können. Nachher kamen dann die Dänen oder die Mansfeldischen oder die Kaiserlichen und erpreßten das hundertfache. Die Mark berechnete schon 1630 den Schaden, den sie bloß an Abgaben und Leistungen für das fremde Kriegsvolk erlitten, auf 20 Millionen Thaler! Es ging hier wie damals fast überall in Deutschland. Obgleich die alte Volksbewaffnung in Verfall geraten und die Sitte aufgekommen war, die Landesfehden durch Mietlinge ausfechten zu lassen, obgleich nicht mehr das wehrhafte Volk — der Adel mit seinen Knechten, die Bürgerschaft mit ihren Gesellen — kampfesfroh und wohlgerüstet ins Feld zog, sondern Landsknechte, die gerade so lange treu blieben, als der Sold pünktlich gezahlt wurde, und die immer den wehrlosen Unterthan ärger plagten als den Feind, so fehlte es doch den Ständen an dem rechten Gemeinsinn und der opferfreudigen Thatkraft, um den letzten Groschen zu einer ordentlichen Verteidigung des Landes herzugeben. Keine wahre Vertretung des Volks, sondern nur der Bevorrechteten, feilschten sie mit dem Landesherrn und bewilligten in der Regel zu spät oder zu wenig. Unfähige Fürsten, engherzige Stände und Bevölkerungen, die sich selbst zu verteidigen weder Kraft noch Mut mehr hatten, das waren mit wenigen Ausnahmen die Gegner, die des Kaisers Macht vor sich hatte.

Was deutsche Gemeinwesen, wenn in ihnen alle für einen und einer für alle eintraten, selbst in dieser Unglückszeit noch vermochten, davon gab doch eben Stralsund ein herrliches Beispiel. Diese einzelne Stadt wagte, wovor so viele Fürsten zurückbebten: sie bot dem Friedländer Trotz. Meister aller Ostseeküsten von der Nordspitze Jütlands bis zur Weichsel und vom Kaiser zum „Admiral des oceanisch-baltischen Meeres" ernannt, damit er dem Hause Habsburg auch noch die Herrschaft zur See erobere, ersah sich Wallenstein die freie Reichs- und alte Hansestadt Stralsund zum Stützpunkt für seine hochfliegenden Pläne; er gebot ihr, sein Kriegsvolk aufzunehmen. Aber die Bürgermeister und Worthalter der Stadt — Steinwig, Gosen, Hasert, Koch hießen die Ehrenmänner — entflammten den Mut des Volkes, und so schworen Rat und Bürger insgesamt auf das Evangelium, treu bei ihrem Glauben zu bleiben und

für Recht und Freiheit den letzten Blutstropfen zu verspritzen, und als nun (am 23. Mai 1628) die Wallensteiner vor den Mauern erschienen, schlugen sie, verstärkt durch 6000 schottische Söldner, welche die Könige von Dänemark und von Schweden zu Hilfe geschickt, Wochen lang Sturm auf Sturm ab. „Und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden, so müßte es herunter", rief der Friedländer in wildem Zorn; aber vergebens opferte er seine Rotten. Dagegen erschien den Belagerten zum Entsatz am 20. Juli die dänische Flotte in den Gewässern von Rügen, und auch von Schweden war neue Hilfe nahe. Der See nicht mächtig, entschloß sich Wallenstein die Belagerung aufzuheben*); am 2. August zogen seine Scharen von Stralsund ab; zum ersten Male war sein Wille gescheitert.

Indessen Stralsunds erfolgreicher Heldenmut war auch der einzige Lichtblick, der damals in den Abgrund von Unglück fiel, welcher das deutsche Volk auf ewig zu verschlingen schien. Überall anderwärts zertraten ihm die kaiserlichen Kriegsknechte Wohlstand und Freiheit, Recht und Ehre, rotteten ihm die katholischen Priester, die Jesuiten voran, wohin sie unter dem Schutz der Soldaten reichten, den evangelischen Gottesdienst aus, dem seine weit überwiegende Mehrzahl anhing. In den habsburgischen Erblanden geschah das Katholischmachen im großen; in Schlesien z. B. erwarb sich ein Graf Dohna mit seinem Regiment einen berüchtigten Namen als „Seligmacher"; er legte den Protestanten Soldaten ins Haus, die den Wirt und seine Familie so lange mißhandelten, bis die Unglücklichen ihrer Religion absagten und katholisch wurden. Doch ließen viele lieber Haus und Hof im Stich und gingen für ihren Glauben ins Elend. 15 000 Einwohner zählte die Stadt Löwenberg, als die Schreckenskunde kam, die kaiserlichen Soldaten und Mönche rückten an; da wanderte die ganze Gemeinde aus; die Seligmacher fanden nur noch 24 Bürger vor. So ging es an vielen Orten.

Aber um diese Erfolge zu sichern, die Herstellung des katholischen Wesens auch im Reiche für alle Zeit zu besiegeln, erließ Ferdinand II. ein Gesetz, welches mit einem Federzuge einen sehr großen Teil des protestantischen Mittel- und Nord-Deutschland der katholischen Kirche zusprach; sein „Restitutions-Edikt" (1629) befahl auf Grund des geistlichen Vorbehalts, daß die seit 1552 protestantisch gewordenen Stifter, also namentlich Magdeburg, Bremen, Minden, Halberstadt, Verden, Lübeck, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Kamin, Meißen, Merseburg, Naumburg, wieder katholisch würden; auch sollten die katholischen Landesherren das Recht haben, ihre andersgläubigen Unterthanen zur Annahme des Katholizismus zu zwingen; endlich sollten die Reformirten vom Religionsfrieden

*) L. v. Ranke, Wallenstein S. 129.

ausgeschlossen bleiben. Mit der Vollstreckung dieses Machtgebots beauftragte Ferdinand die 100 000 Mann, die ihm Wallenstein auf Deutschlands Kosten hielt, und die Truppen, welche unter Tilly der Liga gehorchten. Da sank in mancher altehrwürdigen Stadt, die so unglücklich war, einst unter einem Bischof gestanden zu haben, der letzte Rest ehemaliger Größe; die Soldaten zerstörten ihren Wohlstand und ihre Freiheit, die Pfaffen ihren Glauben. Wieder war's unter so vielen nur eine, die mutig sich des Jochs erwehrte: Magdeburg hielt ein halbes Jahr lang den Wallensteinschen stand; im September 1629 mußte das kaiserliche Kriegsvolk von ihren Mauern unverrichteter Sache wieder abziehen.

Aber die Protestanten im ganzen und großen konnten sich auch jetzt nicht zu einmütigem Widerstande aufraffen; wenn der Nation im folgenden Jahre wenigstens ein Teil ihrer Last, der kaiserliche Feldherr und die größere Hälfte des kaiserlichen Heeres, abgenommen wurde, so geschah dies durch das Zusammenwirken sehr verschiedener Kräfte: Papst und Liga wie die Evangelischen, das Ausland wie das deutsche Volk, alle sahen das ungeheure Wachstum der habsburgischen Herrschaft mit Besorgnis und forderten daher auf dem Kurfürstentage zu Regensburg 1630 die Absetzung des gewaltigen Mannes, dessen Schultern die kaiserliche Macht stützten. Ferdinand II. hörte wenig auf die jammernden Klagen, die Deutschlands Elend malten und einen Stein hätten rühren mögen: wie die Kriegsleute dem Volk durch Folterqualen im eigentlichen Sinne des Worts den letzten Heller abpreßten, wie sie schwelgten, während Bürger und Bauer verhungerten, wie sie alle erdenklichen Greuel bei Tag und Nacht verübten, Städte und Dörfer verbrannten, die Männer aus Übermut marterten, die Frauen notzüchtigten, Unzählige verstümmelten und mordeten, wie bereits ganze Landschaften verödet und das Volk in so scheußliche Vertierung gesunken sei, daß an manchen Orten die Menschen vor Hunger einander wie Kannibalen aufgefressen. Alles das war an Ferdinand II. verloren, es geschah ja „zur Ehre Gottes" und zum Nutzen Habsburgs. Als aber auch seine Beichtväter, die ganz richtig bei Wallenstein selbstsüchtige Hintergedanken politischer Art gewittert, auf die Absetzung des Übermächtigen drangen, da gab der Kaiser nach, entließ seinen Feldherrn und verringerte sein Heer. Dennoch war für die Evangelischen damit nur wenig gewonnen; denn Tilly, jetzt auch kaiserlicher Generalissimus, vereinigte unter seinem Befehl doch noch 70 000 kaiserliche und ligistische Soldaten, bei der schlechten Verfassung der protestantischen Stände eine mehr als genügende Streitmacht, um den Willen der Katholischen auch ferner durchzusetzen.

Aber schon war der Retter auf deutschem Boden erschienen, der kluge und fromme Held, der die evangelische Sache wieder aufrichten sollte. Am 6. Juli 1630 war der Schwedenkönig Gustav Adolf auf

der Insel Usedom in Pommern gelandet. Hier vertrieb er rasch die Kaiserlichen, säuberte von ihnen auch die Nachbarinsel Wollin und beherrschte nun die Odermündungen, bereit, seinen Befreiungszug in das Reich anzutreten. Er brachte nur ein kleines Heer mit, 15 000 Mann, teils Schweden, teils geworbene Schotten und Deutsche; aber in sich das, was allein den deutschen Protestanten fehlte, einen tüchtigen Führer. Gustav Adolf stand damals in der Blüte seiner Kraft, er war 36 Jahre alt, eine hohe Heldengestalt, mit breiter Stirn, Adlernase und rollenden blauen Augen; ein Feldherr voll großartiger Entwürfe und kühner Thatkraft, bereits vielfach erprobt in siegreichen Kämpfen mit Dänemark, Polen und Rußland. Seinen unglücklichen Glaubensbrüdern in Deutschland beizustehen trieb ihn zunächst freilich ein politischer Beweggrund*): er wollte die deutschen Ostseeküsten dem Kaiser entreißen, um Schweden in den Besitz der Herrschaft über das baltische Meer und dessen Anlande zu bringen. Aber mit diesem Ehrgeiz parte sich ein reges Mitgefühl für das Leid der unterdrückten Religionsverwandten. Der Vorteil Schwedens ließ ihn das Schwert ziehen; er schwang es desto freudiger, weil er zugleich der Sache des Evangeliums dienen konnte. Sie adelte seine Waffen. Welch ein seltener Geist der Frömmigkeit und des Gottvertrauens erfüllte ihn und sein Heer! So lange er lebte, waren seine Schweden ebenso rechtschaffene wie tapfere Soldaten. Wie ehrenwert zeichnete sich sein Kriegslager vor dem wüsten, wilden Treiben der kaiserlichen Mordbrennerbanden aus, die er zu bekämpfen kam! Bürger und Bauern staunten, da sie sahen, daß die Schwedischen ehrlich bezahlten, was sie brauchten, daß sie niemanden schunden und plackten, daß jedes Regiment täglich seine Morgen- und Abendandacht verrichtete, daß mit einem Wort unter Gustav Adolfs Bannern christliche Mannszucht herrschte. Und er selbst, wie leutselig gegen den Geringsten, er, der furchtbare Krieger, wie mild außer der Schlacht! Mit stürmischem Jubel nahm ihn überall das evangelische Volk auf.

Nicht so dessen bedeutendste Fürsten; sie zitterten vor der Macht des Kaisers, und in dem Helfer fürchteten sie den Herrn. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hätten am liebsten eine bewaffnete Neutralität gehalten, zu der sie doch bei weitem nicht die Mittel hatten, am wenigsten die geistigen. Sie sollten sich entscheiden: für den Kaiser oder für die Schweden? Aber dort wie hier sahen sie für sich selbst Gefahr und Nachteil voraus. Und Georg Wilhelm hatte noch einen besonderen Grund, wenn er zögerte, den Schweden sein Land zu öffnen; denn diese erhoben den Anspruch, Pommern, welches sie den Kaiserlichen rasch abgenommen, dauernd zu behalten, verletzten also bereits Brandenburgs Interesse.

*) Vgl. G. Droysen, Gustav Adolf, Leipzig 1870.

Während sich nun Gustav Adolf damit aufhielt, den Kurfürsten Georg Wilhelm, der sein Schwager war, zu bereden, daß er ihm die Festung Spandau als Rückhalt einräume, dann, als dies endlich erreicht war, durch ähnliche Verhandlungen mit Sachsen die Zeit verlor, traf die evangelischen Deutschen ein Schlag, der die Notwendigkeit der fremden Hilfe auch ihren Fürsten ins hellste Licht setzte: Magdeburg, das treue, ehrenreiche, das letzte Bollwerk der deutschen Protestanten fiel. Diese Stadt hatte im Vertrauen auf den Beistand, den ihr der Schwedenkönig verhieß, sich standhaft dem Restitutions-Edikt widersetzt, hatte statt des katholischen Erzherzogs Leopold den protestantischen Markgrafen Christian Wilhelm (Oheim des Kurfürsten von Brandenburg) als Stiftsverwalter aufgenommen und wochenlang sich mit einer Besatzung von 5000 Bürgern und 2300 Söldnern, die der schwedische Oberst v. Falkenberg befehligte, gegen ein Heer von 30000 Ligisten und Kaiserlichen unter Tilly und Pappenheim gehalten. Aber das Mißverhältnis der Kräfte war zu groß, es begann auch an Pulver zu fehlen, und die Hilfe vom Schwedenkönig, auf die Falkenberg immerfort vertröstete, kam nicht. So blieb nur Ergebung übrig oder Untergang. Ergebung an Tilly aber war gleichbedeutend mit Verlust beides, der politischen und der Glaubensfreiheit. Darum behielt in der Stadt die Partei, die es zum äußersten kommen lassen wollte, die Oberhand, und Magdeburgs Geschick erfüllte sich.*)

Es war am Dienstag den 20. Mai 1631 zwischen 6 und 7 Uhr Morgens, — Besatzung und Bürgerschaft der Stadt hatten sich, da die Nacht und der Frühmorgen still vergangen waren, für diesmal keines Überfalls gewärtig, dem Schlafe oder sorgloser Ruhe hingegeben. Diesen Augenblick hatte Tilly berechnet. Unvermerkt ließ er durch Pappenheim die Sturmleitern anlegen; rasch und kühn führte dieser den Handstreich aus. Fast ohne Gegenwehr wurden die schlaftrunkenen Wachen auf den Mauern niedergemacht, während zugleich ein Haufe Kroaten durch das Fischerthor in die Stadt drang. Da erscholl die Sturmglocke. Es war zu spät. Oberst Falkenberg warf sich mit denen, die er in der Eile gesammelt, tapfer dem Feinde entgegen; eine Stunde lang währte der heftigste Straßenkampf; aber immer stärker wogten die Kaiserlichen durch die eroberten Thore herein, Falkenberg fiel, ohne Einheit hie und da kämpfend erlagen die Bürger der Übermacht. Um 9 Uhr gellte rings der Kaiserlichen Freudengeschrei: „all gewonnen! all gewonnen!" Wie wenn ein ganzes Heer von Tigern losgelassen wäre, so stürzten diese 30000 Barbaren — Kroaten, Ungarn, Italiener, Niederländer und Deutsche — alle mit gleicher Gier, von Wein erhitzt, fanatischen Religionshaß schnaubend und durch den verzweifelten Widerstand der Magde-

*) Vgl. Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly, Berlin 1874, I. 139 ff.

burger zu wütender Rachsucht entflammt, über die unglücklichen Einwohner her, schossen und hieben, verstümmelten und prügelten; da ward weder jung noch alt, weder Kinder noch Weiber, weder der Schwangeren oder Wöchnerinnen noch der Säuglinge geschont. Hatten sie nicht von ihren Mönchen und Pfaffen gelernt, daß verfluchten Ketzern kein Erbarmen gebühre? So säbelten die Tillyschen in der Katharinenkirche 53 Menschen, meist Frauen, die mit gefalteten Händen um ihr Leben baten, nieder, zerstückten in der Johanniskirche Säuglinge, zerhieben die Mütter. Mit der Mordsucht zugleich feierten die anderen Lüste, viehische Wollust, Raubsucht und Völlerei, ihre höllischen Feste. Jedes Haus ward geplündert, die Frauen und Mädchen geschändet, dann ermordet oder zu neuer Mißhandlung verkauft. Da stürzten sich viele, ihre Ehre zu retten, in die Elbe oder überließen sich unter den Dächern dem Feuer, das, von verzweifelten Bürgern angelegt, seit 11 Uhr Mittags rasch Straße auf Straße ergriff. Es war barmherziger als die Soldateska, der Tilly dreitägige Plünderung versprochen, und deren scheußlichem Wüten nun vergebens hie und da ein menschlich gesinnter Offizier zu steuern versuchte. Zwölf Stunden lang raste um Mord und Schändung der Brand; dann war's vollendet. Mit den Häusern sank das Rathaus, sanken sechs Pfarrkirchen, sanken die Thore, Türme und Brücken in Schutt und Asche.

Da lag nun Magdeburg, nachdem es 700 Jahre geblüht, gestern noch eine der schönsten, reichsten Städte Deutschlands, jetzt ein rauchender Trümmerhaufen. Von insgesamt 723*) Häusern blieben nur 139 Häuser nebst dem Dom und dem Kloster Unserer-Lieben-Frauen vom Feuer verschont. Die Menschen aber, die dem Gemetzel entgangen waren, mußten um schweres Lösegeld ihr Leben erkaufen; doch erlitten auch sie noch viel Übles, besonders die Frauen und Mädchen, deren viele im Lager zu Tode gemißhandelt wurden. Diejenigen Gefangenen, die sich nicht auslösen konnten, wurden von den Soldaten niedergehauen oder verkauft; in Halberstadt kamen sechs Wagen voll kleiner, elternloser Kinder auf den Markt; viele davon steckten die Kaiserlichen in Klöster, um sie katholisch zu machen. Noch drei Tage lang trieben die Soldaten mit Ausschweifungen aller Art auf den Trümmern der Stadt ihr Wesen, feierten, wie sie es frech nannten, die „magdeburger Hochzeit". Am 24sten endlich zog Tilly die Truppen heraus und begnadigte die noch etwa hie und da versteckten Einwohner; es waren nicht mehr viele; von 36 000 Menschen, Einheimischen und Hereingeflüchteten, die Magdeburg beherbergt hatte, waren 26 000 umgekommen. Über 6000 Tote wurden von den Kaiserlichen in die Elbe geworfen, bis der Fluß sich an dem Leichendamm staute. Sonntags aber den 25. Mai feierte Tilly auf dem Un-

*) S. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg XI (1876).

glücksort, der einst Magdeburg war, ein großes Siegesfest; ein Triumphfest zugleich der katholischen Kirche, der zu Ehren Magdeburg in Marienburg umgetauft ward. Da sah man den alten, grimmen Feldherrn, die unheimliche Gestalt, klein und mager, mit breiter, runzliger Stirn unter dem wirren, grauen Har, mit finstern Augen, langer Nase und Kinn, spitzem Knebelbart, angethan mit einem grünen Atlaswams, auf dem Haupt einen kleinen Hut mit langer, roter Feder, die Hände auf der Brust gefaltet, auf der er immer eine geweihte Hostie trug, sich an dem Pomp seiner Kirche erlaben, der er so inbrünstig ergeben war. Da sangen die Mönche und die bluttriefenden Henkersknechte des Habsburgers ihr Tedeum, schwenkten die Priester über den qualmenden Leichenhaufen ihre Weihrauchfässer. „Seit Jerusalems und Trojas Zerstörung sei keine größere Viktoria erfahren und erhört worden", meldete man frohlockend nach München und Wien.

Aber es war nur ein Trümmerhaufen, was Tilly gewonnen, und noch stärker als das Entsetzen war bei den Protestanten die Erbitterung. Neu aufflammte jetzt der Aufstand wider die kaiserliche Tyrannei. Zuerst in Hessen, wo ein herzhafter Fürst, Landgraf Wilhelm, die Fahne erhob; dann in Weimar, in Mecklenburg. Kursachsen ermannte sich wenigstens zu hastigen Rüstungen.

Gustav Adolf aber faßte jetzt den schwankenden Kurfürsten von Brandenburg, den sein österreichisch gesinnter Minister Graf Adam von Schwarzenberg übel beraten, fester an und zwang ihn (21. Juni 1631) zur Verteidigung der gemeinsamen Sache mit ihm ein Bündnis abzuschließen, kraft dessen jener den Schweden Spandau und Küstrin öffnete und monatlich 30000 Thaler Hilfsgelder zahlte, auch die wenigen Truppen, die er besaß, zu des Königs Heer stoßen ließ. Darauf säuberte Gustav Adolf die Altmark vom Feinde und rückte nach Sachsen, dessen Kurfürst, von Tilly hart bedrängt, jetzt selbst die Schweden um Hilfe anflehte. Sie kam; bei Breitenfeld (nördlich von Leipzig) erbleichte der Stern des Kaisers; die Tapferkeit der Schweden und die Kriegskunst ihres Königs errangen über Tilly und Pappenheim den Sieg (am 17. September 1631). Vom Jubel des befreiten Volkes umjauchzt, zog Gustav Adolf triumphirend durch Thüringen und Franken dem Rheine zu, während Herzog Bernhard von Weimar ihm die kaiserlichen Scharen in Westfalen verjagte und General Arnim mit sächsischen und märkischen Truppen in Böhmen einfiel, dann Schlesien befreite.

Nur einer konnte den Kaiser retten, Wallenstein, der schnöd' entlassene; und unter Bedingungen, die ihn Ferdinand II. fast zum Mitkaiser machten, willigte er ein, dem Hause Österreich zu helfen. Rasch hatte er ein starkes Heer zusammengeworben, und nachdem Tilly im Frühling 1632 beim fruchtlosen Bemühen Baiern zu verteidigen gefallen war, sah auch

die zersprengte Liga in Wallenstein ihren einzigen Hort. Er ließ seine alten Widersacher doch einige Zeit vergebens bitten; dann zog er den Schwedenkönig durch geschickte Stellungen und Märsche von Süddeutschland ab nach Sachsen; hier (bei Lützen am 16. November 1632), maßen sich beide große Gegner im Entscheidungskampfe. Wallenstein verlor das Spiel, verlor auch seinen besten General, Pappenheim; aber den Schweden kostete der Sieg ihren König. Der Schade für die evangelische Sache war groß; das Bündnis, dessen Haupt Gustav Adolf gewesen war, fiel jetzt auseinander. Nur die kleineren protestantischen Reichsstände hielten fest an den Schweden, deren Kanzler Axel Oxenstierna nun die gemeinsamen Angelegenheiten leitete. Dagegen die beiden Kurfürsten fielen ab. Der Kaiser gab nach, daß das Restitutionsedikt — zunächst auf 40 Jahre — außer Wirksamkeit gesetzt wurde, trat an den Kurfürsten von Sachsen die Lausitz ab und erteilte dem Kurfürsten von Brandenburg das Versprechen, daß er in seinem Erbrecht auf Pommern geschützt werden solle; dafür verband sich Sachsen mit ihm (im prager Frieden 1635) zur Vertreibung der Schweden, und auch Brandenburg schloß sich ihm dann an.

Deutschlands Elend stieg nun auf eine grauenhafte Höhe. Denn das Haus Habsburg, von der Gefahr, die ihm Wallensteins übermäßige Macht bereiten konnte, durch dessen Ermordung (1634) befreit und nach dem prager Frieden wieder stark wie einst, schien jetzt seinem alten Nebenbuhler, Frankreich, so gefährlich, daß dessen großer Minister Richelieu ihm offen den Krieg erklärte. Außer den schwedischen, kaiserlichen, ständischen Werbetrommeln wirbelten nun auch französische im Reiche, und die verwilderten Deutschen, denen schon nichts mehr übrig blieb, als zum Nutzen der Fremden und der Jesuiten ihr eigenes Volk zu schinden oder selbst geschunden zu werden, stellten sich scharenweise zu jedweder Fahne; sie mußten Bettler und Sklaven sein oder Henker und Folterknechte. Denn es war längst kein rechtschaffener Krieg mehr, sondern ein Wetteifer im bewaffneten Freveln. Auch die Schweden thaten es seit Gustav Adolfs Tode den andern an viehischer Roheit und barbarischer Grausamkeit gleich. Welche Greuel wurden verübt! Wie hausten Ferdinands Truppen z. B. in Schlesien! Als sie 1633 dort wieder eindrangen, gab es keine Qual, die sie den unglücklichen Einwohnern nicht angethan hätten. Um ihnen Geld abzupressen, das bei den meisten gar nicht mehr vorhanden war, schnitten sie lebendigen Menschen Riemen aus der Haut, die Fußsohlen auf, Nasen und Ohren ab, hingen sie bei den Füßen auf, machten Feuer unter ihnen an, füllten ihnen Mistjauche (den sogenannten schwedischen Trank) in den Hals, stachen ihnen die Augen aus, steckten brennenden Kien und Schwefel unter die Nägel, schnitten den Frauen die Brüste ab, zerschmetterten Kinder an den Wänden, schändeten Frauen und Jungfrauen, selbst auf Kirchhöfen und in Kirchen, zu Tode, — und

so thaten nicht bloß die kaiserlichen Soldaten, sondern auch ihre Obersten, namentlich Piccolomini. Dazu erzeugte das Kriegselend Hungersnot und Pest; die Leichen lagen zuletzt haufenweise auf den Gassen, die Stadt Ohlau starb gar bis auf 20 Bürger aus, in Priebus blieben nur 7 Männer und 30 Witwen übrig. Der Hunger trieb an manchen Orten sogar zur Menschenfresserei. In Schlesien gingen ganze Banden von Bauern auf die Menschenjagd; ein Führer derselben, genannt Melchior der Schütz, soll mit eigener Hand 500 Menschen, meist Soldaten erlegt und mit seinen Genossen verzehrt haben. Wie in Schlesien so ging es in den meisten deutschen Landen zu. Denn mit gleicher Verheerung hausten die Kaiserlichen in Pommern und den Marken, die Schweden in Sachsen, die Franzosen und, als Bundesgenossen des Kaisers, die Spanier im westlichen Deutschland. Es machte wenig Unterschied, ob das Kriegsvolk in Freundes oder Feindes Land kam; die Behandlung der Einwohner war überall ziemlich dieselbe. So wurde Deutschland, das vordem so mächtige, blühende, in ein Leichenfeld voll Trümmerhaufen und Mörderhöhlen verwandelt. Durch diesen grauenvollen Krieg, den der Fanatismus und die Herrschsucht Ferdinands II. so großgezogen, waren bereits im Jahre 1637, als dieser Völkerverderber starb, an zehn Millionen Menschen umgekommen.

Und noch war das Ende nicht abzusehen. In seinen letzten Lebensjahren hatte Ferdinand II., der Not gehorchend, endlich den guten Willen gezeigt, Deutschland den Frieden zu geben. Auch sein Nachfolger, Ferdinand III., hätte sich gern mit den Ständen des Reichs geeinigt; aber es war nun sehr schwer, die Fremden, die seit so langer Zeit in Deutschland die Herren spielten, ohne zu große Opfer wieder los zu werden; die Verhandlungen rückten nicht von der Stelle; noch Jahre lang dauerte der unselige Krieg.

Drittes Buch.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

Es war eine jammervolle Erbschaft, die Georg Wilhelm hinterließ, als ihn endlich (am 1. Dezember 1640 zu Königsberg) der Tod beseitigte. „Freund und Feind" — so klagte der Stadtrat von Berlin — „hätten das Land zur Wüste gemacht; die es schützen sollten, die Offiziere, ließen sich schwere Summen zahlen, lebten herrlich, ohne die Mannschaft zu bezahlen, für welche sie den Sold zögen, während die Gemeinen verhungerten oder fortliefen. Vor den kurfürstlichen Reitern sei kein Stück Vieh, ja kein Mensch sicher, weshalb der Ackerbau gar nicht mehr betrieben werden könne. Alle Geschäfte und Nahrung hörten auf. Städte und Dörfer ständen wüst: auf viele Meilen finde man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dennoch würden die Kriegssteuern mit Gewalt beigetrieben. Den Bürgern habe man Häuser, Äcker, Gärten, Wiesen und Weinberge genommen und den Offizieren gegeben, die von Steuern frei seien, wodurch die übrigen Bürger überlastet und genötigt würden zu entlaufen. Seit drittehalb Jahren habe Berlin allein, ohne Köln, für die kurfürstlichen Völker ohne den Hofstaat beinahe 70000 Thaler bezahlt, sei außerdem von den Schweden hart gedrückt worden. Die Ratsdörfer lägen in Asche, die Beamten, Geistlichen und Schullehrer könnten nicht besoldet werden. Viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und die Übrigen seien im Begriff mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und in das bitterste Elend zu gehen." Anderwärts in der Mark sah es noch viel schlimmer aus. Die Bauern zumal, die doch den Grund des Staates bildeten, waren überall Bettler, und in der Uckermark fielen die verhungernden einander selbst an, kochten, brieten und fraßen Menschenfleisch.

Wo es noch Kapitalien gab, da fehlten wieder die Arbeitskräfte; denn Krieg und Pest hatten im Volke furchtbar aufgeräumt. Ganze Landstriche waren zur Einöde geworden, das Wild so zahlreich, daß es die Bauern fast auffraß. Da man kaum das nackte Leben fristete, so war an geistige Interessen nicht zu denken, fast alle Schulen und Gymnasien in der Mark lagen wüst und hörten seit Jahren weder eines Lehrers noch eines Schülers Stimme. Ähnliche Leiden drückten in den westlichen Landschaften. Sie alle schrieen um Hilfe zu dem Fürsten, der jetzt seines Vaters Thron bestieg. Und doch hatte keine Provinz Lust, für die andere das geringste zu leisten, sie fühlten sich nicht als ein Staat; ohnmächtig in ihrer Zersplitterung, wollten sie gleichwohl nicht eins sein im Handeln wie im Leiden. Und die kurfürstliche Macht, von der man alles erwartete, war doch so gering. Der Minister Graf Schwarzenberg suchte den Einfluß, den er unter Georg Wilhelm zum Schaden des Staats besessen hatte, festzuhalten. Die Truppen, so unbedeutend an Zahl sie waren (6000 Mann), gehörten nicht einmal ganz dem Landesherrn; sie hatten auch dem Kaiser, als dem Verbündeten des Kurfürsten (seit 1637), schwören müssen. Von außen drohten die Schweden, die ganz Pommern und mehrere märkische Festungen besaßen, jeden Augenblick ins Land zu fallen; der Kaiser andererseits forderte die Fortsetzung des Bundes, obwohl die kaiserlichen Truppen immer wieder als Feinde verfuhren. Viele Landstriche waren völlig in den Händen der Kriegführenden, alle ein Spielball derselben.

So war es eine Herkulesarbeit, die dem neuen Kurfürsten zufiel; er sollte sich zum Herrn in seinem Reiche machen, sollte es nach allen Seiten schützen und der unermeßlichen Not des Volkes abhelfen.

Er war doch noch ein so junger Mann, 20 Jahre alt (geboren am 16. Februar 1620 zu Köln an der Spree), aber jene eiserne Zeit, die ihn gebar, brach oder stählte rasch die Charaktere; ihn hatte sie früh gereift, denn ihre Schrecken traten dem Knaben nie nahe genug, um ihn zu überwältigen, und ragten doch so weit in sein Leben, um es ernst zu stimmen. Von Frauen, dann von den Hofmeistern Johann von der Borch und Romilian Kalkuhn, genannt Leuchtmar, still erzogen, ward Prinz Friedrich Wilhelm 1634 nach Holland, damals einem Asyl des Friedens, auf die hohe Schule geschickt. Dort sah er mit eigenen Augen, wie weit es selbst ein kleines Volk in Macht und Wohlstand bringen kann, wenn es unter der Leitung geschickter, erleuchteter Staatsmänner mit Fleiß und Ausdauer alle Vorteile seiner Lage auszubeuten versteht. Leistete nicht Holland, dieser kleine Küstenstrich, bereits seit siebzig Jahren der ganzen spanischen Macht den erfolgreichsten Widerstand, und wurden nicht die Holländer, tapfer im Kriege, rastlos betriebsam im Frieden, alljährlich reicher und reicher durch blühenden Handel, schwungvolle Gewerbe? Wie

war da jedes Fleckchen Erde nutzbar gemacht; Gärten und Ackerstücke, Fabriken und Warenläden, Schiffe und Frachtwagen, Schulen und Kunstwerkstätten überall dicht neben einander, und eines förderte das andere. Dort lernte er auch Menschenwürde und edle Duldung schätzen, denn die Holländer waren ein freies Volk und verfolgten Andersgläubige nicht. Diese Bilder schöner Kultur hatten in seiner jungen Seele gehaftet und sollten ihm zu seinem eigenen Wirken die Muster geben. Aber dort war auch sein sittliches Wesen fest und stark geworden; der Sieg, den sein Ehrgefühl über die Verführungen des üppigen haager Lebens errungen, verbürgte dem Jüngling eine würdige Zukunft; denn, wie damals der Erbstatthalter von Holland, Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, bewundernd prophezeite: „wer sich selbst besiegt, der ist zu Großem fähig." So hatte Friedrich Wilhelm schon früh jene unbedingte Herrschaft der Vernunft über seine Leidenschaften erlangt, in der er nachmals das Recht fand, auch seinem Volke seinen Willen aufzunötigen.

Der Kraft sich bewußt, das Schwere, was ihm oblag, und noch weit mehr zu leisten, in der That an zäher Ausdauer, entschlossener Energie, wie an innerer Zucht allen überlegen, mit einem Scharfblick ausgerüstet, der durch die Verkommenheit des Staates hindurch noch zu tüchtigen Machtmitteln drang und sie für neue, großartige Ziele sich ersah, — so griff nun der junge Kurfürst rüstig und mit festem Gottvertrauen sein Werk an.

Zunächst versicherte er sich der Truppen. Die Obersten, die ihm nicht Treue schwören wollten, wurden samt ihren Regimentern entlassen; aus den übrigen bildete er 1641 statt der bisher auf Zeit angenommenen Soldscharen ein kleines stehendes Heer, es waren 3000 Mann, — der erste Keim der heutigen preußischen Armee. Dann schloß er, durch Schwarzenbergs Ableben (1641) von einem hinderlichen und den Staat schädigenden, wenn auch nicht geradezu verräterischen Minister befreit, einen Waffenstillstand mit den Schweden und beschwichtigte den Kaiser durch den Beweis der Notwendigkeit dieses Schrittes. Noch nicht stark genug, sein Recht mit dem Schwerte zu verteidigen, benutzte er den Umstand, daß keiner der kriegführenden Teile den andern ganz besiegen konnte; denn beide wurden nach jedem großen Erfolge wieder durch die Eifersucht ihrer Verbündeten, dort der Franzosen, hier der Ligisten, gehemmt. Dies erleichterte dem Kurfürsten die einzige Kampfart, die ihm vor der Hand blieb, — die Verstellung; und er war darin Meister; mit großer Schlauheit und Gewandtheit wußte er beide hinzuhalten, sich zwischen ihnen parteilos zu bewegen, bis er sein Heer allmählich auf 8000 Mann gebracht hatte und nun in der Lage war selbständiger aufzutreten — sehr zum Verdruß aller Mächte ringsum, die immer darin einig gewesen, man müsse den Kurfürsten von Brandenburg „nicht auf-

kommen lassen". Es gelang ihm schon bei den Friedensunterhandlungen, die Kaiser und Reich im März 1644 zu Münster mit Frankreich, zu Osnabrück mit Schweden eröffnet hatten, eine nicht ungewichtige Stimme zu führen. Sie wäre ohne Zweifel weit einflußreicher gewesen, hätte den Abschluß des von Millionen ersehnten Friedens rascher herbeigeführt, wenn seine Bewerbung um die Hand seiner Base, der jungen Königin Christine von Schweden, die ihm schon Gustav Adolf zugedacht hatte, von Erfolg gewesen wäre; aber die Schweden fürchteten seinen herrischen Charakter, und Christine scheute sich überhaupt zu heiraten; so zerschlug sich der Plan. Friedrich Wilhelm vermählte sich dann (1646) mit Luise Henriette von Oranien*), der schönen und frommen Tochter des Erbstatthalters der Niederlande, Prinzen Friedrich Heinrich, die ihn glücklicher machte, als er es mit der eigenwilligen, launischen Christine je hätte werden können. Seitdem trat der Zwiespalt der schwedischen und brandenburgischen Interessen ganz unverhüllt hervor und erschwerte das Friedenswerk sehr.

Den Zankapfel bildete Pommern. Dem Rechte nach gehörte dieses Land, da sein Herrscherhaus im Mai 1637 mit Bogislaw XIV. ausgestorben war, zu Brandenburg; aber die Schweden weigerten sich es herauszugeben und verlangten, daß der Kurfürst dafür anderwärts in Deutschland entschädigt werde. Friedrich Wilhelm sträubte sich lange. Wie viel Geld und Blut hatten nicht seine Vorgänger geopfert, um einen Anspruch auf jene wohlgelegenen Küsten mit ihren wichtigen Häfen und tapferen Bewohnern zu erwerben, und nun, da die Hoffnungen von Jahrhunderten sich endlich erfüllen konnten, sollte er sein gutes Recht wieder verlieren! Aber mit derselben Hartnäckigkeit, wie er für sein Recht, stritten die Schweden für ihren Anspruch. Auch die Franzosen machten die übertriebensten Forderungen; und die deutschen Fürsten wollten ebenfalls Anteil an der Beute des alten Reichs haben. Dazu kamen die religiösen Angelegenheiten, die jetzt freilich hinter den politischen weit zurückstanden; denn das lange Kriegselend hatte die Glaubenswut doch merklich abgekühlt. Drei Jahre lang feilschte man auf den Friedens-Kongressen, haderte, schwankte hin und her; die allgemeine Erschöpfung zwang endlich am 24. Oktober 1648 zum Abschluß. Der Schwächere mußte hierbei manche Opfer bringen, doch auch die großen Mächte hatten sich überzeugt, daß sie nicht in allen Punkten ihre Wünsche könnten zur Geltung bringen, und so gab fast ein jeder der Hauptbeteiligten in diesem oder jenem Stücke etwas nach. Brandenburgs und Schwedens widerstreitende Interessen waren dahin ausgeglichen worden, daß zwischen beiden eine Teilung Pommerns stattfinden solle.

*) Geboren am 27. November 1627, gestorben am 18. Juni 1667; im Andenken geblieben auch durch die Stiftung des Waisenhauses zu Oranienburg bei Berlin (1665).

Rückblick auf die ältere Geschichte des Landes Pommern.

Das slawische Volk, welches sich im sechsten und siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt das baltische Küstenland von der unteren Weichsel bis über die Odermündungen aneignete und von seinem Wohnsitz am Meere (pomorzi) bei seinen binnenländischen Stammesgenossen den Namen Pommern erhielt, war von seinen nächsten Verwandten, den Polen, in Sprache und Sitte nur wenig, aber im Charakter sehr erheblich verschieden. Denn den Pommer zeichnete in ungewöhnlichem Grade die Tugend der Standhaftigkeit aus; seine Tapferkeit war von der zähesten Ausdauer, seine Treue und Anhänglichkeit unerschütterlich. Jahrhunderte lang rangen die Polen und die Dänen, dann die Brandenburger nach dem Besitz dieses Ostseelandes; aber mit keinem oder geringem Erfolg; Pommern behauptete sich im wesentlichen unabhängig, und wenn es im Osten an Gebiet verlor, so gewann es dagegen im Westen.

Die Südgrenze bildete lange Zeit der Netzefluß und war durch eine Anzahl von Burgen befestigt, um deren Besitz zwischen Pommern und Polen mancher blutige Kampf tobte. Besonders heftig wurde der Streit, als die Polen sich dem Christentum zuwandten und mit der Macht ihres Reiches zugleich den neuen Glauben ausbreiten wollten. Die polnischen Chroniken verzeichnen aus dieser Zeit viele Siege, unter denen der größte am Laurentiustage (10. August) 1113 bei der Burg Nakel über die Pommern erfochten wurde. Allein auf die Dauer gelang den Polen die Unterwerfung dieser Nachbarn nicht; die pommerschen Häuptlinge schüttelten das fremde Joch immer wieder ab. Ebenso wenig vermochten die Dänen, die oft mit Polen im Bunde angriffen, hier Fuß zu fassen; das Pommernvolk ließ sich durch keine Niederlage entmutigen und beharrte auf seinem Boden und bei seiner einheimischen Herrschaft.

Als erster Erbfürst in Pommern wird uns Swantibor I. (um 1100) genannt; ihm gehorchte das ganze Volk von der Oder bis zur Weichsel. Nach seinem Tode 1107 teilten seine Söhne. Die beiden älteren nahmen für sich das Land zwischen Peene und Persante mit der Hauptstadt **Stettin**; die beiden jüngeren erhielten den Strich von der Persante bis zur Weichsel mit der Hauptstadt **Danzig**; der erste Teil hieß nun Vorpommern oder **Slawien**, der zweite Teil — das Land der Kaschuben, wie die Ostpommern wegen ihrer Pelzröcke (polnisch Kazha) auch wohl genannt wurden — hieß nun Hinterpommern oder **Pomerellen**. Nach dem Erlöschen der hinterpommerschen Linie (1295) kam zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das östliche Pomerellen mit der Stadt Danzig an den deutschen Orden und teilte dann die Geschicke Westpreußens; das

westliche Pomerellen dagegen gelangte in den Besitz der vorpommerschen Dynastie, die nun im Osten bis zur Stolpe gebot.

Der Stifter dieser älteren Linie, Wartislaw I., hat sich durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er den Bischof Otto von Bamberg (1124) das Christentum in Pommern predigen ließ, ein großes Verdienst erworben; seine Nachfolger nahmen mit dem Glauben auch Sitte und Sprache der Deutschen auf. Im Jahre 1181 verbanden sie aus freien Stücken ihr Land mit dem deutschen Reich und ließen sich vom Kaiser mit Pommern als einem Herzogtum belehnen. Reichsunmittelbar sollte indes nach Friedrich Rotbarts Meinung dieses wendische Land nicht werden; vielmehr erteilte er um dieselbe Zeit die Lehnshoheit über Pommern wie über Mecklenburg dem Markgrafen von Brandenburg, der ja in diesen Gegenden an Kaisers statt walten sollte. Viel Blut ist im Laufe der Zeiten um diesen Anspruch geflossen, ohne daß die Märker ihn durchsetzen konnten.

In den langen Kriegen während der Heidenzeit war Pommern sehr entvölkert worden; deshalb konnte die deutsche Einwanderung hierher in breiten, vollen Strömen gerichtet werden. Die Anzöglinge kamen größtenteils aus Niedersachsen; sie brachten die plattdeutsche Sprache und Art mit, die sich, obwohl auf friedlichen Wegen, rasch über Pommern verbreitete. So wurde hier auf den zähesten der slawischen Volksstämme der kernigste Zweig vom deutschen Baume gepflanzt; die Geschichte hat gezeigt, wie glücklich diese Mischung war.

Auch die Lutizen zwischen der Peene und Recknitz, hier Circipanen genannt, waren im zwölften Jahrhundert zum Christentum bekehrt worden; doch nicht aus eigener Bewegung, sondern durch die Waffen Heinrichs des Löwen. Nach dem Sturze dieses Fürsten suchten hier die Herzöge von Pommern die Herrschaft an sich zu nehmen. Aber auch die Fürsten von Rügen, seit 1168 Christen und dänische Vasallen, strebten nach diesem Besitz, und um sich das nahe Festland zu sichern legte Fürst Jaromar von Rügen dort 1209 eine deutsche Handelsstadt, Stralsund, an. Zuletzt wurde geteilt; der Rykfluß bestimmte zwischen dem pommerschen und dem rügischen Gebiet die Grenze (1227). Auch die Herzöge von Pommern hielten es für nützlich, das neuerworbene Land mit einer deutschen Kolonie zu belegen; sie gründeten im Verein mit dem Abt des reichen Klosters Eldena 1233 am Ryk die Stadt Greifswald, welche für ihre älteste Residenz im Westen, für die wendische Stadt Wolgast, gleichsam die Vormauer bilden sollte.

In demselben Jahre spaltete sich die vorpommersche Dynastie in zwei Linien, von Stettin und von Demmin; doch starb die letztere schon 1263 wieder aus, und nun vereinigte Herzog Barnim I. von Stettin ganz Vorpommern unter seiner Herrschaft. Von längerer Dauer war

die nächste Erbteilung, welche von Barnims Söhnen 1295 vorgenommen wurde. Der ältere, Bogislaw IV., erhielt dabei das Land im Norden der Flüsse Peene und Ihna — das Herzogtum Pommern-Wolgast; der jüngere, Otto I., das Land südlich jener Grenze — das Herzogtum Pommern-Stettin. Dem Sohne Bogislaw IV., Herzog Wartislaw IV. von Wolgast, verdankte die Dynastie dann eine wichtige neue Erwerbung; er schloß 1321 mit Witzlaw IV. von Rügen eine Erbverbrüderung; und als derselbe vier Jahre darauf kinderlos starb, vereinigte er die Insel, sowie das rügische Festland — Herzogtum Bart — mit seinem Staate. Auch das Herzogtum Pommern-Stettin ist nach dem Erlöschen der hier regierenden Familie, 1464, an das Haus Wolgast gekommen, und als auch eine Nebenlinie desselben, von Bart, 1478 ausgestorben war, fand sich ganz Pommern von der Recknitz bis zur Stolpe unter einem Herrn beisammen.

Dieser erste Alleinherrscher des Gesamtlandes war Bogislaw X. (1478—1523), einer der vortrefflichsten Regenten, die Pommern gehabt hat. Wie so viele tüchtige Männer, ist er aus der Schule einer durch Not und Druck harten Jugend hervorgegangen. Seine Mutter Sophie hatte sich mit ihrem Gemahl, dem Herzog Erich II., überworfen und lebte von ihm getrennt zu Rügenwalde. Um die Erziehung der Kinder, die der Herzog ihr gelassen, bekümmerte sie sich nicht; man sah den Prinzen Bogislaw in zerrissenen Kleidern und Schuhen auf den Straßen herumlaufen, sich mit den Gassenbuben prügeln und, wenn ihn hungerte, bei irgend einem mildgesinnten Bürgersmann zu Gaste gehn. Der einzige Unterricht, den er genoß, war der in der rügenwalder Knabenschule erteilte. Da erbarmte sich ein Bauer aus der Umgegend, Hans Lange vom Dorf Lanske, des vernachlässigten Fürstensohnes. Er bewirkte, daß die Herzogin ihn zum Eigenbauer des jungen Prinzen machte, so daß er nun an diesen seinen Pachtzins geben durfte. Dann ging er mit dem Knaben zum Schneider und Schuhmacher und kleidete ihn vom Kopf bis zu den Füßen neu und standesgemäß. Diese Veränderung übte auf Gemüt und Geist des Prinzen einen höchst wohlthätigen Einfluß; er strebte von jetzt an, auch in seinen Sitten und Kenntnissen die fürstliche Art zu zeigen. Bald darauf starb sein Vater (1474), und nun trachtete die unnatürliche Mutter, den Prinzen aus dem Wege zu schaffen, um sich selbst der Regierung zu bemächtigen. Bogislaw entwich zu seinem treuen Bauern; Hans Lange half wieder. Er rüstete den Prinzen stattlich als Ritter aus, ritt mit ihm auf die nächsten adligen Güter und bat die Edelleute, den jungen Herzog zu seinem Verwandten, dem Herzog Wartislaw von Bart, zu geleiten. Dies geschah, und das Geleit vermehrte sich von Ort zu Ort so sehr, daß Bogislaw mit 300 Reisigen

in Bart ankam, wo er mit allen Ehren aufgenommen wurde*). Auf die Nachricht von diesen Erfolgen ihres Sohnes gab die Mutter ihre Sache verloren und entfloh mit ihren Zuhaltern nach Danzig. Bogislaw aber erhielt nun überall im Lande ohne Weigerung die Huldigung. Fast ein halbes Jahrhundert lang hat er dann das Regiment geführt und mit solcher Kraft und Weisheit, daß ihn manche den „Großen“ nannten. Wenigstens waren die Wohlthaten groß, die er seinem Volke erwies; denn

---

*) Thomas Kantzow, Chronik von Pommern (aus dem sechzehnten Jahrhundert), herausgegeben von Böhmer, Stettin 1835, II. S. 131 ff.: „Hertoch Bugslaff bleff in unacht und moste tho Rugenwolde mit den gemeinen scholern in de Schole gan; und feilde em underwilen an scho und kleidern, und ath mit den Borgern, wat se hebben; denne de Moder was em hart und gram. Do he awerst begunde grot tho werden, do kumpt ein Buhr tho em van Lantzke, de het Hans Lange, de sede: Hertoch Bugslaff, wo geistu so hen, eft du nergen tho hus horst? Wultu nicht schyr froden (einsehen), dat du ein furst bist? Do beklagede he sick syner Moder hardeheit. So gaff he em Rat, he scholde de Moder bidden, dat se em en awergewe, dat he syn Buhre mochte syn und em de pacht gewen. Dat dede Hertoch Bugslaff und erhielt dorch de Rede so vele, dat id de Moder thofreden was. Do he dat dem Buhren sede, do was de Buhre fro und sede: Hertoch Bugslaff, du schalt min Sohne syn; awerst ick kan wol gedenken, wenn du nu thor regeringe kumst, werstu miner weinich gedenken; darum schaltu mi thoseggen, wen du thom Regimente kumst, dat du mi de tit mins Lewens wilt fry gewen an pacht, denste und lantschate (Zins); und mehr beger ick nicht. So wil ick di vorstrecken, wat min vermogen is. So sede he em dat tho. Do geiht de Buhre thom Wantschnider und nimpt want uth und kledede den hertogen van unden bet bowen, und kofte em ein perd und ein schwert und wat em dartho van noden was. Underdes wart syn vater Hertoch Erich tho Wolgast krank und starff. Do dat de Buhre horde, ging he hen und wedder under de Edellude und vermande se hemeliken, dat se eren hern scholden annemen und nicht geduldem, dat he umb der Moder hats willen so scholde als ein schlimmenitze verstot werden. Do he nu meinde, dat he der saken einen wech gemaked hedde, sede he: Bugslaff, id wil sick nicht schicken, dat du allhir so im Drecke lichst und lest di verstoten. Tehe hen tho dem Adel und segge, du bist ere here, dat se di hanthawen. Do dat de junge her horde, wort he fro und krech ein gemote und settede sick vor, na des Buhren Rede tho dohn. Denne so unachtlick he thovorn geholden was geworden, so hedde he dennoch stedes lust und beger tho hogen und furstliken Dingen. Also rett de Buhre mit em hen und brachte em ersten thom negesten Edelman, de nam en gutlik an; awerst de Edelman forchtete sick vor de Moder. So brachte he en vortdan; dar nemen en de jungen gesellen vom Adel gern an, desgeliken ok etlike van den vornemesten des Adels; denne ein jeder was awer der unbillichkeit der Moder unduldich. Also toch balde en ganz hupen tho em, dat he in korter tit by dren hundert perden by sick krech. Mit den rett he van dem einen thom andern in Stede und Dorper und ermanede se, dat se en alse eren hern erkennen und annemen wolden; und rett darna tho synem Veddern, Hertoch Wartislaff, togede em de sake an und gebrukede sines Rades“ u. s. w.

Bogislaw bewies sich dankbar gegen den treuen Bauern; er hielt ihn immerdar als seinen väterlichen Freund. Er wollte ihn und seine Kinder von allen Abgaben und Diensten lossprechen. Hans Lange nahm es jedoch nur für sich an, nicht aber für seine Nachkommen; er meinte, „ein Bauer mißbrauche seine Freiheit oft und würde unter solchen Begünstigungen nur faul“.

mit starker Hand sorgte er für strenges Recht gegen jedermann, für allgemeine Herrschaft der Gesetze, für Ruhe und Ordnung nach außen und innen. Manch alter Mißbrauch mußte fallen; die Wegelagerei wurde ausgerottet, das grausame Strandrecht, nachdem der Herzog auf einer Meerfahrt zum heiligen Lande 1497 selbst solche Not kennen gelernt, für immer abgeschafft.

Nach ihm blieb das Herzogtum nicht lange ungeteilt. Schon im Jahre 1532 sonderte es sich wieder in zwei regierende Linien, deren ältere zu Wolgast, die jüngere zu Stettin residirte. Die Grenzen wurden jetzt so bestimmt, daß zum Herzogtum Wolgast das Land westlich der Oder und Swine, zum Herzogtum Stettin das Land im Osten dieser Gewässer, doch mit Einschluß der Städte Stettin und Garz, gehörte. Seitdem gewöhnte man sich, das westliche Pommern bis zur Oder Vorpommern, das östliche, hinter der Oder belegene, Hinterpommern zu nennen. Übrigens behielten sich die beiden Regierungen einige wichtige Landesangelegenheiten zu gemeinsamer Behandlung vor; namentlich Hoheitsrechte über die Universität Greifswald und über das Bistum Kamin. Gemeinschaftlich wurde von ihnen denn auch die lutherische Kirchenverbesserung eingeführt; die Herzöge Philipp I. von Wolgast und Barnim XI. von Stettin beriefen zu diesem Zweck 1534 einen allgemeinen pommerschen Landtag nach Treptow an der Rega; hier stellten sie ihren Antrag und die Stände genehmigten mit großer Majorität die Reform, welche dann unter Leitung des gelehrten Bugenhagen nachdrücklich ins Werk gesetzt wurde.

Noch einmal kam es zu einer Vereinigung von ganz Pommern, als das von Philipp I. gestiftete Haus 1625 erlosch und der Herzog von Stettin es beerbte. Aber dieser Fürst, es war Bogislaw XIV., beendete auch die Reihe der einheimischen Herrscher. Mit seinem Tode 1637 hörte Pommerns Selbständigkeit auf.

Noch verdient aus jenen Zeiten ein Beispiel unbeugsamer Rechtspflege Erwähnung. Es ist bemerkenswert wegen des Opfermuts, den der Richter dabei zeigte. Es war Joachim Appelmann, Bürgermeister von Stargard; sein einziger Sohn hatte als Räuber seine Vaterstadt befehdet und war gefangen worden; der Vater, ein zweiter Brutus, ließ ihn hinrichten (1575). So gewann im sechzehnten Jahrhundert ein Bürger neben den Fürstennamen in der pommerschen Geschichte Nachruhm, wie im fünfzehnten ein Bauersmann.

Der westfälische Friede.

Als die Friedensbotschaft durch die Lande flog, konnte das deutsche Volk es kaum glauben, daß der Krieg, der nun 30 Jahre gewütet,

wirklich zu Ende sei. Viele weinten vor Freuden, während andere, von dem maßlosen Elend stumpf geworden, es verlernt hatten zu hoffen. Die wenigsten fragten nach den Bedingungen, der Mehrzahl schien der bloße Friede schon ein unendlicher Gewinn. So nahm man im ganzen dankbar hin, was im einzelnen aus Gutem und Üblem gemischt war.

Den meisten Vorteil hatte das Ausland errungen, Frankreich, dem außer Metz, Toul und Verdun jetzt auch das Elsaß abgetreten war, und Schweden, welches Vorpommern, Stettin mit Usedom und Wollin, Garz, Damm und Gollnow, ferner die Bistümer Bremen und Verden als Reichslehen und noch fünf Millionen Thaler erhielt. Zur Entschädigung der Reichsstände, die durch den Vertrag eine Einbuße erlitten, dienten hauptsächlich die geistlichen Güter. Durch solche glich man auch den Verlust des Kurfürsten von Brandenburg aus. Er erhielt das übrige Hinterpommern und außerdem die vormaligen Bistümer Kamin (an der rechten Odermündung), Halberstadt*) (jetzt die Kreise Halberstadt, Aschersleben und Oschersleben) und Minden**) (die Kreise Minden und Lübbecke) als Fürstentümer, das Erzbistum Magdeburg (die Kreise Magdeburg, Neuhaldensleben, Wolmirstädt) als Herzogtum; doch sollte letzteres dem bisherigen Administrator, Prinzen August von Sachsen, noch bis an dessen Tod verbleiben. Was an Rechten und Einkünften hier früher der geistliche Fürst gehabt, stand nun dem weltlichen zu, der ihm in der Landesherrschaft gefolgt war. Es wurde also der Staat zum Erben der weltlichen Macht der Kirche eingesetzt. Auch in der Religionsfrage selbst drang die Vernunft durch. Es wurde den drei Konfessionen — Katholiken, Lutheranern, Reformirten — im deutschen Reiche gleiches Recht zuerkannt. Die Duldung siegte freilich noch bei weitem nicht ganz und völlig. Von den habsburgischen Erblanden blieb die Gewissensfreiheit überhaupt ausgeschlossen; mit Mühe erwirkten die Schweden und der Kurfürst von Brandenburg, daß der Kaiser den evangelischen Glauben wenigstens in einem Teile Schlesiens zu dulden versprach. Im Reiche erlangten nur die seit 1624 katholisch gemachten Gebiete Glaubensfreiheit; früher Geschehenes ließen die Katholiken nicht wieder abstellen.

Kaiser Ferdinand II. hatte seine Übermacht zu arg gemißbraucht, es war durch das Haus Habsburg über Deutschland zu viel Unheil gekommen, als daß die Deutschen gerade jetzt schon eine Verminderung der kaiserlichen Gewalt hätten bedauern sollen. Sie nahmen es vielmehr mit Befriedigung auf, daß der westfälische Friede die Reichsverfassung auf Kosten des Kaisertums sehr wesentlich veränderte. Die Reichsstände erhielten den Genuß der ehemals königlichen Rechte (Regalien),

*) Gestiftet 814 von Ludwig dem Frommen; evangelisch geworden im Jahre 1591.

**) Gestiftet von Karl dem Großen (vermutlich 803); evangelisch seit 1566.

sogar das Recht, Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten zu schließen und Kriege zu führen, außer gegen Kaiser und Reich; in ihrer Gesamtheit erhielten sie zugleich einen bestimmenden Einfluß auf alle Reichssachen; denn sie bildeten mit dem Kaiser den Reichstag, der fortan alles entschied und seit 1663 in Regensburg permanent war. Dem Kaiser blieben im Grunde nur noch einige Ehrenrechte. Unter dem Namen einer Monarchie war das deutsche Reich von jetzt an auch gesetzlich eine Aristokratie, ein ziemlich lockerer Verein zahlreicher Fürsten, großer und kleiner, geistlicher und weltlicher, auch Ritter, Herren und Städte — 1189 Landesherrschaften — die fast wie Souveräne geboten; ein Bundesstaat, dessen Vielköpfigkeit ihn zu ewiger Nichtigkeit verdammte und allen Umtrieben und Angriffen des Auslandes preisgab. Das Übelste war, daß die ganze Beute des alten Bestandes ausschließlich den Herrschaften zufiel, und das Volk auf dem Reichstage jetzt ebenso wenig eine Vertretung hatte wie vordem. Aus der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges rettete es nur ein hohes Gut, seinen Glauben; alle übrigen Güter, Wohlstand und Gemeinsinn, Selbst- und Rechtsgefühl und deren Tochter, die Freiheit, waren dahin. Es brauchte die Arbeit von Menschenaltern, diese Verluste wieder zu ersetzen.

War nicht der Friede, den es nun gewann, beinahe der Friede eines Kirchhofs? Das deutsche Volk, 1618 das größte Europas, war 1648 auf ein Drittel seiner Zahl zusammengeschmolzen; damals an Reichtum und Bildung, an Freiheit und Gesittung, in Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, Ackerbau und Gewerbe allen Nationen der Erde voran, stand es jetzt in diesem allen hinter gar vielen weit zurück; in manchen Stücken mußte es fast wieder von vorne anfangen. Man konnte in vielen Gegenden meilenweit gehen, ohne einen Menschen, ein Haus zu erblicken; dafür schwärmten überall Wölfe und andere wilde Tiere. Wie langsam brachte es die verarmte, verschuldete Bevölkerung wieder dahin, die Arbeiten des Friedens mit Erfolg zu betreiben! Am schwersten kamen die geistigen Bestrebungen wieder in Gang. Auch die Zuchtlosigkeit und Unsitte, die im Kriege sich eingenistet, wichen einer besseren Ordnung und Gesittung nur sehr langsam. Das Volk war geistig und leiblich verkommen. Um so weniger konnte es daran denken, gegen die Fürsten seine ehemaligen Rechte zu verteidigen. Die alten Landstände, an sich eine höchst mangelhafte Volksvertretung, verloren nun fast überall in Deutschland den letzten Rest ihrer Bedeutung. Die Unterthanen hatten sich im Kriege gewöhnt, den einzigen schwachen Schutz, der ihnen überhaupt zu teil werden konnte, bei dem Landesherrn zu finden. Die Umstände nötigten diesen, da die Stände sich so schlecht bewährten, aus eigener Machtvollkommenheit Steuern aufzulegen und Soldaten zu halten. Im Frieden machte er aus diesem Notbehelf eine Gewohnheit und aus

der Gewohnheit ein Recht. Fast unbeschränkt nach oben, gegen den Kaiser, wurde er es ganz dem Volke gegenüber. Fortan regierte er meist nach Willkür, mit wenigen Räten, von seinem Kabinet aus; mit Hilfe seiner Soldaten und Beamten brach er leicht jeden Widerstand der Unterthanen, — errichtete mit einem Worte die absolute Fürstenmacht, die nach sogenanntem göttlichen Recht herrschte.

Zerschlagen und verkommen wie das deutsche Volk, verfallen wie das deutsche Reich war, gab es für die Nation nur eine Hoffnung: daß bei der Zerrüttung des Ganzen das deutsche Leben sich um so thatkräftiger in den Teilen entwickeln, und daß einer dieser Teile, gleich einem frischen Schoß aus altem, blitzzerspaltenem Eichenstamme, Trieb und Saft genug haben werde, um mächtig auf- und anzuwachsen zu einem neuen großen Staate, in welchem sich alles deutsche Volk neu sammeln und erheben könne. Und zu dieser Hoffnung wurde jetzt in der That der Grund gelegt.

Gründung des brandenburgisch-preußischen Staates.

Das Haus Hohenzollern, schon vor dem Kriege eins der mächtigsten in Deutschland, wurde nach demselben nur noch von dem Kaiserhause, von Habsburg, überragt. Denn der westfälische Friede hatte seinen Besitz sehr beträchtlich vermehrt; es beherrschte nun ein Gebiet von 2000 Quadratmeilen, und die neugewonnenen Lande waren nicht bloß ausgedehnt, sondern auch sonst wertvoll, Hinterpommern durch seine Lage an der See, sowie durch die zähe Kernkraft und ungemeine militärische Tüchtigkeit seiner deutsch-kaschubischen Bevölkerung, die Bistümer durch ihren fruchtbaren und vergleichsweise wohlangebauten und stark bevölkerten Boden, sowie dadurch, daß sie den Hohenzollern zu einer weiteren Ausbreitung in das eigentliche Innere Deutschlands gute Stützpunkte boten. Aber die neuen wie die alten Lande entbehrten jedes Zusammenhanges; über die ganze norddeutsche Tiefebene von der Memel bis zum Rhein zerstreut, auch durch die Verschiedenheit ihrer Gewöhnung getrennt, lagen sie weit auseinander; es waren lauter kleine Sonderstaaten, jeder an und für sich ohne höhere Bedeutung. Friedrich Wilhelm beschloß, ihnen eine solche zu geben, indem er sie zu einem einzigen Staatskörper verbände. Hatten sie nicht im Grunde innerlich die wichtigsten Interessen gemein? Ihre Bevölkerungen, sämtlich evangelisch, konnten zu einem großen norddeutschen Volke protestantischer Religion erwachsen und mit vereinten Kräften einen Staat bilden, fähig als Hort des Protestantismus und als Bollwerk Deutschlands in den Welthändeln eine Rolle zu spielen,

sogar das Recht, Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten zu schließen und Kriege zu führen, außer gegen Kaiser und Reich; in ihrer Gesamtheit erhielten sie zugleich einen bestimmenden Einfluß auf alle Reichssachen; denn sie bildeten mit dem Kaiser den Reichstag, der fortan alles entschied und seit 1663 in Regensburg permanent war. Dem Kaiser blieben im Grunde nur noch einige Ehrenrechte. Unter dem Namen einer Monarchie war das deutsche Reich von jetzt an auch gesetzlich eine Aristokratie, ein ziemlich lockerer Verein zahlreicher Fürsten, großer und kleiner, geistlicher und weltlicher, auch Ritter, Herren und Städte — 1189 Landesherrschaften — die fast wie Souveräne geboten; ein Bundesstaat, dessen Vielköpfigkeit ihn zu ewiger Nichtigkeit verdammte und allen Umtrieben und Angriffen des Auslandes preisgab. Das Übelste war, daß die ganze Beute des alten Bestandes ausschließlich den Herrschaften zufiel, und das Volk auf dem Reichstage jetzt ebenso wenig eine Vertretung hatte wie vordem. Aus der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges rettete es nur ein hohes Gut, seinen Glauben; alle übrigen Güter, Wohlstand und Gemeinsinn, Selbst- und Rechtsgefühl und deren Tochter, die Freiheit, waren dahin. Es brauchte die Arbeit von Menschenaltern, diese Verluste wieder zu ersetzen.

War nicht der Friede, den es nun gewann, beinahe der Friede eines Kirchhofs? Das deutsche Volk, 1618 das größte Europas, war 1648 auf ein Drittel seiner Zahl zusammengeschmolzen; damals an Reichtum und Bildung, an Freiheit und Gesittung, in Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, Ackerbau und Gewerbe allen Nationen der Erde voran, stand es jetzt in diesem allen hinter gar vielen weit zurück; in manchen Stücken mußte es fast wieder von vorne anfangen. Man konnte in vielen Gegenden meilenweit gehen, ohne einen Menschen, ein Haus zu erblicken; dafür schwärmten überall Wölfe und andere wilde Tiere. Wie langsam brachte es die verarmte, verschuldete Bevölkerung wieder dahin, die Arbeiten des Friedens mit Erfolg zu betreiben! Am schwersten kamen die geistigen Bestrebungen wieder in Gang. Auch die Zuchtlosigkeit und Unsitte, die im Kriege sich eingenistet, wichen einer besseren Ordnung und Gesittung nur sehr langsam. Das Volk war geistig und leiblich verkommen. Um so weniger konnte es daran denken, gegen die Fürsten seine ehemaligen Rechte zu verteidigen. Die alten Landstände, an sich eine höchst mangelhafte Volksvertretung, verloren nun fast überall in Deutschland den letzten Rest ihrer Bedeutung. Die Unterthanen hatten sich im Kriege gewöhnt, den einzigen schwachen Schutz, der ihnen überhaupt zu teil werden konnte, bei dem Landesherrn zu finden. Die Umstände nötigten diesen, da die Stände sich so schlecht bewährten, aus eigener Machtvollkommenheit Steuern aufzulegen und Soldaten zu halten. Im Frieden machte er aus diesem Notbehelf eine Gewohnheit und aus

der Gewohnheit ein Recht. Fast unbeschränkt nach oben, gegen den Kaiser, wurde er es ganz dem Volke gegenüber. Fortan regierte er meist nach Willkür, mit wenigen Räten, von seinem Kabinet aus; mit Hilfe seiner Soldaten und Beamten brach er leicht jeden Widerstand der Unterthanen, — errichtete mit einem Worte die absolute Fürstenmacht, die nach sogenanntem göttlichen Recht herrschte.

Zerschlagen und verkommen wie das deutsche Volk, verfallen wie das deutsche Reich war, gab es für die Nation nur eine Hoffnung: daß bei der Zerrüttung des Ganzen das deutsche Leben sich um so thatkräftiger in den Teilen entwickeln, und daß einer dieser Teile, gleich einem frischen Schoß aus altem, blitzzerspaltenem Eichenstamme, Trieb und Saft genug haben werde, um mächtig auf- und anzuwachsen zu einem neuen großen Staate, in welchem sich alles deutsche Volk neu sammeln und erheben könne. Und zu dieser Hoffnung wurde jetzt in der That der Grund gelegt.

Gründung des brandenburgisch-preußischen Staates.

Das Haus Hohenzollern, schon vor dem Kriege eins der mächtigsten in Deutschland, wurde nach demselben nur noch von dem Kaiserhause, von Habsburg, überragt. Denn der westfälische Friede hatte seinen Besitz sehr beträchtlich vermehrt; es beherrschte nun ein Gebiet von 2000 Quadratmeilen, und die neugewonnenen Lande waren nicht bloß ausgedehnt, sondern auch sonst wertvoll, Hinterpommern durch seine Lage an der See, sowie durch die zähe Kernkraft und ungemeine militärische Tüchtigkeit seiner deutsch-kaschubischen Bevölkerung, die Bistümer durch ihren fruchtbaren und vergleichsweise wohlangebauten und stark bevölkerten Boden, sowie dadurch, daß sie den Hohenzollern zu einer weiteren Ausbreitung in das eigentliche Innere Deutschlands gute Stützpunkte boten. Aber die neuen wie die alten Lande entbehrten jedes Zusammenhanges; über die ganze norddeutsche Tiefebene von der Memel bis zum Rhein zerstreut, auch durch die Verschiedenheit ihrer Gewöhnung getrennt, lagen sie weit auseinander; es waren lauter kleine Sonderstaaten, jeder an und für sich ohne höhere Bedeutung. Friedrich Wilhelm beschloß, ihnen eine solche zu geben, indem er sie zu einem einzigen Staatskörper verbände. Hatten sie nicht im Grunde innerlich die wichtigsten Interessen gemein? Ihre Bevölkerungen, sämtlich evangelisch, konnten zu einem großen norddeutschen Volke protestantischer Religion erwachsen und mit vereinten Kräften einen Staat bilden, fähig als Hort des Protestantismus und als Bollwerk Deutschlands in den Welthändeln eine Rolle zu spielen,

ja selber eine Weltmacht zu werden. Das war das erhabene Ziel, das er seinem Hause und seinen Völkern steckte.

Diese hohe Aufgabe zu lösen bedurfte es aber vor allem eines tüchtigen, immer schlagfertigen Heeres, und da dessen Bestand dem Lande große Geldopfer auferlegen mußte, so war zweierlei nötig: daß sich der Landesherr in der Steuererhebung nicht von den Ständen beschränken ließ, und daß er durch gute Finanzwirtschaft und durch Hebung des Volkswohlstandes die Steuerlast erträglich machte. Dabei konnte freilich ein Kampf mit den eigenen Unterthanen nicht ausbleiben. Denn von einem gemeinsamen Staatsleben wollten diese nichts wissen; jede Landschaft meinte, die andere gehe sie nichts an. Sollte die Einheit über den Partikularismus siegen, so blieb dem Kurfürsten nichts übrig, als die Rechte der Sonderstaaten zu durchbrechen und sich unumschränkt zu machen. Friedrich Wilhelm war entschlossen, diesen Bruch mit dem alten Rechte zu vollziehen.

Am meisten sperrten sich die preußischen Stände gegen das „brandenburgische Wesen", und Preußen hatte freilich auch unter allen Provinzen die meiste Eigenart und eine eigentümliche große Geschichte. Schon 1646 begann hier der Kampf. Der Kurfürst brachte einige brandenburgische Truppen ins Land, die Stände beschwerten sich: es dürften in Preußen nur einheimische Truppen stehen. Wie sah es aber mit diesen aus? Der Adel verweigerte den schuldigen Lehndienst, und die von den Ständen geworbenen Söldner liefen auseinander oder plagten die Bauern. In ähnlicher Weise leistete man in den übrigen Provinzen die Wehrpflicht. Wer konnte es dem Kurfürsten verargen, daß er ohne viel Federlesens Steuern auflegte, um sein stehendes Heer zu bezahlen? Ebenso nötig war, daß er es unablässig vermehrte; denn der westfälische Friede befreite keineswegs mit einem Male Deutschland von den fremden Kriegsvölkern; es dauerte noch einige Jahre und kostete viel Mühe, die Schweden, die Kaiserlichen, die Holländer aus den kurfürstlichen Festungen herauszubringen. Auch zogen bald neue Kriegswetter im Osten herauf, gegen die man gerüstet sein mußte. Die Verstärkung des Heeres ward denn auch so lebhaft betrieben, daß der Kurfürst im Jahre 1651 schon 16 000 Mann, vier Jahre darauf 26 000 Mann und 72 Geschütze ins Feld führen konnte. Treffliche Gehilfen bei der Einrichtung und Führung dieser Truppen waren ihm der General Otto von Sparr*) (früher kaiserlicher Generalfeldzeugmeister), ein vorzüglicher Ingenieur und der eigentliche Gründer des brandenburgischen Geschützwesens, und der Feld-

*) Geboren im Jahre 1605 zu Lichterfelde bei Berlin, gestorben am 19. Mai 1668 zu Prenden bei Bernau. v. Mörner, Märkische Kriegs-Obersten.

marschall Georg Derfflinger*), Schöpfer der brandenburgischen Reiterei. Auch Derfflinger hatte seine Schule in einer großen Armee gemacht. Sohn eines aus Österreich geflüchteten Protestanten, war er, sechzehn Jahre alt, im Jahre 1622 in böhmische, dann in sächsische, 1637 in schwedische Dienste getreten, wo er es bis zum Generalmajor brachte. Nach Beendigung des Krieges siedelte er sich in der Mark an und trat in den Dienst des Kurfürsten, der ihn später zum Feldmarschall machte und seine Erhebung in den Freiherrnstand bewirkte.

Die Söldner waren besonders darum dem Lande so überlästig gewesen, weil sie in der Regel sich selbst nahmen, was zu ihrer Verpflegung gehörte, weil sie überhaupt gegen Bürger und Bauern die Herren spielten. Das stehende Heer wurde besser eingerichtet; der Kurfürst brachte Besoldung und Verpflegung in feste Ordnung und hielt strenge Mannszucht. Um die großen Summen, die es kostete, aufzubringen — seit 1655 jährlich bereits eine Million Thaler — begann er die in früheren Zeiten verpfändeten Domänen zurückzufordern, versuchte auch das Steuerwesen zweckmäßiger und ergiebiger zu gestalten, namentlich durch Einführung indirekter Abgaben. Aber die Stände widersprachen allerorten; besonders die Ritterschaften wiesen das alles als eine Beeinträchtigung ihrer Vorrechte zurück. Um so mehr war der Kurfürst genötigt, da die regelmäßigen Einkünfte nicht zulangten, immer wieder mit außerordentlichen Geldforderungen vor die Stände zu treten. Vergebens antworteten sie mit Klagen über den Druck, mit Bitten um Verminderung der Militärlast. Er legte auf, was er bedurfte; zuletzt nahm er von dem ständischen Steuerbewilligungsrecht fast nur noch formell Notiz. Er entschuldigte sich mit der Not. Die Folge hat ihn gerechtfertigt; heut urteilt man von ihm, daß er wohl that, wenn er die Stände als eine nicht mehr zeitgemäße Einrichtung bei Seite schob und alle Staatsgewalt als fürstliches Recht an sich nahm — er bereitete dadurch eine allgemeine Gleichheit der Staatsbürger unter einander vor —, daß er wohl that, wenn er die Privilegien einer Minorität verletzte, — er nützte damit der Mehrzahl. Sein Joch war hart, aber er spannte die Unterthanen nicht bloß um seinetwillen in dasselbe, sondern auch zum Heile des Ganzen.

Denn wenn er sich in den alleinigen Besitz der Landesregierung setzte, so war er doch weit davon entfernt, dieselbe nun, wie es anderwärts geschah, an seine Diener und Günstlinge zu überlassen; Friedrich Wilhelm regierte persönlich, und sein persönliches Interesse war das

*) Geboren am 16. März 1606 zu Neuhofen in Oberösterreich, gestorben am 14. Februar 1695 auf seinem Gut Gusow im Barnim.

Staatswohl. Der geheime Rat hatte die Geschäfte nur vorzubereiten, der Kurfürst entschied überall selbst. Statt des Kanzlers stand an der Spitze der Staatsdiener jetzt der „Oberpräsident"; aber auch er hatte in wichtigen Dingen keine eigene Macht. Viele Jahre hindurch bekleidete unter Friedrich Wilhelm der Freiherr Otto von Schwerin*) diese Stelle; aber ein so gewiegter Staatsmann er auch war und so vorzügliche Dienste er leistete, bestimmenden Einfluß hatte er doch hauptsächlich nur darum, weil er zugleich der vertraute Freund seines Fürsten war, der ihn wegen seines Edelsinns sehr hoch schätzte. Das eigentliche Zentrum des Staats war das Kabinet, wo der Fürst allein oder mit einigen geschickten Gehilfen, wie eben Schwerin einer war, die Maßregeln ersann, die Entschlüsse faßte, die dann, von der hohen Beamtenschaft in die Form von Verordnungen gebracht, nach allen Richtungen das öffentliche Leben anregten oder gestalteten. Wie viele und wie mannigfaltige Impulse gab dieses Herz dem Staatskörper! Es ist fast kein Gebiet menschlicher Wohlfahrt zu nennen, dem nicht der große Kurfürst ein gleiches, warmes Interesse zugewandt hätte.

Seine erste Sorge betraf natürlich den Landbau. Die Unzahl von wüsten Feldern und Feuerstellen, die er namentlich in den märkischen Dörfern vorfand, sollten schleunigst wieder besiedelt werden. Auf seinen eigenen Domänen gelang es bald; denn er bot die liberalsten Bedingungen, gab den Einwanderern zu den verlassenen Hufen und Häusern auch Freiheit auf sechs Jahre von der Pacht und von allen öffentlichen Lasten. Langsamer kamen die adligen Güter wieder in Anbau, denn tüchtige Bauern gingen, wenn sie wählen konnten, lieber auf die kurfürstlichen Kammergüter; der einheimische Bauer dagegen, der, durch den Krieg an den Bettelstab gekommen, nun froh sein mußte, wenn ihm der benachbarte Edelmann überhaupt ein Stück Land, sowie Gerät und Korn, es zu bestellen, gab, ließ sich die drückendsten Bedingungen, ja selbst die Leibeigenschaft gefallen, aber arbeitete dafür auch lässiger als vordem.

Gewerbe und Handel hatten dem Kurfürsten längst für die reichsten Quellen des Wohlstandes gegolten; jenem suchte er zunächst durch Verordnungen aufzuhelfen, die den Zunftzwang lockerten und es jungen Anfängern im Handwerk erleichterten vorwärts zu kommen; diesen belebte er wieder, indem er die Verkehrswege im Lande verbesserte und vermehrte. Schon im ersten Jahrzehnt seiner Regierung suchte er sogar einen großartigen Seehandel zu schaffen, errichtete 1646 eine ostindische Handelsgesellschaft, beabsichtigte 1650 von den Dänen das Fort Dansburg (jetzt Trankebar) an der Küste Koromandel zu kaufen; seine Schiffe sollten von

*) Geboren den 18. März 1616 zu Stettin, gestorben den 14. November 1679 zu Berlin.

den hinterpommerschen und ostpreußischen Häfen aus an dem Welthandel, der die Holländer so reich machte, Anteil nehmen. Jener Kauf unterblieb dann freilich aus Mangel an Geld, und auch die ostindische Gesellschaft gedieh nicht recht. Sehr erfolgreich dagegen, auch für den Handel, war eine andere Schöpfung aus jener Zeit, die Post. Unter Johann Sigismund begonnen, im 30jährigen Kriege aber ganz in Verfall geraten, wurde diese nützliche Einrichtung jetzt neu belebt und mit Hilfe des Postdirektors Michael Matthias planmäßig ausgebildet; durch den „Reichserbpostmeister“, Grafen von Thurn und Taxis, und dessen Privilegium, allein im deutschen Reiche Posten anzulegen, ließ sich der große Kurfürst nicht stören; schon 1650 bestanden von der kurländischen Grenze bis Geldern (auf 187 Meilen) brandenburgische Reitposten. Gerade für diesen Staat mit seinen weithin zerstreuten Gebieten war die Post ein Bedürfnis ersten Ranges; sie erleichterte nicht bloß den Verkehr im allgemeinen, sie zog um die Provinzen ein engeres politisches Band, leistete der Einheit des Staatswesens großen Vorschub.

Zugleich mit den materiellen Kräften des Landes sollten die geistigen geweckt und erhöht werden. Es kam für den Staat zunächst darauf an, die Institute, aus denen seine Organe, die Beamten, Lehrer und Geistlichen, hervorgingen, also die höheren Schulen wieder in Blüte zu bringen. Der Kurfürst wußte indes, daß wahre Geistesbildung so recht nur bei Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre gedeiht; er stattete daher ihre Pflanzstätten nicht nur mit genügenden Einkünften aus, sondern bestätigte und mehrte auch ihre Rechte und Freiheiten. So that er namentlich an der halb verwüsteten Universität Frankfurt a. O., an dem zerstörten joachimsthaler Gymnasium, das er 1655 nach Berlin verlegte, an der reformirten Universität, die er auf Wunsch der klevischen Stände (ebenfalls im Jahre 1655) zu Duisburg errichtete.

Friedrich Wilhelm war in seinen persönlichen Neigungen eher einfach und schlicht; man sah ihn wohl selber auf dem Markt in Berlin sich Singvögel kaufen, die er sehr liebte, oder in seinem Garten am Schloß mit Schere und Gießkanne umhergehen. In seiner Häuslichkeit ging es nicht eben luxuriös her, und sein hauptsächlichstes Vergnügen, die Jagd, der er mit Eifer oblag, war wenig kostbar. Sein Privatleben, beglückt durch eine Frau voll Geist, Gemüt und Anmut, durch die vortreffliche Luise, war eben so wirtlich wie ehrbar. Aber wenn er als Fürst auftrat, dann mußte alles an ihm und um ihn großartig und prunkvoll sein. Denn die Welt urteilte damals noch mehr als jetzt nach dem Anschein und hielt leicht den Fürsten für den mächtigsten, der die größte Pracht entfaltete. Mit peinlicher Ängstlichkeit und größter Eifersucht behandelten alle Stände und am meisten die regierenden Häupter besonders auch die Rangverhältnisse. Es galt für eine höchst wichtige

Angelegenheit jedes Staates, daß sein Beherrscher alle ihm gebührenden Ehrenbezeigungen stets ganz und voll erhielt. Zahllose Förmlichkeiten und die lächerlichsten Rangstreitigkeiten nahmen allemal, wenn Staaten mit einander verhandelten, die Thätigkeit der Gesandten aufs äußerste in Anspruch. Am weitesten trieb es darin der deutsche Reichstag; man vergeudete dort die kostbare Zeit mit Fragen wie diese: dürfen nur die kurfürstlichen Gesandten auf roten Stühlen sitzen? dürfen es nicht auch die fürstlichen? oder sind letzteren nur grüne Stühle zu verstatten? und wenn nicht, dürfen diese grünen fürstlichen Stühle dann wenigstens auf dem Teppich selbst stehen, wie die kurfürstlichen, oder nur auf den Fransen? Auf solche Förmlichkeiten legte nun auch Friedrich Wilhelm viel Wert; er mußte es, weil man ihn sonst gewissermaßen als ehrlos betrachtet hätte. Ein wahrhaft wichtiges Staatsinteresse opferte er ihnen doch nie auf, er war nur aus Politik prachtliebend; denn durch äußeren Glanz gewann er selbst und sein Staat in der öffentlichen Meinung an Gewicht und Macht. Aus diesem Grunde, aber auch um ihrer selbst willen begünstigte er die Künste, berief viele ihrer Meister an seinen Hof; die berühmtesten darunter waren in dieser ersten Periode seiner Regierung der Maler Honthorst, die Elfenbeinschnitzer Leonhard Stern und Michael Dabler, der Bildhauer Larson, der Erzgießer Vignerol, der Baumeister Memhardt. Sie kamen größtenteils aus Holland, damals dem Hauptsitze der Kunst, und durch sie wurde der holländische Geschmack, den der Kurfürst so sehr liebte, besonders auch in der Art zu bauen und die Zimmer auszuschmücken, damals in der Mark Mode. Großen Aufschwung nahm in Berlin auch die Stempelschneidekunst; denn der Kurfürst ergötzte sich gern an großen und kostbaren Medaillen und ließ solche bei jeder Gelegenheit schlagen. Dem Glanze des Hofes sollte das Aussehen der Residenz entsprechen; der Kurfürst that frühzeitig manches für ihre Verschönerung, machte z. B. schon 1647 durch Anpflanzung von Baumreihen einen Anfang zu dem berühmten Schattengang „Unter den Linden" in Berlin.

Während er so in kleinen wie in großen Dingen für die innere Kräftigung und äußere Ehre seines jungen Staates sorgte, vergaß er doch nie, daß dieser Staat in dem religiösen Interesse ein Recht und eine Pflicht von europäischer Bedeutung zu übernehmen habe; derselbe konnte und mußte, um eine Weltmacht zu werden, als ein Schutzstaat des Protestantismus zunächst in Deutschland dastehen; das war für ihn ein Lebensprinzip. Um so notwendiger war es zugleich, daß er nicht das lutherische oder reformirte Bekenntnis, sondern den ganzen vollen, den eigentlichen Protestantismus, die Glaubensfreiheit, auf seine Fahne schrieb. Denn nur durch die Eintracht jener beiden Sekten, in die es zerfiel, konnte sein Volk stark und glücklich, nur durch die Vertretung der ge-

samten evangelischen Kirche der Staat seiner Aufgabe gerecht werden. Religiöse Duldung war also für Brandenburg-Preußen die richtige Politik; an ihr hätte der große Kurfürst festgehalten, auch wenn sie ihm nicht schon von seinem Herzen wäre vorgeschrieben worden. Er war daher unermüdlich, die Einigkeit unter den Reformirten und Lutheranern herzustellen, worin ihm freilich seine unduldsamen Unterthanen noch mehr widerstrebten als in seinen politischen Bemühungen; unermüdlich auch, sich überall im Auslande bedrückter Protestanten anzunehmen. Er scheute dabei, wenn Vorstellungen nichts halfen, selbst nicht vor dem Kriege zurück, ließ 1651 den General Sparr mit 5000 Mann in das Herzogtum Berg einrücken und zwang so den katholischen Herzog von Jülich und Berg, die protestantischen Jülicher weniger hart zu bedrücken als bisher. Dem Kaiser gegenüber, der seine ketzerischen Unterthanen ebenfalls verfolgte, mußte er sich freilich mit Worten begnügen.

Was er that, waren ja überhaupt nur erst Anfänge, Keime; aber Anfänge zu allem Großen, was der Staat nach ihm geleistet hat, Keime, die gepflanzt zu haben ein weltgeschichtliches Verdienst war. Und doch stand er selbst noch bei weitem nicht am Ende seiner Laufbahn; es war ihm noch vorbehalten, den Staat, den er gegründet, in die Reihe der europäischen Staaten als gleichberechtigten und unabhängigen einzuführen und zu beweisen, daß seine Schöpfung in Krieg und Frieden haltbar sei.

Erwerbung der Souveränität.

In jener Zeit, wo Gewalt galt und List mehr als Recht half, wäre es für jeden schwächeren Staat Selbstmord gewesen, dem starken Nachbar mit Ehrlichkeit zu begegnen; der große Kurfürst hielt es nicht für seines Amtes, in der Politik sittlicher sein zu wollen als die andern; er bekämpfte sie mit gleichen Waffen. Eine solche Taktik war aber nirgends mehr am Orte, als wo er sich in den Konflikt von Mächten gezogen sah, die mehr materielle Mittel hatten als er. Dieser Fall trat im Jahre 1654 ein, als zwischen Karl X. Gustav von Schweden und Johann Kasimir von Polen ein Krieg ausbrach; jener hatte als lutherischer Repräsentant des Hauses Wasa durch Christinens Abdankung einen Thron erhalten, den dieser als Haupt der älteren Linie beanspruchte. Aber Karl X., begierig auf der Bahn seines großen Oheims Gustav Adolf unsterblichen Kriegsruhm zu erringen, beschloß das Seinige nicht nur zu behaupten, sondern noch durch Eroberungen zu vermehren; mit einem starken Heere seiner ebenso kriegslustigen und beutesüchtigen Schweden fiel er (im Juli 1655) das polnische Reich an. Hier waren nun zwei Feinde, die alle beide zu dem jungen Staate, der zwischen ihnen lag, in

natürlicher Gegnerschaft standen. Denn Schweden schloß ihm die Oder und verriet schon die Absicht, sich, wenn es obsiege, der ganzen Ostseeküste zu bemächtigen, von der es dem Hause Brandenburg ein so wichtiges Stück vorenthalten hatte; und Polen hemmte sein Aufstreben, so lange es die Lehnshoheit über Preußen besaß. Beide forderten, je nach dem Auf- und Abschwung ihres Kampfes, schmeichelnd oder drohend den Beistand des Kurfürsten, der jedem bald unentbehrlich schien; denn die Schweden hinderte die weite Entfernung ihrer Hilfsquellen, die Polen der unordentliche Zustand derselben. Friedrich Wilhelm hatte zuerst sich neutral halten, eine Mittelmacht bilden wollen, um dann demjenigen beizutreten, der die meisten Vorteile biete. Aber dem ersten Angriff war das polnische Reich so rasch erlegen, es war der Schwedenkönig so übermächtig geworden, daß dieser den Kurfürsten nötigen konnte, sich auf seine Bedingungen mit ihm zu verbinden und im Vertrage zu Königsberg (17. Januar 1656) statt der polnischen Lehnshoheit über Preußen die schwedische anzuerkennen.

Seitdem konnte es sich für Friedrich Wilhelm nur darum handeln, die Verbindung, in die ihn der Eroberer gezwängt, und die ihm Polens Rache, wenn es siegte, zuziehen mußte, so zu wenden, daß er in jedem Falle aus ihr als Gewinner hervorging. Es kam ihm zu statten, daß es sich bald zeigte, Polen war leichter zu erobern als zu behaupten; schon im Februar 1656 brach dort ein allgemeiner Volksaufstand gegen die Schweden aus, und Johann Kasimir stand bald wieder mit 40 000 Mann bei Warschau. In dem Grade nun, als sich für Karl X. die Schwierigkeiten der Lage mehrten, stieg Brandenburgs Hilfe im Preise; er machte glänzende Verheißungen, er wollte Polen teilen und ein gutes Stück davon dem Kurfürsten geben, wenn derselbe ihm beistehe dieses Reich zu zerstören. Aber dann wäre ja an die Stelle eines wenig gefährlichen Nachbarn ein übermächtiger getreten; Friedrich Wilhelm hielt es vielmehr in seinem Interesse, nicht Polen durch Schweden verschlingen, sondern beide sich durch den Krieg schwächen zu lassen, um selbst desto stärker zu werden. Er stellte daher übertriebene Forderungen für ganz geringe Leistungen; seine Absicht war, Zeit zu gewinnen. Endlich, als er hinreichend gerüstet war, gewährte er dem Schwedenkönig das lange gewünschte Bündnis (zu Marienburg am 25. Juni 1656): kraft desselben sollte die ganze brandenburgische Macht sich mit der schwedischen zur Eroberung Polens für Karl X. vereinigen, des Kurfürsten Lohn in dem erblichen souveränen Besitz der Woiwodschaften Posen, Kalisch, Siradien, Lenczicz und Wielun bestehen. Auch jetzt war Friedrich Wilhelm im Herzen keineswegs gewillt, Polens Untergang herbeizuführen; er suchte vielmehr auch in Warschau Unterhandlungen anzuknüpfen, die freilich noch nichts fruchteten; in lächerlichem

Hochmut erklärten die Polen vielmehr, sie wollten den ungetreuen Vasallen mit Stumpf und Stiel ausrotten, und Johann Kasimir sprach stolz: „wenn sich der Kurfürst ihm zu Füßen würfe, so wisse man noch nicht, ob er Gnade fände."

Natürlich hielten diese Drohungen den Marsch der Brandenburger nicht auf; 8600 Mann stark, zogen sie an der Seite von 9000 Schweden gegen Warschau heran. Vor dieser Stadt, bei Praga, lagerte neben Schwärmen von Tataren der Kern der polnischen Streitmacht, 40 000 Mann, meist Reiterei. In einer starken Stellung verschanzt und auf ihre Zahl vertrauend, erwarteten die Polen siegesgewiß den Feind, „der nur ein Frühstück für ihre Tataren sei." Ihr Hochmut kam schnell zu Fall. Am 28. Juli (18. Juli alten Stils) ordneten die Verbündeten ihr kleines Heer zur Schlacht, rechts die Schweden unter ihrem Könige, links die Brandenburger, die von dem Kurfürsten und den Generalen v. Sparr und Graf v. Waldeck geführt wurden. Der sumpfige, waldige Boden zwang in einzelnen Heerhaufen zu kämpfen und verzögerte die Entscheidung; doch warfen die Verbündeten an diesem Tage den Feind auf seine Verschanzung zurück; am folgenden drängten sie ihn zum Teil schon hinaus, denn während der Kurfürst eine wichtige Anhöhe des Schlachtfeldes eroberte und gegen alle Angriffe der tatarischen Reiter und des polnischen Fußvolks behauptete, schwenkte Karl Gustav mit dem übrigen Heere hinter den Brandenburgern und durch die umschwärmenden Tataren links ab, so daß der Flügel des Feindes umgangen war. Am dritten Tage (30. Juli) galt es dem Zentrum, der stärksten Stellung, wo im Walde vor Praga hinter vielen Verhauen das polnische Fußvolk, daneben auf Hügeln verschanzt und durch Reiterei gedeckt das polnische Geschütz stand. Mit dem Rufe „Gott mit uns!" stürmten die Brandenburger, von Sparr umsichtig und kühn geführt, zuerst gegen die Verhaue im Gehölz, die sie rasch einnahmen, dann unerwartet gegen die Höhen, wo die Reiter über den Haufen geworfen, die Geschütze erobert und auf die Polen gerichtet wurden. Da wich auch der feindliche rechte Flügel, den unterdes die Schweden angegriffen. In wilder Flucht ergoß sich bald vor den nachdringenden Siegern das polnische Heer gegen die Weichselbrücke, die von der Vorstadt Praga nach Warschau führt. Vergebens bat und flehte Johann Kasimir, vergebens ermahnte die Königin; weder Adel noch Fußvolk war zum Stehen zu bringen. Hinter den prächtig gekleideten, kostbar bewaffneten polnischen Reitern flogen unwiderstehlich die brandenburgischen, die, kärglich ausgerüstet, als Erkennungszeichen nicht reiche Federbüsche, sondern Eichenlaub an den Hüten trugen. Mit dem Reste seines Heeres floh Johann Kasimir nach Lublin.

Doch selbst im Siegesrausche vergaß Friedrich Wilhelm nicht, was ihm die Politik gebot. Nachdem er mit seinem Verbündeten die Freude

genossen, triumphirend in Warschau einzuziehen, kehrte er mit den Brandenburgern nach Preußen heim. Karl X. konnte daher den Sieg nicht so, wie er gewollt hätte, ausbeuten.

Vielmehr zogen ihm seine mehr glänzenden als reellen Erfolge jetzt ringsum neue Feindschaften zu; die Holländer sandten eine Flotte ins baltische Meer, das ein schwedischer See zu werden schien; die Russen fielen in Liefland ein; da säumten auch die Dänen nicht, Schweden ihren Groll zu zeigen: auf allen Seiten sah sich der allzu hoch strebende Emporkömmling bedroht. Gern hätte nun der Kurfürst sein Bündnis mit Schweden abgestreift, zumal da auch der Kaiser rüstete und diese Rüstung Brandenburg bedrohte. Er unterhandelte hiehin und dorthin, aber da er sich nach seiner Art überall Hinterthüren offen hielt, so zog ihm seine vielgewandte Politik das Mißtrauen aller zu und kein Staat mochte glauben, daß er nur notgedrungen sich mit Schweden eingelassen. Er blieb daher seinem Bundesgenossen vorläufig noch getreu. Beide hatten auch bald Ursache fest zusammenzuhalten. Denn die leicht zersprengten Reitermassen des polnischen Adels scharten sich ebenso leicht wieder zusammen, sie eroberten Warschau und bedrängten die schwedischen Garnisonen in Polen; zugleich fielen litauische und tatarische Horden in das Herzogtum Preußen ein, verbrannten hier viele Dörfer und Städte, erschlugen oder raubten eine große Zahl von Menschen (Oktober 1656). Es half wenig, daß die Verbündeten den Polen und Litauern einige Niederlagen beibrachten; Johann Kasimirs Heer erhielt fortwährend Zulauf; im November zog er die Weichsel hinab nach Danzig und konnte dort ein Freudenfest feiern. Er stattete damit zugleich jener Stadt seinen Dank ab. Die Danziger hatten ihre Lage unter dem schwachen Zepter Polens immer sehr vorteilhaft gefunden, daher von Anbeginn dieses Krieges fest zu Polen gehalten, die Angriffe der Schweden tapfer abgewiesen und dadurch der polnischen Sache in den Augen Europas sehr genützt. Darum bekannte jetzt der polnische Kanzler feierlichst, in dieser einzigen Stadt sei das ganze polnische Reich wider die Gewalt eines furchtbaren Feindes erhalten worden.

Karl X. hielt es nunmehr für geraten, den Kurfürsten ganz für sich zu gewinnen; er setzte mit ihm im Vertrage zu Labiau (am 20. November 1656) fest, der Kurfürst solle das herzogliche Preußen und Ermland als souveränen Besitz, Schweden aber den Rest des königlichen Preußens mit Pomerellen, sowie Samogitien, Semgallen, Kur- und Liefland erhalten. Außerdem überließ er Seezölle, die er in Preußen angelegt, an Brandenburg, das dafür 120 000 Thaler als Entschädigung zahlte.

Dem Andringen, nun mit aller Macht wieder gegen Polen loszubrechen, wich der Kurfürst jedoch auch jetzt aus; denn da Schweden

noch andere Feinde zu bekämpfen hatte, so wäre auf ihn die Hauptlast des polnischen Krieges gefallen; am meisten durch brandenburgische Kräfte wäre im Falle des Sieges Schwedens Herrschaft zwischen der Mark und dem Herzogtum Preußen hergestellt worden — das konnte er nicht wollen; sein nächster Zweck, sich der aufgedrungenen schwedischen Lehnshoheit zu entwinden, war erreicht, auch seine ferneren Anstrengungen durften nur dem Vorteil des eigenen Staates gelten, mit welchem Schwedens Interesse, so lange es auf der deutschen Seite der Ostsee beharrte, unvereinbar blieb. Karl X. sah sich zuletzt genötigt, Polen fahren zu lassen und seine Waffen gegen Dänemark zu kehren, welches ihm mittlerweile den Krieg erklärt hatte. Zornig führte er 1657 seine Schweden durch die Marken, die er wie Feindesland verwüstete, und fiel in Holstein ein. Obgleich er nun dort große Fortschritte machte, so war es für jeden scharfsinnigen Staatsmann doch unzweifelhaft, daß Karls Unternehmungen am Ende überall scheitern würden, weil sie über Schwedens Kräfte hinausgingen. Friedrich Wilhelm wenigstens erkannte dies schon jetzt und hielt daher den Zeitpunkt für günstig, von dem schwedischen Bündnisse entschieden zurückzutreten. Dazu drängte ihn auch die Not seiner östlichen Provinzen, besonders der Neumark, die von Litauern und Tataren greulich verheert wurde. Er schloß daher unter kaiserlicher Vermittlung am 19. September 1657 zu Wehlau mit Polen einen Vertrag, in welchem er alle Eroberungen herausgab, auch Beistand gegen Schweden versprach, dafür aber ein wichtiges Zugeständnis, die Aufhebung der polnischen Lehnshoheit, die Anerkennung seiner Souveränität im Herzogtum Preußen, erhielt. Bald darauf besprachen Johann Kasimir und Friedrich Wilhelm in einer Zusammenkunft zu Bromberg mit einander, wie sie sich gemeinschaftlich gegen Schweden schützen sollten. Der Kurfürst traf hier jedoch bei den polnischen Großen auf so viel Erbitterung, daß er dem General Sparr, der mit Truppen in der Nähe stand, den Befehl gab, auf Bromberg zu marschiren und zu thun, was des Landes Ehre und Wohlfahrt verlange, denn, fügte er hinzu, „die Polen wollen mir leges allhier vorschreiben". Sparr rückte an, und unter diesem leisen Druck kam hier denn am 5. November 1657 ein ergänzender Vertrag zustande, der dem Kurfürsten noch die Herrschaften Lauenburg und Bütow als erblichen Besitz, Elbing (das er freilich erst den Schweden entreißen sollte) als Pfand für eine künftige Zahlung von 400 000 Thalern verschaffte; dagegen verpflichtete er sich, den Polen während dieses Krieges 4000 Mann Hilfstruppen zu stellen, zu deren Unterhalt ihm 120 000 Thaler und als Pfand für diese Summe die Starostei Draheim zugesagt wurden.

Um sich nun gegen die Rache Karls X. zu sichern, der sehr aufgebracht war und ihm über seine zweideutige, zuletzt bundbrüchige

Handlungsweise die bittersten Vorwürfe machte, verband sich der Kurfürst auch mit Dänemark und Österreich. Diese Mächte waren freilich schlechte Stützen; denn die Dänen wurden von Karl X. bald besiegt und (im März 1658) zum Frieden gezwungen, Leopold von Österreich aber zeigte sich gegen Brandenburg unzuverlässig und eifersüchtig. Es zeichnet Friedrich Wilhelms großartigen Charakter und beweist, wie er die krummen Wege seiner Politik nur aus Notwehr und zu wirklich würdigen Zielen ging, daß er bei der Kaiserwahl, die im Juli 1658 stattfand, trotz Habsburgs Ungunst auf dessen Seite trat. Ludwig XIV. von Frankreich hatte die größten Anstrengungen gemacht, die deutsche Krone zu erhalten, durch sein Geld waren bereits drei Kurfürsten für ihn gewonnen; da nun Böhmen als österreichisches Erbland hier nicht mitstimmte, so mußte Brandenburg den Ausschlag geben. Die Franzosen boten Geld, aber der Kurfürst, so hoch gerade er den Wert dieses Nervs aller Dinge schätzen mußte, und so wenig er auch nach Sitte der Zeit gegen dessen Annahme sich zu sträuben pflegte, und obwohl er von Frankreich überhaupt für die Vergrößerung seines Hauses unvergleichlich mehr erwarten konnte, als von Österreich, entschied dennoch aus deutscher Gesinnung unbedenklich für Leopold.

Unterdessen verfolgte Karl X. einen neuen ausschweifenden Entwurf; nur ein Königreich schien seiner Eroberungslust ein angemessenes Ziel; da es ihm in Polen mißlungen war, so versuchte er sein Glück an Dänemark. Er erneuerte hier unter einem guten Vorwande den Krieg, hielt das dänische Festland und die kleineren Inseln besetzt, landete im August 1658 in Seeland und belagerte Kopenhagen. Nachdem er das dänische Reich zerstört und Norwegen an sich gerissen hatte, gedachte er auch den Kurfürsten niederzuwerfen. Friedrich Wilhelm ließ es aber nicht dazu kommen; er feuerte die Verbündeten an und zog selbst mit seiner ganzen Macht zur Unterstützung Dänemarks herbei. Mit den Kaiserlichen vereinigt, drang er in Schleswig-Holstein ein, eroberte 1659 auch Jütland, ließ die Schweden sogar auf den Inseln angreifen. Im November 1659 setzten die Verbündeten auf einer holländischen Flotte nach Fühnen über, und die Tapferkeit des brandenburgischen Generals v. Quast war es, die dann hier im Treffen bei Nyborg (am 24. November) zumeist den Sieg erringen half. Ebenso eifrig betrieb der Kurfürst in Vorpommern, in Westpreußen, in Kurland den Krieg, überall fochten seine Truppen mit. Karls X. Sache stand verzweifelt schlecht. Während er die Zeit vor Kopenhagens Wällen verlor, wurden eine nach der andern seine Garnisonen aus den polnischen Eroberungen, ja schon aus den deutschen Besitzungen vertrieben. Da fand Schweden einen mächtigen Beistand an Frankreich, das jetzt wie immer ein Freund der Feinde Habsburgs war. Ludwigs Minister Mazarin drohte ein Heer nach Deutschland zu

schicken, falls man Schweden nicht einen ehrenvollen Frieden bewillige. Die Holländer, Dänen, Polen waren gern dazu bereit, am eifrigsten wünschten die letzteren der Kriegslasten überhoben zu sein. Der plötzliche Tod Karls X. (im Februar 1660) verstärkte ihre friedliche Stimmung. Um nicht allein auf dem Kampfplatz zu bleiben und die Vorteile eines allgemeinen Vertrags einzubüßen, mußten nun auch Österreich und Brandenburg gelindere Saiten aufziehen. So wurde bei den Verhandlungen, welche die Gesandten der Beteiligten seit dem Dezember 1659 in Danzig und dem danziger Dorfe Zoppot unter einander angeknüpft hatten, die Strömung immer günstiger für Schweden. Vergebens stemmte sich der Kurfürst entgegen, der aus dem Kriegsbrande gern größeren Gewinn davongetragen hätte; er mußte sich fügen. Am 3. Mai 1660 wurde dort im Kloster Oliva zwischen Polen, dem Kaiser und dem Kurfürsten einerseits und Schweden andererseits ein Friede unterzeichnet, der die Verträge zu Wehlau und Bromberg bestätigte, im übrigen alles auf den Stand vor dem Kriege setzte.

Mit Schmerz sah der Kurfürst auch diesmal seine Hoffnung auf Vorpommern gescheitert. Dennoch konnte er zufrieden sein. Der fünfjährige Krieg hatte alle Ostseeländer schwer betroffen, von jeder der teilnehmenden Mächte große Opfer an Blut und Geld gefordert, und doch zuletzt nur einem wesentliche Vorteile gebracht, ihm selbst, dem Kurfürsten; aber er war auch der einzige gewesen, der unter allen Wechseln der Ereignisse den Dingen immer eine vorteilhafte Seite abzugewinnen und allemal ebenso tapfer dreinzuschlagen als klug zu berechnen verstand. Die Gegner warfen ihm freilich vor, seine Staatskunst sei voll Arglist und Pfiffigkeit. Aber er konnte sich mit dem Bewußtsein trösten, daß sie selbst ihm eine solche Politik aufgenötigt; daß er, nicht mächtig genug, mit Gewalt sie abzuwehren, durch Schlauheit sich hatte der Ansprüche erwehren müssen, die beide Parteien an ihn machten, und daß es seine Pflicht war, das Gut und Blut seiner Unterthanen einzig und allein für einheimische Interessen hinzugeben. Übrigens erhöhte gerade die Verschlagenheit seiner Politik das Ansehen, welches der Kurfürst bei den leitenden Männern Europas genoß; er galt schon jetzt für einen Meister der Staatskunst, und man fürchtete seinen Ehrgeiz um so mehr, weil er sich auch als tapfern und geschickten Feldherrn bewiesen hatte.

Und welch köstliches Gut hatte er gewonnen, — die Souveränität! Er stand nun mit gleichem Recht neben den Herrschern der Erde, wenn seine Macht auch noch nicht die Höhe der großen Könige und Kaiser rings erreichte. Unter seinen Landen war nun doch eins, wo er niemanden als Gott über sich erkannte; in Deutschland noch ein Lehnsmann, war er in Preußen ein vollkommen unabhängiger Fürst. Woran hier

seit zwei Jahrhunderten die Herrscher, zuerst die Hochmeister, dann die Herzöge, vergebens gerüttelt, die polnische Lehnshoheit lag jetzt zertrümmert am Boden. Das deutsche Grenzland, das dem Slawentum schon halb im Rachen steckte, war nun für immer gerettet, war wieder deutsch und selbständig geworden. Damit hat sich der Hohenzoller Friedrich Wilhelm ein hohes Verdienst um das ganze deutsche Volk erworben. Denn Ostpreußen war mehr als ein Stück Land, es war nun ein unabhängiger Staat in der Welt; ein Staat, aus dessen Souveränität erst das preußische Königtum, ein „Neudeutschland", aus dessen Volkskraft erst die Erhebung von 1813 hat entstehen können.

Zunächst freilich diente die Souveränität nur zur Gründung des Absolutismus; denn jetzt war mit der polnischen Oberhoheit die Stütze dahin, an die sich die preußischen Stände noch hätten lehnen können, und was wollten ihre vergilbten Pergamente gegen das blanke Schwert, was ihre Rechte gegen die Macht ausrichten? Der Kurfürst trat ihnen als der Herr entgegen, der er sein wollte und im Interesse des Einheitsstaats allerdings auch sein mußte. Während des polnisch-schwedischen Krieges hatte ihn die Notwendigkeit entschuldigt, als er in Preußen trotz des Widerspruchs selbst seiner dortigen Beamten, der Oberräte, eine Hufen- und Vermögensteuer ausschrieb und durch seinen Statthalter, den Fürsten Radziwil, starke Lieferungen an Getreide und anderen Kriegsbedürfnissen eintreiben und Steuer auf Steuer folgen ließ, obwohl das Herzogtum durch die Einfälle der Litauer, Tataren und Polen schon 1656 auf große Strecken verödet, 13 Städte, 249 Dörfer und Höfe, 37 Kirchen eingeäschert, 23 000 Menschen erschlagen, 34 000 in die Sklaverei fortgeschleppt waren. Aber die Unzufriedenheit des Landes stieg zur äußersten Erbitterung, als der Kurfürst auch nach dem Frieden gewaltsam und verfassungswidrig verfuhr, als er nicht abließ aus eigener Willkür Steuern aufzulegen und durch militärische Exekution von den Verweigernden einzutreiben, als er die Willkürherrschaft zu verewigen sich anschickte, indem er Städte und Adel einzeln aufforderte, ihm nun als Souverän zu huldigen. Die Stände entschlossen sich zum entscheidenden Kampfe für ihr Recht, die Sache mußte endlich zum Austrag kommen. Sie antworteten, die Huldigung dürfe nur auf dem Landtage und nur gegen Bestätigung der Landesrechte erfolgen, vor allem müsse die ungesetzliche Besteuerung aufhören; und da der Kurfürst auf seinem Sinn beharrte und neue strenge Befehle schickte zu huldigen und zu zahlen, so wuchs die Aufregung, und die Stände bereiteten sich zum offenen Widerstande vor.

Die Seele desselben war der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rode, ein Mann von unbeugsamer Willenskraft und rücksichtsloser Verwegenheit, bankrot in seinen Vermögensverhältnissen, aber unerschütterlich in seinen Absichten und Ansichten. Durch Wieder-

herstellung des alten polnisch-preußischen Wesens glaubte er zugleich seinen eigenen Nutzen und das Gemeinwohl, an dem ihm nicht weniger lag, am besten fördern zu können. Ehre und Geld hoffte er dabei für sich, Recht und Freiheit für sein Vaterland zu gewinnen. In dem Kurfürsten sah er nur den tyrannischen Unterdrücker, den Räuber der Rechte seiner Stadt und des Landes, jener Rechte, die mit Gut und Blut erkauft und durch so viele Eide der Landesherren, ja des Kurfürsten selber bekräftigt waren; er hielt es für seine, für aller Preußen heiligste Pflicht, die Freiheiten, die sie von den Vorfahren geerbt, unverkürzt auf ihre Nachkommen zu bringen. In dieser Überzeugung, der Gesetzmäßigkeit seiner Absichten sich bewußt, forderte er seine Mitbürger auf, für die gute Sache mit Leib und Leben einzutreten. Königsberg bestand damals aus drei Städten, der Altstadt, dem Kneiphof und dem Löbenicht, die durch einen Magistrat und durch die Versammlung der Schöppen regiert wurden. Es saßen Gemäßigte in diesen Behörden, aber bei weitem die Mehrzahl derselben, so wie die Masse der Bürgerschaft hing Rode an, der wie ein Volkstribun gebot. Auch die meisten Geistlichen, Lutheraner, die den reformirten Kurfürsten um seines Bekenntnisses und seiner Toleranz willen haßten, regten das Volk in Rodes Sinne auf. Von den übrigen Städten im Herzogtum waren zwar viele mit Königsbergs Haltung nicht einverstanden, da aber andere diesem beistimmten und die Hauptstadt für die natürliche Führerin der übrigen galt, so konnte Rode wohl so auftreten, als stehe er an der Spitze des ganzen preußischen Bürgertums.

Er suchte nun nach Art des preußischen Bundes von 1440 eine feste Vereinigung der Stände herbeizuführen und lud den Adel ein, sich trotz des kurfürstlichen Verbots zur Besprechung der Lage des Landes in Königsberg zu versammeln. Es kamen auch über zweihundert Edelleute und hielten am 11. Februar 1661 unter dem Vorsitz ihres Führers, des Generals Albrecht von Kalckstein, auf dem altstädtischen Rathause eine Sitzung. Die Unternehmung schien Erfolg zu haben; denn der Kurfürst berief nun endlich (im Mai) einen Landtag, und dieser sprach sich einmütig für das alte Landesrecht aus; selbst die gemäßigtsten unter den Ständen verlangten, der Kurfürst solle ihre Privilegien ungekränkt lassen, die Königsberger aber erklärten entschlossen, „sie würden Friedrich Wilhelm als einen Fürsten, der alle Fürsten in der Welt an großen Eigenschaften übertreffe, freudig empfangen; wenn er aber käme, sie zu unterdrücken, so würden sie Gewalt mit Gewalt abtreiben.“ Der Statthalter richtete nichts aus: den Briefen des Kurfürsten, der die ständischen Rechte nur insofern bestätigen wollte, als sie seiner Souveränität nicht widersprächen, der also in der That eine bedingungslose Huldigung forderte, eine unumschränkte Gewalt in Anspruch nahm, setzten die Stände immer dieselbe unleugbare Thatsache entgegen, der König von Polen habe zu

Wehlau und Oliva nichts abtreten können, was er nicht besessen; sie seien freie Leute gewesen auch unter polnischer Oberhoheit. Gewalt mußte den Knoten lösen. Die Mißvergnügten bedachten sich keinen Augenblick, die Polen um bewaffneten Beistand anzugehen; ihr Gesichtskreis reichte noch nach der Weise des Mittelalters über die engen Grenzen ihres Sonderwesens nicht hinaus. Sie wollten unter der Herrschaft von Polen bleiben, um ihre Verfassungsrechte zu behalten.

Königsberg hatte auf Rodes Anregung den Antrag eingegeben: „Da die Unterwerfung Preußens unter die Krone Polen zur Zeit des Ordens nur mit Bewilligung der polnischen Stände geschehen sei, mithin auch nur mit deren Bewilligung aufhören dürfe, so solle die Souveränitätsfrage auf einem polnischen Reichstage erledigt werden." Die Oberräte antworteten mit dem ausdrücklichen Verbot, Gesandte nach Polen zu schicken. Dennoch ging Rode im Februar 1662 nach Warschau und forderte zu bewaffnetem Einschreiten auf; er trat gleichsam im Namen aller Städte auf und schloß seine Bitte um Hilfe mit der Erklärung, „die Königsberger wollten eher dem Teufel unterthänig werden, als länger unter solchem Drucke leben." Aber der König von Polen ließ es aus Furcht vor dem Kurfürsten bei wohlwollenden Worten bewenden. Auch der preußische Adel täuschte Rodes Erwartungen; er fiel von der gemeinsamen Sache ab. Denn als der Kurfürst nach dem Grundsatz „teile und herrsche" auf dem Landtag die Hufensteuer, die den Adel traf, aufgab und nur eine Accise verlangte, welche größtenteils von den Städten getragen werden mußte, so bewilligte der Adel dieselbe und ließ sich die Erklärung gefallen, „da Landesherr und Oberstände die Accise wollten, so hätten sich die Unterstände (die Städte) der Mehrheit zu fügen." Damit war es dem Kurfürsten gelungen, den Landtag zu spalten; er hatte das Spiel schon halb gewonnen. Am 25. Oktober 1662 langte er selbst mit einer Truppenabteilung in Königsberg an, entschlossen, den letzten Widerstand mit Gewalt zu brechen.

Es kam vor allem darauf an, der Opposition ihr Haupt zu nehmen. Der Kurfürst schickte daher sogleich nach seiner Ankunft einen Obersten, er hieß Hille, mit einer Schar Musketiere ab, um Rode festzunehmen. Aber die Bürgerschaft lief mit Stangen und Spießen zusammen und hieb auf die Soldaten ein, bis diese unverrichteter Sache ins Schloß zurückwichen. Besser gelang eine List. Der Kurfürst ließ (am 30. Oktober) die Bürgerschaft auf die drei Rathäuser entbieten, als gelte es eine Beratung. Unterdessen mußte Oberst Hille mit 100 Dragonern durch die Stadt ziehen, scheinbar um einen Zug Rüstwagen vor die Stadt zu geleiten; plötzlich wandte er um, sperrte mit den Wagen die Straße, wo Rode wohnte, bemächtigte sich desselben, der arglos zum Fenster hinaussah, und brachte ihn eiligst aufs Schloß. Alsbald ließ der Kurfürst,

was geschehen, der auf den Rathäusern versammelten Bürgerschaft anzeigen. Sie nahm die Mitteilung schweigend auf; denn sie erfuhr zugleich, 3000 Soldaten seien im Schloßhofe aufmarschirt, die Kanonen vom Schloßplatz, sowie von dem nahe gelegenen Fort Friedrichsburg auf die Stadt gerichtet. Die Bürger mußten zufrieden sein, daß der Kurfürst nun auf dem Schloß statt der roten Kriegsfahne die weiße Friedensfahne aufziehen ließ und versprach, mit Rode nur nach dem Rechte zu verfahren. Er hielt übrigens sein Versprechen nicht; zu gefährlich schien ihm dieser Mann, um ihn wieder loszulassen; er schickte den Gefangenen als einen Hochverräter auf die Festung Kolberg, dann nach Peiz und ließ ihn dort bis an seinen Tod (1678) in beständiger, wenn auch nicht strenger Haft verbleiben.

Die Sache, welcher Rode gedient hatte, war seit seinem Falle hoffnungslos geworden. Zwar bewog die zähe Ausdauer, mit der die bald wieder geeinigten Stände an der Verfassung festhielten, und der allgemeine Unwille des Landes den Kurfürsten, so weit nachzugeben, daß er am 12. März 1663 in der „Assecuranz" urkundlich und auf fürstliche Treue und Glauben alle hergebrachten Privilegien der Stände bestätigte und verhieß, ohne Rat und Bewilligung des Landtags weder Steuern aufzulegen noch Krieg anzufangen. Auch nahm er (am 1. Mai) die Accise zurück und räumte den Oberräten in gewissen Landessachen einige Selbständigkeit ein. Aber alles dies that er nur, um endlich die Huldigung des Landes zu erlangen. Nachdem sie am 18. Oktober 1663 im Schloß zu Königsberg erfolgt war — in Gegenwart polnischer Gesandten empfing der Kurfürst, auf einem rotsamtnen Throne sitzend, den Eid der Edelleute, der Abgeordneten der Städte und Zünfte und aller Beamten; sie schworen, daß sie ihn für ihren alleinigen, wahren und unmittelbaren Oberherrn erkännten und sich durch nichts davon wollten abbringen lassen, — seitdem trat Friedrich Wilhelm in Preußen als unumschränkter Herr auf. Wenn er noch hin und wieder den Landtag berief, so gestattete er ihm nur über die Art und Weise der Erhebung, nicht über die Bewilligung der Steuern zu entscheiden. An seinen Eid band er sich nicht; er ließ die ständischen Privilegien nur dann gelten, wenn sie ihm nicht schadeten. Die Beschwerden des Landtags eben so wie der freien Bauern, auf denen die Last der Einquartierung und der immer wachsenden Auflagen am härtesten drückte, waren vergebens.

Noch einmal rührten sich die Unzufriedenen. Im März 1669 erschien der Oberst Ludwig von Kalckstein, wie sein Vater der General, ein leidenschaftlicher Feind des Kurfürsten, in Warschau, um dort im Verein mit Rodes Sohne den König und die Großen zu bewegen, daß sie die preußischen Stände, in deren Auftrag er zu kommen vorgab, gegen die brandenburgische Willkürherrschaft unterstützten. Er hetzte die Polen

immer heftiger auf und ging selbst so weit, den brandenburgischen Gesandten von Brandt vor versammeltem Reichstage gröblich zu beleidigen. Allein er konnte einen Krieg nicht entzünden und besiegelte nur sein eigenes Verderben. Denn der Kurfürst bewies, daß sein Arm auch bis Warschau reiche. Brandt mußte, da die Polen den Hochverräter schlechterdings nicht ausliefern wollten, sich desselben mit List und Gewalt bemächtigen. Als ihn Kalckstein eines Tages besuchte, ließ er ihn durch versteckt gehaltene brandenburgische Soldaten — es war eine kleine Abteilung Dragoner unter Hauptmann Montgommery — überfallen, binden und knebeln, dann in eine Tapete wickeln und schleunigst zu Wagen von Warschau nach Preußen schaffen (am 28. November 1670). Er selbst flüchtete bald nach der kecken That und empfing von seinem Herrn, um die Erbitterung der Polen zu besänftigen, zum Schein eine Strafe, später desto reichlicheren Lohn. Kalckstein aber wurde von kurfürstlichen Richtern als Hochverräter verurteilt und am 8. November 1672 zu Memel hingerichtet. Er erlitt sein Unglück ebenso standhaft und ruhig wie Rode, mit dem er den guten Glauben an sein Recht teilte, obwohl auch er keineswegs ganz uneigennützige und reine Absichten verfolgt hatte.

Alles Widerstreben half also nichts. Durch Drehen und Deuteln, Versprechen und Drohen, zuletzt mit offener Gewalt, die vor keinem Rechtsbruch zurückscheute, brachte der Kurfürst die preußische Verfassung auf den Fuß der brandenburgischen, verwandelte sie aus einer Art von Adelsrepublik in eine unumschränkte Monarchie, wo niemand Recht hatte als der Fürst.

Mit gleicher Energie wie am Pregel brachte er auch am Rhein und an der Elbe sein landesherrliches Ansehen zur Geltung. In Kleve hatten sich die Stände, die frühere unsichere Stellung der Landesherrschaft benutzend, Rechte ertrotzt, die dem Fürsten nicht viel mehr als den Titel übrig ließen. Friedrich Wilhelm fügte sich diesem Verhältnis, so lange er mußte. Als ihm der olivaer Friede die Hände frei machte, war eine seiner ersten Maßregeln ein Staatsstreich gegen die klevische Verfassung. Alle Bestimmungen derselben, die ihn zu sehr beengten — namentlich daß er ohne Erlaubnis der Stände nicht Truppen ins Land bringen, noch solche dort werben dürfe, sowie daß die Stände befugt seien, zum Schutz ihrer Privilegien sich eigenmächtig zu versammeln und Widerstand zu leisten — hob er auf, stellte die übrigen Gesetze zu einer neuen Verfassung zusammen und erzwang durch Androhung militärischer Exekution die Annahme derselben durch den Landtag (3. November 1660).

In Magdeburg hatte er überhaupt noch kein Regierungsrecht, aber doch eine nahe Anwartschaft. Auch hatten ihm die Stände des Landes (am 4. April 1650 zu Großsalza) die Eventualhuldigung ge-

leistet. Nur die Stadt Magdeburg verweigerte diese; sie beanspruchte die Stellung einer freien Reichsstadt. Auch hier endete der Kurfürst den Streit zuletzt durch rasche Gewalttat. Im Frühling 1666 ließ er plötzlich einige Regimenter unter dem Feldmarschall Sparr in die Nähe der Stadt rücken und befahl drohend Unterwerfung. Bestürzt, zu schwach einen solchen Kampf zu bestehen, ergaben sich die Magdeburger; durch Vertrag vom 6. Juni 1666 zu Kloster Bergen willigten sie ein, brandenburgische Besatzung einzunehmen und dem Kurfürsten die Huldigung zu leisten; am 23. Juni fand letztere statt; die wichtige Elbfestung, das Hauptthor zu den Marken, war brandenburgisch.

In demselben Jahre, doch auf friedlichem Wege, beendete der Kurfürst einen langen Streit, den er wegen seiner rheinischen Lande mit dem Hause Pfalz-Neuburg gehabt hatte. Er war der Ansicht, die Teilung vom Jahre 1614 sei keine gerechte gewesen, zumal da Ravenstein dem Hause Brandenburg vorenthalten worden. Setze man den Wert der gesamten jülichschen Erbschaft = 100, so sei Jülich = 38, Kleve = 20, Berg = 18, die Grafschaft Mark = 14, Ravensberg = 6, Ravenstein = 4; der Pfalzgraf habe also statt der Hälfte, die ihm gebühre, drei Fünftel inne. Dieser brachte dagegen mancherlei Gründe der Billigkeit vor. Der Kurfürst entschloß sich nun, die Sache zu gütlichem Austrag zu bringen. Im Erbvergleich zu Kleve (am 19. September 1666) begnügte er sich mit Kleve, Mark und Ravensberg und ließ sich dann für Ravenstein mit einer Geldsumme abfinden. Er gewann dadurch an dem Herzog von Jülich-Berg einen Freund, der seitdem treue Nachbarschaft hielt, und sein Regiment in Kleve schlug desto festere Wurzeln.

So schaffte sich Friedrich Wilhelm zum Pflegen und Schützen seines jungen Staates überall freie Hand. Inzwischen dauerte seine Arbeit auch in der Verwaltung erfolgreich fort, besonders im Kriegs- und Finanzfach. Schon im Jahre 1656 hatte er dem Heere ein „Kriegsrecht“ gegeben, welches alle Verhältnisse desselben ordnete; 1665 wurde es in deutscher Sprache (statt der in Rechtsbüchern damals üblichen lateinischen) neu herausgegeben, auch ein förmliches „Übungs-Reglement“ hinzugefügt. Zwei Jahre darauf (1667) setzte er die längstgewünschte Steuerreform wenigstens in einem Teile seiner Staaten durch. An die Stelle einer sehr drückenden und doch wenig einträglichen Abgabe, der „Kontribution“, trat zunächst in den Städten der Mark Brandenburg eine Besteuerung gewisser Lebensmittel und Handelsgegenstände, die Accise. Sie traf alle Einwohner gleichmäßig, wurde daher ohne Beschwerde getragen und führte doch große und regelmäßige Einnahmen herbei, welche dazu verwandt wurden, den Unterhalt des Heeres sicherer zu stellen. Freilich auch bei der Ordnung des Steuerwesens bereicherte sich der Staat wieder auf Kosten einzelner. Zu den wichtigsten Privilegien der Ritterschaft ge-

hörte es, daß sie, abgesehen von dem Lehnspferde und der Grundsteuer, die ihre Hintersassen aufbrachten, steuerfrei war; dieses Vorrecht beschnitt nun der Kurfürst auf jede Weise und verbot besonders, die adlige Steuerfreiheit auf diejenigen Güter auszudehnen, welche der Adel im Laufe der Zeit von den verarmten Bauern an sich gebracht hatte. Auch die Pfarrer, Freisassen und Schulzen waren bisher von manchen Steuern frei gewesen, sie blieben jetzt nur in dem Falle bevorrechtet, wenn sie ihre Privilegien durch Urkunden beweisen konnten; eine schwierige Aufgabe, denn wie viele Dokumente waren in der langen Kriegszeit verloren gegangen! Eine andere Geldquelle eröffnete sich der Kurfürst in mancherlei Monopolen, besonders in dem Alleinhandel mit Salz und Mühlsteinen. Heilsamer war die Finanzmaßregel, die er 1666 vornahm; er hob nämlich die Münzgerechtigkeiten aller Städte auf und nahm das Münzrecht ganz an sich.

Auch das dritte Machtmittel außer dem Heere und den Finanzen, das Beamtentum, wurde nach Erwerbung der Souveränität noch nutzbarer gemacht. Der Kurfürst setzte in alle Stellen, wo es nach den Landesverfassungen nur immer anging, ohne Unterschied Brandenburger und Preußen, Pommern und Rheinländer und beförderte so die Verschmelzung der Landschaften zu einem Staate; zugleich aber gewöhnte er alle Beamten, den Weisungen, die vom Mittelpunkt des Staats, aus dem Kabinet oder dem Geheimen-Rat, kamen, unbedingt zu gehorchen, was einerseits seinen Absolutismus stärkte, andrerseits erst eine einheitliche und folgerechte Verwaltung ermöglichte. So bahnte er die Zentralisation des Staates an.

Friedrich Wilhelms beste Rechtfertigung liegt in seinen Leistungen; er gab den Unterthanen mehr, als er ihnen nahm. Dieselbe Beschränktheit, mit der das Volk alles Heil in den veralteten Sondervorrechten sah, zeigte sich in seinem Mangel an Unternehmungsgeist, in seinem Beharren bei dem gewohnten Saumsal. Es that ein Treiber not, die Kräfte zu wecken und auf die rechte Stelle zu wenden. Dies ist im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert das Amt des absoluten Herrschers gewesen; der große Kurfürst führte es jetzt, nachdem jeder Widerstand gebrochen war, mit voller Kraft. Er zog nicht nur, wie früher, fremde Ansiedler herbei, um die verödeten Feuerstellen wieder anzubauen; er verordnete auch, daß jüngere Bauernsöhne wüste Höfe annehmen müßten, befahl, die mit Fichten bewachsenen wüsten Äcker von den Wölfen zu säubern und wieder urbar zu machen, gab, ohne sich um die engherzigen Zunftgesetze zu kümmern, denen, die sich auf verlassenen Stellen in den Städten anbauten, Bürgerrecht und erleichterte die Aufnahme in die Gewerke, verbot den Zünften gewisse Klassen, z. B. die Kinder von Schäfern, auszuschließen, erklärte diese für ehrlich. So

schaffte er auch das Edikt von 1573 ab, welches den Juden verbot, sich in der Mark niederzulassen; und öffnete den im Jahre 1670 aus Österreich verjagten seine Staaten; doch nahm er nur eine bestimmte Anzahl jüdischer Familien auf, denen er dann gegen eine bestimmte Abgabe erlaubte Handel zu treiben. Daß seine Bevormundung sehr nötig war, bewies der Zustand der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Nach alter Weise sah es um die Reinlichkeit ihrer Straßen gar übel aus; an vielen Häusern ragten die Schweineställe auf den Weg. Dagegen schritt der Kurfürst schon 1660 mit einer neuen Gassenordnung ein. In und bei der Stadt stritten sich auf manchen Strecken Gebüsch und Sumpf um die Herrschaft; auch hier legte der Kurfürst selbst Hand ans Werk, ließ (1670) den „Friedrichswerder“ austrocknen und ausroden; von ihm rührt ferner der erste Anfang der Friedrichstadt und der Dorotheenstadt her (1673). Viel that zum Aufkommen der Städte seine bessere Art zu besteuern; die Berliner schrieben es der Einführung der gerechten Accise zu, daß der Bürger seine Last nun leichter trug und daß binnen zwei Jahren in Berlin 150 Häuser wiederhergestellt oder neu erbaut werden konnten.

Der Kurfürst that aber auch viel, was dem Nährstand unmittelbar nützte. Er ermunterte zum Bau von Fabriken und ging darin selbst voran, errichtete in Marienwalde, Regenthin, Joachimsthal Glashütten, in Peiz und Rathenow Eisenhämmer, in Wiesenthal einen Blechhammer. Ein Verbot ausländischer Waren schützte die junge einheimische Industrie. Die meisten Verdienste erwarb er sich um den Handel, besonders durch den Bau des drei Meilen langen Friedrich-Wilhelms-Kanals bei Müllrose zwischen Oder und Spree. Man arbeitete daran sechs Jahre lang (1662—1668); die leitenden Baumeister waren der Piemontese Philipp von Chiese*) und der Brandenburger Ernst Blesendorf; die Brücken und Schleusen baute der Holländer Smids. Am 28. März 1669 fuhren die ersten Kaufmannsschiffe, fünf große Kähne von Breslau, durch den Graben und langten am 4. April in Berlin an, von wo die Waren nach Hamburg verschifft wurden. Bald darauf kamen dann hamburger Schiffe durch den Kanal nach Breslau und Frankfurt. Es war mit diesem Werke des großen Kurfürsten wie mit den anderen: einzelne kamen dadurch in Schaden, aber das Ganze gewann ungemein. Bisher hatte nämlich Frankfurt a. O. den Stapel zwischen der Mark und Polen gehabt und war der Mittelpunkt des Oderhandels gewesen; diese Vorteile büßte es nun zum großen Teil ein. Dagegen brachte die neue Straße nicht bloß Berlins Handel, das jetzt in der Mitte eines Wasserweges

*) Erfinder jener Wagen (Chaisen), die man nach der Stadt, wo sie zuerst gebaut wurden, Berlinen nannte.

zwischen den großen Plätzen Hamburg und Breslau lag, sondern auch den gesamten Verkehr der Marken in unvergleichlich höhern Schwung. Damit auch die Unterthanen das ihrige thäten, dem Kaufmann die Wege zu ebnen, befahl der Kurfürst, überall die Brücken, Dämme und Wege auszubessern, auch Krüge und Wirtshäuser an den Landstraßen anzulegen. Er trieb im Kleinen wie im Großen zum Fortschritt.

Wie er aus allem, was er gering und vernachlässigt überkam, wenn es brauchbar war, etwas Tüchtiges zu machen wußte, dafür zeugt die herrliche Bibliothek, die er gegründet hat. Im Schlosse zu Berlin fand er einmal auf dem Boden unter dem Dach eine Menge von Büchern liegen, Erbstücke von Johann Cicero und Joachim I.; er beschloß auf der Stelle, aus ihnen eine rechte „Geistesnahrung" herzustellen, berief den gelehrten Johann Rave als Oberbibliothekar, übergab ihm die Bücher, ließ sie (1661) in einem besonderen Flügel des Schlosses aufstellen und wies einige kleine Einkünfte an, um sie fortwährend zu vermehren; durch Ankauf, Schenkungen, auch durch Freiexemplare, die jede Buchhandlung des Landes von allen neuen Werken einsenden mußte, ist die Bibliothek dann rasch gewachsen. In einem Nebenzimmer ließ der Kurfürst ein Antiken-, Kunst- und Naturalien-Kabinet einrichten, für welches er ebenfalls eifrig sammelte.

Die energische Schöpferkraft, mit der er so viel Neues und Großes ins Leben rief und bei frischem Leben erhielt, war nützlichen Vorschlägen leicht zugewandt; er lehnte einen Antrag nie darum ab, weil er zwar viel versprechend, aber schwierig oder abenteuerlich aussah. Es drängten sich daher auch Leute an ihn mit Entwürfen, die unter dem Schein der Gemeinnützigkeit nur die Bereicherung des Projektenmachers bezweckten. Der Kurfürst ließ sich indessen selten und nie lange täuschen; sein scharf auf das Wesentliche gerichteter Blick wurde durch seine lebendige Phantasie zuweilen abgelenkt, doch fand er sich allemal bald wieder zurecht. So täuschte ihn zwar auch die Alchymie; er glaubte an sie, wie man es damals allgemein that; aber er hielt darauf, daß ihm für sein Geld doch auf jeden Fall irgend etwas Nützliches geschafft werde; und so fand denn der Leiter seines Laboratoriums (auf der Pfaueninsel bei Potsdam), der Holsteiner Kunckel, zwar nicht die Kunst Gold zu machen, aber die Kunst, das Rubinglas zu bereiten. Fast ebenso phantastisch wie die Alchymie, aber edel und schön war der Plan einer „Universal-Universität" und „Gelehrtenrepublik", den ihm (1666) der schwedische Reichsrat Benedikt Skytte voll Begeisterung für die Wissenschaften vortrug. Der Kurfürst sollte eine wohlgelegene Stadt in der Mark, etwa Tangermünde, zur Freistätte für alle Gelehrten und Künstler der ganzen Welt umwandeln; hier sollten Jünger und Freunde der Musen, die in ihrem Vaterlande aus religiösen oder politischen Gründen verfolgt

würden, sich ansiedeln, hier volle kirchliche und bürgerliche Freiheit finden, um ganz ihren Studien zu leben. Diese Gelehrtenstadt sollte unter des Kurfürsten Schutz und Oberhoheit sich selbst regieren und ein ewiger Friede ihr Vorrecht, das Latein ihre gemeinsame Sprache sein. Dann würden gebildete Fremde in Masse einziehen und mit dem geistigen Vermögen auch die materiellen Mittel der Mark außerordentlich vermehren. Friedrich Wilhelm ergriff lebhaft diesen glänzenden Plan; er gedachte allen Ernstes, ihn zu verwirklichen. So erschien denn, am 22. April 1667 vom Kurfürsten unterzeichnet, ein „Gründungspatent für die neue brandenburgische Universität der Völker, Wissenschaften und Künste", welches allen Nationen und Sekten, auch Juden, Muhamedanern und Heiden, wenn sie ihre Irrtümer für sich behielten und als ehrliche Bürger lebten, in dieser neuen Stadt, dem „Sitz der Musen, Tempel der Wissenschaften, Werkstatt der Künste, Zufluchtsort der Tugend und Königssitz der erhabensten Herrscherin der Welt, der Weisheit", gleiches Bürgerrecht, republikanische Verfassung und ewigen Frieden verhieß. Allein Skyttes Prophezeiung, die Gelehrten und Reichen würden nun aus allen Ländern nach der Mark, wie nach einem gelobten Lande, strömen, um Bürger der neuen Weltuniversität zu werden, ging nicht in Erfüllung, und der Plan blieb auf dem Papiere liegen.

Zu den schönsten Zierden dieses idealen Baues gehörte die religiöse Duldung, die hier herrschen sollte; der große Kurfürst, auch hierin seinem Volke weit voraus, hatte sie immer geübt, aber der Absolutismus gab ihm dazu erst die rechte Kraft. Wie lästerlich verketzerten sich noch immer seine Unterthanen! wäre es nach ihrem Willen gegangen, sie hätten keinen Andersgläubigen unter sich geduldet. Zum Glück hatten nicht sie, sondern ihr erleuchteter Fürst die Macht. Schon 1661 erlaubte er den Socinianern, die, weil sie über die Dreieinigkeit anders dachten als die Evangelischen und Katholischen, aus Polen vertrieben waren, sich an verödeten Stellen in Preußen anzusiedeln. Welchen Schrei des Unwillens erhoben darüber die preußischen Stände! Und doch waren die Socinianer friedliche, stille Leute, die ehrlich und sittlich das wüste Land bauten. Es kostete dem Kurfürsten viele Mühe, sie vor den Verfolgungen der Stände zu schützen; aber er schützte sie. Einen ebenso harten Kampf gegen die Unduldsamkeit hatte er in der Mark durchzufechten. Hier hörten die Zänkereien der lutherischen und reformirten Geistlichen nicht auf, und namentlich die Lehrer vom „grauen Kloster" in Berlin thaten sich in Schmähungen gegen die Kalvinisten hervor. Unter den Lutheranern selbst haderte man wieder über die Teufelaustreibung. Der Kurfürst versuchte es zuerst mit vernünftigem Zureden, veranstaltete (1662) zu Berlin ein Religionsgespräch zwischen Geistlichen der beiden Bekenntnisse; allein dies Mittel verfing jetzt so wenig wie je; die Zank-

süchtigeren blieben dabei, Nebendinge zu behandeln, als ob daran das Seelenheil hänge. Da schritt denn der Kurfürst mit Strenge ein. Er verbot (1664) beiden Teilen, auf der Kanzel einander zu schmähen, und gestattete, die Kinder auf Verlangen der Eltern ohne Teufelaustreibung zu taufen. Dieses Edikt mußten die märkischen Geistlichen unterschreiben; über zweihundert fügten sich, andere verweigerten es standhaft. Um durch ein Beispiel zu schrecken, setzte der Kurfürst zwei von den Ungehorsamen ab; einer derselben war der berühmte Liederdichter Paul Gerhardt*). Seit 1657 Diakonus an der Nikolaikirche zu Berlin, hatte er sich hier durch frommen Lebenswandel und sorgsame Seelsorge, sowie durch seine schönen Kirchenlieder die allgemeine Liebe und Achtung erworben. Ganz Berlin bat um seine Begnadigung; der Kurfürst gewährte sie (im Januar 1667), sprach aber die Erwartung aus, daß Gerhardt wenigstens sich nach dem Sinne des Edikts richten werde. Allein dieser achtete die Freiheit des Predigtamts zu hoch, um dem Kurfürsten darauf auch nur den allergeringsten Einfluß einzuräumen; er gab daher nun freiwillig sein Amt auf und zog mit Frau und Kindern nach seiner Heimat Sachsen, wo er einen neuen Wirkungskreis (als Prediger in Lübben) fand. So achtungswert Gerhardts Überzeugungstreue auch war, der Kurfürst hatte von seinem Standpunkte gewiß Recht, wenn er dem ärgerlichen Hader ein für allemal einen Riegel vorschieben wollte. Die Unparteilichkeit, mit der er alle Sekten in seinem Staate zwang Frieden zu halten, ist ihm um so höher anzurechnen, da er keineswegs indifferent, sondern vielmehr seinem reformirten Glauben treu ergeben war. Er hat die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses oft genug bewiesen; am deutlichsten, als ihm eine ansehnliche Partei in Polen 1667 den Thron anbot. Friedrich Wilhelm lehnte den Antrag entschieden ab, weil er dann hätte katholisch werden müssen; und als der polnische Krongroßfeldherr Lubomirski meinte, „es komme nur darauf an, ein par Mal die Messe zu hören, übrigens könne er ja glauben, was er wolle, und die Krone sei wohl eine Messe wert“ — ließ der Kurfürst durch seinen Gesandten v. Hoverbeck antworten, „er werde seinem Glauben nie, auch nicht zum Scheine untreu werden; er hätte wohl Kaiser werden können, wenn er die Religion hätte ändern wollen“. So entsprangen auch die übrigen Anordnungen, die er als Landesbischof traf, die Maßregeln zur Hebung der gesunkenen Kirchenzucht, die Verbote wider das Fluchen und Lästern und wider die Sabbatentheiligung, die häufigen Bettage, bei ihm ebensowohl aus echter Frömmigkeit als aus weiser Staatskunst.

Das war die Art, wie er die Souveränität handhabte; sie gereichte in Staat und Kirche dem Ganzen zum Heil, und schon am Ende des

*) Geboren 1606 zu Gräfenhainichen, gestorben 1676 zu Lübben.

ersten Jahrzehnts nach dem Frieden von Oliva wurde die Schöpfung des großen Kurfürsten von fremden Staatsmännern mit Bewunderung betrachtet. Wenn die Unterthanen die großartige und heilsame Veränderung, die mit dem Staate vorging, auch noch nicht begriffen, ihr Fürst durfte sagen, daß er sein Thun glaube vor Gott verantworten zu können. So betrachtet löst sich der Widerspruch, daß Friedrich Wilhelm nie die Psalmen und das Neue-Testament von sich ließ und gleichwohl so oft und schwer die Rechte seiner Stände kränkte.

Aber noch fragte es sich, ob nicht das Gute, was geleistet wurde, auch ohne diese harte Belastung des Volks, über die man klagte, geschehen konnte, ob nicht die Militärmacht, die der neue Staat sein sollte und die so viel Steuern forderte, eine Chimäre, nicht die Souveränität dem Auslande gegenüber ein eitler Titel war. Die Zeit kam schnell, diese Zweifel zu lösen.

Fehrbellin.

Was das Haus Habsburg im dreißigjährigen Kriege an Macht und Ansehen in Europa verloren, das hatte zumeist Frankreich gewonnen. Dieser Staat war durch die kluge und energische Politik der Minister Richelieu und Mazarin zu einer in sich fest geeinten, starken Monarchie ausgebildet worden; durch Ludwig XIV. wurde jetzt sein höchstes Lebensprinzip der Absolutismus. Fortan war hier der König der Inbegriff alles Rechts und aller Gewalt, und des Königs Befriedigung der Zweck des ganzen Staats, wie Ludwigs berüchtigtes „l'état c'est moi“ es in äußerster Schroffheit aussprach. Alle Kräfte dieses großen Reichs, alles Geld, alle Fäuste und Talente, alle Leiber und Geister, standen ihm zu unbedingter Verfügung. Ein Fürst von so ungeheurer Machtfülle war eine Gefahr für ganz Europa, ein Verderber seiner schwächeren Nachbarn, wenn er seinen Willen gegen sie kehrte. Und Ludwig XIV. war dazu entschlossen, die Welt sollte seinen Willen als Gesetz aufnehmen. Sein rastloser Ehrgeiz, seine brennende Herrschsucht stellten ihm die Aufgabe, an der die Habsburger gescheitert waren: eine Universalmonarchie zu gründen. Er ging dabei mit großem Geschick zu Werke; er hatte überdies den ungemeinen Vorteil, daß an der Spitze der anderen Großstaaten in Europa damals unfähige Männer standen, und daß die Verfassung seiner bedeutendsten Nachbarn die elendeste von der Welt war. Zumal das deutsche Reich, durch den dreißigjährigen Krieg zerrüttet, durch den westfälischen Frieden zu ewiger Ohnmacht verurteilt, bot trotz seiner Größe und der Streitbarkeit seiner Völker allen Raub- und Herrschgelüsten des Auslands leichte Beute dar, ein Tummelplatz fremder Ränke und fremder Kriege. Die Kleinstaaten, besonders die deutschen, hatten

11*

zwar manchen tüchtigen Herrscher aufzuweisen; aber ihre schlechten Leidenschaften, die Eifersucht, die Habsucht, ließen sich leicht in den reich lohnenden Dienst des französischen Großkönigs bringen. So gelang es diesem, mit List und Gewalt die Leitung der europäischen Dinge an sich zu reißen und fast ein halbes Jahrhundert lang zu behaupten. Zwei Fürsten von vergleichsweise geringer Macht retteten Europa vor völliger Unterjochung, der erste hemmte Ludwigs allzuhohen Aufschwung, der zweite drückte ihn nieder; der eine war der große Kurfürst, der andere der große Oranier.

Friedrich Wilhelm hatte bereits einen so hohen Ruf als Feldherr und Staatsmann erlangt, seine Kriegsmittel waren bereits so beträchtlich, daß schon etwas darauf ankam, welche Partei er in den Welthändeln ergriff; er konnte den Ausschlag geben. Das wußte er sehr wohl und suchte es zum Vorteil seines Staates zu benutzen. Mit allen Höfen knüpfte er Verbindungen an, immer bedacht, wie er die Entwickelung der Dinge zu seinem Nutzen wende. Seine Stellung unter den Souveränen war indes sehr schwierig; sie betrachteten ihn mißgünstig oder kalt; einige haßten ihn, weil er auf ihre Kosten groß geworden war, andere, weil er nicht ihren, sondern seinen Interessen gedient hatte. Nur Ludwig XIV. suchte aufrichtig seinen Bund, weil er mit seiner Hilfe die Herrschaft in Deutschland zu erringen hoffte, und niemand konnte dem Kurfürsten mehr nützen oder schaden als gerade Ludwig XIV. Dennoch blieb Friedrich Wilhelm der Sache Deutschlands getreu und trat in der Entscheidungsstunde allemal gegen Frankreich auf, das er dann unter allen deutschen Fürsten am kräftigsten bekämpfte. So ward der Staat, den er gegründet, schon unter ihm Deutschlands Schwert.

Der aachener Friede, in welchem die Tripel-Allianz Englands, Hollands und Schwedens den französischen König 1668 nötigte, den größten Teil der spanischen Niederlande, nachdem er sie rasch erobert, wieder fahren zu lassen, hatte Ludwigs Stolz schwer verletzt, während seine Raubsucht, wie die des Tigers, der Blut geleckt, nur heißer entflammt war. Er brütete Rache. England und Schweden waren durch das Meer oder die Entfernung geschützt; aber die Holländer, dieses kleine Krämervolk vor seiner Thür, das seine Entwürfe zu durchkreuzen und den großen Monarchen Frankreichs zu beleidigen gewagt, sie sollten schwer büßen. Ohnehin reizte ihr republikanisches Wesen, besonders die freie Presse, die bei ihnen über seinen Despotismus zu Gericht saß, seinen Zorn, ihr reiches, seemächtiges Land seine Habsucht. Er beschloß sie zu vereinzeln und dann zu überfallen. Sein Geld ebnete ihm alle Wege, es sprengte die Tripel-Allianz und machte den liederlichen König Karl II. von England wie die schwedischen Minister zu seinen Söldnern; es brachte auch das österreichische Ministerium auf seine Seite und verstärkte die

französische Partei unter den deutschen Fürsten, indem es den bewaffneten Beistand der Bischöfe von Köln und von Münster und der Herzöge von Lüneburg erkaufte. Gern hätte Ludwig auch den Kurfürsten von Brandenburg, die größte Macht in Norddeutschland, gewonnen; er bot ihm einen Anteil an der in Holland zu erwartenden Beute, er mischte geschickt Schmeicheleien, Versprechungen und Drohungen; er bat endlich, wenigstens parteilos zu bleiben. Aber Friedrich Wilhelm vergaß großmütig, wie kalt ihn die Holländer immer behandelt hatten, wie sie sich immer noch weigerten, die klevischen Festungen herauszugeben, die sie als Pfand für eine alte Schuld*) besetzt hielten; er ließ sich auch dadurch nicht irren, daß sie seine Warnungen mißtrauisch abwiesen und keine Anstalten trafen, sich gegen den nahenden Sturm zu rüsten. Er dachte jetzt nur an Europas und Deutschlands Gefahr und ohne zu wägen, ob er für seine Hilfe viel oder wenig Dank und Lohn zu erwarten habe, beschloß er den Bedrohten beizuspringen. Denn „wenn des Nachbars Haus brennt", meinte er, „so gilt es dem eigenen" und „was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren; man wird dabei allemal übel traktiret. Ich habe auch verschworen, mein lebelang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren." Da nun Ludwig XIV. sah, der Kurfürst wolle im Notfall auch ganz allein Holland verteidigen, so bewog er die Schweden insgeheim zu dem Versprechen, für französische Hilfsgelder jeden Reichsstand anzugreifen, der den Holländern beistehen würde. Der Kurfürst ahnte es; dennoch blieb er fest, und als nun im Mai 1672 Frankreich und dessen Verbündete unter nichtigen Vorwänden an Holland den Krieg erklärten und es zu Wasser und zu Lande mit ungeheurer Übermacht anfielen, als zugleich französische Truppen ins deutsche Reich drangen und im Bunde mit dem Erzbischof Kurköln besetzten, da war es, wie ein österreichisch gesinnter Geschichtschreiber gesteht, „allein aus so vielen deutschen Fürsten der Brandenburger, der aus wohlverstandener oder angeborner Großmut und Vaterlandsliebe ohne Wanken für die Bedrängten zum Schwert griff." **) Holland schwebte in der That hart am Rande des Abgrunds; denn da hier die republikanische Partei, um den Einfluß des Prinzen von Oranien niederzuhalten, das Landheer vernachlässigt hatte, so konnten die Franzosen unter Türenne das unvorbereitete Land alsbald bis Amsterdam hin überschwemmen. In dieser Not schöpften sie nun Trost und Mut zum Widerstande aus den Maß-

*) Die sogenannte Hoefyser'sche Schuld, die, von Johann Sigismund aufgenommen, nun durch Zinseszins von ursprünglich 100 000 Thalern auf zwölf Millionen Gulden angewachsen war.

**) Wagner, hist. Leopoldi Caesaris, August. Vindelic. 1719, I. 280.

nahmen, die der Kurfürst zu ihrer Rettung traf. Er verband sich mit ihnen zu Schutz und Trutz, schloß mit dem Kaiser einen Vertrag zur Sicherung der deutschen Grenzen und brach dann (im September 1672) mit 20 000 Mann nach dem Rhein auf. Hierdurch zog er nun einen großen Teil der französischen Streitmacht von den Holländern ab und auf sich; Türenne ließ seine Beute fahren und fiel ins Klevische ein. So war den Holländern Luft gemacht..

Mehr freilich richtete der Kurfürst nicht aus. Sein Bund mit dem Kaiser erwies sich als Hemmschuh. Leopold hatte sich durch einen geheimen Vertrag mit Frankreich zur Neutralität verpflichtet und wünschte sich zwar den Anschein zu geben, als ob er Deutschlands Interessen beschütze, war aber keineswegs gesonnen, dabei die Lorbern und den Einfluß des Brandenburgers vermehren zu helfen. Daher erhielten die Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, die dem Vertrage gemäß zu des Kurfürsten Armee stießen, von Wien aus insgeheim die Weisung, die Bewegungen der Brandenburger nur scheinbar zu unterstützen, in der That zu lähmen. Demgemäß bewog der kaiserliche Feldherr Montecuculi den Kurfürsten nicht nach Kleve, sondern nach dem Oberrhein zu marschiren, bereitete aber unterwegs und nachdem sie, Ende Oktober, endlich am unteren Main angelangt waren, so viele Schwierigkeiten, daß die Zeit thatlos verstrich, und man zuletzt, im Dezember, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, einen unrühmlichen Rückzug nach der Weser antreten mußte. Dann legte zwar Montecuculi das Kommando nieder, aber sein Nachfolger Bournonville hinderte den Kurfürsten nicht weniger. Unterdessen hatten diesem die münsterschen Truppen Ravensberg und Mark, die französischen Kleve verwüstet, und er hatte nur den Trost, daß sein eigentlicher Zweck, Hollands Rettung, erreicht war. Denn durch seine Dazwischenkunft hatten die Generalstaaten Zeit gewonnen, sich in bessern Verteidigungszustand zu setzen. Die oranische Partei unter ihnen erhielt die Oberhand und gab in dem jungen Prinzen Wilhelm III. von Oranien der Republik ein Haupt, das zu einem erfolgreichen Kampfe gegen Frankreich wohl befähigt war. Nun rührten sich auch andere Mächte für die gemeinsame Sache; Spanien rüstete, Dänemark bot den Holländern Soldtruppen an. Sollte der Kurfürst unter diesen Umständen sich noch weiter am Kriege beteiligen? Die Holländer zeigten ihm eine empörende Undankbarkeit, zahlten die vertragsmäßigen Subsidien unregelmäßig und stellten sie zuletzt ganz ein. Und doch konnte er ohne diese Beihilfe sein Heer, das jetzt 40 000 Mann betrug, nicht unterhalten. Seine Besitzungen am Rhein und in Westfalen waren in der Gewalt des Feindes und durch den Krieg schwer beschädigt; der Kaiser und viele Reichsstände im Bunde mit Frankreich, die anderen deutschen Fürsten nicht geneigt, dem kühnen Brandenburger den Rücken zu decken. Der Kurfürst kam

zu dem Schluß, daß er seine Staaten nicht länger ohne Not dürfe zu Grunde richten lassen; er ging auf Ludwigs Vorschlag ein und steckte sein Schwert wieder in die Scheide; im Frieden zu Vossem (einem Dorfe zwischen Brüssel und Löwen) am 6. Juni 1673 erhielt er von Frankreich seine verlorenen Gebiete wieder und versprach dagegen, den Feinden des Königs keinen Beistand zu leisten, außer in dem Falle, daß dieser das deutsche Reich angreife.

Indessen dauerte der Anstoß, den er zu einem allgemeinen Bunde gegen Ludwig XIV. gegeben, mächtig fort. Frankreichs Herrschsucht erschien bald auch dessen bisherigen Freunden unerträglich; der Kaiser trat nun im Bunde mit Spanien und Holland aufrichtig und entschieden zur Abwehr der Franzosen auf und ließ im nächsten Frühjahr Truppen an den Mittelrhein rücken; England, Münster und Köln hielten sich jetzt neutral. So mußten die Franzosen ihre Macht vom Niederrhein stromaufwärts ziehen; sie überließen die klevischen Festungen Wesel, Rees und Schenkenschanz, die sie 1672 den Holländern abgenommen, im Mai 1674 dem Kurfürsten und brachen in die Pfalz ein, die sie entsetzlich verheerten. Darüber erklärte ihnen das deutsche Reich den Krieg. Friedrich Wilhelm war keinen Augenblick zweifelhaft, ob er sich begnügen solle, nur seine pflichtmäßige Truppenzahl als Reichsstand zu stellen oder die Franzosen wieder mit seiner ganzen Macht zu bekämpfen. Er wählte das letztere; denn ihn empörte der Übermut, die Gewaltthat, die der Fremde sich gegen deutsche Länder erlaubte. Er schloß daher am 1. Juli 1674 mit dem Kaiser, mit Spanien und Holland gegen Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis und machte sich anheischig für Subsidien 16 000 Mann zu stellen; man setzte fest, kein Teil dürfe ohne den andern einen Frieden eingehen. Dann brach er (im August) mit 19 000 Mann durch Thüringen und Franken auf und zog nach Straßburg, wo er sich im Oktober mit 30 000 Mann kaiserlicher und Reichstruppen vereinigte. Aber auch jetzt erfuhr er von diesen nichts als Hemmung. Vergebens drängte er ihren General — es war wieder Bournonville — zu einem energischen Angriff; Bournonville ließ die besten Gelegenheiten unbenutzt; man mußte zuletzt wieder das Elsaß räumen und über den Rhein zurückgehen. Selbst die österreichischen Unterfeldherren waren empört über das Benehmen ihres Generals, der bald wie ein Verräter, bald wie ein Feigling handelte, den Franzosen, wo er konnte, Vorschub leistete und den Kurfürsten, wo dieser einen Vorteil errang, im Stiche ließ. Zweifelhaft ist, ob er nur unfähig gewesen, oder ob ihm sein Verhalten von Wien her vorgeschrieben war. Lieber selbst keine Vorteile haben, als dem Brandenburger etwas zu verdanken — war allerdings die Maxime der Herren in Wien.

Wenngleich nun auch dieser Feldzug für die Franzosen günstig schloß,

so lag dem Könige doch alles daran, sich den Kurfürsten, der unter allen seinen Feinden der thätigste war, vom Halse zu schaffen; um so leichter hoffte er mit den übrigen fertig zu werden. Er bewog daher die schwedische Regierung, den Vertrag, den sie mit ihm geschlossen, nunmehr zu erfüllen und den Kurfürsten im Rücken anzugreifen. Da er drohte, sonst kein Geld mehr zu zahlen, so schickte Karl XI. denn auch im Dezember 1674 ein Heer von 14 000 Mann aus Vorpommern in die Mark, um den Kurfürsten zum Frieden mit Frankreich zu zwingen. Anfangs hielten die Schweden gute Mannszucht, bald aber erneuerten sie alle Greuel des dreißigjährigen Krieges, brannten und raubten und preßten den Einwohnern durch entsetzliche Martern Geld ab. Der Kurfürst lag währenddessen mit dem brandenburgischen Heere fern von der Heimat in den Winterquartieren am Main, beschäftigt, seine Streitmacht für den nächsten Feldzug wieder vollzählig und schlagfertig zu machen. In den Marken befanden sich nur wenige Truppen; der Statthalter, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, Schwager des Kurfürsten, mußte sich daher auf einen Parteigängerkrieg beschränken, bei welchem ihm das Landvolk half. Die Bauern, vornehmlich in der Altmark, über die schwedischen Bedrücker erbittert, bewaffneten sich, so gut es ging, mit Spießen und Heugabeln, Dreschflegeln und Sensen, und sammelten sich unter Fahnen mit der Inschrift:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.

Mancher Schwede wurde von ihnen erschlagen, aber das Land litt bei diesem Kriege entsetzlich, und in offenem Felde es mit dem Feinde aufzunehmen, dazu war das ungeübte Landvolk doch zu schwach. Die Hilfe mußte vom Kurfürsten selber kommen.

Schweden stand damals noch im vollen Glanze seines Kriegsruhms; auch seine Machtmittel schienen denen des Kurstaates bei weitem überlegen. Letzterer war überdies auf seine eigenen Kräfte angewiesen; denn trotz allen Drängens brachte der Kurfürst seine Bundesgenossen nicht dahin, ihm anders als mit Worten beizustehen. Die Gefahr war um so größer, da der König von Polen Johann Sobieski mit Ludwig XIV. sogar den Plan entwarf, Preußen plötzlich wieder an sich zu reißen. Friedrich Wilhelm blieb indes guten Muts: „Gott habe ihn bisher aus vielen Gefahren errettet und werde ihn auch jetzt nicht zum Gespötte seiner Feinde werden lassen." In solcher Zuversicht brach er am 5. Juni 1675 mit 15 000 Mann aus seinem Hauptquartier zu Schweinfurt am Main auf, um sein Land aus den Klauen der grausamen Feinde zu erretten und an diesen volle Rache zu nehmen. Über Schleusingen, durch den thüringer Wald, über Arnstadt, Heldrungen, Staßfurt ging der Zug in Eilmärschen auf Magdeburg zu. In Staßfurt befahl er

einen Fasttag für alle seine Unterthanen auszuschreiben; zum Text der Predigt gab er den Trostspruch des Jeremias: „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden." Am 21. Juni war er in Magdeburg, wo sogleich die Thore gesperrt werden mußten, damit die Kunde nicht vor ihm selber zu den Schweden gelange. In der That ahnten diese nicht, wie nahe der Rächer sei; sie glaubten ihn noch immer in Franken; ein Gerücht, das ihn mit dem kürzlich verstorbenen Kurprinzen Karl verwechselte, sagte ihn gar tot. Sorglos zogen also die Schweden am rechten Havelufer von Brandenburg nach Havelberg hinab. Der Kurfürst beschloß, rasch ihre Linie in der Mitte zu durchbrechen und die getrennten Teile einzeln zu schlagen. Nachdem er in Magdeburg kurze Rast gehalten, um die ermüdeten Truppen zu den größeren Anstrengungen, die ihrer warteten, sich kräftigen zu lassen, mußten am Abend des 22sten 5600 Reiter aufsitzen; 1000 Mann auserlesenen Fußvolks und 13 Geschütze, auch Kähne zum Flußübergange wurden auf 120 Wagen gebracht; und nun ging's der Havel zu. Regengüsse machten die Wege grundlos und hemmten die Schnelligkeit des Marsches; dennoch war derselbe so hurtig, daß, als der Kurfürst in der Nacht zum 25. Juni vor Rathenow an der Havel anlangte, die Schweden, 6 Kompanien Dragoner, die in der Stadt lagen, noch immer keine Ahnung von seiner Ankunft hatten. Indessen kam es darauf an, diesen festen Platz im Fluge zu nehmen. Mit List und Kühnheit gelang dies. Rathenow war durch die Havel gedeckt, welche vor der Stadt eine kleine Insel bildete und mit zwei Zugbrücken versehen war. Vor der äußeren Brücke erschien nun morgens 2 Uhr Derfflinger mit einigen Reitern und verlangte als schwedischer Offizier Einlaß; der Wachtposten machte Einwendungen, wurde im Gespräch überrannt, die Insel besetzt und von den nachdringenden Mannschaften die innere aufgezogene Brücke durch Passiren des Flusses umgangen.*) Unterdessen griff eine andere Abteilung, die auf Kähnen seitwärts gelandet war, ein zweites Thor an und sprengte es. So in die Mitte genommen, erlagen die Schweden bald, so tapfer sie auch fochten; 390 von ihnen wurden getötet, 270 gefangen, während von den Brandenburgern nur 20 gefallen sein sollen.

Durch diesen kühnen Handstreich war das schwedische Heer gespalten; ein Teil (3000 Mann) stand unter dem Marschall Karl Gustav von Wrangel in Havelberg, die Hauptmacht unter dessen Bruder, dem General Waldemar v. Wrangel, in Brandenburg. Der letztere zog sich nun auf die Kunde von Rathenows Fall eiligst nach dem Rhin hin, um Havelberg zu erreichen. Der Kurfürst setzte ihm nach, schickte zugleich

*) Sigmund Dietrich v. Buchs Tagebuch, herausg. v. G. v. Kessel, Berlin 1865 I. S. 117ff

einige Reiterhaufen unter der Führung des Wegs kundiger Landleute durch das havelländische Luch, ein Moor, das für ein größeres Heer nicht gangbar war, um so den Schweden am Rhin zuvorzukommen und dort die Brücken abzubrechen; es sollte ihm keiner der Feinde entrinnen. Bei Nauen erreichte sein Vortrab unter dem General Lütke die schwedische Nachhut und brachte ihr eine Schlappe bei (27. Juni). Doch gelang es dem schwedischen Hauptheer noch über den Glin, ein sandiges Flachland nördlich von Nauen bis Kremmen, und dann weiter nordwestlich durch das Ländchen Bellin in die Nähe von Fehrbellin zu gelangen. Hier war inzwischen die Brücke über den Rhin, wie der Kurfürst befohlen, von dem vorausgeschickten Obersten Henniges zerstört worden, und Derfflinger riet, auf einem Umwege dorthin zu eilen, wo die Schweden durch den Rhin würden aufgehalten werden. Aber schon erreichte der brandenburgische Vortrab, 1600 Reiter, von dem Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg*) geführt, um 6 Uhr Morgens (Freitag am 28. Juni [18. Juni alten Stils]) den Feind und griff mit Ungestüm an; denn der Prinz war ein hitziger Kriegsmann trotz seines silbernen Fußes, den er statt des 1658 vor Kopenhagen verlorenen trug, und immer voran im Gefecht. Die Schweden setzten sich nun zwischen den Dörfern Ribbeck und Hakenberg fest; aber der Prinz bedrängte sie so heftig, daß sie, um ihre Rückzugslinie zu decken, sich weiter nach Fehrbellin zogen. Der Kurfürst hatte währenddessen mit der übrigen Reiterei (4000 Mann) und 13 Geschützen herankommen können und zwang den Feind, eine Schlacht anzunehmen. Es war ein kühnes Beginnen, denn die Schweden zählten hier 7000 Mann Fußvolks, 4000 Reiter, 38 Geschütze, waren also doppelt so stark. Aber auf Seiten der Brandenburger war die höhere Kunst des Feldherrn und der größere Ungestüm der Soldaten. Wrangel stellte sein Heer vor dem Dorfe Linum auf, den linken Flügel an einen großen Sumpf, den rechten an bewaldete Sandhügel gelehnt, die er jedoch zu besetzen versäumte. Hurtig benutzte Derfflinger den Fehler, ließ im Schutze eines dichten Nebels die Anhöhen durch Mörners und Bomsdorfs Dragoner besetzen und hier Kanonen auffahren; so bedrohte er die Schweden in der Seite und im Rücken. Behauptete er sich hier, so war der Sieg für die Brandenburger fast gewiß. Mit Reiterei und Fußvolk stürmten daher die Schweden gegen ihn an. Aber Derfflingers kleine Heldenschar wich keinen Fuß breit; „sie wollten sich bei den Kanonen eher begraben lassen", riefen die braven Dragoner, und der Prinz von Homburg unterstützte sie aufs tapferste. Immer neue Regimenter kamen von beiden Seiten in den Kampf. Die Schweden schlugen sich als altversuchte Krieger; die Brandenburger, Offiziere und Gemeine, als Leute, die entschlossen sind zu

*) Geboren am 9. Juni 1633, gestorben am 24. Januar 1708 zu Homburg.

siegen oder zu sterben. Unter strömendem Regen, der bis zum Ende der Schlacht anhielt, wogte der Kampf. Der Kurfürst selber focht im dichtesten Gedränge; kaum daß ihn die Seinigen mitten aus den schwedischen Reitern heraushauen konnten. Um 11 Uhr Vormittags war der Tag entschieden; das tapferste der schwedischen Regimenter (v. Dalwig) ganz niedergehauen, der rechte Flügel der Schweden zersprengt, der Rest ihres Heeres auf dem Rückzug nach der Stadt Fehrbellin. Hierbei geschah es, daß eine schwedische Kanonenkugel den Stallmeister Emanuel v. Froben an der Seite des Kurfürsten tötete — ein Vorfall, den die Sage dann weiter ausgeschmückt hat.

Die Schweden verloren in dieser Schlacht 2400 Mann an Toten und Verwundeten, außerdem 8 Fahnen, 2 Standarten, eine Kanone, 200 Gefangene; die Brandenburger zählten 500 Tote und Verwundete. Unter den Gebliebenen war auch der tapfere Oberst v. Mörner. Noch auf dem Schlachtfelde verlieh der Kurfürst dem Obersten Henniges, Sohn eines altmärkischen Bauern, für die vorzügliche Tapferkeit, die er im Treffen bewiesen, den Adel mit dem Namen von Treffenfeld.

Es war ein glänzender Sieg, nicht durch Glückszufall oder mit Übermacht, sondern durch kluge und kühne Leitung, beharrliche und todesmutige Ausführung von einem kleinen Heere über ein weit zahlreicheres erfochten, über Truppen, welche bis dahin der Schrecken Europas und in der That die besten des Nordens gewesen waren. Mit dem Tage von Fehrbellin, da die Brandenburger zum ersten Male allein gegen eine hochangesehene Nation eine offene Feldschlacht schlugen, zum ersten Male allein einen großen Sieg errangen, beginnt die hellstrahlende Ruhmesbahn des jungen brandenburgisch-preußischen Heeres und Staates, dessen Würde unter den Staaten Europas nun dargethan war; ein vollwichtiges Zeugnis für die Berechtigung der neuen Souveränität dem Auslande wie dem eigenen Volke gegenüber. Der große Kurfürst konnte wie Cäsar von sich rühmen: ich kam, ich sah, ich siegte; aber mit noch gerechterem Stolz durfte er zu seinen Unterthanen sagen: ich habe euch die alten Rechte genommen, mit denen ihr die Beute jedes fremden Kriegsherrn waret; ich habe euch dafür einen Staat, der sich selber schützen kann, und Achtung und Ehre in ganz Europa gegeben.

Dieselbe Gewandtheit und Kraft, mit der er den Sieg gewann, zeigte er dann in der Benutzung desselben. Er betrieb die Verfolgung der Feinde so nachdrücklich, daß sich ihr Rückzug bald in Flucht auflöste. In Wittstock vereinigte General Wrangel seine Heerestrümmer mit den Truppen seines Bruders, der auf die Nachricht von der Schlacht Havelberg geräumt hatte. Aber die Bestürzung der Schweden war so groß, daß ihre Reihen sich stärker durch Desertion der geworbenen Söldner, besonders der deutschen, als durch das Schwert der Feinde lichteten. So

zogen sie eilig durch Mecklenburg nach Wismar. Kaum ein Drittel des Heeres, welches er im Winter in die Mark geführt, brachte Feldmarschall Wrangel wieder zurück.

Das Land war gerettet, der Feind zu Schanden geworden; jubelnd empfing das Volk seinen siegreichen Fürsten; in allen Kirchen, sowie im Lager des Heeres wurde ein Dankfest begangen; die Freude war groß. Die Brandenburger begannen zu fühlen, was es heißt, berühmt zu werden in der Welt. Denn wie ein Lauffeuer flog der Ruf von Fehrbellin durch Europa. Die gefürchteten Krieger Gustav Adolfs und Karl Gustavs an Tapferkeit ebenso sehr wie an Feldherrnkunst übertroffen; ihr wohlgepflegtes, ausgeruhtes Heer, eine Infanterie, die Siegerin über Österreich und über Polen, geschlagen, fast vernichtet von einer Reiterschar, die seit elf Tagen nicht abgesattelt hatte; — dieser brandenburgische Ruhm erfreute jedes deutsche Herz, es labte sich an dem Gedanken, daß die Stunde der Vergeltung an den Fremden gekommen war, es erquickte sich an der Rache, die endlich für Deutschlands Leiden begann.

In dem Maße freilich, als Brandenburgs Bedeutung und des großen Kurfürsten Ansehen bei allen Mächten stieg, mehrte sich auch der Neid; allein für jetzt überwog doch der Wunsch, an den Früchten seines Sieges teil zu nehmen. Der Kaiser, die deutschen Fürsten, auch Dänemark waren daher nun bereit, ihm zu helfen. Friedrich Wilhelm beabsichtigte, die Schweden ganz aus Deutschland zu vertreiben, und er war auf dem besten Wege zu diesem Ziele. Im Oktober erstürmte sein General Bogislaw von Schwerin die Festung Wollin uud besetzte Swinemünde. Der Kurfürst selbst zwang bald darauf das feste Wolgast zur Ergebung. Auch die Dänen und Kaiserlichen waren nicht müßig. Am Ende des Jahres hatten die Verbündeten den Schweden fast alle ihre deutschen Besitzungen abgenommen. Ein Versuch, den die letzteren im Januar 1676 von Stralsund aus machten, die verlorenen vorpommerschen Plätze wieder zu gewinnen, wurde von Schwerin und Derfflinger abgewiesen; die Brandenburger eroberten in diesem Winterfeldzuge vielmehr noch Uckermünde. Ludwig XIV. bot dem Kurfürsten nun einen Sonderfrieden an; aber dieser ging nicht darauf ein, er blieb seinen Bundesgenossen treu und setzte den Krieg fort. Im Sommer und Herbst 1676 fielen dann auch Peenemünde, Anklam, Löcknitz, Demmin, Damm; Stettin wurde eingeschlossen. Selbst zur See fügte der Kurfürst dem Feinde Schaden zu; seine Kreuzer, die er in Holland mit Hilfe eines Kaufmanns Benjamin Raule hatte ausrüsten lassen, brachten viele schwedische Kauffahrer und zwei Kriegsschiffe (von 22 und 16 Kanonen) triumphirend in den Hafen von Kolberg ein; zu Wasser wie zu Lande sah man den roten brandenburgischen Adler siegreich fliegen. Der Ruhm mußte freilich von den Unterthanen

er bezahlt werden, die Steuern wurden immer schwerer und härter; n bloß die Besatzung der eroberten Plätze und die Einschließung Stettins ete monatlich 100 000 Thaler, und die Verbündeten zahlten die ver- ıchenen Hilfsgelder nicht; Spanien und Holland schuldeten dem Kur- ten bereits 1 300 000 Thaler.

Die späte, doch reiche Frucht des nächsten Jahres 1677 war die Er- ung von Stettin. Es war eine mühsame Arbeit gewesen. Denn der tzung (3000 Mann unter dem Obersten v. Wulffen) stand die Bürger- : mit gleicher Ausdauer zur Seite, sie vergalt jetzt durch unerschütter- Treue, daß der Schwedenkönig ihre Privilegien stets geachtet hatte. Aufforderung des Kurfürsten sich zu ergeben beantworteten sie mit menschüssen, und als dann die regelmäßige Belagerung begann, zu e sich das brandenburgische Heer samt den lüneburgischen und münsterschen Söldnern, zu Wasser die holländischen Kaper des Kurfürsten immer enger um die Stadt legten, als dann dessen schweres Geschütz von Magdeburg, Berlin und Küstrin den Wasserweg herab kam und nun (seit dem 14. August) 200 Feuerschlünde donnerten, da sanken unter dem furchtbaren Kugelhagel die starken Türme, die Marienkirche, die Pfarrkirche, das Gymnasium, die Jakobikirche, in Trümmer, aber der Mut der Stettiner blieb fest; ob auch überall die feindlichen Minen spielten, das Fußvolk stürmte, — sie wehrten sich, Soldaten und Bürger, wie Verzweifelte. Doch mit gleicher Hartnäckigkeit stritt der Kurfürst. Es war ein Wetteifer des Heldenmuts; die Bürger nahmen bei den Aus- fällen ihre Soldaten nicht wieder in die Stadt auf, wenn sie nicht Ge- fangene mitbrachten; der Kurfürst setzte immer seine Person aus und einem abmahnenden Diener antwortete er: „Wann hast du je gehört, daß ein Kurfürst von Brandenburg erschossen worden?" *) Fünf Monate lang währte so die Belagerung, und noch war der Mut der Stettiner nicht gebrochen. Sie wurden von ihren lutherischen Geistlichen immer aufs neue angefeuert, und die armen Leute hatten nach Zerstörung ihrer Häuser bei weiterem Widerstande ohnehin nichts mehr zu verlieren. Die tapfere Stadt war schon nichts mehr als ein Schutthaufen, da zwang Pulvermangel sie zur Ergebung; am 27. Dezember öffneten die Bürger dem Kurfürsten die Thore: „er möge ihren hartnäckigen Widerstand ver- zeihen, sie hätten der Krone Schweden ihre Schuldigkeit gethan; mit gleicher Treue würden sie zu dem Kurfürsten stehen, der jetzt ihr Landes- herr werde". Es waren ihrer bei der glorreichen Verteidigung 2433, von den Schweden alle bis auf 300 umgekommen. Nachdem der Schutt in den Straßen einigermaßen weggeräumt war, hielt Friedrich Wilhelm seinen feierlichen Einzug (6. Januar 1678); Knaben und Mädchen in

*) v. Buch a. a. O. 288, 292.

Trauerkleidern bewillkommneten ihn; der Magistrat und die Bürgerschaft leisteten die Huldigung.

Des Kurfürsten Freude über die Bezwingung dieser starken Feste, des wichtigsten Waffenplatzes und der Hauptstadt von Pommern, war groß; Stettin bildete unter seinen Waffenthaten ein würdiges Seitenstück zu Fehrbellin. Um so scheler sahen die Nachbarn drein; zu Wien sagte man nun schon ganz laut und mit Nachdruck, „dem Kaiser gefalle es nicht, daß ein Königreich der Wenden am baltischen Meere erstehe". Auch die andern Verbündeten wurden immer kälter; die Holländer aber gingen gar in ihrer Selbstsucht so weit, daß sie mit Frankreich im August 1678 zu Nimwegen Frieden schlossen; sie verloren nicht ein Dorf, ihre verratenen Bundesgenossen mochten für sich selber sorgen. Ihr Abfall war für den Kurfürsten ein neuer Grund, seine Eroberungen weiter auszudehnen, damit er nachher beim Friedensschluß desto bessere Bedingungen erhalte. Auf einer Flotte von 350 kleinen Fahrzeugen, die er bei Peenemünde versammelt und unter das Kommando des berühmten holländischen Admirals Kornelius Tromp gestellt hatte, ging er mit Reiterei, Fußvolk und Kanonen nach Rügen, landete glücklich und eroberte die Insel (25. September). Dann legte er sich vor Stralsund, beschoß die Stadt aus 150 Geschützen, bezwang sie, die Wallenstein nicht hatte erobern können, in wenigen Tagen und ließ sich (am 29. Oktober) von der Bürgerschaft huldigen. Am 16. November fiel auch Greifswald, und nun waren die Schweden völlig aus Pommern, aus Deutschland, vertrieben.

Sie suchten jetzt dem Kurfürsten von einer andern Seite beizukommen. Während die Franzosen Kleve besetzten, brach im November ein schwedisches Heer von 16 000 Mann unter dem General Horn aus Liefland auf und fiel in das Herzogtum Preußen ein. Schon hofften die Polen, dieses Land mit Hilfe der Schweden wieder zu bekommen, zumal da die Bevölkerung, namentlich in Königsberg, die harte Herrschaft des Kurfürsten nur mit Widerwillen ertrug. Auch konnte die eilig aufgebotene Volkswehr dem Feinde nur wenig Widerstand leisten. Doch gelang es dem tapferen General v. Görtzke, dem „Paladin des großen Kurfürsten"*), der mit 3000 Mann voraufgeschickt worden, wenigstens den Pregel zu halten. Und schon rückte auch der Kurfürst mit fliegender Eile heran. Mitten im strengsten Winter (Januar 1679) ließ er 5500 Reiter und 3500 Mann ausgewählten Fußvolks mit 34 Geschützen unter Derfflinger, Götze, Schöning durch Pommern und die Mark nach Preußen abmarschiren; er selbst zog mit, obgleich er kränkelte. Aber die

*) Joachim Ernst v. Görtzke, geb. am 11. April 1611, gestorben am 27. März 1682 auf seinem Gut Friedersdorf bei Lebus.

Schweden hielten ihm nicht stand. In Marienwerder (23. Januar) ließ ihm Görtzke melden, der Feind habe Kunde von seinem Herannahen und trete den Rückzug an, den er selbst durch kräftige Verfolgung möglichst aufhalte. Sofort sandte ihm der Kurfürst 3000 Reiter zu, und während diese über Schnee und Eis voraneilten, ließ er das Fußvolk auf 1000 Schlitten steigen und folgte in unglaublicher Schnelligkeit, über Preußisch-Holland und Heiligenbeil, dann Sonnabend den 25. Januar sieben Meilen weit über das gefrorene frische Haff; am 26. war er in Königsberg. Die Schweden flohen unterdes von Insterburg nach Tilsit und verloren durch Mangel und Krankheiten, sowie durch das Schwert viele Leute. Um ihnen den Rückzug abzuschneiden, sie ganz zu vernichten, verstärkte der Kurfürst Görtzkes Abteilung durch 1000 Reiter, die der tapfere Treffenfeld führte, und marschirte selber von Labiau aus mit dem Hauptheere, Reitern, Fußvolk und Kanonen, quer über das kurische Haff nach der Mündung der Gilge (Mittwoch den 29. Januar). Am folgenden Tage vereinigte er sich in der Nähe von Tilsit mit Treffenfeld, der soeben (am 29sten) die Nachhut der Schweden bei Splitter ereilt und niedergehauen hatte. Rastlos folgten die Brandenburger. Immer mehr schmolz das Heer der Schweden zusammen. Selbst als ihr Überrest, 3000 Waffenfähige, die preußische Grenze hinter sich hatte, hörte die Jagd nicht auf. Der Kurfürst führte zwar Ende Januar sein erschöpftes Heer, das einen Marsch von 100 Meilen gemacht hatte und furchtbar von der entsetzlichen Kälte litt, aus Schamaiten nach Preußen zurück und legte es hier in die Winterquartiere; ließ aber Treffenfeld mit 1000 Reitern, dann Schöning mit 1500, die Verfolgung fortsetzen. Bis acht Meilen vor Riga jagte Schöning den Schweden nach, vergebens stellten sich diese einmal den Verfolgern tapfer entgegen; sie wurden geworfen; ohne Gepäck und Geschütz, nur mit 1500 Mann gelangten sie nach Liefland zurück; der schwedische Kommandant von Riga ließ sogar in der Angst vor den brandenburgischen Reitern die Wälle der Festung mit Wasser begießen, daß sie glatt frören.

So hatte der große Kurfürst auch Preußen im Sturm errettet und sich wie seinem Heere neue reiche Lorbern gewonnen. Dennoch ging ihm der Lohn so vieler Anstrengungen, Vorpommern, durch die Treulosigkeit seiner Verbündeten wieder verloren. Sie schlossen (außer Dänemark, dessen geringe Macht indes keine Stütze bot) einer nach dem anderen Frieden mit Frankreich; dem Beispiele Hollands folgte erst Spanien, dann (am 5. Februar) der Kaiser und das deutsche Reich. So blieb der Kurfürst allein auf dem Kampfplatz. Vergebens versuchte er durch Unterhandlungen Ludwig XIV. zu bewegen, daß er ihn im Besitze seiner Eroberungen lasse. Der französische König blieb unbeugsam dabei, Schweden habe Vorpommern um Frankreichs willen verloren und müsse

es durch Frankreich wieder bekommen. Nun war ja Brandenburg bei weitem nicht stark genug, es allein mit der Übermacht Frankreichs, Schwedens, vielleicht auch Polens aufzunehmen; selbst einige deutsche Fürsten, wie der Herzog von Lüneburg, führten in französischem Solde Truppen gegen den Kurfürsten herbei. Gleichwohl schwankte dieser eine zeitlang. Zuletzt fügte er sich der bittern Notwendigkeit. Er mußte sich mit einem kleinen Landstrich am rechten Oderufer, mit Geldsummen, die Ludwig zahlte, und anderen unbedeutenden Vorteilen begnügen, alle übrigen Eroberungen aber, ganz Vorpommern, an Schweden zurückgeben. Dies war der Inhalt des Vertrages, der am 29. Juni 1679 zu St. Germain en Laye zwischen Brandenburg und Frankreich abgeschlossen wurde. Natürlich nahm Schweden diesen vorteilhaften Frieden, den ihm Ludwig verschafft hatte, eiligst an, obgleich es verdrießlich that, weil alles ohne sein Zuthun geschehen war. Schmerzlich ergriffen, brach Friedrich Wilhelm, da er die Friedensurkunde unterzeichnete, in den Vers des Virgil aus: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ (Möchte dereinst aus meinen Gebeinen der Rächer erstehen), und zum Texte der Friedenspredigt, die nun im Lande gehalten wurde, bestimmte er die Worte des Psalmisten (118, 8): „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen“. „Es ist nicht der König von Frankreich“, sprach er zu seiner Umgebung, „sondern der Kaiser, das Reich, alle meine Verwandten und Verbündeten sind es, die mich zu diesem Frieden genötigt. Ihre Eifersucht ist die Ursache, und sie wird ihnen, sei es auch spät, einst vom König von Frankreich bezahlt werden.“ Die Strafe kam bald; sie war — Straßburg.

Aber eins blieb dem Kurfürsten, was ihm niemand wieder entwinden konnte, der hellleuchtende Ruhm. Sein Staat hatte die Feuerprobe bestanden; aus furchtbaren Gefahren ging er mit hohen Ehren, wenn auch ohne äußeren Gewinn hervor. Und auch das deutsche Volk schuldete dem großen Kurfürsten viel. Hatte er nicht die deutsche Waffenehre glänzend wiederhergestellt, die Schweden gezüchtigt, Ludwigs XIV. Vordringen, als es am gefährlichsten für ganz Europa ward, zuerst gehemmt? Schande genug für die anderen, daß sie ihn durch ihren Abfall zwangen, die Schweden wieder auf deutschem Boden sich einnisten zu lassen! Friedrich Wilhelm handelte weise und gerecht, wenn er fortan mehr als je nur den Vorteil seines eigenen Staates im Auge hatte; in diesem mußte der Rächer und Retter des heillos zerrütteten deutschen Reichs erwachsen.

Des großen Kurfürsten letzte Regierungszeit.

Der brandenburgische Name war durch die Siege des Kurfürsten an allen Enden Europas berühmt geworden; in Berlin erschienen im Jahre 1679 Gesandte von Völkern, die man hier kaum dem Namen nach kannte, von dem Zaren der Moskowiter, Feodor Alexiewitsch, von dem Khan der Tataren, Murad Gherai, brachten Geschenke und boten Freundschaft und Bund an. Auch fremde Erdteile lernten die brandenburgische Kriegsmacht achten. Im Jahre 1678 segelten zwei Fregatten des großen Kurfürsten nach Westindien und machten dort Jagd auf französische Schiffe. Zwei Jahre später unternahm Friedrich Wilhelm sogar einen förmlichen Seekrieg. Es galt den Spaniern, die ihm zwei Millionen Thaler rückständiger Subsidien schuldeten und auf gütlichem Wege nicht zur Zahlung zu bewegen waren. Der Kurfürst ließ daher im Hafen von Pillau sechs Fregatten von 20 bis 40 Kanonen ausrüsten, mit 600 Matrosen und 300 Soldaten bemannen und unter dem Oberbefehl des Kapitäns Kornelius van Beveren auslaufen, um im atlantischen Meer spanische Schiffe abzufangen. Sie brachten auch einige Fahrzeuge auf, darunter bei Ostende ein mit brabanter Spitzen und Tüchern reich beladenes Schiff von 60 Kanonen, schlugen sich am Kap St. Vinzent mit einer doppelt so starken feindlichen Flotte herum (30. September 1681); da aber alle Seemächte diesen Kaperzug, weil er ihren Handel störte, mißbilligten, so ließ es der Kurfürst dabei bewenden.

Alle Lorbern, die Bewunderung Europas, das Staunen ferner Völker konnten indes den großen Kurfürsten nicht über die Opfer trösten, die er in dem eben geendigten Kriege gegen Frankreich und Schweden nutzlos seinem Volke auferlegt. Und wenn er sich fragte, durch wen er am meisten geschädigt worden sei, so mußte er nicht sowohl die Franzosen, als seine ungetreuen Verbündeten anklagen. Er änderte daher seine Politik und schloß mit Frankreich (im Oktober 1679) einen geheimen Freundschaftsvertrag. Dadurch erreichte er zunächst, daß seine klevischen Lande rascher von den Franzosen geräumt wurden, sodann daß er sicher vor dem Übelwollen seiner Widersacher, namentlich Schwedens, in Ruhe die Erneuerung der finanziellen Kräfte und überhaupt der Wohlfahrt seines Staates betreiben konnte.

Das Ziel, seinen Staat auch nach außen zu vergrößern, verlor er darüber nicht aus den Augen. Einiges gelang ihm noch in dieser Hinsicht. Durch den Tod des magdeburgischen Administrators, Prinzen August von Sachsen, kam er endlich (im Jahre 1680) in den Besitz des Herzogtums samt den Städten Magdeburg und Halle. Durch Verheiratung seines jüngern Sohnes Ludwig mit der Prinzessin Luise von Radziwil, Erbtochter

des im Jahre 1670 verstorbenen reformirten Fürsten Bogislaw Radziwil, gewann er (1681) seinem Hause die litauischen Herrschaften Tauroggen und Serrey. Durch Aufnahme des Titels „Graf von Hohenzollern“ (1685) unter seine übrigen Titel suchte er der Zukunft vorzuarbeiten, indem er das Gedächtnis an die Verwandtschaft der brandenburgischen Zollern mit dem in Schwaben blühenden und Hohenzollern geheißenen Zweige des Gesamthauses erneuerte.

Aber am meisten beschäftigte ihn jetzt der Gedanke, in Schlesien die Vergrößerung zu suchen, die ihm in Vorpommern mißlungen war. Er hatte dort nach seiner Überzeugung Rechte genug. Jägerndorf war noch immer nicht seinem Hause wiedergegeben. Dazu waren nun noch neue Ansprüche gekommen. Denn im Jahre 1675 war die herzogliche Familie von Liegnitz, Brieg und Wohlau ausgestorben: der Kurfürst forderte, daß der Erbvertrag von 1537 berücksichtigt und ihm wenigstens ein Teil der Erbschaft überlassen werde. Aber Leopold I. lehnte dieses Verlangen kurz ab und behielt jene Länder als erledigte Lehen der Krone Böhmen für sich, schloß auch mit Baiern ein Bündnis gegen ihn, falls der Kurfürst seine Ansprüche mit den Waffen verfechten sollte. Ebensowenig wollte er von der Abtretung Jägerndorfs etwas wissen.

Friedrich Wilhelm fühlte sich von neuem und aufs empfindlichste in seinen Interessen gekränkt. Um so weniger hatte er Lust, für den Kaiser und das deutsche Reich abermals zu den Waffen zu greifen, als dieselben von Ludwig XIV. in neue Not gebracht wurden. Denn die Franzosen machten sich den Zwiespalt Habsburgs und Hohenzollerns rasch zu nutze; mit empörender Anmaßung riß Ludwig (1681) mitten im Frieden durch sogenannte Reunionen mehrere Grenzstriche am linken Ufer des Oberrheins, namentlich die altberühmte Reichsstadt Straßburg an sich. Der kluge Habsburger Karl V. hatte einmal geäußert, wenn zu gleicher Zeit Wien und Straßburg bedroht wären, so würde er unbedenklich zuerst zu Straßburgs Rettung herbeieilen. Leopold I. hatte weder den Verstand noch die Kraft seines Ahnen geerbt, er ließ die hochwichtige Stadt dem Feinde, that so, als ob ohne Friedrich Wilhelms Beistand, der sich damit begnügte, die von Frankreich gewonnenen Dänen von einem Einfall in Norddeutschland abzuhalten, die Macht des Hauses Habsburg samt den Kräften Süddeutschlands nicht hinreichte, und wollte doch jenen Beistand, den er verwirkt hatte, durch kein Opfer wiedergewinnen; die Wahrheit war, Österreich mochte jetzt so wenig wie sonst aus eigenen Mitteln etwas für Deutschland thun. So behielt Ludwig XIV. seinen Raub.

Indessen der Kurfürst kam von seiner Verstimmung bald zurück. Sein deutsches und sein religiöses Gefühl empörte sich über die Anmaßungen des Franzosen, über den Fanatismus des Katholiken, der sein

Freund sein wollte und doch fortfuhr Deutschland und den Protestantismus zu kränken. Er trat daher der Koalition bei, die sich damals in Europa unter des Oraniers Leitung gegen Frankreich zu bilden begann. Im August 1685 schloß er als ältestes und oberstes Haupt der Reformirten mit Holland einen Vertrag zü gegenseitiger Verteidigung; die Beschützung der protestantischen Interessen war dabei der geheime Zweck, die Erhebung Wilhelms III. auf den Thron seines Schwiegervaters, des katholischen Jakob Stuart von England, die nächste Absicht. Ganz und offen aber brach der Kurfürst mit Ludwig XIV., als dieser im Oktober 1685 nicht bloß das Edikt von Nantes aufhob, welches, von Heinrich IV. 1598 gegeben, den französischen Reformirten bisher die freie Ausübung ihrer Religion verstattet hatte, sondern auch — nach dem Beispiel der Habsburger — denen, die sich weigerten, katholisch zu werden, Dragoner ins Haus legte, ja selbst die Auswanderung verbot. Da war es der große Kurfürst, der dem Unwillen des evangelischen Europa gegen den Tyrannen lauten und scharfen Ausdruck gab. Er erließ auf der Stelle (am 8. November 1685) eine offene Bekanntmachung, das „potsdamer Edikt“, worin er alle verfolgten evangelischen Franzosen einlud, in sein Land, unter seinen Schutz zu kommen; er versprach ihnen die freundlichste Aufnahme, verlassene Stellen in Dörfern und Städten, volle Religionsfreiheit und gleiches Recht mit seinen übrigen Unterthanen, auch eigene Kirchen, Schulen, Gerichte, sowie jegliche Unterstützung beim Anfange ihrer Wirtschaft. Viele tausend Hugenotten folgten freudig dem großmütigen Rufe, während Ludwig XIV. ergrimmte, daß sein finsterer Fanatismus vor der ganzen Welt, der er so gern als Gipfel der Bildung erschien, nach Verdienst gekennzeichnet war. Ebenso erließ der Kurfürst an den Herzog von Savoien, der Ludwigs Beispiel nachahmte, ein abmahnendes Schreiben und lud die Waldenser, die jener verfolgte, zu sich ein. Einige hundert derselben siedelte er in der Altmark an. Er hielt es immer für seinen glorreichsten Titel, daß man ihn das Oberhaupt der Reformirten in Europa nannte.

Dennoch geschah es zum großen Teil auch aus allgemein deutschem Patriotismus, wenn nun der Kurfürst Frankreichs entschiedener Feind ward. Soeben war die simmernsche Linie des wittelsbachischen Hauses Kurpfalz ausgestorben, und nun erhob Ludwig XIV. dem deutschen Staatsrecht zuwider, nach welchem das Land an den Zweig Pfalz-Neuburg fiel, im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einer Schwester des letzten simmernschen Kurfürsten, Ansprüche nicht bloß an dessen Privatbesitz, sondern an die ganze Hinterlassenschaft. Die Pfalz sollte französisch werden! Dieses Unglück von Deutschland abzuwenden, vergaß der Kurfürst seinen Groll und verband sich im März 1686 wieder mit dem Kaiser. Es war charakteristisch für Habsburgs

Politik, wie sie die Wohlgesinntheit des Hohenzollern ausbeutete: dafür, daß Friedrich Wilhelm mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis schloß, von welchem im Kriegsfall Deutschland und der Kaiser größeren Nutzen zu erwarten hatten, als der brandenburgische Staat, dafür ferner, daß Friedrich Wilhelm, um nur allen Hader aus dem Wege zu räumen, seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer aufgab, trat ihm Leopold den schlesischen Kreis Schwiebus ab, und auch diese geringe Leistung that er nur zum Schein; denn indem er schlau einen Zwist in der kurfürstlichen Familie benutzte, erlangte er insgeheim von dem Kurprinzen Friedrich die Zusicherung, daß derselbe bei seiner Thronbesteigung den Kreis Schwiebus ihm wieder zurückgeben werde. Der Kurprinz stand nämlich mit seiner Stiefmutter, der zweiten Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea von Holstein, auf gespanntem Fuße; er glaubte, sie arbeite daran, ihn zum Besten seiner Stiefbrüder zu benachteiligen. Nun hatte der Kurfürst (am 26. Januar 1686) ein Testament gemacht, in welchem er seinen Söhnen zweiter Ehe gewisse Teile des Staates als erbliche Statthalterschaften bestimmte. Seine Absicht dabei war: die Prinzen durch fürstenmäßige Ausstattung davor zu behüten, daß sie nicht, wie damals viele thaten, durch Aussicht auf glänzende Versorgung sich zum Übertritt zur katholischen Kirche verlocken ließen. Übrigens meinte er der Einheit des Staates damit nicht allzu nahe zu treten; denn dem Kurfürsten sollte die volle Oberhoheit verbleiben. Allein er hielt das Testament geheim, teilte es nur dem Kaiser, der es bestätigen sollte, mit, und der kaiserliche Gesandte in Berlin konnte daher, auf diese Urkunde weisend, den Kurprinzen in Schrecken setzen*). Dieser ging in die Falle. Schon aus politischen Gründen ein Gegner der französischen, ein Freund der österreichischen Allianz**), warf er sich nun dem Kaiser, in dessen Macht es stand, das Testament dereinst auf sich beruhen zu lassen, ganz in die Arme und suchte sich dessen Gunst zu erwerben, indem er durch einen geheimen Revers (vom 8. März 1686) auf Schwiebus verzichtete. Erst nachdem dies geschehen, unterzeichnete der kaiserliche Bevollmächtigte jenen mit dem Kaiser geschlossenen Traktat (12. März).

Ohne Ahnung von dem falschen Spiel, welches der wiener Hof mit ihm trieb, beeilte sich der Kurfürst dem Kaiser seine Freundschaft zu bethätigen. Er schickte ihm die erlesensten Truppen, den besten Feldherrn seines Heeres gegen die Türken zu Hilfe. Im Juli 1686 langten sie, 6900 Mann mit 16 Geschützen unter dem General Hans Adam von Schöning, vor Ofen an. Die Brandenburger waren den Türken in

---

*) Erdmannsdörfer i. d. preuß. Jahrbüchern Bd. 18, S. 429—440.

**) Ranke, Genesis des preuß. Staates III., 364 ff.

Ungarn schon alte gefürchtete Bekannte; zum ersten Male erschienen sie hier im Jahre 1663, 2000 Mann stark unter dem Herzog von Holstein-Plön als Kontingent zum Reichsheer; in den Jahren 1664, 1672, 1683, bald als Hilfstruppen des Kaisers, bald des Königs von Polen, waren sie wiedergekommen; und immer hatten sie sich ausgezeichnet. Jetzt leisteten sie bei der Erstürmung Ofens (2. September 1686) die vorzüglichsten Dienste; sie hießen wegen ihres Heldenmutes bei den Türken die „Feuermänner“, und auch der kaiserliche Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, war über sie voll des höchsten Lobes; im Herbst 1686 kehrte die tapfere Schar zurück, um 3000 Mann geringer an Zahl, die im Kampfe mit den Ungläubigen gefallen waren.

Zu derselben Zeit rettete der Kurfürst Hamburg, dessen sich der König von Dänemark zu bemächtigen Anstalt machte. Schon war Christian V. mit 15000 Mann in die Nähe der Stadt gerückt, als ein brandenburgischer Gesandter erschien — es war der Geheimerat Paul Fuchs, damals der gewandteste unter den Ministern Friedrich Wilhelms — und in freundlicher Form, aber mit Nachdruck darauf drang, daß Dänemark seine Entwürfe gegen die Stadt aufgebe. Andernfalls werde der Kurfürst Hamburg mit derselben Entschlossenheit zu verteidigen wissen, als gelte es Berlin*). Der König wagte es denn auch nicht, seinen Zwist mit der wichtigen Grenzstadt, die er so gern unter sich gebracht hätte, bis zum Kriege zu treiben, sondern zog mit seinem Heere wieder ab (September 1686).

Die letzte That des großen Kurfürsten nach außen hin war ein Schlag gegen Frankreich und ein Verdienst um den Protestantismus. Im März 1688, schon schwer krank, schloß er mit seinem Neffen, dem Prinzen Wilhelm III. von Oranien, einen geheimen Vertrag, kraft dessen 6000 Brandenburger unter dem Befehl des berühmten Marschalls v. Schomberg, den er zu diesem Zwecke 1687 in seinen Dienst gezogen hatte, nach Holland gehen, von dort den Prinzen nach England begleiten und ihm helfen sollten, den Thron des katholischen Stuarts zu stürzen. Noch im Tode beschäftigte ihn diese Unternehmung, die in der That dann erfolgt ist und mit Brandenburgs Hilfe den Engländern ihre „glorious revolution“ geschafft hat. Sterbend gab er seiner Leibwache für den letzten Tag seines Lebens die Parole: London! Amsterdam! Es war sein letztes politisches Wort.

Über seinen Kriegen und diplomatischen Verhandlungen hatte er doch nie die innere Verwaltung aus den Augen gelassen. Das Eigentümliche seines Staates bestand ja darin, daß diese kunstreiche Maschine,

---

*) Electori perinde fore, Hamburgum an Berolinum oppugnetur. Pufendorf, de rebus gestis Friderici Wilhelmi, XIX. 39.

deren Triebrad der Fürst war, nirgends ins stocken geraten durfte, wenn sie das Große, was verlangt wurde, leisten sollte. Darum gingen fortwährend die Geschäfte aus allen Fächern der Regierung in das Kabinet, der Fürst mochte im Felde oder daheim sein. Die Zentralisation der Verwaltung mehr durchzuführen, erteilte Friedrich Wilhelm in seiner letzten Zeit dem Geheimen-Rat*) immer größere Befugnisse. Aber zugleich versuchte er jetzt, da der Absolutismus feststand, eine Versöhnung mit den alten Sonderinteressen, die er besiegt hatte, herbeizuführen. Nur soviel sollten die Stände von ihren früheren Rechten verlieren, als zur Herstellung der unumschränkten Monarchie durchaus notwendig sei. Denn je weniger Geist und Leben in dem Ständetum geblieben war, desto größeren Wert legten die Unterthanen auf dessen verknöcherte Formen. So geschah es denn im Sinne der öffentlichen Meinung, daß der Kurfürst den Edelleuten, Geistlichen und Bauern verbot Handel zu treiben, den Hörigen und Leibeignen, zu studiren oder Handwerker zu werden; daß er ferner den Beamten einschärfte, die Ritterschaft und die städtischen Magistrate, denen das Untergericht zustand, in ihrem gesetzlichen Anteil an der Rechtspflege nicht zu beeinträchtigen; wie er andrerseits durch ein Edikt (vom 9. Februar 1688), welches dem Kammergericht gebot, kurfürstliche Verordnungen nur dann zu beachten, wenn sie mit den Gesetzen übereinstimmten, auch die Selbständigkeit der höheren Justiz sicher stellte. Aber er ging weiter. Weil er in der Lebensfrage des Staates, in dem Heer- und Steuerwesen, ein Recht der Ritterschaft vernichten mußte, so hielt er es für billig, deren übrige gesetzliche oder herkömmliche Rechte, auch wenn sie auf Mißbräuchen beruhten, unangetastet zu lassen. Die wichtigsten unter diesen Rechten bezogen sich auf das Verhältnis des Gutsherrn zu den Gutsbauern und waren Besitztitel, in die hineinzugreifen soviel hieß als das Eigentum verändern. Der Kurfürst glaubte, dem Adel, dem er im Interesse des Staates so viele Opfer abforderte, deren nicht noch zu Gunsten des gemeinen Mannes auferlegen zu können; er war eher geneigt, ihn soviel thunlich zu entschädigen. So kam es, daß er die Macht der Stände nach oben verkürzte, nach unten aber bestehen ließ, ja sogar bekräftigte und vermehrte. Der Adel hatte im Laufe der Zeit die Bauern zu seinen Unterthanen und Dienstleuten, an vielen Orten, besonders in der Uckermark und in Pommern, zu seinen Leibeigenen herabgedrückt; diesen Mißbrauch, den er vorfand, erkannte Friedrich Wilhelm in seinen „Bauern-, Gesinde-, Hirten- und

*) Die Mitglieder desselben hießen seit 1682 wirkliche geheime Räte zum Unterschiede von denjenigen Beamten, die nur den Titel, nicht die Geschäfte eines geheimen Rates hatten.

Schäfer-Ordnungen" vom Jahre 1678, 1681, 1683 als gesetzlich an. Der Bauer blieb danach an die Scholle gebunden und mußte seiner Gutsherrschaft drei Jahre dienen; der Leibeigene war sogar verpflichtet, soviel und solange Hand- und Spanndienste zu leisten, als die Herrschaft nur immer verlangte. Hier sagte der große Kurfürst also nicht, wie er es bei Steuer- und Kriegssachen that: „die Rechte der Stände stelle er nicht in Abrede, allein der Zeit müßten auch Landesverträge und Grundgesetze weichen". Hier schonte, ja begünstigte er vielmehr das alte feudale Wesen.

Es war eine Art von Kompromiß zwischen dem neuen Absolutismus und der alten Aristokratie: der Minorität blieb es erlaubt, die Majorität bis zu einem bestimmten Grade auszunutzen, aber sie mußte jetzt einen großen Teil dieses Nutzens für den Staat hergeben, der im Interesse aller errichtet war.

Auch in seinem Verhalten gegen das Heer bewies der Kurfürst, daß es ihm darauf ankam, die großen Lasten, die er den alten Ständen auflegte, nicht unnötig zu vermehren. Durch Werbung und für Sold zusammengebracht, konnte das stehende Heer nicht von dem edeln Geist der Vaterlandsliebe, sondern nur von dem kriegerischen Standesgeist, von der Ehr- und Ruhmesliebe zu jenen vorzüglichen Leistungen gespornt werden, auf denen die Macht des Staates beruhte. Daher war es natürlich, daß der Soldat besondere Begünstigungen erwartete, daß er sich besser dünkte als der Zivilist, und daß er leicht übermütig und gewaltthätig wurde. Aber der Kurfürst schritt dagegen allemal ernstlich ein, hielt strenge Mannszucht, beschützte die Unterthanen sehr nachdrücklich; er war wohl geneigt, diesem neuen Stande im Staate viel Ehre, aber kein Vorrecht, am wenigsten Gewalt über die anderen Stände zu geben. In seinen „Marsch-, Quartier- und Verpflegungs-Reglements" (1670 und 1678) machte er die Offiziere für die Ausschreitungen der Gemeinen verantwortlich, verbot bei Vermeidung vierfacher Erstattung und exemplarischer Strafe das geringste an Geld oder Geldeswert von den Unterthanen zu fordern oder gar zu erpressen, befahl, die Truppen sollten nicht eher die Quartiere verlassen, bis die Offiziere von den Verwaltungsbeamten und Magistraten ein Zeugnis ihres Wohlverhaltens erlangt hätten. Ebenso kräftig wußte er Übergriffen im Heere selbst zu steuern; die häufigen Rangstreitigkeiten der Offiziere beseitigte er durch die Verordnung vom Februar 1684, daß sich der Rang nach dem Dienstalter richten solle. In einem anderen Armeebefehl (am 8. Februar 1688) verbot er den Offizieren, die Prügelstrafe gegen die Gemeinen anders als unter bestimmten gesetzlichen Formen anzuwenden.

Wenngleich die Stärke des Heeres nach dem Bedürfnisse wechselte, so war doch auch der Friedensbestand für einen Kurstaat sehr beträchtlich.

Bei dem Tode des Kurfürsten zählte das Heer 28 000 Mann, darunter 5000 Reiter. Es war musterhaft ausgerüstet, die Reiterei zumal sah jetzt anders aus, als da sie bei Warschau den Feind jagte; sie war reich gekleidet in verziertem Lederkoller, Küraß, Helm und langen Stiefeln. Die Dragoner hatten einen an der Seite aufgeschlagenen Filzhut und einen reichgestickten Waffenrock, dessen Ärmel mit dunkeln Querbändern benäht waren. Auch an der Uniform des Fußvolks ward nicht gespart; die blauen Tuchkleider saßen weit und bequem; der Musketier trug dazu einen Federhut, der Pikenier eine Pickelhaube. Außer den Pikenieren, welche Panzer, Säbel und 14 Fuß lange Piken hatten, führten alle sowohl Feuergewehr als andere Waffen, nämlich die Reiterei Karabiner, Pistolen und lange Schwerter, die Dragoner Säbel, kurze Piken und leichte Musketen, die Musketiere Degen und Lunten-Musketen, welche beim Abfeuern auf Gabeln gelegt wurden. Die Infanterie, zu zwei Dritteln aus Musketieren, zu einem aus Pikenieren bestehend, focht in sechs Gliedern. Beim Feuern schoß zuerst das sechste Glied, während die andern auf den Knieen lagen, dann schoß das fünfte u. s. w. Beim Stechen kniete das erste Glied nieder, fällte die Pike, die es gegen den Fuß stützte, und zog gleichzeitig den Degen; die hinteren Glieder blieben stehen und fällten die Piken, so daß das sechste Glied dieselben am höchsten hielt. Der Dienst der Musketiere war am schwersten, denn sie mußten auch noch spanische Reiter mit sich tragen, Holzböcke, die sie in der Schlacht als eine Art Verschanzung vor sich aufpflanzten. Die Unterhaltung der Truppen, dazu das Festungswesen und die 1653 in Kolberg errichtete Ritterakademie (eine Art Kriegsschule), dies alles kostete jährlich über eine Million Thaler baren Geldes; eine Summe, welche auf bestimmte Einkünfte — die Grundsteuer, die Zölle, das Stempelpapiergeld und besonders die Accise — angewiesen war, während andere Einkünfte, wie die Erträge der Post und der Domänen, zur Erhaltung des besonders seit der zweiten Heirat des Kurfürsten im Jahre 1668 prächtiger gewordenen Hofstaats und der Beamten dienten. Zuletzt belief sich die Gesamtausgabe des Staates auf $2^1/_2$ Million Thaler.

Diese Leistung dem Lande zu erleichtern und die Steuerkräfte für die Zukunft noch zu steigern, setzte die Regierung ihre Arbeit als Pflegerin jedes Erwerbszweiges unermüdlich fort. Ihre Sorgfalt ließ es nicht bei allgemeinen Anordnungen bewenden, sie trieb auch im einzelnen. So befahl der Kurfürst (1685) den Ackerbürgern, hinter ihren Häusern Baumgärten anzulegen, und den Geistlichen, keinen Mann zu trauen, der nicht nachweise, daß er wenigstens sechs Obstbäume veredelt und sechs junge Eichen gepflanzt habe. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und war ein eifriger Gärtner; aus seinem Obst- und Küchengarten zu Berlin, wo er oft genug mit eigener Hand säete und pfropfte, verbreitete sich

denn namentlich auch der feinere Gemüsebau über die Mark. Wie hart er übrigens die Unterthanen anfassen mußte, um sie aus ihrem Saumsal zu ziehen, erhellt aus den polizeilichen Vorschriften, die er für Berlin erließ. Diese Stadt, besonders durch die fremde Einwanderung sehr gewachsen, seit 1674 auch durch einen neuen Stadtteil, die Dorotheenstadt mit der vierfachen Lindenallee erweitert, zählte am Ende dieser Regierung 20000 Einwohner, dreimal mehr als am Anfang derselben, aber noch immer fehlten jene Zeichen höherer Zivilisation, die der Kurfürst an den holländischen Städten und selbst in vielen Reichsstädten bemerkt hatte: Nettigkeit und Ordnung im Äußeren. Er befahl daher 1680: „wer den Unrat auf die Straße werfe, dem solle er wieder ins Haus geworfen werden; wer unsittlicher Weise die Straße verunreinige, solle an den Pranger kommen, Kinder dafür mit der Rute bestraft werden, da man solch säuisches Wesen nicht dulden könne und zur Notdurft öffentliche Bedürfnisanstalten vorhanden seien.“ Er erließ auch eine neue Feuerlöschordnung (1682), eine Laternenordnung, nötigte die Hausbesitzer vor ihren Häusern pflastern und kehren zu lassen, den Magistrat aber, das Ganze streng zu beaufsichtigen.

Was die Produktion in seinen Staaten hemmte, war jedoch weniger die Trägheit der Unterthanen als deren Mangel an Kenntnis, Geschicklichkeit und Kapital. Auch aus diesem Grunde zog der Kurfürst unablässig Einwanderer, am liebsten aus dem gebildeten und wohlhabenden Westen herbei. Diese Fremden, besonders die Franzosen, von denen im Jahre 1672 zu Berlin eine „französische Kolonie“ gegründet worden, aber auch Pfälzer, Wallonen, Holländer, brachten nicht bloß Arbeitskraft, sondern auch jene Vermögen, die hier fehlten, in den Kurstaat. Sie bürgerten in der Mark manchen neuen Industriezweig ein, z. B. die Tabaksspinnerei (1681) und den Tabaksbau (1685); sie waren es, die sich am häufigsten zu jenen Privilegien meldeten, welche der Kurfürst zur Einführung neuer Manufakturen so gern erteilte; sie halfen ihm auch seine Fabriken anlegen, die das einheimische Gewerbe erweitern sollten (1674 ein Stahlwerk, 1685 eine Gewehrfabrik, 1686 eine Zuckersiederei und eine Gaze-, Seide- und Kreppfabrik, 1687 ein Blech- und Zinnhaus). Durch sie, die in allen Erwerbszweigen den alten Einwohnern ein gutes Beispiel der Rührigkeit und Gewandtheit gaben, kam zugleich das Prinzip der geteilten Arbeit statt des herkömmlichen Zunftzwanges nach Brandenburg.

Wie die Franzosen in der Industrie, so waren die Holländer im Seehandel dem Kurfürsten sehr brauchbare Gehilfen. Nachdem er mit ihrem Beistande sich eine Flotte verschafft hatte, wollte er auch eine überseeische Kolonie haben. Auf den Rat seines Admirals, des Holländers Benjamin Raule, richtete er seinen Blick nach Guinea. Dort ließ er mit einigen Negerhäuptlingen Verhandlungen anknüpfen, und

als sie ihn zu ihrem Oberherrn angenommen und versprochen hatten, nur mit brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben, auch die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiete zu gestatten, errichtete er 1682 eine „afrikanische Handelsgesellschaft" und schickte den Major Otto Friedrich von der Gröben mit zwei Kriegsschiffen und einer Kompanie Soldaten nach Guinea, um dort die Niederlassung anzulegen. Gröben erbaute 1683 auf der Goldküste zwischen Axim und dem Kap der drei Spitzen das Fort Großfriedrichsburg, in dessen Nähe dann noch zwei andere brandenburgische Plätze, Acoda und Tacarari, befestigt wurden. Mit großem Staunen sahen die Berliner (1684) eine Gesandtschaft von Negerhäuptlingen anlangen, die gekommen waren, ihrem Herrn, dem Kurfürsten zu huldigen. 1685 unterwarf sich ihm auch die Insel Arguin zwischen dem grünen und weißen Vorgebirge am Senegal und erhielt ebenfalls ein Fort als Befestigung und Handelsplatz. Die Waren, welche die Brandenburger in Guinea eintauschten, bestanden in Goldstaub und Sklaven; letztere verkauften sie dann in Amerika, wie es damals alle seefahrenden Nationen Europas thaten. Um das Aufblühen dieser Handelsgesellschaft bemühte sich besonders der Minister Paul Fuchs, der nicht bloß als Diplomat, sondern auch als Verwaltungsbeamter sich große Verdienste um den Staat erwarb.

Der Kurfürst förderte seinen Seehandel indes noch von einer anderen Seite. Er benutzte einen Streit, der zwischen der Fürstin von Ostfriesland und den Ständen des sehr freiheitlich verfaßten Staates ausbrach, um als Mitdirektor des westfälischen Kreises, zu welchem Ostfriesland gehörte, sich hinein zu mischen; er verband sich mit den Ständen und legte 1682 zu ihrem Schutze brandenburgische Truppen nach Emden und Greetsiel an der Ems. Emden, der wohlgelegene Nordseehafen, wurde nun die Hauptstation für die brandenburgisch-preußische Kriegsflotte, neun Schiffe von 20 bis 40 Kanonen, welche der Kurfürst 1686 von Benjamin Raule für 109 000 Thaler an sich kaufte; Emden wurde zugleich der Sitz der afrikanischen Kompanie. So hatte der hohenzollersche Staat auch an der Nordsee Fuß gefaßt. Freilich war die Handelsmarine von Hinterpommern und Ostpreußen noch nicht so weit entwickelt, um mit Friedrich Wilhelms großartigen Ideen Schritt zu halten; dazu kamen die Hindernisse, welche die westindische Kompanie Hollands aus Eifersucht den Brandenburgern in den Weg stellte; kurz die afrikanische Unternehmung gedieh nicht recht, und der Kurfürst gestand, daß jeder Dukaten, den er aus afrikanischem Golde prägen lasse, ihm zwei andere koste. Aber er durfte hoffen, daß seine Nachfolger, wenn sie seine Anfänge klug und kräftig weiterführten, mit der Zeit zu besseren Ergebnissen kommen würden. Und wenn jenes Geld in Zukunft doch keine Zinsen trug, so war es würdiger verloren, als die Summen, welche

an anderen Fürstenhöfen für schlimmere Liebhabereien verschwendet wurden. Weder Mätressen noch Günstlinge schöpften in Berlin aus dem Säckel des Fürsten oder des Staates. Wohl aber zierten Friedrich Wilhelms Hof viele treffliche Gelehrte und Künstler aus Holland, Frankreich, Italien; Deutschland, unter denen der Stahlschneider Leigebe aus Schlesien, der Kupferstecher Bartsch und vor allen ausgezeichnet der Biograph des Kurfürsten, der berühmte Gelehrte Samuel Pufendorf, zu nennen sind.

So konnte der Einfluß des Hofs auf die geistigen Interessen des Landes nur heilsam sein. Der Kurfürst fuhr überdies fort, ihnen auch unmittelbar zu nützen, gründete 1671 eine Ritterakademie zu Frankfurt a. O., 1683 eine Stadtschule (das spätere Gymnasium) auf dem Friedrichswerder zu Berlin, eröffnete seine Bibliothek, die im Jahre 1687 schon 1618 Handschriften und 20 600 Bände enthielt, mit größter Liberalität dem ganzen Publikum.

Dieser überall anregende und rastlos thätige Mann war doch seit dem französischen Kriege körperlich selten gesund; er hatte sich durch die Beschwerden im Felde die Gicht zugezogen, die ihn dann nicht mehr verließ. Im Anfange des Jahres 1688 ging diese Krankheit in Wassersucht über, und bald eröffneten ihm seine Ärzte, daß seine Lage hoffnungslos sei. Er hörte es mit großer Fassung und traf still seine Vorbereitungen. Am 7. Mai versammelte er den Kurprinzen, die Minister, die Mitglieder des Geheimen-Rats zu einer feierlichen Sitzung und nahm als Landesherr Abschied. „Er wohne nun zum letzten Male dem Rate bei; in wenigen Tagen werde er sterben. Seine Regierung sei voll gewesen von Mühe und Sorge für ihn und durch die vielen Kriege voll Übel für seine Unterthanen. Gern hätte er die Lasten des Volkes vermindert, die Ungunst der Zeiten habe es verwehrt. Alle Welt aber wisse, wie er den Staat nach dem Tode seines Vaters gefunden, und wie er ihn jetzt hinterlasse, in ziemlichem Wohlstand und großem Ansehen, gefürchtet von den Feinden, geachtet bei den Freunden. Diesen aufstrebenden Staat übergebe er dem Kurprinzen mit der Ermahnung, den ererbten Ruhm zu wahren und zu vermehren; die Waffen, denen der Staat seine Sicherheit und seinen Glanz verdanke, immer zur Hand zu haben; die Unterthanen zu lieben; treue Räte zu hören." Dann dankte er den Räten für ihre redlichen Dienste, forderte sie auf, seinem Sohne mit gleicher Treue zu dienen, und sagte jedem lebewohl. Alle erwiederten mit Thränen. Nachdem er dann auch von seiner Familie Abschied genommen und mit seinen Hofpredigern gebetet hatte, war er bereit zu sterben. Sonntag am 9. Mai versammelte er noch einmal seine Kinder um sein Bett, segnete sie und rief inbrünstig: „Komm Herr Jesu! ich bin bereit!" dann mit leiserer Stimme: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und der

wird mich hernach aus der Erde auferwecken"; neigte sein Haupt und verschied.

Friedrich Wilhelm hatte in seiner 48jährigen Regierung Großes geleistet; Großes für seine Dynastie, die er souverän nach außen und absolut nach innen, Großes für sein Volk, das er vermittelst des Absolutismus zu einer tüchtigen Nation gemacht hatte. Denn die Länder- und Völkermasse, die er vom Vater überkommen, war jetzt nicht bloß um etwa die Hälfte vermehrt — von 1472 auf 2013 Quadratmeilen, von 900 000 auf 1,500 000 Einwohner — Land und Leute waren auch aus der Zerrissenheit zahlreicher Sonderwesen umgewandelt in einen festen einigen Staat, und in diesem Machtmittel geschaffen, Hilfsquellen eröffnet, von denen man hier vordem keine Ahnung hatte: ein stehendes Heer von 28 000 Mann ausgezeichneter Truppen, starke wohlversehene Festungen, reiche Einkünfte, die Staatseinnahmen von einer halben Million Thaler auf 2½ Million gebracht und ein Schatz von 650 000 Thalern gesammelt; dazu ein glänzender Ruhm seinem Hause gewonnen, sein Staat mit Ehren in die Reihe der Weltmächte eingeführt; wenn einer, so verdient Friedrich Wilhelm den Beinamen des Großen, den ihm schon die Mitwelt zuerkannte. Es ist wahr, die Mittel, die er gebrauchte, machen mehr seinem Verstande als seinem Herzen Ehre; „Friedrich Wilhelm war (wie sein Zeitgenosse Burnet sagt), wenig empfindlich bei den Leiden der Menschheit; er belastete seine Unterthanen außerordentlich, um sein Gepränge zu erhalten und seinem kriegerischen Geiste Raum zu geben." Aber was als Gepränge erschien, barg in schimmernder Hülle eine preiswürdige Schöpfung, und die Waffen allein gaben ihr Luft und Licht. So manches gebrochene Recht klagte den großen Toten an; aber im Widerstreit der Interessen, die er vorfand, konnte nichts gedeihen; er glich dem Arzte, der schonungslos die Teile schneidet und brennt, damit das Ganze gesunde und erstarke.

Wenn er dem Volke seinen Willen aufzwang, so war dieser der weisere; wenn er viel von den Unterthanen forderte, so forderte er von sich nicht weniger. Denn seine Werke, seine Macht und sein Ruhm waren mit seinem Schweiße so gut wie mit dem Schweiße seines Volkes hergestellt worden. In seinen Schlachten setzte er sein eigenes Leben so gut ein wie jeder seiner Krieger. Seine Tage verbrachte er mit Arbeit und Sorge für den Staat, nicht wie so viele andere Fürsten mit Lüsten und Ausschweifungen. Durch ein ehrbares mäßiges Leben seinen Unterthanen ein gutes Vorbild, trotz seines reizbaren Temperaments allezeit besonnen im Handeln, war er mit Recht ein Selbstherrscher, weil er mit Ehren ein Selbstbeherrscher war.

Innere Zustände des brandenburgischen Staates im siebzehnten Jahrhundert.

Das Volksleben, im Mittelalter so bunt und kräftig, ist nun verblaßt; die Einwohner des Staates führen, seit die Monarchie absolut geworden, nicht mehr ein öffentliches, nur ein Privatleben; sie sind bloß Unterthanen und noch nicht Staatsbürger. Denn der Fürst ist mit seinem Heere und mit seiner Beamtenschaft das einzig Bewegende und Erhaltende im Staate; das Volk hat nur die Mittel herzugeben. Statt der politischen Interessen erregen seit der Reformation die kirchlichen das Volk; hierin hält es am längsten seine Selbständigkeit fest. Aber auch in der Kirche erlangt das landesherrliche Ansehen zuletzt völlig die Oberhand. Das Volk gewöhnt sich in allem und jedem dem Fürsten die Leitung zu lassen und bald greift die Bevormundung der Regierenden auch in das Privatleben der Regierten ein.

Diese Entwickelung, die im sechzehnten Jahrhundert begann, erreichte im siebzehnten ihren Abschluß. Am meisten wirkte dazu der dreißigjährige Krieg, weil er die Verrottung des alten Bestandes, namentlich die Mängel des ständischen Staates, bloßlegte und die Absolutie nötig machte. Die verschiedenen Klassen des Volks verloren dabei nicht ein und dasselbe. Denn da der Landtag nur die Ritterschaft, die Geistlichkeit und den vornehmen Bürger vertrat, so geschah es oft, daß was dieser Minderheit gefiel, der Masse des Volks zum Schaden gereichte. Darum sagte Georg Wilhelm sehr treffend, als er von den Ständen 1624 einmal wieder vergebens Steuern zur besseren Verteidigung des Landes verlangte: „dies demokratische Wesen, wo die Stände herrschten, sei nicht zu dulden; es würde sehr bald zu einer oligarchischen Verfassung umschlagen, wofern nicht die Monarchie obsiege." In der That, wo die Stände das Heft hatten, wie in Preußen zur Zeit des Herzogs Albrecht Friedrich, war das Land im Grunde eine Adelsrepublik.

Auch in der Mark hatte der Adel mächtig um sich gegriffen, bevor der große Kurfürst die Macht der Stände zerbrach. Seitdem die Hohenzollern den märkischen Edelleuten das Fehde- und Raubwesen gelegt, wendeten sich diese mehr den friedlichen Beschäftigungen des Landbaues zu. Aber die meisten Rittergüter in der Mark waren weder durch Größe noch durch Fruchtbarkeit des Bodens so ergiebig, um den Ansprüchen ihrer Besitzer genügen zu können. Ihr magerer Ertrag setzte den Edelmann nicht in den Stand, mit dem Luxus der reichen Handelsherren in der Stadt oder der großen benachbarten Gutsbesitzer in Mecklenburg und Sachsen Schritt zu halten. Dazu kam, daß seit der Reformation eine Menge von fetten Pfründen, Kanonikaten, Dompropsteien, Ordensritter-

stellen, fortfielen, die sonst dem Adel zur Versorgung seiner jüngeren Söhne gedient hatten. Die Beamtenlaufbahn konnte doch nur ein kleiner Teil einschlagen; sie kostete auch Geld und Mühe; zum Studiren hatten verhältnismäßig nur wenige Lust. Alles dies wirkte zusammen, um den Adel auf das Besitztum des Bauernstandes hinzutreiben, zwar jetzt nicht mehr als Wegelagerer, aber als „Bauernleger", als Auskäufer der Bauerngüter. Die adligen Besitzer benutzten dazu jede Gelegenheit. Sie hatten sich das Vorrecht angemaßt, nicht bloß in den adligen Dörfern, d. h. in denen, welche einst durch die adlige Herrschaft gegründet waren, sondern auch in allen denen, wo sie von altersher ein richterliches oder sonst ein Amt im Namen der Kirche oder des Markgrafen ausübten, die Bauern für eine bestimmte Summe aus ihrem Besitze auszukaufen. Diese Höfe und Ländereien fügten sie dann als Vorwerke oder Schäfereien ihren Rittergütern hinzu. So schmolzen die freien Bauerngüter immer mehr zusammen, am raschesten die Lehnschulzengüter, die beim Erlöschen der Familie auch dem Rechte nach an die Gutsherrschaft zurückfielen. Dann kam der dreißigjährige Krieg; er legte eine Unzahl von Bauernstellen und ganze Dörfer wüst; der Adel riß diese herrenlosen Güter an sich und vermehrte dadurch seinen Besitzstand ungemein. Nach dem Frieden siedelte er dann Bauern darauf an, die wenig besser als Leibeigene waren. Doch auch die wenigen nichtadligen Landleute, die sich frei erhalten hatten, mußten sich aus Armut oft zu Diensten verstehen, die leicht in völlige Abhängigkeit ausarteten. Kurz es gab schon fast keinen Bauern mehr, der nicht entweder in einem Edelmann oder in einer Stadt oder in dem Fürsten als Domänenbesitzer eine Gutsherrschaft hatte. Auch konnte sich der Bauer selten mehr zu Wohlstand aufschwingen. Denn die Steuern, welche die Stände bewilligten, wurden größtenteils auf ihn gewälzt; er war es, der für den Adel die meisten Abgaben aufbrachte, die dieser zu zahlen hatte. Auch in den Städten fielen die schwersten Lasten auf die ärmeren Bürger. Namentlich genossen die Hausbesitzer Freiheit von mancherlei Abgaben, z. B. an vielen Orten Zollfreiheit, und die Kontributionen, die erst der Krieg, dann der bewaffnete Friede nötig machte, wurden nicht nach dem Vermögen, sondern nach der Kopfzahl verteilt.

Da war denn die Art, wie der große Kurfürst zu besteuern anfing, insbesondere die Accise, die alle nach gerechtem Maße traf, für die Masse des Volks eine Wohlthat. Daher kam es, daß die Bürgerschaft in vielen Städten den Rat zwang, seinen Widerspruch gegen die verfassungswidrigen Maßregeln des Kurfürsten fallen zu lassen. Ebenso war die Kopfsteuer, die der Kurfürst zuweilen erhob, zwar ungesetzlich, aber gerecht, denn von ihr war durchaus keiner befreit. Der Kurfürst selbst

zahlte für seine Person 1000 Thaler, und so ein jeder im Lande, der Geringste sechs Groschen.

Die Lage der Bauern war nicht überall dieselbe. In manchen Gegenden, z. B. in der Altmark und in Preußen, gab es noch viele freie Hofbesitzer, in anderen hatten die Bauern der Gutsherrschaft nur ganz bestimmte Abgaben und Handdienste zu leisten; in einigen, z. B. in der Uckermark und in Pommern, waren sie mit ungemessenen Lasten überbürdet. Ein wirksames Mittel, sie in Knechtschaft zu bringen oder zu halten, hatte der Adel an der Verwaltung der Polizei und des Untergerichts in seinen Dörfern. Welcher Bauer wollte da gegen den Edelmann aufkommen, wenn er auch noch so sehr im Rechte war?

Die städtische Bevölkerung lebte noch in den Formen des Mittelalters; es gab noch einen von der Bürgerschaft erwählten Rat, der die Stadt mit Hilfe der Stadtverordneten verwaltete; es gab noch Zünfte und Innungen. Aber ihre Selbständigkeit hatten diese Korporationen fast ganz verloren. Der Rat verwaltete das Untergericht, die Polizei und das städtische Vermögen nur nach den Anweisungen der Regierung, die Stadtverordneten wählte er seit Joachim II. selber aus der Gemeinde. Die alten Geschlechter waren im dreißigjährigen Kriege größtenteils ausgestorben. Die wenigsten unter den angesehenen Bürgern besaßen noch die Mittel, die alten Ehrenämter um der Ehre willen zu verwalten. Denn die Verwaltung kostete jetzt, da die Schreiberei das öffentliche und mündliche Verfahren verdrängt hatte, viel mehr Zeit und Mühe. Übrigens sollten ja der Rat sowohl, wie die Stadtverordneten, nichts sein als die gehorsamen Diener des Fürsten, der sie bestätigte.

Nachdem die Städte den besten Teil ihrer Privilegien verloren hatten, war auch das Bürgerrecht kein so wertvolles Gut mehr. Doch hielt man die Schranken, die eine frühere Zeit darum gezogen, auch jetzt aufrecht; es kostete, bis der große Kurfürst eingriff, viel Geld, um Bürger und Meister zu werden. Auch sonst bewahrte man das alte Ständewesen wenigstens in der Form.

Für jede der drei Klassen, in die man die Städter unterschied — zur ersten gehörten die Bürgermeister und Ratsherren, die Geistlichen, Richter, Lehrer und edlen Familien; zur zweiten die wohlhabenden Kaufleute und Handwerker; zur dritten die gemeinen Bürger und Dienstleute — überhaupt für jeden Stand galten noch immer bestimmte Kleider- und Aufwand-Ordnungen, die oft von Polizeiwegen eingeschärft wurden. Manche Berufsarten hatten einen Makel an sich: die Schäfer, Wächter, Büttel, hie und da selbst die Leineweber hießen unehrlich; eine Unbill, die endlich der große Kurfürst wenigstens vor

dem Gesetz abstellte, wenn er auch die Vorurteile des Volks noch nicht ausrotten konnte.

Die Regierung eignete sich damals fast überall in Europa die Lenkung der Nationalthätigkeit zu; für den höchsten Zweck der Staatswirtschaft galt das Geldmachen, und für die besten Mittel dazu hielt man die Einrichtung privilegirter Fabriken, Zolltarife, Aus- und Einfuhr-Verbote. Bei diesem „Merkantilsystem", das der französische Minister Colbert aufgebracht, erfuhr der Verkehr im allgemeinen ebenso viel Hemmnis als Vorschub. Aber für Deutschland und namentlich für die Marken, wo der große Kurfürst es handhabte, war es insofern ganz angemessen, als hier die Selbstthätigkeit des Bürgertums erst wieder geweckt und erzogen werden mußte. Der deutsche Handel und Wandel lag seit dem dreißigjährigen Kriege zu tief darnieder, um sich selbst helfen zu können; vielmehr löste sich sein alter Hort, die Hansa, die längst keine Bedeutung mehr hatte, 1669 ganz auf, es blieb nur ihr Name, den fortan die Städte Hamburg, Lübeck und Bremen fortführten. Der Landesherr mußte also helfen. Unter seiner Fürsorge erholte sich denn auch der märkische Handel einigermaßen. Ein Naturereignis kam dabei zu statten. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert verloren sich nämlich die Heringszüge aus der Ostsee, wo man ihnen allzustark und sorglos nachgestellt hatte, und beschränkten sich auf die Nordsee. Seitdem nahm der Handel mit diesen Fischen nach dem östlichen Deutschland bis Polen hin seinen Hauptweg von Hamburg die Elbe hinauf und durch die Marken. Er war auf dieser Straße schon unter Joachim II. so beträchtlich, daß der Zoll bei Lenzen dem Kurfürsten jährlich 70 000 Dukaten gebracht haben soll, und im Jahre 1614 versteuerte man dort eine halbe Million Tonnen Heringe. Unter den Produkten, welche die Mark selbst zur Ausfuhr brachte, war altmärkisches, besonders gardelegener Bier das bedeutendste. Bier diente auch im Lande als Hauptgetränk. Den Weinbau, der in der Mark und fast in ganz Norddeutschland einst so ansehnlich war, hatte der dreißigjährige Krieg hier völlig vernichtet, und diese Kultur kam nicht wieder auf, weil sie eine ganz besondere Geschicklichkeit und Erfahrung erforderte. An die Stelle des Weins trat jetzt bei vielen ein schlimmeres Genußmittel, der Branntwein. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts von einem Apotheker zu Nordhausen erfunden, wurde der Branntwein zuerst als Medizin, bald aber zum Gaumenkitzel gebraucht. Größere Verbreitung fand er während des dreißigjährigen Krieges, der auch die Sitte des Tabakrauchens in der Mark bekannter machte. Etwas später, doch noch zur Zeit des großen Kurfürsten, entstanden auch hier schon Schenken, wo Thee, Kaffee, Chokolade, Limonade genossen wurde.

Eine große Plage für den Verkehr war immer die Unzahl von

Münzstätten im deutschen Reiche und der Mißbrauch gewesen, den die Landesherren mit dem Münzrecht trieben. Am ärgsten aber wurde der Unfug im dreißigjährigen Kriege. Wucherer und Juden zogen das gute Geld aus dem Verkehr und brachten dafür beschnittenes und schlechtes in Umlauf. Zu diesen „Kippern und Wippern“ kamen noch Falschmünzer, und die berechtigten Städte und Fürsten nahmen teil an dem allgemeinen Betruge, indem sie immer leichtere Münzen schlugen. Zuletzt war fast nur falsches oder Kipper- und Wippergeld zu sehen. Diesen Übelständen steuerte in der Mark das neue Münzgesetz von 1666, wonach nur der Kurfürst das Münzrecht hatte, und der Wert der Münzen fest bestimmt wurde; ein Joachimsthaler (so genannt nach der böhmischen Bergwerksstadt Joachimsthal) oder kurzweg ein Thaler war seitdem etwa gleich vier Mark heutigen Geldes, und 24 Groschen machten einen Thaler aus.

Auch zur Zeit ihrer größten Blüte, ihrer Macht und Freiheit hatten die brandenburgischen Städte nie das Bild der Anmut und Schönheit, nur eines derben Wohlstandes gezeigt. Als sie im dreißigjährigen Kriege verödeten und verarmten, schien es, als ob das alte Slawentum mit seinem Schmutz, seiner Unordnung hier wieder aufgelebt sei. Zum Glück war der strenge Treiber da, der wieder Ordnung schaffte. Der große Kurfürst setzte es gegen die Lässigkeit der Bürger doch endlich durch, daß man es für nützlich hielt, die Straßen regelmäßig zu reinigen, zu pflastern und zu beleuchten, daß man sich daran gewöhnte, Brunnen anzulegen, Baumgärten zu pflanzen, feuerfeste Schornsteine zu setzen und die Häuser nicht mehr mit Stroh zu decken. Dieser Fortschritt in der Kultur geschah freilich zunächst nur da, wohin das eigene Auge des Fürsten drang; allmählich machte man indes auch anderwärts die neue Mode mit.

Die schlimmsten Übel, die der dreißigjährige Krieg dem deutschen Volke angethan, waren jedoch nicht die Verluste an materiellen Gütern, auch nicht einmal an politischen Rechten, sondern die Schäden, welche es an seinem Geiste nahm: die Verwilderung der Sitten, das Erlöschen des Freiheitssinnes. Ja selbst die Religiosität war entartet. Das Glaubensleben äußerte sich überall im Lande vorzugsweise in der Unduldsamkeit. Bei manchen führte das Elend der Kriegszeit zum vollständigen Unglauben, bei vielen verdickte es noch den Aberglauben, von dem sich ohnehin niemand frei hielt. Er war schon im sechzehnten Jahrhundert dicht genug; sah man doch im Jahre 1559 auf den Feldern von Berlin am hellen Tage Gespenster. Im siebzehnten Jahrhundert wuchs er mächtig. Nicht nur daß man an Geistererscheinungen, an Zauberei und Wunderzeichen aller Art glaubte, daß man sich durch die „passauer Kunst“, die besonders bei dem Kriegsvolk im Schwange

war, unverwundbar zu machen suchte, daß man Tränke braute, um Personen zur Liebe zu zwingen, und unter allerlei Beschwörungsformen nach verwunschenen Schätzen grub; — der Aberwitz steigerte sich auch zu verfolgungswütigem Fanatismus. Der Glaube an Hexen und Teufelsbündner wurde mordsüchtig und zugleich epidemisch. Vor ihm war nun kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht, nicht Tugend noch Verdienst sicher. Es genügte, daß eine Frau unheimlich oder sonderbar aussah, um sie in den Ruf einer Hexe zu bringen. Jeden Unfall schob man auf den Teufel und seine Spießgesellen. Blinder Verdacht, Neid, Haß, Rachsucht, alles trieb zur Angeberei. Die Thorheit war so ansteckend, daß viele sich selbst für Genossen des Teufels hielten. Und wer als Hexe oder Zauberer angeklagt wurde, verfiel der entsetzlichsten Behandlung. Man folterte die Unglücklichen so lange „von Rechtswegen", bis sie von sich oder andern alles, was man wollte, eingestanden, daß sie durch die Luft zum Hexensabbat geritten, die höllischen Feste auf dem Blocksberg mitgemacht und in des Teufels Namen gezaubert hätten. Dafür wurden sie dann in allen Formen Rechtens verurteilt und verbrannt. In allen deutschen Ländern ging mit furchtbarer Wut diese Hexenjagd; überall loderten Scheiterhaufen als Opferflammen für den allgemeinen Wahn. Von 1651—1676 wurden allein im Hennebergschen 22 Weiber, im Bistum Neiße in dem einzigen Jahre 1651 gar 200 Personen, meist alte Frauen, aber auch junge Mädchen, Kinder und Männer, als Hexen oder Hexenmeister verbrannt. Anderwärts ließ damals die Pest schon nach; in den Staaten des großen Kurfürsten hatte sie überhaupt weniger um sich gegriffen.

Die geistige Roheit und die gemeine Sinnlichkeit, welche dem Aberglauben die meiste Nahrung gaben, zeigten sich auch in der maßlosen Schwelgerei, der die Deutschen, wenn sie die Mittel dazu hatten, damals überall fröhnten. Saufen, Spielen und Fluchen, das war bei den meisten die Würze des Lebens. Dazu kam nun das feinere und desto gefährlichere Gift französischer Unsitten. Ludwigs XIV. Hof war der Sammelplatz aller reizenden Laster und Wollüste und hierin wie in Pracht und Eleganz das Muster der übrigen Fürstenhöfe, die wieder für ihre Völker den Ton angaben. So drangen auch in Deutschland die französischen Moden und Sitten und mit ihnen die französischen Laster ein; und um gute Lebensart und feine Sitte an der Quelle zu erlernen, das modische Wesen aus erster Hand zu erhalten, holte man aus Paris die Meister der Bildung, französische Köche und Frisöre, Schneider und Tanzmeister, Sprachlehrer und Guvernanten, oder man reiste selber nach Paris, um sich das Deutschtum abzuschleifen.

Friedrich Wilhelm suchte diesem Unwesen dadurch zu begegnen, daß er seinen Unterthanen das Reisen nach Paris verbot. Das half jedoch

wenig, und manche ausländische Weise fand gerade durch das Beispiel des Kurfürsten Eingang, der seinen Hof mit modischem Glanz und Prunk ausstattete und seinem Volke die westlichen Nachbarn, besonders die Holländer, in vielen Dingen freilich mit Recht, als Muster vorstellte. Zuerst nahm der Adel die fremde Art an, er wurde höfisch und modisch, dem Adel äffte wieder der Bürgerstand nach, zumal in der Putz- und Titelsucht. Gelähmt, gebrochen wie der deutsche Nationalgeist seit dem dreißigjährigen Kriege war, konnte der Kurfürst nicht einmal hindern, daß die Ausländerei auch in der Sprache allgemein Platz griff. Die vaterländische Zunge wurde durch eine Unzahl fremder, besonders französischer Wörter und Wendungen entstellt und bei vielen zu einem wahren „Kauderwelsch“ verderbt. Woher sollte ihr auch ein wirksamer Schutz gegen solche Mißhandlung kommen? An den Hochschulen herrschte unumschränkt die Sprache der Gelehrten, das Latein; in den vornehmen Kreisen der Gesellschaft, im diplomatischen Verkehr und an vielen Höfen galt das Französische als zierlichster und anmutigster Ausdruck; dort wie hier begannen die Träger der Bildung, die Stimmführer der öffentlichen Meinung sich ihrer Muttersprache, als einer barbarischen Mundart, fast zu schämen. Da sich so viele der fähigsten Köpfe von der deutschen Literatur abwandten, so geschah es, daß diese in der That nur geringes leistete; die Blüten, die sie im siebzehnten Jahrhundert trieb, die schönen evangelischen Kirchenlieder, z. B. Paul Gerhardts „Befiehl du deine Wege“ und in der Prosa die philosophischen Werke des Mystikers Jakob Böhme, eines Schuhmachers aus Görlitz (geb. 1575, gest. 1624), waren doch nur Ausnahmen und wurden von der Masse des Wertlosen weit überwogen. Das einzige Lob, welches man den meisten Schriftstellern jener Zeit erteilen kann, ist, daß sie dem Verfall der deutschen Art und Sprache entgegenarbeiteten. Das Beste geschah in dieser Beziehung durch die Dichter, besonders durch die „schlesische Dichterschule“. Ihre Erzeugnisse hatten zwar wenig poetischen Wert, aber der Reinheit und Regelmäßigkeit der Sprache nützten sie mehr als die gelehrten Sprachgesellschaften, die an vielen Orten in Deutschland denselben Zweck verfolgten und deren einer, „der fruchtbringenden“ in Berlin, der Kurfürst selber beitrat. Unter jenen Schlesiern erwarb sich Martin Opitz (geboren zu Bunzlau 1597, gestorben zu Danzig 1639) das große Verdienst, daß er in seinem Buche „von der deutschen Poeterei“ (1624) wieder den natürlichen Fluß des deutschen Verses zur Geltung brachte und für den verwilderten Versbau sprachgemäße Regeln aufstellte. Neben ihm gewannen auch die Schlesier Andreas Gryphius (1616—1664) und Friedrich von Logau (gest. 1655), der letztere als Schöpfer des Sinngedichts, verdienten Ruhm. Auch das Herzogtum Preußen brachte damals eine Dichterschule von einiger Bedeutung hervor; es gehörten zu

ihr die königsberger Dichter Roberthin, Alberti und der berühmte Simon Dach (geb. 29. Juli 1605 zu Memel, gest. 15. April 1659 als Professor der Poesie zu Königsberg), dessen Lied „Ännchen von Tharau" noch heute gesungen wird.

Was für Kunst und Wissenschaft geschah, ging im allgemeinen doch mehr von den Landesherren als vom Volke aus; die wahren Sitze der Musen und Grazien waren nicht die Universitäten, die vielmehr in geschmackloser Pedanterie erstarrten, sondern die Fürstenhöfe. In der Mark hatten sich die Unterthanen ohnehin nie viel an geistigen Bestrebungen beteiligt. Allmählich wurde dies nun anders. Namentlich der Adel ließ mit der Zeit die alte Roheit fahren und wendete sich häufiger als sonst den Studien zu, weil nur durch sie der Weg zum höheren Beamtentum ging. So hatte denn schon der große Kurfürst unter seinen Räten und Höflingen viele gelehrte Männer, die auf märkischem Sande geboren und erwachsen waren. Joachims I. Wort, „in der Mark seien die Gelehrten so selten wie weiße Raben", war also jetzt keine Wahrheit mehr. Wenn aber die Bildung des Volkes auch im großen und ganzen nicht unbedeutende Fortschritte machte, so hatte man dies den Schulen zu verdanken, die nach Einführung der Reformation gegründet worden. Freilich war auch in diesem Stück die Verwüstung des dreißigjährigen Krieges nur sehr schwer zu verwinden! Wie viel schön keimendes, wie viel alt ehrwürdiges hat er nicht zerstört! Er vernichtete dem deutschen Volke auch den besten Teil seiner uralten Bräuche und Lustbarkeiten. Es hatte den fröhlichen, frischen Mut verloren und war auf lange Zeit mühselig und stumpf geworden.

Am wenigsten konnten nun geistige Volksbelustigungen gedeihen. In der Mark hatte man deren zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kennen gelernt. Damals durchzogen englische Schauspielerbanden ganz Norddeutschland, eine solche kam auch nach Berlin und führte hier unter Leitung eines gewissen Hans Stockfisch Schauspiele auf, die als etwas Neues großen Beifall fanden; denn was man hier von theatralischem Wesen bisher gesehen, waren nur kirchliche Darstellungen, die alten geistlichen „Mysterien" (biblischen Inhalts), und Schulakte, beides durchaus ernst und meistens langweilig. Aber dieser erste Anfang zu einer öffentlichen Schaubühne kam im dreißigjährigen Kriege wieder ab, und nach dem Frieden durfte dergleichen nicht wieder eingeführt werden, weil Friedrich Wilhelm die Ansicht der Geistlichen teilte, die das Theaterwesen für unsittlich hielten. Er verbot sogar Fastnachtsspiele und öffentliche Lustaufzüge und gestattete nur Mummenscherze. Dagegen begünstigte er Belustigungen, die zugleich nützten, und führte namentlich Schützenfeste und Weihnachtsmärkte ein.

Nicht viel anders wie in der Mark sah es in den übrigen Provinzen

des Staates aus; doch bemerkte man in den Bistümern einen gewissen Wohlstand und Überreste jener sorgfältigeren Kultur des Landes, die einst unter dem friedlichen Krummstab dem fetten Boden Reichtümer abgewann. Hier, wie in Kleve und Westfalen, hatten sich die Bauern mit ihrem Besitz auch einen großen Teil ihrer alten Freiheit erhalten. Auch in der Bildung standen die Bewohner der neu hinzugekommenen Gebiete den Märkern, Pommern, Preußen etwas voran, wie denn die größten wissenschaftlichen Leistungen, welche damals in den Staaten des großen Kurfürsten geschehen sind, nämlich die Erfindung der Luftpumpe und der Elektrisirmaschine (1650), Thaten eines Magdeburgers, des Bürgermeisters Otto von Guericke, waren.

Viertes Buch.

Vom Tode Friedrich Wilhelms des Großen bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen.

Kurfürst Friedrich III.

Der große Kurfürst hatte von seiner ersten Gemahlin, Luise von Oranien, drei Söhne, Karl Emil, Friedrich und Ludwig; nur der mittlere, obwohl an Körper und Geist schwächer als die Brüder, überlebte ihn; es schien, als wenn die Natur, wie sie pflegt, die Größe des Vaters durch die Kleinheit seines Nachfolgers ausgleichen wolle. Sie hatte Friedrich III. stiefmütterlich bedacht, ihm einen schwächlichen Körper, der noch durch ein verwachsenes Rückgrat entstellt wurde, und mittelmäßige geistige Anlagen, als herrschenden Charakterzug aber die Eitelkeit mitgegeben, wie er denn schon als zehnjähriger Knabe einen Orden — de la générosité — stiftete. Daß gleichwohl aus diesem unbedeutenden Wesen etwas Besseres wurde als ein hohler Geck, verdankte man dem ausgezeichneten Erzieher des jungen Prinzen, dem wackeren und klugen Danckelmann.

Eberhard von Danckelmann, geboren am 3. Dezember 1643 zu Lingen, hatte sich durch gründliche Studien und durch Reisen nach den damaligen Hauptsitzen aller Kultur, nach England, Holland, Frankreich und Italien, eine frühreife und vielseitige Bildung erworben. Seine Talente, seine Gelehrsamkeit und Welterfahrung empfahlen ihn dem großen Kurfürsten, der ihn (1663) zum Erzieher seines zweiten Sohnes wählte. Danckelmann widmete sich diesem Amte mit ganzer Hingebung; er nahm die mittelmäßigen Fähigkeiten des Knaben, der damals sechs

Jahre alt war (geb. 11. Juli 1657 zu Königsberg), mit Kraft und Ernst in Zucht, und es gelang ihm, dem Prinzen nicht bloß viele Kenntnisse, wie sie ein Fürstensohn brauchte, beizubringen, sondern auch dem Willen des Prinzen einen gewissen Halt und Adel zu geben. Dabei pflegte er wie ein Vater die Gesundheit seines Zöglings und rettete ihn zweimal vom Tode, als derselbe, gefährlich erkrankt, von allen andern schon aufgegeben war. Selbst sein kleines Vermögen opferte er im Dienste des Kurprinzen. Friedrich vergalt diese Treue, indem er sich willig Danckelmanns Leitung hingab und dessen höherer Einsicht und edelen Absichten unbedingt vertraute. Er bedurfte auch als Kurfürst eines so tüchtigen Beraters. Denn die Erziehung hatte an ihm zwar viel Gutes gewirkt, aber seine Natur doch nicht von Grund aus ändern können. Er war gutmütig und wohlwollend, von aufrichtiger Frömmigkeit und wenigstens in seiner ersten Zeit von der Eitelkeit noch nicht so verblendet, um nicht Belehrungen, selbst wenn sie verletzten, dankbar hinzunehmen. Diese Züge traten zuweilen sehr schön hervor. Sein Hofprediger Kochius war ein strenger Eiferer, der Anstößiges nie ungerügt ließ. Einmal führte der junge Kurfürst selber bei einem Hoffeste eine Maskerade auf, die dem Geistlichen unschicklich schien; Tags darauf kam Kochius, seinen Unwillen zu äußern; aber die Hofleute ließen ihn nicht vor. Da predigte er denn am nächsten Sonntag vor dem ganzen Hofe und dem Kurfürsten über den anstößigen Vorgang. Als Antwort schickte ihm sein Herr reiche Geschenke (600 Thaler und eine Amtsbestallung für seinen Sohn) zum Dank dafür, daß er ihm ohne Menschenfurcht öffentlich die Wahrheit gesagt. Kochius bewies hier übrigens, wie ernst es ihm um die Sache zu thun war. Denn als der Hofmarschall, der des Kurfürsten Sendung brachte, sich dabei die Ermahnung erlaubte, Kochius möge den Hof künftig doch mehr schonen, rief der redliche Seelsorger: „Ehe daß ich ein pflichtvergessener stummer Hund werde, mag Geld und Amt dahin fahren", und damit warf er die Geschenke hin und eilte fort. Nur mit Mühe vermochte der bestürzte Marschall, der sich tausendmal entschuldigte und seine unbefugte Rede widerrief, den Prediger zu bewegen, daß er die kurfürstlichen Gaben annahm.

Aber so gut auch Friedrichs III. Herz sein mochte, sein Wille war stark nur wo es dem Schimmer galt, und sein Geist blieb ohne höheren Schwung. Feierlichkeiten, Aufzüge, Formeln voll Prunk und Pomp erfüllten seine Seele und bildeten die Freude und das Geschäft seines Lebens. Hier befand er sich in seinem Elemente; niemand verstand es besser, glänzende Hoffeste zu veranstalten; kein Hofmarschall, kein Zeremonienmeister that es ihm in Erfindung und Beobachtung von Regeln der Etikette gleich. Er war, wie sein Enkel von ihm sagt, groß in kleinen Dingen und klein in großen. Denn wenn auch seine Eitelkeit,

die ihn sein lebelang zur Erhöhung seines Ansehens trieb, sich als ein nützliches Motiv für den Staat erwies, so war doch die Kunst des Regenten, des Staatsmanns und des Feldherrn nicht eben seine Sache; er überließ sie meistens seinen Dienern. So lange nun Danckelmann hier seine rechte Hand blieb, stand es auch gut um die Regierung.

Es kam zunächst darauf an, den Kurfürsten von den für das Staatswohl immerhin bedenklichen Verpflichtungen, die ihm das Testament seines Vaters auferlegte, und zugleich aus den Schlingen Österreichs zu befreien. Das eine gelang: Friedrich III. stieß sofort nach seinem Regierungsantritt jene Verfügung, die eine Art von Länderteilung anordnete, um und fand seine Stiefmutter und Stiefbrüder durch Jahrgelder, Güter und Ämter ab. Im Jahre 1692 wurde diese Angelegenheit durch den Erbvergleich zu Potsdam auf eine für alle Teile befriedigende Weise geordnet. Der älteste Sohn Dorotheens, Markgraf Philipp, erhielt die Herrschaft Schwedt, wo er eine Seitenlinie des Hauses Brandenburg stiftete, die 1788 ausstarb. Dagegen ließ sich der Kaiser das Recht, das er hinterlistiger Weise erschlichen, nicht wieder nehmen. Vergebens erklärte Friedrich III., er sei als Kurprinz schmählich betrogen worden, der österreichische Gesandte habe ihm nichts davon gesagt, daß Schwiebus eine Entschädigung für die schlesischen Herzogtümer war, und ihm durch falsche Darstellungen ein Versprechen abgelockt, zu dem er als Kurprinz nicht einmal befugt gewesen. Er gab endlich nach, trat Schwiebus wieder ab und erneuerte sogar (1695) die Allianz mit dem Kaiser durch einen Vertrag, der diesem wieder brandenburgische Hilfstruppen zusicherte, während er selbst für seine Opfer und Leistungen mit geringen Entschädigungen, — einer Geldsumme (250 000 rheinischen Gulden) und der Anwartschaft auf Ostfriesland, sowie auf die fränkische Grafschaft Limburg mit der Herrschaft Speckfeld abgefunden wurde; — er handelte so, weil er sich von dem Bündnisse mit Österreich wenigstens für die Zukunft große Vorteile versprach.

Seine auswärtige Politik nützte überhaupt zunächst mehr andern als ihm selbst; aber sie ebnete ihm die Wege zu dem Ziel, das er sich in seinem Herzen steckte. Sie floß übrigens aus wahrer Überzeugung. Für Deutschland und für den Protestantismus gegen Frankreich, das war die Richtung, die ihm der große Kurfürst vorgezeichnet und die Friedrich III. aus eigener Neigung beibehielt. Von den alten Räten seines Vaters und von Danckelmann unterstützt, hat er schon im ersten Jahre seiner Regierung dem deutschen Vaterlande und der evangelischen Kirche die wesentlichsten Dienste geleistet, indem er den furchtbarsten Feind beider, Ludwig XIV., trotz aller Lockungen aufs äußerste bekämpfte und die Pläne ausführte, über denen sein Vater gestorben war. Als im November 1688 Wilhelm von Oranien in England einfiel und Jakob II.

vertrieb, waren es brandenburgische Hilfstruppen, die nebst holländischen unter dem Befehl des Marschalls Schomberg ihm dabei halfen, während andere Brandenburger ihm unterdes in Holland den Rücken deckten; und als Ludwig XIV. zu derselben Zeit gegen das deutsche Reich den angedrohten Raubkrieg unternahm, die Pfalz mit seinen Heeren überschwemmte, Kurköln und Kurmainz auf seiner Seite, Baiern ihm geneigt, Mittel- und Süd-Deutschland ihm offen stand, und selbst der Kaiser, unwillig über des protestantischen Oraniers Erfolg, zögerte, — da war es wieder der Brandenburger, der dem Vaterlande entschlossen beisprang und mit Hilfe der anderen norddeutschen Protestanten die große Gefahr abwehrte. Er rettete die wichtige Stadt Köln, indem er zeitig brandenburgische und jülichsche Truppen hineinwarf, ließ dann im Winter 1688/89 noch 20 000 Mann Brandenburger unter Schöning und Barfuß an den Niederrhein marschiren und Westfalen vom Feinde säubern. Nun kamen auch die Süddeutschen in Bewegung, und die greuliche Verwüstung der Pfalz, wo die Franzosen im Frühling 1689 wie Kannibalen hausten, empörte selbst den Jesuitenfreund Leopold. Denn alle Schandthaten des dreißigjährigen Krieges wurden hier von den Franzosen noch überboten; diese Nation zeigte jetzt, wie so oft in ihren Kriegen, welch brutale Roheit, welch frecher Übermut hinter dem Firnis ihrer äußeren Manierlichkeit lauerten. Unter Frevelthaten der scheußlichsten Art verwandelten diese Mordbrenner auf Befehl ihres „allerchristlichsten" Königs das wehrlose Land in eine Einöde.

Aber diese Maßregel vermehrte nur den Abscheu, nicht den Schrecken vor Ludwigs Macht; die öffentliche Meinung Europas, die bereits anfing eine Macht zu werden, brandmarkte den Barbaren, und ihre Urteile erhielten Nachdruck durch die große Koalition, welche sich jetzt gegen ihn bildete. Deutschland, Holland, England, Spanien, Savoien — alle Nachbarn verbündeten sich, um den Despoten, der sie alle beschädigte oder bedrohte, niederzuwerfen. Es war um ihn geschehen, wenn sie einig blieben und mit Thatkraft handelten.

Wenigstens Brandenburg ließ es nicht an sich fehlen. Friedrich III. übernahm selber am Niederrhein das Kommando über das aus Holländern, Münsterschen und Brandenburgern bestehende Bundesheer, eroberte, während die Kaiserlichen Mainz berannten, die Festungen Kaiserswerth und Rheinbergen und legte sich dann (Ende Juni 1689) vor Bonn, bei dessen Belagerung er viel persönlichen Mut zeigte. Hier wie in Mainz verteidigten sich die Franzosen indes mit großer Hartnäckigkeit; sie hielten diese wichtigen Plätze bis in den Herbst; erst am 12. Oktober 1689 konnte der Kurfürst als Sieger in Bonn einziehen.

Dem guten Anfang entsprach jedoch der Fortgang des Krieges nicht,

vielmehr machte der Feind in den nächsten Jahren wieder Fortschritte; die Schuld trug hauptsächlich der Kaiser, der seine Kraft lieber zur Vergrößerung seiner Hausmacht gegen die Türken verwendete. Denn (wie der spanische Gesandte sehr richtig bemerkte): „die kaiserlichen Räte fragten wenig danach, ob ganz Deutschland zu Grunde gehe, wenn nur in Ungarn eine elende Hütte erobert werde." Dabei schien es Österreich fast darauf anzulegen, daß auch Brandenburg sich um die Verteidigung Deutschlands kein Verdienst erwerbe. Denn obwohl Friedrich III. in diesem Feldzuge fast doppelt so viel Truppen gestellt hatte als alle anderen Reichsstände, so gab ihm der Kaiser doch einen weit kleineren Anteil an den „Winterquartieren", d. h. an den Kriegskontributionen, die das Reich für die Reichstruppen aufbrachte, und ließ nicht zu, daß die Brandenburger sich bis ins Jülichsche einquartierten. Die Folge war, daß im nächsten Frühjahr (1690) der Feind in das schutzlose Jülich einfiel und es furchtbar verwüstete. Aber auch Wilhelm III., jetzt König von England, belohnte den Kurfürsten mit Undank; er zahlte ihm, dem der Krieg schon drei Millionen Thaler gekostet, nicht einmal die versprochenen Hilfsgelder, obgleich sein Gesandter in Berlin doch anerkannte, „Brandenburgs Beistand habe wesentlich zur Rettung und Freiheit Englands beigetragen." Es war wohl kein gemeines Beispiel von Pflichttreue, wenn Friedrich nichtsdestoweniger den Krieg mit allem Nachdruck fortsetzte und auf die lockendsten Anerbietungen Frankreichs endlich kurzweg erklärte, „wer ihm noch einmal ein solches Schreiben bringe, den werde er aufhängen lassen." Die anderen deutschen Stände dagegen wurden lässig, Spanien konnte längst sich selbst nicht mehr helfen, die Truppen Wilhelms III. erlagen dem Talent des französischen Feldherrn, des Marschalls von Luxemburg — alles dies erhöhte den Wert der brandenburgischen Hilfe. Die Verbündeten sicherten sie sich, indem sie im Vertrage zu Lennick (bei Brüssel) am 6. September 1690 dem Kurfürsten eine monatliche Subsidie von 100 000 holländischen Gulden versprachen, wovon Spanien die eine, Holland und England die andere Hälfte übernahmen. Dafür verpflichtete sich Friedrich III., während des ganzen Krieges 20 000 Mann seiner Truppen auf dem linken Rheinufer zu halten, die in Verbindung mit dem spanisch-holländisch-englischen Heere die Niederlande verteidigen sollten. Ähnliche Subsidienverträge schloß Wilhelm III., jetzt die Seele der Koalition, mit andern deutschen Fürsten, mit Savoien und dem Kaiser. Er hielt überhaupt die Bewegung Europas gegen Ludwig XIV. im Gange, wenn auch die Eifersucht, die Schlaffheit und der Eigensinn vieler Bundesglieder es nicht zu großen Erfolgen kommen ließen. Am besten ging's noch am Niederrhein, wo König Wilhelm selber den Oberbefehl führte und an den Brandenburgern in seinem Heere ausgezeichnete Truppen hatte; er gestand von ihnen, „es sei schönes

Fußvolk, doch noch tapferer als schön", und als er 1695 die Festung Namür wieder gewann, sagte er zu dem brandenburgischen Feldmarschall Flemming in seinem Niederdeutsch: „Es ist seker, dat juge Truppen den größten Part an der Eroberung haben. Ick bin dem Herrn Korförsten sehr obligirt und ju alle."

In jener Zeit kämpften die Brandenburger zugleich in den Niederlanden, in Italien und in Ungarn, wider Franzosen und Türken, wider des Reichs und des Kaisers Feinde. Sie halfen den Kaiserlichen 1694 die lombardische Festung Casale erobern; sie hatten an allen Siegen über die Türken einen hervorragenden Anteil. In der glücklichen Schlacht bei Salankemen (gegenüber der Theißmündung) am 19. August 1691, wo General v. Barfuß sie führte, bezahlten sie den Sieg mit dem sechsten Teil ihres Heeres, 1000 Mann an Toten und Verwundeten, und das Lob des kaiserlichen Feldherrn, Ludwig von Baden, war ihr einziger Lohn; der Kaiser wollte nicht einmal die nötigen Werbegelder hergeben, um die Lücken in ihren Reihen auszufüllen. Dennoch ließ sich Friedrich III. bewegen, im nächsten Jahre wieder 6000 Mann nach Ungarn zu schicken, die dann sieben Jahre dort blieben, zuletzt, wie hier das ganze kaiserliche und Reichsheer, unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoien. Der „edle Ritter", wie ihn das alte Volkslied nennt, entfaltete in diesen Türkenkriegen jene außerordentlichen Feldherrntalente, jene Umsicht und Klugheit, Thatkraft und Raschheit, die ihn bald zur stärksten Säule des habsburgischen Thrones machten; dabei zeigte er sich, obwohl zu Paris (1663) und aus romanischem Geschlecht geboren, ganz wie ein rechter deutscher Mann, besonnen und tapfer, heldenkühn und bescheiden, anerkennend jedes fremde Verdienst. Er wußte es zu schätzen, was ihm die Brandenburger waren; nach der Schlacht bei Zenta (unweit Szegedin) am 11. September 1697 umarmte er öffentlich den kurfürstlichen General v. Schlabrendorf und bezeugte, daß er „nächst Gott ihm und der Tapferkeit seiner Brandenburger den herrlichen Sieg verdanke."

Während Friedrich III. so die Kräfte seines Staates überall für Deutschland und für Österreich opferte, ließ Kaiser Leopold die Dinge am Rhein gehen, wie sie mochten, und die Franzosen hätten dort noch mehr Schaden stiften können, wenn nicht Ludwig, um bei dem bevorstehenden Erlöschen der spanischen Dynastie freie Hand zu haben und seine Kräfte für dies Ereignis zu sparen, selber zum Frieden geneigt gewesen wäre. Deutschland zog freilich auch so den kürzeren; denn nachdem sich Ludwig mit seinen übrigen Gegnern einzeln geeinigt, stand es ihm wieder allein gegenüber und mußte seine Bedingungen hinnehmen, wie es für ein Reich sich schickte, dessen Verfassung so elend und dessen Kaiser immer bereit war, zwar die Deutschen für Österreich, aber nicht die Österreicher für Deutschland fechten zu lassen. So ward denn am

20. Oktober 1697 der Friede zu Ryswick geschlossen, in welchem Ludwig einige seiner Reunionen herausgab, aber Straßburg und die Souveränität über das Elsaß behielt, auch mit stillem Beifall des intoleranten Kaisers und der katholischen Reichsfürsten, namentlich des Kurfürsten von der Pfalz, es gegen den Widerspruch der Evangelischen durchsetzte, daß in der Pfalz die evangelische Kirche, wo er sie durch seine Mordbrenner ausgerottet, nicht wieder hergestellt werden durfte. Viele tausende der reformirten Pfälzer mußten nun ihrer schönen Heimat den Rücken kehren; Ludwig aber erreichte durch diese schreiende Ungerechtigkeit, die zugleich für Deutschland eine Schmach war, zweierlei: er fügte dem verhaßten Protestantismus beträchtlichen Schaden zu, und er säte zwischen den Evangelischen und den Katholischen in Deutschland Unfrieden, der dieses Reich noch schwächer machen mußte, als es ohnehin war.

So hatte Österreich wiederum den protestantischen Waffenbrüdern, die ihm überall so treulich beigestanden, übel gelohnt und seinen deutschen Pflichten gefehlt, und das Haus Hohenzollern war noch nicht mächtig genug, statt Habsburgs ganz allein Deutschland zu beschirmen. Friedrich III. erklärte öffentlich: „Allein habe er nicht im Felde bleiben können, wie zu eigenem großen Nachteil sein Vater nach dem nimweger Frieden. Er habe sich unter allen Reichsfürsten zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20000 Mann größtenteils auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß, wenn man einig gewesen wäre, die Sache einen besseren Ausgang genommen haben würde." Er selbst gewann für seine außerordentlichen Anstrengungen in diesem langen Kriege an materiellen Vorteilen durchaus gar nichts. Desto größeren Nutzen zog der Habsburger; während deutsches Land am Rhein französisch wurde, breitete er sein Donaureich weithin unter den Südslawen aus; nachdem er zu Ryswick Deutschland in Schaden gelassen, konnte er zwei Jahre darauf zu Karlowitz die Früchte des Türkenkrieges, den vollständigen Besitz Ungarns und Siebenbürgens, sowie den Erwerb von Slavonien und Sirmien, für sich einernten.

Eins hatte Brandenburg doch erreicht: die Welt sah, daß dieser junge Staat Vortreffliches leistete, obwohl der große Mann dahin war, der ihn geschaffen. So konnte Friedrich III. durch das steigende Ansehn seines Hauses wie durch das Bewußtsein für eine gute Sache und mit Ruhm gekämpft zu haben, sich ermuntert fühlen nach dem zu streben, was ihm heimlich der Zweck seines Lebens schien: auch äußerlich den Königen der Erde gleich zu sehen. Aber jener moralische Erfolg konnte auch dem Lande einigermaßen als Ersatz gelten für die Opfer, die es gebracht hatte, zumal da die übrige Regententhätigkeit des Kurfürsten in dieser Zeit nicht ohne Verdienst war. Denn wenn Friedrich III. auch in vielen Dingen der Schein über das Wesen ging, so wußte er doch ganz

wohl, wo die wahren Interessen seines Hauses lagen, daß der Staat sich mit moralischen Erfolgen nicht begnügen, sondern zugleich materiell wachsen müsse, und er machte auch einige Anstalten ihn zu vergrößern, benutzte wenigstens Gelegenheiten, die sich von selbst darboten. Im Jahre 1697 war August der Starke Kurfürst von Sachsen zum König von Polen gewählt worden, er hatte dafür seinen Glauben und große Geldsummen hingegeben und er bedurfte, um die teure Krone mit Anstand zu tragen, noch größerer Summen. Daher wandte er sich an seinen Nachbar, den Brandenburger, der zwar ebenfalls für glänzende Nichtigkeiten viel Geld verthat, aber doch, wenigstens in seiner ersten Zeit, nicht so viel verschwendete, um nicht auch zu nützlichen Dingen noch die Mittel zu haben. So kamen unter Vermittelung eines Juden einige Kaufgeschäfte zustande: Sachsen trat für 300 000 Thaler die Erbvogtei über das Reichsstift Quedlinburg und die Reichsvogtei und das Schultheißenamt der Reichsstadt Nordhausen, für 400 000 Thaler das Amt Petersberg bei Halle erb- und eigentümlich an Brandenburg ab. Die Quedlinburger und Nordhäuser waren es freilich nicht zufrieden; sie sahen richtig voraus, daß ihre Rechte und Freiheiten unter dem absoluten Zepter der Hohenzollern nicht würden bestehen bleiben, aber ihr Einspruch half nichts. Friedrich ließ sofort zwei Kompanien nach Quedlinburg marschiren, die sich mit List und Gewalt der Stadt bemächtigten und die Huldigung erwirkten (1698). Ähnlich verfuhr er einige Jahre darauf mit Nordhausen (1703); doch bekam diese Stadt später — unter Friedrichs Nachfolger im Jahre 1715 — gegen eine Geldsumme ihre Freiheit wieder. Die Geldnot des polnischen Königs schien Friedrich I. auch in Preußen eine ansehnliche Stadt verschaffen zu können, er forderte von ihm Elbing oder das Geld, wofür es im Jahre 1657 an Brandenburg verpfändet worden, und da er keins von beidem erhielt, so zwang er Elbing, nachdem eine Überrumpelung mißglückt war, mit Gewalt, brandenburgische Besatzung einzunehmen (10. November 1698). Doch fehlte ihm die Festigkeit, was er in Händen hatte, gegen die Kriegsdrohungen Polens zu behaupten; er ließ sich (1700) vom Kaiser zu einem Vergleich bereden, kraft dessen die Brandenburger die Stadt räumten, die nun eine polnische Garnison aufnehmen mußte. Die Polen gaben ihm dafür die moskowitische Krone und andere Kleinodien ihres Kronschatzes in Pfand; als sie dann die Summe doch nicht bezahlten, nahm Friedrich 1703 wenigstens das elbingische Landgebiet in Besitz.

Noch ein anderer und weit wichtigerer Gewinn fiel dem Hause Hohenzollern durch Augusts Rangerhöhung zu. Kursachsen war von altersher das Haupt der deutschen Protestanten gewesen. Diese Führerschaft kam nun, da die Kurfürsten von Sachsen seit 1697 Katholiken waren, natur-

gemäß und thatsächlich an Brandenburg, das sich so in der Stellung, die ihm der große Kurfürst angewiesen, bestätigt und verstärkt sah. Friedrich III. verkannte auch hier seine Aufgabe nicht; es that seinem frommen Herzen und seinem Ehrgeize wohl, für den Beschützer aller seiner Glaubensgenossen auf dem Festlande zu gelten. Auch erfüllte er wenigstens gegen die protestantischen Einwanderer, die ihm der Vater noch auf dem Sterbebette als heiliges Vermächtnis empfohlen, die Pflicht, welche jener Ehrenanspruch ihm auferlegte. Mit offenen Armen und thätiger Unterstützung nahm er sie auf, woher sie auch kamen. Am stärksten floß der Strom der Einwanderung aus Frankreich, vorzüglich aus den lothringischen Bistümern Metz, Toul und Verdun, dann auch aus der Pfalz. Im Jahre 1700 betrug die Zahl der Franzosen allein im Magdeburgischen 15 000, neben ihnen saßen ebendort Wallonen und französische Schweizer, auch 400 pfälzische Familien, welche die seit Tillys Zeit noch zerstört liegenden Stadtteile anbauten und hier, wie bei Stendal und Burg, Tabaks-, Gemüse- und Obstbau trieben. Sie alle erhielten nicht nur Gelegenheit und Beihilfe zur Ansiedlung, sondern auch viele Privilegien.

Aber sie belohnten auch die Gastfreundschaft, die ihnen der Staat erwies, reichlich durch das große Kapital an geistigen und materiellen Mitteln, welches sie mitbrachten. Man zählte nun schon 43 neue Gewerbe, die sie im Lande eingeführt hatten; denn namentlich von den Franzosen traten zwar viele in das Heer oder in den Beamtenstand ein, bei weitem die meisten aber waren Industrielle. Durch sie erhielt manche Produktion sogar einen hohen Aufschwung, insbesondere die Fabrikation von Seiden-, Leder-, Gold- und Silberwaren; und die Regierung half ihnen dabei, indem sie Walkmühlen, Pressen, Färbereien und Warenmagazine anlegte. Die Eingeborenen sahen freilich zu den Begünstigungen, welche die rührigen Fremdlinge genossen, ziemlich scheel; doch kam auch ihnen der regere Verkehr zu gute, und die Vermischung mit den Einwanderern wirkte wenigstens in der Hauptstadt, wo sie am stärksten war, selbst auf den Nationalcharakter vorteilhaft ein. Denn zu der deutschen Gründlichkeit und Biederkeit kam durch das einfließende französische Blut in die Berliner eine große geistige Beweglichkeit und Gewandtheit. Es wuchs in dieser Stadt nicht bloß die Volksmenge erheblich (50 000 Einwohner im Jahre 1709), sondern auch die Rührigkeit und das Vermögen. Für den Staat aber war die Gewohnheit, von überall her Kräfte an sich zu ziehen und ohne Rücksicht auf Nationalität und Religion in seinen Dienst zu nehmen, nicht bloß insofern sehr heilsam, als sie die Schroffheiten des deutschen und protestantischen Nationalgeistes, die Neigung sich aus- und abzuschließen, die Unduldsamkeit gegen andere Stämme und Bekenntnisse, abschleifen half, ohne doch dessen

Grund und Vorzüge zu zerstören, sie nützte zugleich als eine reiche Quelle stets frischen neuen Lebens. Die Nachfolger des großen Kurfürsten haben denn auch diesen weisen Grundsatz, ihr Land allen Talenten zu öffnen, nicht wieder aufgegeben. Er führte unter Friedrich III. auch zu einer Schöpfung, welche für das geistige Streben im Volke außerordentlich segensreich war, zu der Stiftung der Universität Halle.

An der leipziger Hochschule trieb damals ein arger Ketzer sein Wesen; so wenigstens erschien er den strengen Lutheranern und steifen Pedanten, die hier auf den Kathedern thronten. Es war ein junger Doktor der Rechte, Christian Thomasius, der sich erkühnte, allerlei Neuerungen aufzubringen: er verteidigte die Reformirten und die gemäßigten Lutheraner; er meinte, die Orthodoxen seien unduldsam und zum Teil Heuchler; er nannte die Weise seiner Kollegen Perückentum; er griff gar die königliche Majestät an, indem er zeigte, die Lehre, die fürstliche Gewalt stamme direkt von Gott, sei abgeschmackt, sei der Vernunft und der heiligen Schrift fremd, und behauptete, daß zur Souveränität schlechterdings auch die Zustimmung des Volks gehöre; endlich, was nicht die kleinste Ketzerei war, er redete auf dem Katheder und in seinen Schriften nicht lateinisch, sondern deutsch! Alles dies reichte mehr als hin, ihn zu stürzen. Nachdem seine gelehrten und frommen Feinde den Krieg mit der Zunge und Feder wider ihn eine Weile ausgehalten, riefen sie die Obrigkeit zu Hilfe, die dem gefährlichen Doktor ein für alle Mal den Mund verbot. August der Starke wollte ihn sogar ins Gefängnis werfen lassen; Thomasius entfloh aber (1690) und ging nach Berlin, an den Hof eines Fürsten, der sich eine Ehre daraus machte, freisinnig zu sein. Friedrich III. nahm den ausgezeichneten Gelehrten freudig in seinen Schutz, gab ihm den Ratstitel, ein Jahrgehalt und die Erlaubnis, in Halle philosophische und juristische Vorlesungen zu halten. Diese Vorträge, voll Geist und Lebendigkeit und in allgemein verständlicher Form, zogen bald so viele Zuhörer herbei, daß die Wohnung des Gelehrten sie nicht faßte. Auch die deutsche Zeitschrift, die Thomasius seit 1688 herausgab, die erste in dieser Sprache, fand vielen Beifall. Man erkannte es dankbar an, daß er die Wissenschaft, indem er ihr eine deutsche Zunge gab, weit mehr in das Volk brachte, als es bisher möglich war, und daß sie bei ihm ohne Gelehrtenkrämerei doch gründlich blieb und sogar ein neues Feld beschritt; denn Thomasius war der erste, der in Deutschland ein wissenschaftliches Naturrecht lehrte. Der Kurfürst beschloß daher auf Danckelmanns und des berliner Geistlichen Spener Rat, den Keim, den Thomasius in Halle gepflanzt, in Pflege zu nehmen und dort eine Universität zu gründen. Schon sein Vater hatte ja den Gedanken gehabt, für die Lutheraner im Magdeburgischen und in den angrenzenden Landschaften eine eigene Hochschule zu errichten, damit sie nicht im Auslande, zumal in dem unduld-

samen Sachsen, zu studiren brauchten; denn Frankfurt und Duisburg waren reformirt und Königsberg zu entlegen. Diesen Gedanken führte Friedrich III. aus; er berief den Theologen Francke, den man in Erfurt seines Amtes entsetzt und verbannt hatte, und andere tüchtige Gelehrte nach Halle, erteilte der neuen lutherischen Universität am 30. Juni 1692 ihr Privilegium, welches der Kaiser im folgenden Jahre bestätigte, und weihte sie am 20. Juni 1694 mit großer Pracht ein. Sie zählte damals schon 765, zehn Jahre darauf an 2000 Studirende und wurde für ganz Deutschland, am meisten für den preußischen Staat, ein höchst wirksamer Born der Wissenschaft, brachte überdies durch den Zufluß wohlhabender Fremden auch selbst in materieller Hinsicht manchen Vorteil.

Wie Thomasius, so gereichte namentlich auch Francke der neuen Universität und dem neuen Vaterlande zur höchsten Zierde; sein Name leuchtet mit hellem Glanze durch alle Zeiten. Denn er ist der Stifter jenes „Siegesdenkmals des Gottvertrauens und der Menschenliebe“, des weltberühmten halleschen Waisenhauses. August Hermann Francke (geboren am 12. März 1663 zu Lübeck) hatte bei dem Studium der lutherischen Theologie, die er zu seinem Lebensberuf gewählt, frühzeitig an dem starren Formeltum der Strenggläubigen Anstoß genommen. Er schloß sich daher derjenigen Richtung in der protestantischen Kirche an, die, am entschiedensten von Jakob Spener vertreten, im Gegensatz zu der dürren Wortklauberei und dem geistlichen Hochmut der Theologen auf werkthätige Liebe drang. Die „Pietisten“, wie man Speners Anhänger nannte, setzten das Wesen des Christentums in Reinheit und Wärme des Herzens, Innerlichkeit des Glaubens, fruchtbringende Frömmigkeit. In diesem Sinne legte auch Francke die Bibel aus. Von Leipzig, von Erfurt verjagt, fand er eine Zuflucht in Halle, wo seine begeisterten Predigten eben so sehr das Volk wie die Studenten hinrissen. Aber der reichste Segen ruhte auf den Werken christlicher Barmherzigkeit, die der fromme Mann hier unternahm. Ihn rührte es tief, wie versunken in geistigem und leiblichem Elend die unteren Volksschichten waren; er opferte, es zu lindern, seine eigenen geringen Einkünfte und bewog auch andere zu helfen. Die Almosenordnung, die er in der Vorstadt Glaucha einführte, fand so vielen Beifall, daß seine Armenbüchse nie leer ward. In dem felsenfesten Vertrauen, Gott werde ihm immer barmherziger Menschen Beistand erwecken, begann er nun mit einem Kapital von 4½ Thaler eine dauernde Stiftung; er fing damit eine Armenschule an, kaufte für zwei Thaler Bücher und gab einem Studenten monatlich einen Thaler, damit er ihn beim Unterricht der armen Kinder unterstütze. Bald schickten ihm auch wohlhabende Bürger ihre Kinder zu und bezahlten dafür. Der Ruf der Anstalt wuchs immer höher, so entstand allmählich das hallesche Pädagogium. Aber der bloße Unterricht linderte die Not wenig; Francke beschloß, die Kinder

ganz in Pflege zu nehmen. Ohne Geld, aber von Gottes Hilfe überzeugt, legte er am 3. August 1698 den Grundstein zu dem großen halleschen Waisenhause. „Da war kein Vorrat", schrieb er nachmals, „nicht eine Hütte zu bauen, geschweige ein Waisenhaus für ein par hundert Menschen; aber der Herr hat's mit der That bewiesen, daß er sich zu der Sache bekennen wolle, und von Woche zu Woche gleichsam zugebröckelt, was die Notdurft erforderte, daß die Waisenkinder nicht Hunger gelitten und die Bauleute bezahlt wurden. Mit Gott hat es mir noch niemals gefehlt, aber mit Menschen und ihren Vertröstungen vielmals; wenn's aber mit dem einen fehlte, hat Gott den andern erweckt, wenn sich eine Quelle verstopft hat, hat sich die andere eröffnet." Am reichsten steuerte der Freiherr von Canstein bei; dieser edle Mann gab sein ganzes Vermögen her, um in der Buchhandlung des Waisenhauses eine große Bibelanstalt zur Verbreitung des göttlichen Worts zu gründen. Neben diesen Schöpfungen entstanden noch ein neues Pädagogium und Lehrerseminar, eine Töchterschule, ein Krankenhaus, ein Witwenhospital. Die Franckeschen Stiftungen erwuchsen fast zu einer kleinen Stadt und haben über hunderttausende von Menschen Segen verbreitet. Am 8. Juni 1727 starb Francke; die dankbare Nachwelt setzte ihm ein Denkmal mit der Inschrift, die das Geheimnis seiner wunderbaren Leistungen enthält: „Er vertraute Gott."

Was Francke that, geschah ohne besondere Unterstützung des Kurfürsten; doch durfte sich dieser es immerhin zum Verdienst anrechnen, Männer wie Thomasius und Francke geschützt zu haben. Er bewies auch gegen Pufendorf, den er 1688 aus schwedischen Diensten förmlich in die seinigen gezogen, einen edeln Freisinn, ließ ihn für die „Geschichte des großen Kurfürsten" die geheimsten Staatsschriften im Archiv benutzen, und als das treffliche Werk fertig war, belohnte er den Verfasser, der in einer Zeit, wo es Sitte war, den Fürsten zu schmeicheln, mit unerhörter Wahrhaftigkeit und rücksichtsloser Treue geschrieben hatte, durch reiche Geschenke und hohe Ehren. Pufendorf starb 1694, 62 Jahre alt; er war der erste in Deutschland, der die Geschichtschreibung auf einen höheren Standpunkt als denjenigen der Chroniken oder kritiklosen Sammelwerke erhob. Auch auf die Entwickelung des Staatsrechts haben seine gelehrten Arbeiten einen fördernden Einfluß geübt.

Die Kunst begünstigte Friedrich III. schon darum, weil ihre Werke am meisten in die Augen fallen. Er vermehrte daher mit verschwenderischer Freigebigkeit die Zahl seiner Hofkünstler, unter denen nun auch schon ziemlich viel Eingeborne waren, wie die Maler Belau aus Magdeburg, Eltester aus Potsdam, Gericke aus Spandau, und so bedeutende Talente, wie Andreas Schlüter*), der „Michel Angelo Deutschlands", und

*) Geboren 1662 zu Hamburg.

Eosander von Göthe. Manch vorzügliches Kunstwerk stammt aus dieser Zeit, vor allen berühmt Schlüters Reiterstatue des großen Kurfürsten, ferner das Zeughaus in Berlin, an welchem Nering und Schlüter, und das Schloß im Dorfe Lützen bei Berlin (bald Charlottenburg genannt), an welchem Schlüter und Göthe sich verewigt haben. Des Kurfürsten Namen trägt die Friedrichsstadt in Berlin, die durch Nering gebaut wurde; als dieser 1695 starb, standen hier schon 300 Häuser. Die bildenden Künste sollten indes in der Mark auch eine Anstalt haben, die für sie wäre, was eine Universität für die Wissenschaften; zu diesem Ende errichtete Friedrich III. 1699 zu Berlin eine „Akademie der bildenden Künste". Die Dicht- und Tonkunst schätzte er weniger; sie fanden an seiner Gemahlin Sophie Charlotte*) eine desto wärmere Freundin.

„Diese schöne und geistreiche Fürstin war es" (wie Friedrich der Große sagt), „welche die wahre gesellschaftliche Feinheit und Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preußen und Geist und Würde in die von ihrem Gemahl so sehr geliebte Etikette brachte." Voll Liebe zur Weltweisheit, in der sie daheim zu Hannover der große Leibniz unterwiesen, so unermüdlich in alle Tiefen und auf alle Höhen der Erkenntnis zu dringen, daß Leibniz ihr einst sagte: „es ist unmöglich, Sie zufrieden zu stellen, Sie wollen das Warum des Warum wissen"; begeistert für Bildung und Aufklärung und von einer Freisinnigkeit, die ihr den Namen der „republikanischen Königin" verschaffte; — so stimmte sie freilich wenig zu ihrem zeremoniösen Gatten, dessen Pomp sie nicht schätzen konnte. Aber im Kreise begabter und kenntnisreicher Männer, wo man frei von lästigem Formelwesen sich von wahrhaft redenswerten Dingen, besonders von wichtigen Streitfragen des Glaubens und Wissens unterhielt, zumal in ihrem Charlottenburg, wo nichts den Reiz der ästhetischen und philosophischen Gesellschaften störte, und niemand erschien, der sich nicht durch Geist und Bildung hervorthat; da fühlte sie sich glücklich, da gab sie auch andern manche schöne Anregung. Auch ihre äußere Erscheinung nahm ein; man rühmte die Würde ihrer Haltung, die lebhaften blauen Augen, die reine zarte Farbe der Haut, das kohlschwarze lockige Haar. Weniger heilsam war ihr Einfluß in politischen Dingen; sie ließ sich hier zu viel von persönlichen und Familien-Interessen leiten. Doch mischte sie sich nur sehr selten in Staatssachen.

---

*) Sie war eine hannöversche Prinzessin, geb. 30. Oktbr. 1668 zu Schloß Iburg im Stift Osnabrück, Tochter des Herzogs, späteren Kurfürsten Ernst August von Hannover, der damals das Bistum Osnabrück (als lutherischer Administrator) inne hatte, und Enkelin der unglücklichen Pfalzgräfin Elisabeth Stuart. Der Kurfürst hatte sie 1684 (ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Elisabeth Henriette von Hessen-Kassel) geheiratet.

Alles was bis zum ryswicker Frieden im Staate und nach außen geschah, war unter Danckelmanns Leitung vollführt; und seine rastlose und nützliche Thätigkeit fand bei dem Kurfürsten auch lange die verdiente Anerkennung. Er erhob ihn 1695 zum obersten Staatsdiener, zum Oberpräsidenten, und sagte in der Bestellung: „Danckelmann sei ein vollständiges Beispiel ungefärbter Treue, unablässigen Eifers in Beförderung des Ruhms des Kurfürsten; er habe allein durch seine Ratschläge zu dem Glanze und der Größe des Staates nächst Gottes Segen das meiste beigetragen, daher erhebe ihn der Kurfürst zur vornehmsten Würde, um darzuthun, mit welcher Dankbarkeit er die ihm von seiner zarten Jugend an geleisteten Dienste erkenne, durch welche er zur Furcht Gottes, zur Liebe seiner Unterthanen und demnach zu einem gütigen und gerechten Regimente angeleitet worden." Seitdem war Danckelmanns Macht fast unbeschränkt; im Staate und am Hofe ging alles durch seine Hand. Er führte die Geschäfte, unter deren Überlast er fast erlag, mit seltener Uneigennützigkeit und mit Geschick, und wie hoch er von ihrer Würde dachte, erhellt daraus, daß auf seine Veranlassung seit 1695 alle landesherrlichen Edikte von einem Minister gegengezeichnet wurden, der dadurch für ihren Inhalt die Verantwortung übernahm.

Aber sein strenger Ernst, sein schroffes durchgreifendes Verfahren erbitterte die Höflinge, der schulmeisterliche Ton, den er selbst gegen den Kurfürsten anschlug, erschütterte seine Stellung. Freilich hatte er Grund genug zu hofmeistern. Denn die Verschwendung des Hofes, wo Scharen von Schmeichlern sich der kurfürstlichen Freigebigkeit erfreuten, überstieg bei weitem das Maß, welches der Staat gestatten durfte; aber der Kurfürst zog es vor, fortwährend die Steuern zu erhöhen, als seine Prachtliebe und Freigebigkeit zu beschränken. Danckelmann stemmte sich nach Kräften entgegen, doch bekehrte er seinen Herrn nicht und verscherzte nur dessen Gunst. Der Kurfürstin war er geradezu verhaßt; es erzürnte sie, daß er in der auswärtigen Politik öfters den Interessen des Hauses Hannover entgegenwirkte. So kamen die Hofleute, die unablässig an dem Sturze des unbequemen Ministers arbeiteten, ihrem Ziele immer näher. Am geschicktesten operirte dabei ein gewisser v. Kolbe, ein Pfälzer, der 1688 nach Berlin übergesiedelt und in den Dienst des Kurfürsten getreten war. Dieser Höfling, durch ein gewandtes schmeichlerisches Benehmen, durch gefällige Formen, die seine geistige Unbedeutendheit verdeckten, seinem schwachen und eiteln Herrn angenehm und bald unentbehrlich, benutzte an der Spitze des Hofgesindes schlau jede Blöße, die Danckelmanns rauhes Wesen bot, und reizte die Eigenliebe des Kurfürsten so lange, bis dieser Danckelmanns Verdienste vergaß und sich gewöhnte, dessen unliebsame Art als Staatsverbrechen anzusehen. Er äußerte: „Danckelmann will den Kurfürsten spielen; doch ich werde ihm zeigen, daß ich der Herr

bin." Der bedrohte Minister erkannte, daß er in Ungnade gefallen war; er bat daher um seine Entlassung, die er in huldvollen Worten erhielt (7. Dezember 1697). Aber seine Feinde wollten ihn völlig verderben; auf ihre Einflüsterungen ließ der Kurfürst am 20. Dezember den redlichen Mann verhaften, auf die Festung Spandau bringen, seines großes Vermögens berauben und unter den lächerlichsten Beschuldigungen mit einem Prozeß verfolgen, der den Zweck hatte, die schreiende Ungerechtigkeit des Kurfürsten zu bemänteln. Danckelmann kam dann auf die Festung Peiz, und erst nach fünf Jahren wurde seine Haft gemildert, erst nach zehn Jahren ganz aufgehoben, doch durfte er auch dann nur an einem bestimmten Orte (in Kottbus) wohnen und erhielt nur einen kleinen Teil seiner Einkünfte wieder.

Nach Danckelmanns Sturz kamen die Staatsgeschäfte unter die Leitung des neuen Günstlings, in die Hände Kolbes, oder wie sein neuer Titel bald lautete, des Reichsgrafen v. Wartenberg. Dieser verfolgte nun im Grunde kein anderes Interesse als die Befriedigung seiner Habsucht. Er sättigte sie mit unerhörtem Raube, bezog von den zahllosen wichtigen Ämtern, die sein Herr ihm erteilte, ein jährliches Gehalt von 100000 Thalern, sammelte von den Geschenken seines Herrn und den Gaben derer, die durch ihn etwas erlangen wollten, ein Vermögen von mehreren Millionen. Um sich auch für die Zukunft zu sichern, beredete er (1699) den Kurfürsten, ihm urkundlich zu versprechen, daß er wegen seiner Amtsführung nie solle zur Rechenschaft gezogen werden. Darauf gestützt, plünderte er samt seinem Anhange seitdem schamloser denn je.

Während der Hof ein Schauplatz schmählicher Hofränke und nichtsnutziger Günstlingsherrschaft wurde, blieben im Staate die alten Überlieferungen des großen Kurfürsten zwar noch in Geltung, aber ihre wohlthätige Wirksamkeit schwand in demselben Verhältnis als die Vergeudung der Geldmittel des Staates fortschritt. Es fehlte nun selbst für solche Anstalten an Geld, die dem Kurfürsten besonders wert waren. Zu diesen gehörte die „Societät der Wissenschaften", die er am 11. Juli 1700 zu Berlin gestiftet; es war nur den eifrigen Bemühungen ihres geistigen Urhebers und ersten Präsidenten, des großen Leibniz zu danken, daß man die Geldverlegenheiten einigermaßen überwand und dem Stiftungsbrief die That folgen ließ. Gottfried Wilhelm Leibniz, der Aristoteles seiner Zeit, ein Universalgelehrter und zugleich ein Genie, der Erfinder der Differenzialrechnung und der Vater der deutschen Philosophie, war von Geburt ein Leipziger, durch sein Amt ein Hannoveraner, aber sein Wirken galt dem ganzen Deutschland, er trat überall anregend und fördernd hervor, wo der Wissenschaft ein neuer Dienst zu leisten oder edle Humanität zu verfechten war. Daher hielt er sich oft in Berlin auf, wo ein ehrgeiziger Fürst gern den Mäcen des Idealen machte, und

wo der Zweck der neuen Akademie — ausgezeichnete Gelehrte aller Fächer zu einer Gesellschaft zu vereinigen, um gemeinsam an der Hebung des öffentlichen Unterrichts und aller Wissenschaften zu arbeiten — sich leichter als in den andern norddeutschen Hauptstädten erreichen ließ. Auf seine Veranlassung geschah es auch, daß Friedrich III. in den Stiftungsbrief die besondere Bestimmung aufnahm: „diese Societät soll eine deutschgesinnte und namentlich auch um die Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit zur Ehre und Zierde der deutschen Nation besorgt sein, damit die uralte deutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen Reinheit und Selbständigkeit erhalten werde und nicht ein ungereimter Mischmasch und Unkenntlichkeit daraus entstehe." Aber gerade die Vornehmen und Gelehrten gaben hierin überall in Deutschland ein schlechtes Beispiel; „wer nicht französisch kann, der kommt zu Hofe nicht an", war in Berlin und anderwärts ein allzu wahres Sprüchwort. Leibniz hatte noch später zu klagen: „der Mischmasch hat abscheulich überhand genommen, so daß die Prediger auf der Kanzel, die Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch ihr Deutsch verderben." Ebenso mißmutig war er über die ewige Geldnot des Hofes, die den Fortgang des Stiftungswerks verzögerte. Erst 1710 wurden die Gebäude der Akademie, sowie die Sternwarte der Gesellschaft fertig, und die Einnahmen blieben kärglich. Am reichsten flossen sie noch aus dem Kalenderverlag, den ihr der Kurfürst übergeben hatte. Hier leistete sie auch das Nützlichste, was von ihr zu rühmen war; sie führte mit Zustimmung der Regierung im Jahre 1700 den verbesserten gregorianischen Kalender ein. Diese Neuerung geschah so, daß man den Tag nach dem 18. Februar 1700 als 1. März 1700 rechnete.

Erhebung Preußens zum Königreich.

Seit dem großen Kurfürsten ist der Fortschritt das Lebensprinzip der hohenzollerschen Monarchie, ist es hier mehr als anderwärts die Pflicht eines jeden Regenten den Staat um ein bedeutendes zu fördern. Ein jeder wird es thun in der Richtung, wohin ihn Fähigkeit und Neigung treiben. Friedrich III. lebte für Glanz und äußere Würde; darin hat er denn auch dem Staate seine einzige große That geleistet: er erhob ihn zum Königreich.

Sein Haupt mit einer Königskrone zu schmücken, das war ihm längst als höchstes und würdigstes Ziel erschienen. Dahin spornte ihn immer wieder das Beispiel anderer Herrscher. Drei Fürsten an seinen Grenzen, von geringerer Macht als er, gewannen damals glänzende Preise, sein Vetter Wilhelm von Oranien 1688 den englischen Thron, sein Schwieger-

vater Herzog Ernst August von Hannover 1692 die Kurwürde, sein Nachbar August von Sachsen 1697 die polnische Krone. Friedrich III. beschloß, nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Denn was er in seinem Herzen aufs glühendste wünschte, das sprachen viele Stimmen des Auslands schon offen aus; wenigstens Ludwig XIV., der Zar Peter und die Holländer gaben deutlich zu verstehen, daß sie ihn gern für einen König ansehen würden. Aber mußte er sich nicht auch aus staatsmännischen Gründen um diesen Titel bemühen? Eine solche Rangerhöhung gab der Souveränität doch erst die rechte Weihe, gab dem Wesen, das der große Kurfürst geschaffen, erst die rechte Form; denn das Königtum vereinigte alle Provinzen, alle Unterthanen unter einem gemeinsamen Namen zu einem neuen Ganzen und stellte den Fürsten überall dem Auslande frei gegenüber. Allerdings konnte er die königliche Würde nur an diejenige Landschaft knüpfen, wo er souverän war, an das Herzogtum Preußen; aber als Teile des ganzen königlichen Staats lösten sich doch auch die deutschen Provinzen weit leichter aus der Vasallenschaft, in der sie der Form nach zum deutschen Kaiser und insofern zum Hause Habsburg standen.

Eben hier lag freilich die Hauptschwierigkeit der Ausführung. Ohne die Zustimmung des römischen Kaisers, der wenigstens den Deutschen selber noch immer als das weltliche Oberhaupt der Christenheit galt, schien dem Kurfürsten die Annahme der königlichen Würde ebenso unpassend, als wenn jemand in eine Gesellschaft träte, ohne geladen zu sein. Daher setzte er alles daran, den Kaiser für sich zu gewinnen, hielt von Anfang an zur österreichischen Politik, der er andernfalls schwerlich so viel nachgegeben hätte, wie er es z. B. in der schwiebuser Sache that. Aber trotz dieses und vieler anderen großen Dienste, die der Kurfürst dem Hause Habsburg erwies, war der Kaiser nicht gemeint einzuwilligen; auch ohne jenen Titel war der hohenzollersche Staat schon ein gefährlicher Nebenbuhler; sollte Habsburg dem aufstrebenden Emporkömmling, den es bisher vergebens niederzudrücken versucht, nun selbst helfen wieder ein Stück höher zu klimmen? Jahrelang dauerten die Verhandlungen, die übrigens sehr geheim geführt wurden, und der Kurfürst sah den Wunsch seines Herzens noch immer unerfüllt. Da traten Ereignisse ein, die dem Eigennutze des Kaisers abnötigten, was dessen Dankbarkeit nicht leistete, und Friedrich III. konnte erkaufen, wo man nicht schenken wollte.

Schon daß sich im Jahre 1693 unter mehreren deutschen Fürsten ein Verein bildete, der den Zweck hatte, die neue hannöversche Kur zu bestreiten, und daß diese Unzufriedenen sich nach dem ryswicker Frieden immer fester an Frankreich anschlossen, war für den Kaiser ein Gegenstand großer Beunruhigung. Eine andere Sorge brachte ihm das Heraufziehen des nordischen Krieges, der zwischen Karl XII. von Schweden einerseits

und dem Zaren Peter, dem Könige August von Polen und Friedrich von Dänemark andrerseits im Jahre 1700 ausbrach und gar leicht nach Deutschland und in die österreichischen Erbländer hinüber greifen konnte. Zunder zu einem Brande lag hier besonders in Ungarn aufgehäuft. Leopold hatte die ungarische Verfassung gebrochen, die ungarischen Protestanten aufs furchtbarste bedrückt, selbst die Vornehmen, die Magnaten, schwer verletzt. Ein Aufstand konnte hier jeden Augenblick ausbrechen. Bei weitem die größte Verlegenheit aber bereitete dem Kaiser der Stand der spanischen Angelegenheiten. Karl II. von Spanien war ohne Nachkommen; mit ihm erlosch der spanische Zweig des Hauses Habsburg, seine Länder mußten nach dem Rechte an den österreichischen Zweig fallen; Karls Tod stand nahe bevor, und Leopold I. sah sich im Geiste schon als Besitzer aller der Reiche, die einst unter dem mächtigen Zepter Karls V. gestanden und nun, vermehrt durch die großen Erwerbungen Ferdinands I., Österreich zu einer schwindelnden Höhe erheben mußten. Aber es zeigte sich bald, daß das reiche Erbe nicht so ohne weiteres anzutreten war. Auch Ludwig XIV. bewarb sich darum; er hatte zwar nur zweifelhafte Rechtsgründe vorzubringen (er war der Sohn der älteren Tante und der Gemahl der älteren Schwester Karls II., die bei ihrer Verheiratung nach Frankreich auf die Erbfolge in Spanien verzichtet hatten, während ihre jüngeren Schwestern, die Mutter und die Gemahlin Leopolds I., einen solchen Verzicht nicht zu leisten brauchten); aber Ludwig war gewohnt seinen Willen nach seiner Macht, nicht nach seinem Rechte abzumessen; er war entschlossen, wenigstens einen großen Teil der spanischen Staaten an sich zu bringen. Die Waffen mußten also entscheiden. Denn Leopold wollte auf keinen Fall seine Ansprüche fahren lassen. Er weigerte sich sogar in den Teilungsplan zu willigen, welchen die Seemächte, England und Holland, vorschlugen. Wer sollte ihm aber in dem schweren Kampfe helfen? Viele deutsche Fürsten, namentlich Baiern, waren für Frankreich, andere, wie Kursachsen, in eigene Händel verwickelt. Die Seemächte wollten wenigstens nicht das ganze Erbe an Österreich bringen. Denn sie mochten weder das Haus Bourbon noch das Haus Habsburg übermächtig werden lassen. Unter diesen Umständen erhielt der Beistand Brandenburgs, das 30 000 Mann vorzüglicher Truppen auf den Beinen hatte, einen unschätzbaren Wert. So entschloß sich der Kaiser zu dem Schritt, gegen den er sich so lange gesträubt, und der ihm auch jetzt sehr sauer fiel. Er gab endlich seine Zustimmung zu Friedrichs III. Wunsche. Am 1. November 1700 starb zu Madrid Karl II. und ward dessen Testament eröffnet; kraft desselben war der Prinz Philipp von Anjou, Enkel Ludwigs XIV., zum Universalerben eingesetzt, und Ludwig genehmigte diese Bestimmung. Fünfzehn Tage darauf, am 16. November, unterzeichnete Kaiser Leopold zu Wien den Kron-

Vertrag, durch welchen er sich verpflichtete, den Kurfürsten von Brandenburg, falls sich derselbe zum König in Preußen ausrufen lasse und kröne, auch als solchen zu ehren und anzuerkennen, sowie zu befördern, daß andere Mächte ihn ebenfalls dafür anerkennten. Dagegen erneuerte Friedrich den alten Bund und verpflichtete sich, dem Kaiser, falls wegen der spanischen Erbfolge Krieg entstehe, 8000 Mann Hilfstruppen auf eigene Kosten zu stellen.

Es war ein gutes Geschäft, das der Kaiser hier machte; seine Anerkennung war Friedrich III. zwar sehr wünschenswert, aber doch nicht so notwendig, daß er nicht auch ohne dieselbe den Königstitel hätte annehmen können; so war der Preis, den er dafür zahlte, gewiß übergroß. Und er hielt nicht nur, was er versprochen; er leistete aus freien Stücken weit mehr; nicht mit 8000, sondern mit 25 000 Mann hat er dem Kaiser beigestanden. Freilich die Weitsehenden ahnten schon jetzt, daß Preußen in nicht ferner Zukunft Österreich überflügeln werde, und hielten daher jede Erhöhung Hohenzollerns für einen Schaden, den Habsburg erlitt. Prinz Eugen sagte in diesem Sinne: „die kaiserlichen Minister seien des Henkens wert, die dem Kaiser geraten, die preußische Krone anzuerkennen". Aber auf die Dauer den Lauf der Dinge zu hemmen, wäre auch ein Eugen nicht imstande gewesen, und Habsburg verkaufte mit Recht sehr teuer, was es mit der Zeit umsonst hätte gewähren müssen. Übrigens stand es nicht so, daß der Kaiser den Kurfürsten zum König erhob, davon war keine Rede. Friedrich als souveräner Herzog in Preußen machte sich selbst zum König. Es handelte sich einzig und allein um eine Frage der Etikette; der Kaiser gab nichts als die Anerkennung.

Kaum war der Kronvertrag unterschrieben, als Friedrich III. schleunigst alle Anstalten traf, die Krönung mit großer Pracht in Königsberg zu vollziehen. Am 17. Dezember brach er mit seinem Hofstaat dorthin auf; das Gefolge war so zahlreich, daß man in vier Abteilungen reisen mußte und bis Königsberg 30 000 Pferde Vorspann gebrauchte. Am 20sten langte der Kurfürst dort an und ordnete nun selbst die Zeremonien und Festlichkeiten aufs genaueste. Am 15. Januar 1701, während die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten, rief auf allen Plätzen der Stadt ein Herold unter dem Jauchzen des Volkes aus: „es sei durch die allweise Vorsehung dahin gediehen, daß das bisherige souveräne Herzogtum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet und dessen Souverän Friedrich I. König in Preußen geworden." Den Titel König in Preußen und nicht von Preußen nahm Friedrich darum an, weil ihm nur der östliche Teil des Preußenlandes gehörte.

Am 17. Januar stiftete er den preußischen schwarzen Adlerorden zum Andenken an die Gründung des Königreichs, dessen höchster Orden

derselbe fortan war, mit dem Wahlspruch Suum cuique, Jedem das Seine. Am Dienstag den 18. Januar erfolgte die **Krönung**; sie geschah mit einer nie gesehenen Pracht und Feierlichkeit. Zum Zeichen, daß er seine Krone keinem Menschen verdanke als sich selbst, setzte Friedrich sie sich selber auf sein Haupt und krönte sodann die Königin. Darauf ging der ganze Zug aus dem großen Sale des Schlosses in die Kirche; dort ließ der König nach der Festpredigt sich und die Königin durch die beiden Oberhofprediger, die er zu Bischöfen erhoben, den reformirten und den lutherischen, feierlichst salben. Eine lange Reihe von Festlichkeiten verherrlichte das große Ereignis. Sie kosteten, wie der Krönungsschmuck, viele Millionen. Auch das Volk bekam seinen Anteil an der allgemeinen Lust. Es ergötzte sich an dem Schaugepränge; es fehlte auch nicht der bei der Kaiserkrönung übliche Ochse, der, mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hasen, Hühnern gefüllt, auf freiem Platze gebraten und mit dem roten und weißen Weine zweier Springbrunnen dem Volke preisgegeben wurde.

Noch in demselben Jahre wurde die neue Königswürde von den meisten Staaten anerkannt, außer dem Kaiser zuerst von Polen, England, Dänemark, von Rußland, Holland, der Schweiz, Savoien, Kurpfalz, Hannover, dann nach und nach von den übrigen. Nur der Papst protestirte; doch hatte das natürlich nicht den geringsten Erfolg.

Friedrich der Erste, wie er nunmehr als König hieß, glaubte es seiner neuen Würde schuldig zu sein, die Pracht seines Hofes, der bereits vorher königlich eingerichtet war, noch zu steigern. Er ahmte in jeder Hinsicht die Etikette und den Glanz des versailler Hofes nach. Die Verschwendung ging dabei ins maßlose und die Förmlichkeit ins lächerliche. Eine Unzahl neuer Hofbedienten aller Grade wurde angestellt, die, wie die vielen Feste, ungeheure Summen kosteten. Selbst darin wollte Friedrich es Ludwig XIV. gleich thun, daß er an seinem Hofe eine Mätresse hielt, aber er that es nur zum Schein; in der Wirklichkeit sich oder seinen Hofleuten Ausschweifungen zu gestatten war er viel zu religiös und sittlich. Er hatte zu der sogenannten Mätresse — es war die Gräfin Wartenberg, eine ungebildete Frau von niederer Herkunft — weiter kein Verhältnis, als daß er zu bestimmten Zeiten der Hofetikette gemäß mit ihr auf und abspazierte. So weit ging also bei ihm die abgeschmackte Bewunderung des französischen Königtums, daß er lieber den Schein des Lasters annahm, als in irgend einem Stücke von seinem Muster abzuweichen. Und doch war er in der Politik und Religion, also in den wesentlichen Dingen, ein entschiedener Gegner Ludwigs XIV.

Die großen Ausgaben, welche die Rangerhöhung des Staates mit sich brachte, waren für das Land eine schwere Last; die Unterthanen mußten schwer dafür steuern, daß sie nun königlich preußisch hießen. Dennoch war der Gewinn weit größer als der Preis, den er kostete. Der

Staat erhielt eine eigene Nationalität; die getrennten Stämme, die zu ihm gehörten, wurden leichter und rascher zu einem ganzen Körper verschmolzen, seit alle denselben Namen, als Preußen, alle dieselbe Farbe, die schwarz-weiße Fahne, trugen. Zwar das Preußentum entwickelte sich nunmehr im Unterschied von dem übrigen Deutschland auch um so bestimmter als ein eigenes Wesen; der preußische Staat trat um so entschiedener in seiner Besonderheit auf. Aber bei der allgemeinen Zerrüttung, dem unheilbaren Verfall des deutschen Reichs, das längst nur noch dem Namen nach bestand, war es ein Segen für das deutsche Volk, daß unter den zahllosen deutschen Staaten, in die es zerrissen war, einer sich zu einem Körper entwickelte, der auf eigenen Füßen stand und auf eigene Hand das leistete, was das ganze nicht vermochte, nämlich Deutschland mit Kraft und Ehren zu vertreten und, indem er ein Stück Deutschlands nach dem andern an sich zog, die Hoffnung gewährte, daß er zuletzt alle getrennten Glieder wieder vereinigen, und daß so allmählich aus dem preußischen der deutsche Staat erwachsen werde.

Daß aber Preußen diesen Weg einschlagen mußte, dazu trieb eben seine neue Würde am kräftigsten. Denn um mit Ehren ein Königreich zu sein, durfte es nicht stehen bleiben; es war noch klein und hatte doch schon einen großen Namen, es mußte unablässig streben, größer und mächtiger zu werden, hinein zu wachsen in den weiten Königsmantel. So erhielt es mit der Krone den Sporn zu immer weiterem Fortschritt. Um mit Friedrichs des Großen Worten zu reden: „Friedrich I. schien zu seinen Nachfolgern zu sagen: ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig! ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, vollendet das Werk!“ —

Friedrich I. als König.

Dem Testament gemäß, dessen rechtlicher Bestand freilich von den Gegnern bestritten ward, folgte in Spanien auf Karl II. der Bourbon Philipp V. Nicht nur die Spanier, auch die Befehlshaber in den Nebenlanden, in Sizilien, Neapel, Mailand, Mantua, Belgien huldigten ihm, und Ludwig XIV. war bereit, ihn mit der ganzen Macht Frankreichs zu schützen. Dennoch unternahm es der Kaiser, ihn aus seinem Besitz zu verdrängen und die spanische Monarchie für seinen jüngeren Sohn Karl zu erstreiten; im Frühling 1701 rückte sein Heer unter dem Prinzen Eugen ins Feld, zuerst nach Italien. So entbrannte der spanische Erbfolgekrieg. Leopolds einziger Bundesgenosse war anfangs der neue König von Preußen. Aber bald traten, besorgt vor der kolossal gewachsenen Macht Bourbons, die Seemächte auf seine Seite, und mit englischem

und holländischem Gelde gewann er dann noch eine Schar von kleineren Genossen; im Jahre 1702 war halb Europa — Österreich, Preußen, das deutsche Reich, England, Holland, Dänemark, Savoien und Portugal — gegen Frankreich verbündet, und die Heere dieser Koalition wurden von den größten Feldherren der Zeit, von dem englischen Herzog Marlborough und von dem Prinzen Eugen, befehligt. Das Genie dieser Generale wog den Vorteil auf, den Ludwig als unumschränkter Herr der Gesamtkraft seines großen Reiches hatte, während die Koalition oft uneinig war; aber wenigstens im Anfange, ehe noch die Mittel seiner Gegner recht in Fluß kamen und zusammenwirkten, konnte Ludwig doch im Bunde mit Kurköln und Baiern hoffen, auf seinen stärksten Nachbar, Deutschland, einen lähmenden Schlag zu thun. Ein großes bairisch-französisches Heer drang 1703 tief in das Innere von Süddeutschland ein und schickte sich an, im nächsten Jahre Österreich zu erobern. Daß diese Gefahr abgewehrt und der Feind aus Deutschland wieder herausgeschlagen wurde, war das Verdienst der beiden Feldherren Eugen, der von Italien, Marlborough, der von den Niederlanden herbeieilte, und unter den Truppen hauptsächlich der Preußen.

Friedrich III. hatte dem Krontraktat gemäß 8000 und für englisch-holländische Subsidien noch 15 000 Mann geschickt, die größtenteils in dem Heere Marlboroughs am Niederrhein standen und sämtlich mit hohem Ruhme stritten. Es war dort in den Niederlanden im Jahre 1702, daß die schwarzweiße Königsfahne ihre Schlachtenweihe empfing; sie wehte zum Siege bei der Belagerung von Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth, Ruremonde, Lüttich, dann 1703 vor Rheinberg, Bonn und Geldern — Festungen, welche die Preußen teils allein, teils an der Seite ihrer Verbündeten eroberten. Zugleich fochten fünf Regimenter Preußen in Baiern, sie deckten bei Höchstätt am 20. September 1703 den Rückzug des kaiserlichen Generals Styrum; mit welcher Tapferkeit, bezeugt der französische Feldherr Villars selbst: „die französische Reiterei", berichtet er, „durchbrach einen Teil des Nachtrabs, allein die übrigen Bataillone, das preußische Fußvolk, machten festgeschlossen jedesmal gegen die Angriffe der Reiterei ein so furchtbares Feuer, daß sie nicht ein einziges Mal durchbrochen werden konnten und von ihr endlich nur noch begleitet wurden." Mit einem Verlust von 900 Mann retteten hier die Preußen das übrige Heer.

In allen diesen Kämpfen, besonders aber in dem letzten, zeichnete sich ein junger preußischer General durch kaltblütige und zugleich stürmische Tapferkeit aus, der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der hier, 26 Jahre alt, seine lange Heldenlaufbahn begann. Ein rauher derber Kriegsmann ohne höhere geistige Bildung, aber von Natur zu allem begabt, was der Soldat und der Feldherr leisten sollen, und mit

Leib und Seele dem Kriegshandwerk ergeben, verband er Verschlagenheit, kriegerische Einsicht und Erfindsamkeit mit ungestümem Mute und eisiger Kälte mitten im Feuer. Glanz, Schein und Formenwesen verachtete er, wie er sich denn auch über die Vorurteile der Geburt hinwegsetzte: er hatte zum Entsetzen seiner stolzen Familie eine Apothekerstochter aus Dessau geheiratet und lebte mit seiner Annaliese sehr glücklich. Aber fast noch wohler als bei ihr fühlte er sich auf dem Schlachtfelde. Und schon jetzt war der tapfere Jüngling die Bewunderung von Freund und Feind. Sein König erkannte seine Verdienste, er machte ihn zum Oberbefehlshaber aller derjenigen preußischen Truppen, 12000 Mann, die er zur Verteidigung des deutschen Reichs am Rheine hielt (1704). Mit diesen gab Leopold nun dem gesamten verbündeten Heere ein schönes Muster von Heldenmut.

Marlborough hatte sich im August 1704 glücklich mit Eugen vereinigt, sie griffen am 13. August bei Höchstätt unweit Donauwörth das baierisch-französische Heer an. Ihren linken Flügel führte Marlborough, ihren rechten Eugen. Unter dem letzteren fochten die Preußen. Auf beiden Seiten verfügte man über große Truppenmassen, über mehr als 50000 Mann; die Schlacht war langwierig und sehr blutig. Marlborough standen die Franzosen unter General Tallard gegenüber, dem Prinzen Eugen ein anderes französisches Corps unter General Marsin und die Baiern unter ihrem Kurfürsten. Die Stellung der Franco-Bavaren war sehr stark und sie schlugen sich gut. Endlich siegte die überlegene Feldherrnkunst Marlboroughs. Doch daß er siegen gekonnt, war vor allem den Anstrengungen der Preußen zu danken, welche die Schlacht, als sie fast schon verloren war, mit zäher Ausdauer gehalten hatten. Prinz Eugen erkannte ihnen denn auch öffentlich „ein unsterbliches Lob" zu, „maßen ich denn", wie er nach Berlin schrieb, „mit Augen gesehen, wie besonders von der Infanterie so hoch als niedere Offiziere und Gemeine mit unerschrockener Standhaftigkeit wider den Feind gefochten, dessen Gewalt etliche Stunden lang ausgehalten und endlich gesamter Hand durch ihr starkes Feuer denselben in eine solche Konfusion haben setzen helfen, daß er ihrer Tapferkeit mit großer Präcipitanz entfliehen und uns das Feld und somit diese herrliche Victorie überlassen müssen." Besonders rühmte er „die heldenmütige Führung des Generals Fürsten von Anhalt-Dessau, der auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor irgend welcher Gefahr sich entfärbt, sondern mit großer Unerschrockenheit seine Leute in das härteste Treffen geführt, so daß man ihm den Gewinn des vortrefflichen Sieges zu seinem unsterblichen Nachruhm großenteils zuzuschreiben hat."

Im nächsten Jahre führte Leopold von Dessau 8000 Preußen an der Seite der Österreicher nach Italien. Der Oberfeldherr Prinz Eugen

sollte hier der kaiserlichen Sache vollständig das Übergewicht verschaffen, während Marlborough wieder die Niederlande deckte. Unter dem letzteren stand eine andere preußische Hilfsschar, welche der General von Lottum befehligte. Beide Abteilungen hatten großen Anteil an den Siegen, die nun auf beiden Kriegstheatern erfochten wurden, und einer derselben, bei Cassano am 16. August 1705 über Vendome davon getragen, hat eine besonders ehrwürdige Erinnerung hinterlassen. Denn der Marsch, unter dessen Klängen die Preußen dort siegten, wurde als „Dessauer Marsch“ in der Armee unsterblich. Ebenso zeichneten sich die Preußen in den größeren Schlachten aus, die mit ihrer Hilfe Marlborough am 23. Mai bei Ramillies, Eugen am 7. September 1706 bei Turin gewann. „Der Fürst von Anhalt“, berichtete Prinz Eugen nach Wien, „hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Mut und Ordnung die meinigen weit übertroffen. Für die Bequemlichkeit solcher Truppen muß man soviel als möglich sorgen, die Preußen verdienen es, und es ist kein Preis zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann.“ Zwei Jahre blieb dies Heer noch in Italien, und König Friedrich I. benutzte nebenbei diese Gelegenheit, um sich auch bei dem Papst in Respekt zu setzen. Er hieß ein Reiterregiment gegen den Kirchenstaat ziehen und nötigte dadurch den Papst, gegen die preußische Königswürde wenigstens nicht mehr laut zu protestiren. Es hat freilich noch 80 Jahre gedauert, ehe man sich in Rom dazu bequemte, den Marchese di Brandenburg offiziell als preußischen König anzuerkennen.

Der Krieg beschränkte sich nun auf das Land am Rheine. Prinz Eugen zog nach den Niederlanden und besiegte im Verein mit Marlborough die Franzosen bei Oudenarde (11. Juli 1708) und bei Malplaquet (17. September 1709). Auch in diesen Schlachten gebührte den Preußen, die hier von Lottum, Fink v. Finkenstein und Natzmer geführt wurden, der größte Teil des Dankes, wie Marlborough und Eugen bezeugten.

Ludwig XIV. war erschöpft; er bat um Frieden, wollte auf das ganze spanische Erbe verzichten; aber die Verbündeten verlangten, er solle selber seinen Enkel aus Spanien vertreiben. Diese letzte Demütigung wies der greise König zurück. Er harrte aus, und das Glück belohnte seine Standhaftigkeit.

Im Jahre 1710 stürzte eine Hofkabale das englische Whig-Ministerium und damit auch die Politik, die unter Wilhelm III. und nach dessen Tode (1702) unter der Königin Anna für England maßgebend gewesen war. Von nun an leitete die Partei der Tories den Staat; sie neigte schon aus Haß gegen den Herzog Marlborough, den eifrigsten

Freund des Krieges, zum Frieden, und als gar 1711 Kaiser Josef I., der älteste Sohn Leopolds, dem er 1705 in der Regierung gefolgt war, ohne Söhne starb und Karl VI., eben jener Prätendent des spanischen Thrones, deutscher Kaiser wurde, da hatte England in der That nicht mehr den Beruf, die Sache Habsburgs wie bisher zu verfechten. Es unterhandelte daher und sein Abfall zog auch die Holländer mit; so war der große Bund gesprengt.

Friedrich I. erlebte den Abschluß des Friedens nicht mehr, der ganz gegen seinen Willen zum Schaden des Kaisers war eingeleitet worden. Er hatte immer getreu bei seinen Verbündeten ausgehalten, unablässig Ersatzmannschaften in die Kriegslager geschickt; man rief nie vergebens sein großmütiges, deutsches Herz an. Er vergaß freilich, daß man erst soll gerecht sein und dann großmütig; er vergaß besonders, daß seine Unterthanen für Subsidien nach Flandern zu schicken, damit sie sich dort für Holländer und Engländer töten ließen, im Grunde nichts war als Seelenverkäuferei. Er beschwerte sein Volk auch dadurch, daß er, um das ganze regelmäßige Heer im Auslande verwenden zu können, (1702) in allen Provinzen noch eine Art Landwehr errichtete, eine „Landmiliz" aller waffenfähigen Mannschaft vom 18. bis 40. Lebensjahre, welche die Verteidigung der Grenzen übernehmen sollte. Jeden Sonntag mußte sie ihre Kriegsübungen halten, worüber die Geistlichen mit Recht sehr eiferten.

Zu dieser drückenden Maßregel griff der König aus Besorgnis vor den Gefahren, die seinem Lande durch den nordischen Krieg drohten. Denn während im Westen des Erdteils der spanische Erbfolgekrieg loderte, flammte es auch im Osten von Kriegsfeuer; da glänzte noch einmal der schwedische Kriegsruhm auf, trug von Norden her Karl XII. den Schrecken seiner Waffen. Im raschen Siegeslauf zwang er Dänemark zum Frieden, Rußland zum Rückzug, Polen und Sachsen zur Ergebung, nötigte im Vertrage zu Altranstädt 1706 August den Starken, der polnischen Krone, die der Schwede einem Privatmann, Stanislaus Lesczynski, geschenkt, zu entsagen und schrieb selbst dem Kaiser Gesetze vor. Denn als er auf seinem Zuge nach Kursachsen im Frühling 1706 bei Steinau die Oder überschritt, da standen hier zahllose evangelische Schlesier versammelt und baten den Schwedenkönig mit Thränen um Hilfe, klagten, wie ihnen der Kaiser durch die Jesuiten ihre Kirchen, 600 allein in Niederschlesien, genommen, wie er ihre Geistlichen verjagt, ihren Gottesdienst verboten habe, und wie sie nun elendiglich in Wäldern und Einöden sich verkriechen müßten, wenn sie Kirche halten wollten; viele seien gar, um der habsburgischen Tyrannei zu entgehen, ausgewandert oder katholisch geworden; die anderen erwarteten nun, daß er sie rette. Karl XII. versprach es, und er war gewohnt, sein Wort zu halten, seinen Willen mit

dem Schwerte durchzusetzen. Seine Drohungen schreckten den wiener Hof und bewirkten, daß die Protestanten der Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, Öls, Breslau die Religionsfreiheit, die ihnen der westfälische Friede ausgemacht hatte, nun durch die „altranstädter Konvention“ vom 1. September 1707 wieder erhielten. Mit diesem schönen Werke war Schwedens kurze Rolle als Großmacht ausgespielt. Zwei Jahre darauf verlor es in den russischen Steppen bei Pultawa für immer seinen Kriegsruhm und die Herrschaft des Nordens. Karls XII. Starrsinn vollendete den Ruin, den seine Tollkühnheit veranlaßt; während der „Eisenkopf“ jahrelang sich in der Türkei abmühte, dem Zaren, seinem Besieger, einen neuen Feind zu erwecken, fiel daheim seine eigene Macht in Trümmer, verheerten die neu verbündeten Dänen, Russen und Sachsen seine deutschen Provinzen, riß August II. wieder das polnische Reich an sich.

Es lag nahe, daß auch Preußen hier eingriff, denn der Krieg tobte vor seiner Thür. Auch versprach der Zar einen Anteil an der schwedischen Beute. Aber Friedrich I. blieb parteilos, er widerstand allen Lockungen, obwohl er sich füglich mit dem Nutzen seines Staates hätte entschuldigen können. Nur wo ihm ein Recht zustand, mochte er sich vergrößern; da versäumte er die Gelegenheit nicht. Die bedeutendste Erwerbung machte er auf solche Weise durch die „oranische Erbschaft“. Er war Wilhelms III., der 1702 kinderlos starb, nächster männlicher Verwandter und nach dem Recht dessen Haupterbe. Wilhelm hatte jedoch durch ein Testament einen Seitenverwandten zu seinem alleinigen Erben und die Generalstaaten zu Vollstreckern dieser Verfügung eingesetzt. Es gab darüber nun einen langwierigen Streit, doch ergriff Friedrich von einigen Teilen des Erbes entschlossen Besitz, zuerst von der Herrschaft Lingen an der Ems, dann von der Stadt und Grafschaft Mörs (am linken Rheinufer, gegenüber den Mündungen der Ruhr und Lippe), einem Ländchen, das der Kaiser 1707 zu einem Fürstentum erhob. Auch auf das Fürstentum Neuenburg (Neufchatel) und die Grafschaft Valendis (Valengin) in der Schweiz hatte Friedrich I. als Prinz von Oranien, welchen Titel er seit 1702 führte, gegründete Ansprüche, überließ aber, da noch andere Bewerber auftraten, die Entscheidung den Ständen dieser Landschaften. Sie erkannten ihn 1707 als ihren Oberherrn an; doch hatte der König von Preußen hier im Grunde nur Schutz- und Ehrenrechte; die beiden Ländchen blieben selbständig, wurden der preußischen Monarchie nie einverleibt. Durch Kauf erwarb Friedrich in demselben Jahre die Grafschaft Tecklenburg in Westfalen; er bezahlte dem Besitzer, einem Grafen von Solms-Braunfels, dafür 250 000 Thaler. In seiner Eigenschaft als Haupt der deutschen Protestanten endlich erwarb er 1708 die Grafschaft Geyern in Franken; der letzte Besitzer vermachte sie ihm, um sie nicht in die Gewalt eines Katholiken kommen zu lassen.

Im ganzen freilich war die auswärtige Politik des Königs wenig ersprießlich, denn die Subsidienverträge und der fortwährende Kriegszustand legten ohne entsprechende Vorteile dem Lande schwere Lasten auf, die es um so härter drückten, da auch der Hofstaat ungeheure Summen kostete. Die Vorstellungen der Stände, die wenigstens in der Provinz Preußen noch zu murren wagten, blieben ohne Wirkung. Und doch war Friedrich I. von Natur ein so gutmütiger Mann. Manche Züge bewiesen es. Ein Plusmacher schlug ihm einst vor, die 11 Tage, die bei der Annahme des neuen Kalenders im Februar 1700 entfielen, den Beamten am Solde abzuziehen; er lehnte es mit den Worten ab: „ich will, daß meine Leute mich nicht chikaniren, ich sie aber auch nicht.“ Seine verschwenderische Wirtschaft führte ihn indes dazu, das ganze Volk zu chikaniren. Die Zahl und Höhe der Steuern mehrte sich von Jahr zu Jahr: zu den alten Steuern kamen neue, als Kronsteuer, Schloßbaugelder, Legationsgelder; und selbst die notwendigsten Lebensbedürfnisse entgingen dem Zöllner nicht. Da immer wieder Ebbe in den Kassen war, so verfiel man auf die sonderbarsten Mittel Geld zu machen. Friedrich trug, um seinen etwas verwachsenen Buckel zu verdecken, eine große Perücke oder Atzel. Diese französische Erfindung war nun am berliner Hofe und sonst im Lande Mode geworden, der König legte daher eine Perückensteuer auf und befahl jede Perücke zu stempeln, während er andererseits wieder durch ein Edikt gegen den Luxus eiferte, was sich in seinem Munde seltsam genug ausnahm. Ein ander Mal erschien eine Verordnung, man solle im ganzen Lande die Schweinsborsten sammeln und an die Regierung abliefern, die einen großartigen Borstenhandel beabsichtigte und sich davon viel Gewinn versprach. Der leichtgläubige König versuchte es auch mit der Alchymie. Ein Schwindler, der sich Graf v. Ruggiero nannte, lockte ihm mit dieser Hoffnung viel Geld ab, bis der Betrug zu handgreiflich wurde, und der König seinen Goldmacher in Küstrin aufhängen ließ (1709). Eine bessere Finanzquelle war der Judenschutz. Beim Regierungsantritt Friedrichs III. gab es in der Mark nur 132 jüdische Familien, davon 31 in Berlin. Friedrich nahm indessen für Geld immer mehre in seine Staaten auf und schützte sie auch gegen die Verfolgung des Volkes, das ihnen Schuld gab, in einem Gebete „Alenu“ den Heiland zu lästern. Um das Jahr 1700 war ihre Zahl in sämtlichen Provinzen auf 700 Familien angewachsen, und in Berlin wurde ihnen (1712) sogar erlaubt, sich eine allgemeine Synagoge zu bauen, die erste dieser Art in der Hauptstadt.

Einen ansehnlichen Posten unter den Einnahmen bildeten die ausländischen Subsidien, aber sie deckten bei weitem nicht die Kosten für die Hilfstruppen. Das Heer verschlang überhaupt etwa die Hälfte der gesamten Staatseinkünfte; denn es wurde unabläßig vermehrt, betrug im

Jahre 1709, alle Bewaffneten eingerechnet, an 50 000 Mann mit 40 Generalen, nämlich 23 000 Soldaten in Flandern, 8000 in Italien, 12 bis 13 000 im eignen Lande, 5000 Mann Miliz („Wibranzen") in der Provinz Preußen und 2000 Invaliden, für die unter dieser Regierung zuerst Versorgungsanstalten in den „Invaliden-Kompanien" gegründet wurden. Beim Tode Friedrichs I. belief sich der felddienstfähige Bestand auf 30 000 Mann. Der Sold war höher als heutzutage; er betrug im Durchschnitt für jeden Mann jährlich 50 Thaler; am meisten kostete im Verhältnis die Garde, die der König aus Eitelkeit sehr prächtig einrichtete. Abgesehen von der wenig zahlreichen Landmiliz bestand das Heer aus geworbenen Leuten, die teils von der Regierung, teils von den Gemeinden aufgebracht wurden und gewöhnlich auf drei oder sechs Jahre Dienst nahmen. Die Kriegszucht war streng, der Dienst schwer, daher Desertion häufig; nur harte Strafen hielten diese Söldner zusammen, die doch vor dem Feinde so ruhmvoll fochten. Denn wem der innere Beruf zum Soldatenhandwerk fehlte, den riß in der Schlacht das Beispiel oder der angestammte Kriegersinn zu tapferer That fort. Auch die bessere Bewaffnung hatte an den Erfolgen des Heeres einen Anteil; an Stelle der Pike und des Luntenschlosses traten in dieser Zeit das Bajonett und das französische Gewehrschloß.

Schon als Kurfürst hatte Friedrich mehr für den Glanz als für den Nutzen gewirkt, als König leistete er für die eigentliche Wohlfahrt seines Volkes noch weniger. Er machte einige Ansätze dazu, den Anbau des platten Landes zu heben, aber sie waren ohne Energie und Erfolg; er verbot einmal seinen Amtleuten, die Bauern zu prügeln; aber wer sah den Herren auf die Finger? Er setzte Preise zur Ausrottung der Wölfe aus, sechs Thaler für einen alten, drei für einen jungen Wolf; aber er erließ zugleich, um seiner Prachtliebe zu fröhnen, Jagdgesetze, welche die Schonung des Wildes anbefahlen und dadurch bewirkten, daß sich namentlich die Wildschweine zum großen Schaden des Ackerbaues übermäßig vermehrten. Um seinen Jagden noch mehr Reiz zu geben, ließ er sogar, was schon sein Vater einmal versucht hatte, Elenne und Auerochsen aus Preußen nach den Wäldern der Mark verpflanzen und verbot sie zu schießen, wie er auch die Biber an der Elbe schützte. Doch hielten sich die Elenne und Ure diesmal nicht besser als vordem; sie wollten sich in der Mark nicht einheimisch machen lassen.

Was er für die Gewerbe that, beschränkte sich im Grunde auf die zahlreichen Einfuhrverbote ausländischer Waren und darauf, daß er die Akademie der Wissenschaften ermunterte, den Seidenbau zu pflegen, den ein Franzose im Jahre 1698 bei Berlin eingeführt hatte. Dieser neue Industriezweig blieb indes sehr unbedeutend.

Unter einer so lässigen Regierung mußte ein plötzlich hereinbrechendes Landesunglück desto verderblicher wirken. Ein solches traf nun in den Jahren 1709—11 die östlichen Teile des Staats, das eigentliche Königreich. Von Polen her wurde dort die Pest eingeschleppt und verheerte weit und breit die Ostseelande zwischen der Memel und Oder. Andere Krankheiten — meist von Mangel und Elend bei Mißwachs und Verkehrsstockung erzeugt — gesellten sich hinzu. Ostpreußen verlor durch alle diese Geißeln 236 000 Menschen, ein Drittel seiner Bevölkerung; in Königsberg starben 7000 Menschen, Litauen lag auf weite Strecken wüst. Einigermaßen half dann die Natur, indem sie die Fruchtbarkeit der Überlebenden vermehrte. Auch das polnische Preußen und Pommern litten viel; in Danzig starben damals 32 600 Menschen; in Pommern waren manche Städte ganz verödet. Die Mark blieb von dieser Pest verschont, hier hob sich die Bevölkerung und zugleich der Wohlstand beträchtlich — eine Folge der starken Einwanderung und des gesteigerten Verkehrs, dem der Luxus des Hofes viel Nahrung gab. Man merkte dies besonders in Berlin, wo der Ertrag der Accise auf das Vier- und Fünffache, die Einwohnerzahl von 20 000 auf 50 000 stieg, und Anbau und Verschönerung, besonders der Friedrichsstadt, gute Fortschritte machten.

Am meisten that Friedrich noch für Kunst und Wissenschaft. Er stiftete z. B. im Jahre 1700 zu Halle eine reformirte Schule, die 1712 in ein Gymnasium verwandelt wurde, beschenkte die königliche Bibliothek so reichlich, daß sie schon 1702 auch im Auslande Ruf hatte, und war immer bereit, nach Ludwigs XIV. Beispiel, zur Unterstützung von Gelehrten und Künstlern Geld zu spenden. Die Quelle dieser Freigebigkeit war die Prunksucht, eben daher stammte wohl auch das neue Amt, mit dem er den Staat bedachte: er setzte 1696 einen Zensor ein, ohne dessen Zustimmung fortan keine Druckschrift erscheinen sollte. Doch bedurften wenigstens die Märker in dieser Beziehung eher eines Sporns, als eines Zaumes; denn noch immer war unter ihnen im Vergleich zu den Bevölkerungen des westlichen Norddeutschlands wenig geistiges Leben zu merken; man kaufte und las selten ein Buch, am ersten noch religiöse Schriften, mit solchen wurden denn auch die Druckereien, deren es nun in Berlin doch schon zehn gab, am meisten beschäftigt. Für sie war freilich die Zensur einigermaßen nötig. Denn noch immer herrschte zwischen Lutheranern und Reformirten kein rechter Friede. Der Kurfürst verfuhr hier ebenso, wie sein Vater, dem er in der Duldsamkeit und in der Frömmigkeit glich. Auch er versuchte die Reformirten und Lutheraner mit einander zu verschmelzen, und er wurde darin von den gemäßigten Lutheranern, besonders von den Pietisten, gut unterstützt. In ihrem

Sinne war es, daß er die Teufelaustreibung und die Privatbeichte für unverbindlich erklärte.

Wenn Friedrichs I. innere Regierung nur wenig Verdienste hatte, so lag dies daran, daß er sie ganz dem Grafen Wartenberg überließ, der die wichtigsten Ämter wiederum mit seinen Geschöpfen besetzte. Alle diese Günstlinge suchten einzig und allein ihren Privatvorteil und kümmerten sich wenig um das Interesse des Staates. Erst gegen Ende seines Lebens gingen dem schwachen Könige über ihr Treiben die Augen auf, und auf Andringen des Kronprinzen schickte er (1710) das eine Haupt der Kamarilla, einen Grafen Wittgenstein, auf die Festung, das andere, Wartenberg selbst, (1711) ins Ausland. Doch gab er dem noch immer geliebten Günstlinge zugleich Beweise seiner Huld. Wartenberg und dessen Frau mußten nach Frankfurt a. M. ziehen, aber sie durften nicht bloß die Schätze, die sie in Berlin zusammengebracht, mitnehmen, sondern es erhielt der Günstling sogar noch ein Jahrgehalt von 24 000 Thalern; indes starb er schon im März 1712.

Auch in seiner Familie hatte Friedrich manchen Kummer; nach dem Tode Sophie Charlottes (1. Februar 1705) und zweier Enkel ließ er sich bereden noch einmal zu heiraten; aber diese dritte Gemahlin, Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin, eine strenge Lutheranerin, verbitterte ihm durch ihre religiöse Unduldsamkeit das Leben. Sie versank dann in Schwermut, die plötzlich zum Wahnsinn umschlug. In diesem Zustande überfiel sie eines Tages den König in seinem Zimmer und erschreckte den schon kränklichen zum Tode; er glaubte die „weiße Frau" gesehen zu haben, jenes Nachtgespenst, welches, nach der alten Sage, im Hohenzollernschloß erscheint, wann immer hier ein Todesfall bevorsteht.*) Er starb am 25. Februar 1713, aufrichtig betrauert von seinen Unterthanen, die den gutmütigen Fürsten trotz seiner großen Schwächen liebten und nachsichtiger über ihn urteilten, als die Nachwelt. Zur Ansicht der Späteren schadete es ihm, daß er „in der Geschichte zwischen einem Vater und einem Sohne steht, deren überlegene Talente ihn verdunkeln." Aber auch in das günstigste Licht gestellt, zeigt seine Regierung doch immer

*) Es sollte der Geist einer Gräfin Kunigunde von Orlamünde sein, die aus Liebe zu dem Grafen Albrecht von Zollern (um 1350) ihre Kinder getötet habe, aber, gerade um dieser Unthat willen von ihm verschmäht, dann in Verzweiflung durch eigne Hand gestorben sei. Aus Rache gehe sie nun im Hause der Zollern, Unheil verkündend, um. — Thatsache ist nur, daß Kunigunde, eine geborene Herzogin von Meran, die Witwe des Grafen Otto von Orlamünde-Plassenburg, des letzten seines Stammes, war, daß ihre Güter, darunter die Plassenburg, kraft Erbvertrages an die Burggrafen Johann II. und Albrecht von Nürnberg fielen, und daß sie 1351 starb und in der alten Klosterkirche bei Nürnberg begraben liegt. Dort findet sich noch ihr Denkmal; sie ist im Gewande der weißen Frauen von Cisterz (der Cisterzienser-Nonnen) abgebildet.

einen häßlichen Flecken: daß er das Blut und das Geld seines Volkes aus Eitelkeit in fremdem Dienste vergeudete. Giebt es für solchen Menschenhandel überhaupt eine Entschuldigung, so ist es nicht die Sitte der Zeit, sondern der Preis, den er bekam, — die Königskrone für Hohenzollern, den Preußennamen für den Staat und neuen Kriegsruhm für das Heer.

Friedrich Wilhelm I.

Friedrich I. erzielte aus seinen drei Ehen nur ein ihn überlebendes Kind, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den ihm seine zweite Gemahlin Sophie Charlotte am 15. August 1688 zu Berlin gebar. Es prägte sich schon in dem Knaben eine sehr bestimmte Eigenart aus, die von dem Wesen der Eltern weit abwich. Er strotzte von Gesundheit und Kraft, aber auch von unbändiger Heftigkeit und hartköpfigem Eigensinn; in allen körperlichen Übungen, vorzüglich in denen, die zum Kriegsdienst gehörten, that er es allen Altersgenossen zuvor; aber seine geistigen Fähigkeiten beschränkten sich, wie es schien, auf gesunden, derben Menschenverstand. Gerad und wahrheitsliebend, schlicht und einfach, haßte er nicht nur das Gekünstelte und Formelhafte, sondern auch Kunst und Wissenschaft, sofern sie nicht handgreiflich nützten und von selbst einleuchteten. Das geistreiche und gelehrte Wesen seiner Mutter machte auf ihn ebenso wenig Eindruck, wie der zeremoniöse Prunk seines Vaters; er verachtete beides, und seine Erzieher verstanden es nicht, seinen Willen zu beugen. Sehr frühzeitig, schon in seinem neunzehnten Jahre (am 14. November 1706), war er verheiratet worden, und seine Frau — es war Sophie, Tochter des Kurfürsten Georg I. von Hannover, späteren Königs von England — besaß, obgleich ein Jahr älter (geboren am 26. März 1687), doch sein Herz stets ungeteilt; aber einen sänftigenden Einfluß auf sein bärenhaftes Wesen hatte auch sie nicht in erheblichem Grade. So blieb er geistig ungebildet und sittlich roh. Aber in dieser harten Schale lag ein Kern deutscher Biederkeit und Rechtschaffenheit, und wenn er das Schöne und Angenehme, das Erhabene und Ideale nicht zu würdigen wußte, so verstand er sich um so besser auf das Nützliche.

Kaum hatte sich Friedrich Wilhelm von dem Leichnam seines Vaters erhoben und den kindlichen Schmerz zurückgedrängt, so schritt er rasch durch die Scharen der Höflinge in sein Zimmer, ließ sich die Liste der Hofbeamtenschaft geben und durchstrich sie von oben bis unten. Die ganze bisherige Wirtschaft mit ihrem glänzenden Flitter, ihrer verschwenderischen Pracht hörte auf; von 100 Kammerherren blieben nur zwölf; ohne Rücksicht und Schonung, ohne Ansehen der Person wurden alle Besoldungen und Gnadengehälter, die er für überflüssig oder zu hoch

hielt, gestrichen oder verkürzt. Das Leichenbegängnis seines Vaters war das letzte Prachtfest, welches er duldete; fortan wurde der Hof auf den einfachsten, schlichtesten Fuß gesetzt und Sparsamkeit die Losung. Die Residenz nahm ein anderes Gesicht an; ernste Stille auf den Gassen, rührige Emsigkeit bei der Arbeit; die Freude wagte selbst in den Häusern kaum sich laut zu äußern. Bald merkte das ganze Land, daß mit dem neuen Könige eine neue Zeit gekommen war. Schien es nicht, als ob ein Spartaner den Thron bestiegen? Ein stämmiger, handfester Mann, nicht hoch von Wuchs und einigermaßen wohlbeleibt, aber robust und fest wie ein Turm, das blühende Gesicht ernst, aufrichtig, gebieterisch; die großen grauen Augen standhaft, wachsam und glänzend von beständigem Feuer und Leben; starke Backen und Kiefern, die blonden Hare in einen langen, starken Zopf gebunden, das Ganze ein Bild derbster Gesundheit, entschlossenster Kraft — so war Friedrich Wilhelms äußere Erscheinung, und sie spiegelte seinen innern Menschen wieder. Fast konnte es keinen schrofferen Gegensatz des Charakters geben als zwischen Friedrich I. und seinem Sohne. Jener gutmütig und schwach und ein Verehrer des glänzenden Scheins; dieser unerbittlich, von rücksichtsloser Energie, ein leidenschaftlicher Vertreter des Wesentlichen. Und das Wesentliche sah er allein in dem unmittelbar Nützlichen. Hurtige, rastlose Thätigkeit, Ordnung in den Geschäften, Ehrbarkeit und Mäßigkeit im Leben verlangte er von den Unterthanen und war darin selber ein Muster. Er faßte das Königtum auf als ein Amt, ihm von Gott gegeben, die Faulen und Ungerechten zur Arbeit und Rechtschaffenheit anzuhalten, jeden in seinem Kreise, den Privatmann wie den Beamten. Sich bewußt, das Rechte zu wollen, hielt er sich selbst für das Fleisch gewordene Recht, und jeder Widerspruch, geschweige ein Widerstand gegen seinen Willen erschien ihm als Bosheit oder Thorheit; er zerbrach ihn mit eiserner Faust. So war er ein Despot, doch selten ein ungerechter; denn sein natürlicher Verstand ließ ihn fast immer das Richtige treffen.

Rauh und derb griff er den Staat an, riß ihm den Flittertand eines prachtvollen Hofstaats ab, der am Marke des Landes gezehrt hatte; aber dafür verstärkte er die wahren Machtmittel. Das junge Königreich stand dem Namen nach ebenbürtig neben den alten, aber was bedeutete Preußen mit seiner kleinen Armee und seinem zerstückelten Gebiete, seinen par Millionen Einwohnern und kaum 30 000 Soldaten neben den benachbarten Großstaaten Österreich, Rußland, Frankreich, die Heere von 100 000, 130 000, 160 000 Mann unterhielten? Sollte es mit Ehren eine Rolle in Europa spielen, so mußte es seine Kräfte aufs äußerste anspannen und aufs sorgfältigste zu Rate halten, um seine militärischen Leistungen sehr beträchtlich steigern zu können. Es kam darauf an, daß der Staat möglichst viel Soldaten und Geld habe; danach richtete

sich sein Ansehn und seine Geltung in der Welt. Das Kriegswesen und das Finanzwesen waren daher für Friedrich Wilhelm die allerwichtigsten Angelegenheiten; ihnen widmete er sich mit dem ganzen Eifer seiner energischen Natur. Er hatte übrigens für sie eine angeborne Vorliebe; schon als Knabe ergötzte ihn nur das Soldatische, und er galt früh für geizig. Seine Neigungen und seine Überzeugungen trieben ihn also in dieselbe Bahn; auch seine Talente lagen in derselben Richtung. Sie waren groß, aber durchaus praktisch; seinem Scharfblick entging nicht die kleinste Unebenheit oder Unregelmäßigkeit im Heerwesen wie im Getriebe der inneren Verwaltung; er sah jeden blinden Knopf im Heere und jeden falschen Posten in den Rechnungsbüchern; wußte mit ungemeinem Geschick nicht bloß den alten Bestand besser zu ordnen, sondern auch neue Geldquellen und Regimenter zu schaffen, die neuen und alten aber zu einer vorzüglichen Kriegsmaschine auszubilden; denn er war ein ebenso guter Exerziermeister wie Hauswirt. Auch gedachte er nicht, seine Aufgabe, seinen Beruf in fremde Hände zu legen; er selbst, der König, sah und bearbeitete alles im Staat. „Saget dem Fürsten von Anhalt“, so äußerte er sich gleich nach seiner Thronbesteigung, „daß ich selbst der Finanzminister und Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten.“

Mit der alten Günstlingsherrschaft war es aus; der König, der alles Recht des Staates in sich fühlte, war auch aller Pflicht eingedenk. Er arbeitete, — nicht wie die meisten anderen Könige zum Schein, sondern wirklich.

Nur auf die auswärtigen Angelegenheiten verstand er sich wenig. Es mangelte ihm die nötige Kenntnis der europäischen Staatsverhältnisse, vor allem aber die diplomatische Kunst, seine Gedanken zu verstecken und gewandt zwischen den widerstreitenden Interessen des Auslandes sich nach dem festen Ziele des eigenen Vorteils hindurch zu winden. Er war zu offen und ehrlich, um selbst in einer guten Sache heucheln zu können; so wurde er von den verschlagenen fremden Diplomaten leicht hintergangen und ausgebeutet. Sein Herz gehörte Deutschland und dem Kaiser; er haßte alle Ausländerei gründlich, am meisten aber die Franzosen. Daß er unter diesen Umständen doch erst später in das Schlepptau der schlauen österreichischen Politik geriet, daß die auswärtigen Geschäfte Preußens anfangs mit Umsicht und gutem Erfolg betrieben wurden, verdankte der König dem klugen und geschickten Minister Ilgen, den er an ihrer Spitze vorfand und beließ.

Zwar durfte auch Ilgen nicht selbständig verfahren, aber Friedrich Wilhelm war verständig genug, seinen Rat in der Regel zu befolgen. Es war dies um so nötiger, als der Staat gerade bei seinem Regierungsantritt sich nach außen hin in sehr schwierigen Verhältnissen befand. Noch

war der spanische Erbfolgekrieg im Gange, und der nordische Krieg loderte eben wieder in größter Nähe auf. Friedrich Wilhelm hatte keinen Grund den ersteren fortzusetzen; er schloß sich vielmehr den Mächten an, die zu Utrecht über den Frieden verhandelten. Es lag ihm nur daran, für die großen Opfer an Geld und Blut, welche sein Vater in diesem Kriege gebracht, einige Entschädigung zu erhalten; dieselbe wurde ihm auch durch Englands Unterstützung gegen den Willen Hollands und Österreichs zuteil. Preußen erhielt in dem utrechter Frieden (11. April 1713) das bisher zu den spanischen Niederlanden gehörige Ober-Geldern (an der Maas); dagegen verzichtete Friedrich Wilhelm, als er am 15. Mai 1713 dem Frieden beitrat, auf die Teile der oranischen Erbschaft, die in Frankreich lagen, namentlich auf das Fürstentum Orange, dessen Titel er indessen fortführte. Auch wurde jetzt die preußische Königswürde von Frankreich und Spanien anerkannt.

Erwägt man, daß Friedrich I. kraft des Kronvertrags nur verpflichtet gewesen, dem Kaiser 8000 Mann Hilfstruppen für den Erbfolgekrieg zu stellen, daß er aber stets weit mehr geleistet, so war der Ersatz, den der utrechter Frieden gab, doch nur geringfügig. Ober-Geldern, oder wie es eigentlich seit 1339 hieß, das Herzogtum Geldern hatte fruchtbaren Boden und eine gewerbfleißige Bevölkerung, aber nur geringen Umfang (22 Quadratmeilen mit 50 000 Einwohnern).

Das letzte Stück der oranischen Erbschaft, welches dem König von Preußen noch zukam, die Baronie Herstal im Bistum Lüttig, brachte Friedrich Wilhelm bald darauf mit Gewalt an sich, wie er auch sonst sein Recht ohne viel Federlesens durchsetzte, wo er die Macht dazu hatte.

Nachdem die Seemächte vom Kampfplatze abgetreten waren, fehlten dem Kaiser die Mittel, die bisher von jenen besoldeten Truppen weiter zu unterhalten; er war außer Stande, allein die spanische Monarchie den Franzosen abzunehmen; auch Preußens vertragsmäßige Hilfe hätte dazu nicht genügt. Karl VI. fügte sich daher in das Unvermeidliche und schloß im März 1714 zu Rastatt für seine Erblande, im September 1714 zu Baden für das deutsche Reich Frieden, indem er die Bedingungen des utrechter Friedens annahm. Kraft desselben wurde das spanische Erbe geteilt: der Bourbon Philipp V. behielt Spanien mit den Kolonien, der Habsburger Karl VI. erhielt die Nebenländer, Belgien, Mailand, Neapel, Sardinien (das er später an Savoien für Sizilien abtrat). Das deutsche Reich fuhr dabei am übelsten; für alle Leiden des langen Krieges, in den es die habsburgische Hauspolitik gestürzt, empfing es nicht den geringsten Ersatz. Die Jesuiten am wiener Hofe verhinderten sogar, daß die schmähliche Klausel des ryswicker Friedens, welche den pfälzischen Protestanten so schweres Unrecht that, zurückgenommen wurde. Deutschland hatte wieder einmal für das Haus Habsburg seine Haut zu Markte

getragen und diesem große neue Besitzungen erkämpfen helfen, sich selbst aber Schimpf und Schaden geholt. Es war ein Glück, daß wenigstens der Nordosten, Preußen, sein Interesse wahrnahm. Dieser Staat leistete denn auch im nordischen Kriege, indem er zunächst für sich selbst arbeitete, der gemeinsamen deutschen Sache die erheblichsten Dienste.

Während Karl XII. in ohnmächtigem Trotze noch immer in der Türkei verweilte, machten die nordischen Verbündeten, Rußland, Polen und Dänemark, alle Anstalten, den Schweden auch diejenigen Festungen zu entreißen, die sie noch in ihren deutschen Provinzen besaßen. Beide Teile lagen dem Könige von Preußen an, sich in den Streit hineinzumischen. Friedrich Wilhelm meinte es anfangs gut mit Schweden; er war nicht willens, von dessen Unglück Nutzen zu ziehen. Andererseits fühlte er keinen Beruf, sich für fremde Interessen zu opfern. Er wünschte parteilos zu bleiben, vor allem aber den Krieg vom deutschen Boden fortzubannen. Er erbot sich daher, die schwedischen Festungen in Deutschland, namentlich Stettin und Wismar, mit seinen Truppen zu besetzen und für Karl XII. bis zum Frieden zu verwahren; der Krieg sollte sich auf die außerdeutschen Länder beschränken. Damit waren alle einverstanden, auch die schwedischen Bevollmächtigten; nur Karl XII. nicht. Nun rückte (im Juli 1713) ein russisches Heer von 24 000 Mann durch Mecklenburg in Pommern ein, verheerte das Land, verbrannte die Stadt Garz und belagerte Stettin. Vermittelst sächsischen Geschützes, welches der König August geschickt hatte, wurde die Stadt im September bombardirt, und ihr Befehlshaber machte, um sie zu retten, den Vorschlag, daß sie bis zum Frieden neutral sein und gemeinschaftlich vom Herzog von Holstein, dem Schwager Karls XII., und von dem Könige von Preußen besetzt werden solle. Friedrich Wilhelm ging mit Freuden darauf ein; denn es lag ihm alles daran, die Russen sich nicht in Pommern einnisten zu lassen. Daher begab er sich eilig nach Schwedt, wo sich der russische Minister und Feldherr Mentschikow aufhielt, und schloß hier mit diesem und dem General Flemming, dem Bevollmächtigten des Königs August, am 6. Oktober 1713 einen Vertrag, nach welchem er an Rußland und Polen 400 000 Thaler Belagerungskosten zahlte, dagegen sollten ihm alle schwedischen Festungen in Deutschland, zunächst Stettin, als Sequester, d. h. in Verwahrung bis zum Frieden, übergeben werden. Demgemäß rückte am folgenden Tage eine preußische Besatzung in Stettin ein, die Russen und Sachsen aber räumten Pommern. Obwohl nun der schwedter Vertrag für Karl XII. wirklich vorteilhaft war, so weigerte sich der eigensinnige und mißtrauische Fürst dennoch, ihn anzuerkennen. Dadurch aber wurde Friedrich Wilhelm ganz in das Lager der Verbündeten getrieben; denn da er nun fürchten mußte, seine 400 000 Thaler und sonstigen Kosten nicht wieder zu erhalten, so trat er dem

Bündnis der Feinde Schwedens bei und machte mit Peter I. insgeheim ab, daß im künftigen Frieden Stettin und die Odermündungen an Preußen, Ingermannland und Karelien aber an Rußland kommen sollten (12. Juni 1714).

Die schwedischen Angelegenheiten standen seitdem hoffnungslos, zumal da auch Georg I. von Hannover, seit 1714 König von England, eine drohende Stellung einnahm. In Schweden dachte man schon daran, Karl XII. zu entthronen. Da endlich verließ dieser die Türkei und erschien nach einem Ritte von 14 Tagen unerwartet in Stralsund (22. November 1714). Von hier aus forderte er Friedrich Wilhelm I. auf, ihm Stettin zurückzugeben, indem er so that, als habe Preußen aus jenem Vertrage gar kein Recht. Aber Friedrich Wilhelm, der für sein Geld besorgt war, auch um keinen Preis die Russen oder Polen an der Odermündung dulden wollte, beschloß nun, den für seinen Staat so wichtigen Besitz nicht wieder aufzugeben, und als dann Karl sein Recht mit Gewalt verfocht und die Insel Usedom besetzte, die nach preußischer Erklärung zum Sequester gehörte, zog er gegen Schweden das Schwert (April 1715).

Der Ausgang des Kampfes konnte kaum zweifelhaft sein. Karl XII. verteidigte sich in Stralsund mit aller Tapferkeit gegen das verbündete Heer der Preußen, Dänen und Sachsen; aber die Übermacht war zu groß. Nachdem die Preußen durch die Eroberung Usedoms und der peenemünder Schanze die Wasserwege für das schwere Geschütz freigemacht, nachdem sie dann unter Leopold von Dessau (15. November) Rügen eingenommen und Karl XII., der zur Rettung der wichtigen Insel aus Stralsund herbei eilte, zurückgeschlagen hatten, konnte dieses letzte schwedische Bollwerk in Pommern sich nicht länger halten; Karl entfloh nach Schweden, und Stralsund ergab sich (23. Dezember). Im nächsten Frühling verloren die Schweden auch Wismar, welches in die Gewalt der Dänen und Hannoveraner geriet, und sie besaßen nun in Deutschland keinen Platz mehr. Karl XII. bot die letzte Kraft seines erschöpften Reiches auf, unternahm jetzt einen neuen Feldzug gegen das dänische Norwegen, aber er fand hier (1718) nicht die gesuchte Rache, sondern den Tod.

Indessen war im übrigen Europa an die Stelle der Kriegsunternehmungen ein Spiel diplomatischer Verhandlungen getreten, bei welchem sich das Verhältnis der einzelnen Staaten zu einander fortwährend nach Laune oder Berechnung veränderte. Das nordische Bündnis lockerte sich dabei; man versuchte ganz neue Kombinationen. Der Aufschwung der russischen Macht an der Ostsee beeinträchtigte Polen und erschreckte die Seemächte, aber der Weg zur Niederhaltung Rußlands schien über Preußen gehen zu müssen. Dieser kriegsmächtige Staat war überdies den hannöverschen Welfen, den katholischen Wettinern und den Habs-

burgern gleichmäßig im Wege. Sie faßten den Plan, ihn in großem Maßstabe zu berauben; Georg I., August II. und Karl VI. schlossen zu diesem Zweck am 5. Januar 1719 zu Wien einen Vertrag; nachdem Preußen niedergeworfen, sollte es an Hannover seine westlichen Provinzen, an Polen seine Souveränität verlieren. Die Nachricht von Karls XII. Tode änderte indes die Stimmung der englischen Staatsmänner, und der Vertrag blieb auf dem Papier. Doch erhielt der bedrohte König davon Kunde. Schon 1718 war ein ungarischer Edelmann Namens Klement, vordem ein politischer Agent des wiener Hofes, nach Berlin gekommen und hatte dem Könige, indem er Wahres mit Erlogenem mischte, eine furchtbare Verschwörung enthüllt: der ganze Hof sei von dem Kaiser und dem Polenkönig gewonnen; man wolle ihn, den König, auf der Jagd aufheben, den Kronprinzen katholisch erziehen lassen und unter kaiserlicher Vormundschaft auf den Thron setzen. Zum Beweise brachte er gefälschte Briefe des Prinzen Eugen und anderer bedeutender Männer zum Vorschein. Friedrich Wilhelm glaubte ihm und verfiel in finstere Schwermut, lange Zeit sprach er mit seiner Umgebung kein Wort, legte sich nie schlafen, ohne geladene Pistolen zur Hand zu haben; endlich wagte es Leopold von Dessau, ihn um die Ursache seines Kummers zu fragen; es kam zu Erörterungen, die damit endeten, daß Klement seinen Betrug gestand und (1720 zu Berlin) aufgehängt wurde. Aber so viel Wahres war allerdings an seinen Erzählungen gewesen, daß Hannover, Sachsen und Österreich, wenn auch nicht gegen die Person des Königs, so doch gegen den preußischen Staat ein Attentat beabsichtigt hatten*). Kein Wunder also, daß der König die Freundschaft des einzigen verbündeten Hofes, der es wirklich mit ihm gut zu meinen schien, des russischen, noch mehr als bisher suchte; der Rückhalt an Rußland nützte ihm überdies, wenn Schweden etwa den Krieg in Deutschland erneuern sollte. Daran dachte nun freilich die schwedische Regierung keineswegs; die Königin Ulrike Eleonore, Schwester und Nachfolgerin Karls XII., beeilte sich vielmehr um jeden Preis Frieden zu schließen. Mit Preußen kam derselbe am 1. Februar 1720 zu Stockholm zustande; Friedrich Wilhelm zahlte danach an Schweden zwei Millionen Thaler und vermittelte, daß es Wismar und Vorpommern westlich der Peene wieder erhielt, dagegen trat Schweden den Strich Vorpommerns zwischen Peene und Oder, also Stettin, die Odermündungen, Usedom und Wollin, auch Damm und Gollnow an Preußen ab. Im nächsten Jahre erfolgte die feierliche Huldigung dieser Landschaft.

So war es Friedrich Wilhelm I. geglückt, zu erreichen, was einst der große Kurfürst vergebens ersehnt hatte: Stettin und die untere Oder

*) Droysen i. d. Zeitschrift f. preuß. Gesch. V. 10. S. 635 ff.

bis ans Meer waren dem Auslande abgerungen, waren preußisch, — für den Staat, für ganz Deutschland ein großer Gewinn. Denn mit diesen 94 Quadratmeilen fruchtbaren Bodens kam zugleich wieder ein Teil des kernhaften pommerschen Volkes an das Vaterland zurück, und in Stettin hatte Preußen nun einen Fuß am Meere, um an dem Welthandel ganz anders als bisher Anteil nehmen zu können. Die gebrachten Opfer waren im Vergleich damit sehr gering; diese Erwerbung, bei der es sich im Grunde nur um ein festes Zugreifen gehandelt, kostete fast nur Geld, im ganzen an sieben Millionen Thaler; aber sie war doch eben nur für einen Staat möglich gewesen, der einen gefüllten Schatz und ein tüchtiges Kriegsheer besaß, und Friedrich Wilhelm hatte das Verdienst, vom ersten Tage seiner Regierung an diese beiden Machtmittel ganz ungemein vermehrt zu haben. Auch in Zukunft rüstete er sein lebelang so eifrig, als ob es jeden Augenblick losgehen solle. Er machte Preußen ganz eigentlich zu einem Militärstaat, ohne doch dessen kostbare Kräfte durch einen Krieg ferner aufs Spiel zu setzen; er schien das Gewehr immer anzulegen, ohne abzudrücken. Aber durch seine Arbeit sind jene Mittel geschaffen worden, die nachher in Friedrichs des Großen genialer Hand so Unerhörtes wirkten. Diese Arbeit, die merkwürdige Leistung eines praktischen Genies, ist zugleich der Hauptinhalt von Friedrich Wilhelms nützlichem Leben.

Friedrich Wilhelms I. Staatsverwaltung.

Das deutsche Volk war seit dem 30jährigen Kriege immer tiefer in Knechtschaft gesunken; fast überall wurden die Stände, die ihm früher noch einen Schein von Freiheit bewahrt hatten, die gehorsamen Diener der Fürsten; wo sie aber Macht behielten, benutzten sie dieselbe hauptsächlich im Interesse des Adels. Der Unterschied in den einzelnen Landen war nur, daß in einigen der Adel mehr, in anderen weniger Vorrechte besaß; die Masse des Volks hatte überall bloß zu gehorchen. Sie konnte es schon als einen Gewinn betrachten, wenn sie statt vieler Herren einen erhielt, sie mußte in der absoluten Monarchie um so mehr ihr Heil finden, wenn an der Spitze ein wohlgesinnter Despot stand. So war es in Preußen. Friedrich Wilhelm I. faßte die unumschränkte Gewalt, die er von seinem Vater und Großvater geerbt, in der allerweitesten Bedeutung des Wortes auf. „Ich bin König und Herr und kann machen, was ich will", sagte er und duldete keinen Widerspruch. „Räsonnir er nicht!" war die barsche Antwort, mit der er jeden Einwand niederschlug. Er verlangte und erzwang unbedingten Gehorsam. Aber in der Art, wie er die unumschränkte Gewalt handhabte, und in der Richtung seines Willens

lag etwas Demokratisches. Schon sein Privatleben zeigte in seiner Schlichtheit und rohen Tugend jenes altrömische republikanische Wesen, das sein Sohn an ihm rühmt*). Friedrich Wilhelm richtete seinen Hof einfach bürgerlich ein; statt Prachtgewänder, welche die alte spanisch-burgundische Etikette dem Fürsten damals vorschrieb, trug er zuerst in Europa als König den einfachen Soldatenrock; auch in Speise und Gerät, in Rede und Sitte war er wie ein Soldat oder Bürgersmann, schlicht und recht, ohne Förmlichkeit und Komplimente; und die strenge Sittlichkeit, die er bei den Seinigen einführte, mußte jeden ehrbaren Hausvater sehr erbauen. Als Herrscher ging er selbst ganz im Dienste des Staates auf. Sein Grundsatz war: dem Wohle des Ganzen müsse sich jeder Einzelne unterordnen. Er that es selbst. Vom frühen Morgen war er auf, seines Amtes zu warten, und gönnte sich kaum die einfachsten Bequemlichkeiten; rastlos war er bald hier, bald dort, um überall nach dem Rechten zu sehen; er kümmerte sich um das Kleinste. Unablässig überwachte und trieb er die Beamten, daß sie ebenso eifrig wie er ihre Pflicht thäten. Sein Auge und seine Faust waren überall, vom obersten bis zum niedrigsten zitterten alle vor ihm. Ebenso derb und grob fuhr er den Offizier an wie den Gemeinen, den Minister wie den Schreiber, wo einer seine Schuldigkeit nicht that oder nicht zu thun schien. Ohne Umstände schickte er den Staatsminister, der sich verging, auf die Festung, wie er den Thorschreiber in Potsdam, der die Bauern am frühen Morgen vor dem Thore warten ließ, mit den Worten: „guten Morgen, Herr Thorschreiber!" eigenhändig aus dem Bette prügelte. Sein Verfahren wurde freilich bei seiner natürlichen Heftigkeit oft hart und tyrannisch, aber es brachte die Staatsmaschine in trefflichen Zug, und sein schwerer Arm beugte den Edelmann so gut wie die andern Unterthanen ins Staatsjoch.

Denn wie er vom ganzen Volke dieselbe Schlichtheit und Arbeitsamkeit verlangte, die er selbst bewies, so forderte er auch von allen Ständen ohne Unterschied die gleiche Hingabe an den Staatswillen. Daher drückte er dem Adel den Daumen fest aufs Auge, und die Steuerfreiheit, die derselbe für sich und seine Güter genoß, wurde jetzt zum Nutzen des Staats durchbrochen. Es erschien (am 5. Januar 1717) eine Verordnung, die alle Adels-, Schulzen- und Bauern-Lehngüter im Lande zu Allodial- und Erbgütern erklärte, das „Lehnpferd" aufhob und dafür einem jeden Rittergut eine feste Steuer von 40 Thalern, einem jeden Schulzen- und Bauerngut eine verhältnismäßig geringere Abgabe auferlegte. Gegen diese Verfügung, die freilich ganz revolutionär war und den Feudalstaat an der Wurzel untergrub, erhob sich unter der Ritterschaft ein großer

*) Oeuvres de Frédéric le Grand, Berlin, 1846. I. 126.

Unwille. Sie wollte nicht, wie ein gewöhnlicher Unterthan, Abgaben zahlen. Sie war seit Errichtung der stehenden Heere in doppelter Weise bevorzugt worden: erstens nämlich trug sie wegen ihrer Steuerfreiheit nicht die Last der Heereskosten, die vielmehr von dem übrigen Volke, bezüglich von den Hintersassen des Adels, aufgebracht wurden; und zweitens erhielt der Adel die meisten Offizierstellen und damit eine gute Versorgung durch eben jenes Heer, welches Bürger und Bauer unterhalten mußten. Von diesen Vorrechten wollte nun der Adel keins aufgeben. Friedrich Wilhelm I. setzte aber seinen Willen durch. Zuerst fügte sich die Ritterschaft in der Mark; anderwärts widerstand sie länger; besonders hartnäckig zeigte sich die magdeburgische; sie verklagte den König beim Reichshofrat in Wien (1725), der ihr denn auch Recht gab und dem Herzog von Magdeburg bei Androhung kaiserlicher Ungnade und Exekution gebot, sein ungesetzliches Verfahren einzustellen. Aber der König von Preußen kümmerte sich um diese Drohung nicht, sondern zwang durch militärische Beitreibung der Steuer den widerspenstigen Adel sein Vorrecht fahren zu lassen. Ebenso vergeblich stemmte sich der Adel der Provinz Preußen gegen den Willen des Königs. Friedrich Wilhelm zerbrach die alten Rechte rücksichtslos, wo sie mit dem Staatswohl in Widerspruch standen. Er sprach dies kurz und bündig und sehr derb selber aus. Zugleich mit jener Grundsteuer führte er statt mehrerer alter unzweckmäßiger Abgaben einen festen Hufenschoß ein, der ebenfalls den Adel traf, wenn auch zunächst nur dessen Bauern. Der Feldmarschall Graf Dohna protestirte dagegen im Namen der ostpreußischen Landstände. Diese Neuerung sei landesverderblich und höchst bedenklich; „tout le pays sera ruiné“ hieß es in dieser französisch abgefaßten Beschwerde. Der König schrieb spöttisch an den Rand: „tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souveraineté wie einen Rocher von Bronce.“ Er spielte damit auf das liberum Veto des polnischen Adels an: nie pozwalam, d. h. ich erlaube es nicht! Und in der That hatte der preußische Adel von jeher viel Lust, ein Junkerregiment wie in Polen aufzurichten.

Auch die Geburtsvorrechte des Adels beachtete Friedrich Wilhelm wenig. Als ein klevischer Freiherr sich darüber beschwerte, daß ein gewisser v. Pabst, der von geringerem Adel war, in der Kirche einen vornehmeren Sitz einnehme, schrieb der König zurück: „Dieses sein Thorheit, in Berlin ist kein Rang, in Kleve mus keiner sein. wen Pabst über mir sitzet in der Kirche so bleibe ich doch was ich bin, mein extraction bleibt allezeit.“ Nach diesem vorurteilsfreien Grundsatz richtete sich Friedrich Wilhelm auch bei der Wahl seiner Beamten. Es galt ihm dabei gleich,

ob jemand adlig oder bürgerlich war, auch zwischen Lutheranern und Reformirten machte er keinen Unterschied; er besetzte die Stellen nach der Tüchtigkeit.

Der große Kurfürst hatte die Verwaltung zentralisirt; unter seinem Nachfolger war sie lockerer geworden; Friedrich Wilhelm I. zog die Zügel wieder fest an. Er verband und ordnete die Geschäfte planmäßig, verteilte sie unter bestimmte Abteilungen, deren Leiter das Staatsministerium bildeten. Er selbst mit zwei Kabinetsräten war der Mittelpunkt; alles und jedes, was im Staate vorging, sollte ihm berichtet werden, und er erteilte auf den Bericht allemal kurz und bestimmt Bescheid.

Kein Zweig der Verwaltung war unter Friedrich I. so vernachlässigt worden, wie das Finanzwesen. Es war hohe Zeit, daß hier Ordnung und besonders Sparsamkeit eingeführt wurde. Freilich ging Friedrich Wilhelm I. dabei vielfach in das andere Äußerste über; er war in mancher Hinsicht geradezu geizig. Er schien dann das Geld nicht bloß als Mittel, sondern auch als Zweck zu lieben. Sein Hof empfand das; der König schaffte allen Luxus ab, ließ sich täglich den Küchenzettel vorlegen, strich oder verkürzte zu teure Speisen; doch hielt er auf anständige Küche, so etwa wie damals ein wohlhabender Bürger oder Gutsbesitzer zu speisen pflegte. Dagegen ließ er sich manchmal von Ministern und Generalen zu Tische bitten und aß dort gern die kostbaren Gerichte und Saucen, die er sich selbst an seinem Tische versagte. Indessen der Staat hatte den Vorteil von seiner Sparsamkeit. Zu wirklich nützlichen Ausgaben, wenn sie das materielle Wohl des Landes wesentlich förderten, hatte und gab er immer Geld her. Dagegen machte er sich auch kein Gewissen daraus, den Unterthanen ziemlich tief in den Säckel zu greifen, und hörte öfter auf die Finanzpläne von Plusmachern, als dem Volke lieb war. Der verhaßteste unter diesen war ein gewisser Eckardt, der ums Jahr 1738 den König veranlaßte, die städtischen Kämmereikassen in Aufsicht zu nehmen und deren Überschüsse einzuziehen.

Um der ganzen Verwaltung feste Regeln zu geben und ein einheitliches Zusammenwirken aller Beamten herzustellen, vereinigte der König 1723 die bisher getrennten Behörden, das General-Kommissariat, welches die Verwendung der Kriegsgefälle beaufsichtigte, und das General-Domänen-Direktorium, welches die Domänen verwaltete, zu einem einzigen Kollegium mit dem Titel eines General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktoriums, kurzweg auch General-Direktorium genannt. Er selbst hatte die Instruktion, die den Geschäftskreis und die Einrichtung desselben regelte, erdacht und ausgearbeitet; sie war ein Meisterstück, bewundernswert sowohl durch ihre Zweckmäßigkeit im allgemeinen als durch die Klarheit und Sorgfalt, womit sie das Kleinste wie das Größte ordnete.

Sie machte unablässigen Fleiß, unausgesetzte Aufsicht zur strengsten Pflicht und sorgte für gegenseitige Überwachung der Beamten, damit überall nach Möglichkeit gespart, die Einkünfte auf alle ersinnliche Weise erhöht, und das beigetriebene Geld stets zur Verfügung bereit gehalten werde. In dieser neuen Behörde, deren Präsident der König selbst war, gipfelte die ganze Verwaltung. Die Mitglieder teilten unter sich die Geschäfte nach Provinzen und Fächern und hielten täglich Sitzung; jeder Minister mußte wöchentlich einmal in der Sitzung erscheinen und die ihn betreffenden Sachen vortragen. Minister wie Räte mußten im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr anwesend sein; wenn ein Minister ohne krank zu sein oder ohne Erlaubnis eine Stunde zu spät kam, so zahlte er 100 Dukaten Strafe; wer zweimal ganz fehlte, wurde kassirt; „denn wir sie bezahlen, daß sie arbeiten sollen", sagte der König. Den Schlendrian schaffte er gründlich ab, vertilgte ihn auch aus den Provinzen, wo die Kriegs- und Domänenkammern ähnliche Instruktionen bekamen, die sämtlich darauf hinausliefen: Ersparungen zu machen, die Einkünfte zu steigern, die Gefälle streng beizutreiben, genaueste Rechnung zu legen. Ebenso nützlich war die Oberrechenkammer, die er in demselben Jahre 1723 errichtete. So kamen feste Ordnung, unablässige Thätigkeit, sorgsame Überwachung in die ganze Beamtenschaft.

Die gesamten Staatseinkünfte zerfielen in die Kriegs- und in die Domänengefälle; zu den ersteren, von welchen der Unterhalt der Truppen bestritten wurde, gehörten die Kontribution, das Kavalleriegeld, die Lehnpferdegelder, die Kriegsmetze und die Accise.

Die Kontribution wurde hauptsächlich von dem platten Lande aufgebracht. Ihr Name bezeichnete ursprünglich mehrere und ganz verschiedenartige Steuern, wie Hufen- und Giebelschoß, Schloßbaugelder, Gesandtschaftsgelder; einige davon waren nur auf Zeit bewilligt, andere bestanden nur in einzelnen Provinzen. Der König schlug alle zu einer festen ordentlichen Kontribution zusammen, die im wesentlichen eine Grundsteuer war und von den Hintersassen des Adels und den königlichen Bauern einkam. Sie wurde auf alle Provinzen gleichmäßig verteilt, damit man, wie der König vorschrieb, die Last überall mit gleichen Schultern trage. Sie ergab 1740 fast 2 443 000 Thaler.

Das Kavalleriegeld war eine neue Abgabe des platten Landes als Entgelt dafür, daß die Reiterei, deren Einquartierung und Verpflegung bis 1716 dem Lande zur Last fiel, nun in die Städte verlegt wurde. Es machte 1740 etwa 70 000 Thaler aus.

Die Kriegsmetze bestand in der Abgabe eines Groschens vom Scheffel Weizen oder Malz und 6 Pfennige vom Scheffel Roggen.

Die Lehn- und Ritterpferdgelder betrugen für jedes Rittergut

40 Thaler jährlich, bei schlechtem Boden weniger; in der Mark brachten sie 36 650, im ganzen Staat zuletzt 60 000 Thaler.

Die Accise wurde von Friedrich Wilhelm auch in den Städten derjenigen Provinzen eingeführt, wo sie noch nicht üblich gewesen; nur mit der Provinz Geldern machte er hiebei eine Ausnahme. Diese Steuer war unter allen die ergiebigste, aber sie wurde jetzt sehr drückend, weil der König ein höchst lästiges System kleinlichster und peinlichster Beaufsichtigung vorschrieb, damit nur ja keine unversteuerte Ware dem Zollbeamten entgehe. Mit strengen Strafen verfolgte er jede Umgehung der Accise bei den Einwohnern und jeden Unterschleif bei den Beamten. Überdies schraubte er die Steuersätze hier noch mehr als bei anderen Abgaben in die Höhe. Accise und Lizent brachten ihm zuletzt 1 400 000 Thaler.

Zu den Einkünften kam noch die Rekrutenkasse. An sie mußte jeder, der ein Amt, eine Beförderung, Gnade, Titel oder gerichtliche Vollmacht erhielt, eine bestimmte Summe entrichten. Daraus entwickelte sich ein förmlicher Handel mit Titeln und Stellen, wenigstens mit unbedeutenderen Ämtern. Wenn man sonst ein unbescholtener und anständiger Mann war, konnte man z. B. einen Hofrats-Titel mit 400, den eines Kriegsrats mit 500 Thalern kaufen*). Oft überboten sich die titelsüchtigen Bewerber; der König entschied für den, der mehr gab. Übrigens gingen die wirklichen Beamten den bloßen Titelträgern im Range vor. Wollte ein Jude heiraten, so kostete auch dies eine Abgabe an die Rekrutenkasse. Im ganzen hatte die Judenschaft für Trauscheine und gerichtliche Vollmachten jährlich 4 bis 5000 Thaler an diese Kasse zu zahlen. Auch Strafgelder mancherlei Art flossen in dieselbe. Es war nichts Seltenes, daß der König für leichtere Verbrechen Gnade vor Recht ergehen ließ, wenn der Übelthäter gehörig an die Rekrutenkasse zahlte. Oft belegte er auch ein Vergehen ganz willkürlich mit Geldbuße. So mußte z. B. einmal eine Baronin, die im Witwenstande ein Kind geboren hatte, ihre Sünde mit 13 000 Thalern büßen. Aus dieser Rekrutenkasse bezog der König die Unsummen, die ihm seine „langen Kerle“ kosteten.

Sämtliche Staatsausgaben außer denen für das Militär wurden von den Domänengefällen bestritten; zu diesen gehörten auch die Einkünfte vom Salz-, Berg-, Hütten- und Postwesen, von den Zöllen und vom Stempel.

---

*) Im Jahre 1717 waren die Preise der Titel geringer, damals zahlte man an die königliche „Fabrikenkasse“ für einen Hofratstitel 200 Thaler, für einen bloßen Ratstitel 100, für einen Sekretärstitel 50 Thaler. König, Berlin IV., 1, 66. Später wurden die Forderungen erhöht.

Das Salz ließ die Regierung in ihren Salinen, namentlich bei Schönebeck und Halle, gewinnen und verkaufte es zu einem bestimmten Preise an die Unterthanen. Die Einfuhr fremden Salzes war streng verboten. Jeder Hausvater mußte bei hoher Strafe nach der Anzahl seiner Angehörigen und seines Viehes vierteljährlich ein bestimmtes Maß kaufen. Der Staat gewann damit zuletzt 544 000 Thaler.

Ebenso verhaßt wie die Accise wurde dem Volke das Zollwesen, weil der König die Zölle steigerte, den Städten die Zollfreiheiten, die sie etwa noch hatten, nahm und jeden Betrug hart bestrafte.

Die Stempelung wurde auf alle Besoldungsquittungen und schriftlichen Eingaben bei den Behörden ausgedehnt; selbst Arme blieben nicht ausgenommen; diese Steuer brachte zuletzt 35 000 Thaler.

Das Postwesen, namentlich von dem Postrat Grabe, der auch Extraposten einführte, sehr verbessert, wurde durch mancherlei Verordnungen, z. B. daß verschlossene Briefe und Pakete unter 20 Pfund nur durch die königliche Post durften befördert werden, für die Staatskasse ergiebiger gemacht. Es warf i. J. 1740 ungefähr 180 000 Thaler ab.

Die meiste Sorgfalt aber wendete der König den Domänen zu. Gleich nach seiner Thronbesteigung erhob er (durch Hausgesetz vom 13. August 1713) alle Krongüter zu einem Familien-Fidei-Kommiß, von welchem nie ein Stück veräußert werden sollte. Wohl aber vergrößerte er es fast alljährlich durch neue Ankäufe. Dabei besserte er unablässig an der Bewirtschaftung, ordnete, sparte, benutzte jede Hilfsquelle. Da wurden Sümpfe ausgetrocknet, neue Kulturen eingeführt, die alten höher entwickelt. Er bewährte sich hier als vorzüglichen Landwirt; die Erträge hoben sich mit jedem Jahre und warfen zuletzt über 2 610 000 Thaler ab. Die Erbpacht, die man unter seinem Vater versucht hatte, schaffte er jedoch wieder ab; er verpachtete seine Güter nur auf Zeit, und zwar immer auf sechs Jahre. Die Musterwirtschaft seiner Domänen wirkte nun durch ihr Beispiel auch sehr vorteilhaft auf den Anbau des ganzen Landes; eben so wie die zahlreichen Entwässerungen, die der König in sumpfigen Gegenden vornahm. So wurde namentlich das havelländische Luch bei Friesack durch Abzugsgräben zum großen Vorteil der Umgegend nutzbar gemacht (1718—1724). Ferner ließ der König von Polizeiwegen schädliche Tiere vernichten, bot z. B. 1731 in der Mark alle Unterthanen zur Vertilgung der Heuschrecken auf — eine Landplage, die damals hier weniger selten war als heutzutage, — ließ große Wolfsjagden anstellen, was besonders in Preußen sehr notthat, denn es gab dort fast mehr Wölfe als Schafe. Der König setzte daher einen höheren Preis auf die Erlegung eines Wolfs, er selbst zahlte dafür je 2—6 Thaler, die Städte mußten in ihrem Gebiete das dreifache geben. Andererseits vermehrte er freilich die Zahl der schädlichen Tiere

Denn aus Leidenschaft für die Jagd ließ er in seinen Forsten die wilden Schweine und Hirsche sich zu ungeheurer Menge vermehren. Dafür hatte er das Vergnügen auf mancher Jagd in der Mark und in Pommern mit seinem Gefolge 1000 bis 1900, ja einmal sogar 3600*) Wildschweine zu erlegen, die dann für 3—6 Thaler das Stück von Privatleuten, vorzüglich aber von den Juden gekauft werden mußten. Die Juden konnten diesen Zwang nur durch jährliche Abgaben an die Armenhäuser ablösen. Strenge Gesetze schützten das Wild; auch Biber, Lüchse und Fischottern durfte in königlichen Forsten kein Unterthan erlegen.

Von dieser Verirrung abgesehen, war, was der König als Landesvater leistete, von größtem Werte. Immer bestrebt, alle Klassen des Volks gleichmäßig zu belasten, damit keine überbürdet werde, erließ er viele Verordnungen, welche die Lage des Bauern erleichterten; insbesondere suchte er die harten Frohndienste, welche die Bauern ihrer Gutsherrschaft zu leisten hatten, in einen Geldzins zu verwandeln. Dies geschah indes doch nur hie und da. Dagegen schaffte er den Mißbrauch, den die Beamten mit dem Vorspanns-Postrecht trieben, gründlich ab. Unter seinem Vater war es aufgekommen, daß jeder Beamte sich von den Bauern eine Vorspannspost verschaffen konnte. Friedrich Wilhelm untersagte dies streng: „Ich will nicht," schrieb er (1717), „daß die Herren Beamten in den Provinzen mit meiner Bauern Pferden spazieren fahren." In einer andern Verfügung (vom Jahre 1715) verbot er, kein Pächter oder Beamter solle sich unterstehen, die Unterthanen bei den Hofdiensten auf dem Lande mit Peitschen- oder Stockschlägen zu mißhandeln oder zur Arbeit anzutreiben. Jeder Übertreter dieses Gesetzes ward das erste Mal zu sechswöchentlichem Karren in der Festung, das zweite Mal zum Strange verdammt. Auch sonst schützte der König die Geringen gegen die Vornehmeren; es sollte einem jeden und von jedem sein Recht geschehen.

Die Hauptsache war ihm aber, wie er dem Nahrungsstande des Volks aufhelfen könne. Es handelte sich hier um zwei Dinge: die Bevölkerung zu mehren und sie zu bemittelten Leuten zu erziehen. Mit allem Nachdruck drang er darauf, daß die Gemeinden und Gutsbesitzer die wüsten Feldmarken, die verödeten Hofstellen wieder mit Bauern besetzten, und er ging selbst mit gutem Beispiel voran, begünstigte die alten Kolonisten, zog durch Gewährung vieler Vorteile neue herbei. Ebenso eifrig suchte er die Bevölkerung der Städte zu heben. Er erklärte (1721), es nicht mehr mit ansehen zu können, daß die wüsten Stellen in den Städten unbebaut lägen. Er versprach allen Ansiedlern jeder Nation auf 15 Jahre Steuerfreiheit, gewährte auch mancherlei andere Unter-

*) Im Jahre 1729. Faßmann, Friedr. Wilh. S. 378.

stützung, und er hatte die Freude, bis zum Jahre 1725 eine Menge ganz oder teilweise zerstörter Städte wieder neu und schöner aufgebaut zu sehen, namentlich Krossen, Köslin, Iserlohn, Kalbe, Kroppstädt, Wegeleben, Loburg, Mansfeld, Wittstock, Oschersleben, Horschleben, Ermsleben, Seehausen, Aschersleben, Riesenburg, Luckenwalde, Unna. In Stendal fand er 365 wüste Feuerstellen; er belohnte jeden, der hier ein neues Haus baute, mit einem Amt oder Titel, selbst als Obergerichtsrat, Advokat, Bürgermeister, gab auch Geld her, z. B. 26000 Thaler für Lichen, 30000 für Templin, ähnliche Summen für Plettenberg, Breckerfeld, Hamm. Am meisten that er in dieser Beziehung für Berlin; die Friedrichsstadt, die bei seinem Regierungsantritt nur etwa 300 Häuser enthielt, wurde durch ihn um das fünffache erweitert. Freilich die Mittel waren tyrannisch genug. Er befahl ganz einfach den Beamten und Bürgern hier Häuser zu bauen. Ein General (von Derschau), als Oberaufseher des Baues, legte ihm von Zeit zu Zeit eine Liste von Leuten vor, die seiner Meinung nach vermögend waren. Danach wies der König denselben Bauplätze an, und sie mußten ihr Geld in Häuser stecken. Da half auch den Unbemittelten keine Widerrede, und mancher ruinirte sich; auf Bittschriften um Erlaß des Baues erwiederte der König wohl: „der Kerl hat Geld, soll bauen.“ So erhoben sich rasch ganze Straßen; im Jahre 1737 bestand die Friedrichsstadt bereits aus 1682 Häusern. Auch die andern Stadtteile vergrößerten sich, und die Einwohnerzahl Berlins wuchs bis zum Jahre 1740 auf 98000 Seelen. Die Stadt Potsdam ist geradezu eine Schöpfung Friedrich Wilhelms I. zu nennen. Vorher ein Dorf — sie hatte 1713 kaum 400 Einwohner — wuchs sie, seit er (1722) sein Leibregiment hierher verlegt und seine besondere Fürsorge ihr zugewendet, so schnell, daß in zwanzig Jahren die Bevölkerung hier auf 20000 stieg.

Ein wahrer Wohlthäter wurde der König der Provinz Preußen. Er fand dieses Land in dem allertraurigsten Zustande: ganze Kreise waren öde und ausgestorben; 60000 Hufen lagen noch im Jahre 1721 ganz wüst. Friedrich Wilhelm bewies hier so recht klar, daß sein Geiz nur eine schroffe Form wohlangebrachter Sparsamkeit war. Er gab Millionen her, um den Zustand Preußens und Litauens zu verbessern. Die Kolonisten, die er berief, erhielten von ihm indes außer Geldunterstützungen noch vielfach andern Vorschub, vornehmlich Sicherheit vor der Leibeigenschaft. Er gab auf den preußisch-litauischen Domänen den Bauern die Güter als freies Erbe (1720); doch durften sie nicht ohne Erlaubnis fortziehen, hatten auch gewisse Handdienste zu leisten. Die Handwerker erhielten noch größere Begünstigungen: Reisekosten, Steuer-Freijahre, unentgeltliches Bürger- und Meisterrecht in den 52 preußischen Städten. Im ganzen verwandte der König von 1721—1728 an fünf Millionen

Thaler auf Ansetzung neuer Einwanderer. Es kamen deren vornehmlich viele aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, der Wetterau und Niedersachsen; im ganzen bis zum Jahre 1728 an 20000 neue Familien.

Den größten Zufluß verschaffte dem Lande aber wieder die Verfolgungssucht fremder Fürsten. Die Reformation war im südöstlichen Deutschland während des dreißigjährigen Krieges größtenteils ausgerottet worden; dennoch hatte der protestantische Glaube selbst unter dem Regiment streng katholischer Fürsten dort noch viele heimliche Anhänger. Am meisten war dies in dem Erzbistum Salzburg der Fall. Allen Verfolgungen setzte der lutherisch gebliebene Teil der Bevölkerung, meist schlichte Landleute, standhaftes Dulden, stille Ausdauer entgegen. Zuletzt begnügten sich die Erzbischöfe damit, daß die Protestanten, ohne ihre Meinung aufzugeben, sich äußerlich zur Landeskirche hielten. Im Jahre 1727 kam aber ein fanatischer Eiferer auf den bischöflichen Stuhl, der Freiherr von Firmian. Dieser rief die Jesuiten herbei und ließ durch dieselben eine strenge Inquisition halten. Um die Lutherischen von den Katholischen zu unterscheiden, wurde befohlen, die Bauern sollten den katholischen Gruß „Gelobt sei Jesus Christ!“ gebrauchen und ein Skapulier, d. h. einen Schulterrock nach mönchischem Zuschnitt, tragen, keine religiösen Zusammenkünfte halten und kein lutherisches Buch, namentlich nicht die Bibel, besitzen oder gar lesen. Die Lutheraner wollten aber von ihren Meinungen und Bräuchen nicht lassen, und es erging nun wider sie eine grausame Verfolgung. Dennoch richtete der Erzbischof nichts aus; als er nachforschen ließ, wie viel Ketzer wohl in seinem Lande seien, meldeten sich trotz aller Bedrängnisse 20678 als Bekenner des lutherischen Glaubens. Zugleich sandten die Bauern einige Hausväter aus ihrer Mitte nach Regensburg und nach Berlin, um bei Kaiser und Reich und bei der größten protestantischen Macht in Deutschland um Hilfe zu bitten. Die Vorstellungen der evangelischen Fürsten fruchteten aber nichts, Firmian rüstete vielmehr Truppen, um die Ketzer mit Gewalt katholisch zu machen, und Kaiser Karl VI. schämte sich nicht, unter einem scheinbaren Vorwande ihm zu demselben Zweck Soldaten zu schicken. Auch jetzt noch blieben die Bauern fest, schworen sich (im August 1731) mit dem Finger auf das Salz zu, bei der augsburgischen Konfession zu verharren und einander mit Rat und That beizustehen. Bewaffneten Aufruhr erhoben sie nicht; ihr leidender Widerstand rührte jedoch den Erzbischof keineswegs; er fuhr fort, sie mit Kerker und Geldstrafen heimzusuchen und verbot ihnen auch die Auswanderung.

Da trat Friedrich Wilhelm als ihr Beschützer auf und drohte, die Katholiken in seinem Staat genau so zu behandeln, wie der Erzbischof die Lutherischen. Man wußte, daß Friedrich Wilhelm Wort hielt; der

Erzbischof erlaubte daher (11. November) wenigstens die Auswanderung; aber unter den härtesten Bedingungen. Dem westfälischen Frieden zum Trotz versagte er den Auswanderern die einjährige Frist zum Verkauf ihrer Habe und nahm ihnen die Kinder unter 12 Jahren weg. Mitten im Winter ließ er die dürftigsten unter den Lutheranern, wie sie gingen und standen, durch Soldaten über die Grenze treiben; zu hunderten mußten die Unglücklichen, darunter viele Weiber und Mädchen, zum Teil halb nackt ins Elend gehen; die Kinder wurden den Jesuiten in die Zuchtschulen überliefert. Auch die bairische Regierung zeigte ihren katholischen Eifer; sie ließ die Ankömmlinge wochenlang trotz der strengen Kälte an der Grenze liegen, ehe sie den Durchzug in barmherzigere Länder erlaubte. Die anderen Reichsstände und der Kaiser begnügten sich mit Redensarten, Friedrich Wilhelm aber erklärte in einer öffentlichen Bekanntmachung vom 2. Februar 1732 alle diese Auswanderer in seinen Schutz nehmen zu wollen, er biete ihnen Preußen als Zufluchtsort und neues Vaterland an und wolle, daß man sie fortan als preußische Unterthanen betrachte. Er ersuchte den Erzbischof, sie mit ihren Kindern ungehindert zu entlassen, und gab seinem Verlangen durch Drohungen Nachdruck. Ähnliche Vorstellungen erließ er an den Kaiser und an die katholischen Reichsfürsten. Der Erzbischof gab nach, auch die andern Katholiken scheuten nun die öffentliche Meinung; so durften denn die protestantischen Salzburger ihre Güter verkaufen, wobei sie freilich von den habgierigen erzbischöflichen Beamten sehr benachteiligt wurden, und zogen nun im Frühling 1732 mit Sack und Pack und mit Weib und Kind aus ihrem schönen Alpenlande in die Fremde. Friedrich Wilhelm schickte ihnen Bevollmächtigte entgegen, die ihnen täglich für den Mann 4, für die Frau 3, für ein Kind 2 Groschen Reise-Entschädigung zahlten. Sie gingen fast sämtlich nach Preußen; schon auf der Reise von ihren evangelischen Glaubensgenossen überall liebevoll unterstützt; erfuhren sie in Berlin den rührendsten Willkommen. Die königliche Familie, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft empfingen den ersten größeren Zug am Leipziger-Thore in feierlicher und gastlicher Weise (9. Juni). Mehr als 17 000 dieser treuen und frommen Leute ließen sich nun unter dem hohenzollerschen Zepter nieder; sie wollten sich aber nicht zerstreuen, sondern siedelten sich in Masse nebeneinander in Preußen und Litauen an, in der Gegend von Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg. Jeder blieb, was er gewesen, Knechte und Mägde im Dienst ihrer Herrschaft, Hausleute und Tagelöhner erhielten Gärten und kleinere Äcker, die Handwerker wurden in den Städten untergebracht, die Bauern bekamen Bauerngüter und diejenigen, welche größere Höfe gehabt, konnten sich kölmische Güter, deren eine große Menge feil war, für einen billigen Preis kaufen. Es brachten auch wirklich gar viele ein ansehnliches

Vermögen mit, und der König sorgte dafür, daß ihnen aus Salzburg zugeschickt wurde, was man dort zurückbehalten hatte. Sein Gesandter mußte dem Erzbischof das Verzeichnis der rückständigen Güter vorlegen und dieselben abfordern (1734). So erhielten die Ausgewanderten vom Erlös ihrer Bauernhöfe (es waren an 2000) etwa vier Millionen Gulden, wobei sich der Erzbischof doch noch durch starke Abzugsgelder und dessen Beamte durch Unterschlagungen sehr bereicherten. Der preußische Staat aber hatte einen edleren Gewinn: fleißige tüchtige Menschen, blühende Fluren und bei dem deutschen Volke einen neuen Ruhm als Vorkämpfer und Beschirmer der Gewissensfreiheit und des Protestantismus.

Friedrich Wilhelm setzte übrigens seine Bemühungen um den Anbau Litauens bis an seinen Tod fort, und am Ende seiner Regierung hatte das Land, welches er fast leer gefunden, eine halbe Million Einwohner und so gute Kultur, wie kaum irgend eine andere deutsche Provinz. 60000 Hufen, 12 Städte, 332 Dörfer, 49 Domänengüter waren neu angebaut. Der Urheber dieser schönen Schöpfung hatte es sich aber auch Millionen von Thalern und viele persönliche Mühe kosten lassen, hatte selber nicht nur alles befohlen und angeordnet, sondern auch die Ausführung bis ins Kleinste überwacht.

Nicht ganz so viel leistete diese Regierung für den Aufschwung der Manufakturen. Eine Menge von Luxusgewerben gingen zu Grunde, da der König allen Luxus an seinem Hofe abschaffte und die Unterthanen ihm darin größtenteils nachfolgten. Viele Handwerker trieb auch die Furcht vor gewaltsamen Werbungen aus dem Lande. Dennoch wußte der König die Industrie im ganzen zu steigern. Er meinte, der Stein der Weisen liege darin, daß das Geld im Lande bleibe; es komme also darauf an, alle Lebensbedürfnisse durch inländische Werkstätten und Fabriken herzustellen. Daher vermehrte er die bereits bestehenden Einfuhrverbote fremder Waren und fügte Ausfuhrverbote einheimischer Rohstoffe hinzu, ein damals zweckmäßiges Verfahren, welches denn auch besonders die Wollen-Manufaktur sehr förderte. Friedrich Wilhelm half ihr zunächst dadurch auf, daß er den Unterthanen verbot, anderes Tuch zu tragen als märkisches, und auch das ganze Heer nur mit inländischen Zeugen bekleiden ließ. Um aber brauchbare Waren zu liefern, gründete er 1713 mit Hilfe des höchst einsichtsvollen und geschickten Finanzrats Kraut, eines um die Verwaltung auch sonst sehr verdienten Ministers, das berühmte Lagerhaus in der Klosterstraße zu Berlin, eine Tuchfabrik im großen, die besonders feinere Tücher lieferte. Geschickte Wollenweber aus den Niederlanden wurden für sie verschrieben, das Heer mußte seinen Bedarf von ihr entnehmen, bald fand sie auch im Auslande viel Kundschaft, weil ihre Erzeugnisse vorzüglich waren. Der König zog außerdem eine Menge von Handwerkern der Wollen-

industrie, als Spinner, Weber, Färber, ins Land, gewährte Vorteile aller Art, und da nun dieses Gewerbe bald wirklich allgemein in Aufnahme kam, so verbot er zu dessen Gunsten nicht bloß fremde Wollenwaren, sondern auch Baumwollenzeug, alle gedruckten und gemalten Kattune. Seine Zwangsmaßregeln waren auch hier wieder sehr hart. Auf offener Straße ließ er manchmal selbst Frauen die Kattunkleider vom Leibe reißen. Übrigens duldete er ebensowenig an seinem Hofe etwas Ausländisches. Dadurch erreichte er mit der Zeit, daß die märkische Tuchmacherei wieder in den guten Ruf kam, den sie im Mittelalter gehabt hatte. Auch gewannen die Städte eine Menge fleißiger Anzöglinge. Unter den jetzt einwandernden Handwerkern waren seit 1732 in Berlin namentlich die protestantischen Böhmen zahlreich, die ihr Vaterland um ihres Glaubens willen hatten verlassen müssen. Es waren größtenteils Wollenweber und Spinner; sie bildeten bei Berlin und bei Potsdam die böhmische Kolonie, die der König mit vielem Wohlwollen behandelte.

Unter den Verordnungen, die er zum Besten der Weberei erließ, ist eine recht bezeichnend für seine Art; er befahl durch Edikt vom 14. Juli 1723: „Die Hökerinnen und andere Händlerinnen auf den Straßen und Märkten sollen nicht Maulaffen feil halten, sondern sie sollen bei Strafe der Konzessionsentziehung Wolle und Flachs spinnen, stricken oder nähen." Faulheit war ihm ein Greuel, sie hatte von ihm keine Schonung zu erwarten.

Ein großer Teil der Fabriken wurde auf königliche Rechnung betrieben; doch gab Friedrich Wilhelm trotz seiner Geldliebe Monopole gern auf, wenn ihm deren Schädlichkeit für die Unterthanen einleuchtete. Dies bewies er in seiner Behandlung des Tabaksbaues, der in dem ungünstigen Klima der Mark sehr wenig gedieh. Der König gab daher die Einfuhr und Bearbeitung des Tabaks frei. Dadurch hob sich dieses Gewerbe, besonders seit 1736 in Potsdam die erste Schnupftabaksfabrik entstanden war. Friedrich Wilhelm I. legte auch den Grund zu der späteren außerordentlichen Blüte der Geschäftshäuser Splittgerber und Daum; er unterstützte sie in ihren industriellen und kommerziellen Bemühungen auf das freigebigste. Dagegen überließ er den Seidenbau sich selbst; denn alle seine Versuche ihn empor zu bringen blieben ohne Erfolg. Ein neuer und Berlin eigentümlicher Erwerbszweig war die Herstellung der blauen Farbe, die, 1706 von dem berliner Chemiker v. Diesbach erfunden, im Jahre 1726 allgemein bekannt wurde; der Kronprinz gab ihr damals den Namen „preußisches Blau".

Für den Handel war durch Zwang nichts auszurichten, die Nachbarn ließen sich nicht so bearbeiten wie die Unterthanen; sie setzten den preußischen Einfuhr-Verboten ähnliche entgegen, und das schadete beiden Teilen. Friedrich Wilhelm beschränkte sich darauf, die Schmarotzer-

pflanzen des Handels zu beseitigen. Als solche betrachtete er die afrikanischen Besitzungen, da sie nichts Reelles einbrachten; er verkaufte sie im Jahre 1720 an die Holländer für 7000 Thaler, 200 Dukaten und 12 Neger. Doch sollte jene Schöpfung des großen Kurfürsten nicht ganz würdelos enden. Der preußische Befehlshaber von Großfriedrichsburg hatte kurz vorher sich nach Europa begeben und die Feste dem Negerhäuptling Kuni zur Behütung übergeben. Als nun die Holländer mit ihrem Kaufdokument kamen, wies Kuni sie zurück und erklärte, die Fahne und Festung nur seinem Herrn übergeben zu wollen. Sieben Jahre lang verteidigte er Großfriedrichsburg, bis er der Übermacht erlag. Wie die Faktorei in Guinea, so gab Friedrich Wilhelm auch die Seehandelsgesellschaft zu Emden auf; seine Vorgänger hatten freilich von dieser Verbindung nur Kosten gehabt und keine Vorteile. Als schädlich erschienen ihm ferner die Juden, in deren Händen ein nicht unbeträchtlicher Teil des Kleinhandels war, und als gar einige derselben große Betrügereien verübten, ließ er die berliner Juden (1721) in der Synagoge versammeln und durch den Oberhofprediger Jablonsky mit dem Bann belegen, wollte sie auch aus dem Lande treiben; durch Geld und durch die Fürsprache ihrer Gönner erwirkten sie indes fernere Duldung. Im Jahre 1728 belief sich die Gesamtzahl der im preußischen Staate einheimischen Juden auf 1191 Familien, welche jährlich 15 000 Thaler Schutzgeld und 4800 Thaler an die Rekrutenkasse zu zahlen hatten.

Alles, was der König für die Mehrung des Nährstandes und für die Hebung des Erwerbes that, hatte allerdings eben das Wohl der Unterthanen selber zum Zwecke; aber zunächst arbeitete er dabei für den Staat: er suchte damit die Steuerkraft des Volkes zu stärken, weil diese ihm den Wehrstand erhielt. Denn das Heerwesen lag ihm doch am meisten am Herzen; es war der eigentliche Mittelpunkt seiner erstaunlichen Thätigkeit. Für seine lieben blauen Kinder, wie er seine Soldaten nannte, arbeitete er so rastlos von früh bis spät. Er machte den Soldatenstand zum ersten im Staate; alle Prinzen seines Hauses bestimmte er für diesen Beruf; er selbst legte fast nie die Uniform ab. Nur der Degen konnte nach seiner Meinung ehren, erheben und auszeichnen. Seine persönliche Liebhaberei, die rasch zur Leidenschaft wurde, erhielt eine starke Stütze an seiner politischen Überzeugung; in der That lag die einzige Sicherheit und Stärke des kleinen preußischen Staates in einem guten Heere. Der Soldat war also das zweckmäßigste Werkzeug zu dessen Erhaltung, und ohne denselben mußte das Ganze zusammenfallen. Sodann — wer gehorchte seiner Natur nach besser als der Soldat? und blinder Gehorsam mußte einem absoluten Fürsten, zumal von Friedrich Wilhelms Charakter, für die wichtigste aller Unterthanenpflichten gelten. Auch arbeitete er in keinem Zweige der Verwaltung, nicht einmal im Finanzfach,

so unausgesetzt selber wie im Militärwesen. Das Heer zu vermehren und zur allervollkommensten Kriegsmaschine auszubilden, das war an jedem Tage sein Sinnen und Trachten. Und er hat darin Außerordentliches geleistet. Es gab kaum irgend eine neu erschlossene Geldquelle, die er nicht, sei es ganz oder teilweise, auf dieses Feld leitete. Mit dem Aufblühen der Finanzen hielt daher die Vermehrung des Heeres gleichen Schritt; schon 1715 war es auf 45 000 Mann verstärkt; 1721 auf 51 000 Mann; vier Jahre später auf 64 000; zuletzt, im Jahre 1740, zählte es 83 500 Mann, darunter 18 000 Reiter und 64 000 Mann zu Fuß.

Die Rekrutirung geschah nach alter Weise, und da Freiwillige sich bei weitem nicht in hinreichender Zahl dem Werber stellten, jeder General aber dafür verantwortlich war, daß sein Regiment den vollen Bestand hatte, so nahmen die Offiziere die junge dienstfähige Mannschaft mit Gewalt weg, und viele junge Bursche entwichen ins Ausland. Vergebens verbot der König, solche Bürger, Bauern und Dienstboten, die nicht nach Angabe der Zivilbehörde Taugenichtse wären, mit Gewalt auszuheben. Es geschah doch, weil es eben notwendig war, und weil die Offiziere wußten, daß der König sie nicht bestrafen werde. Um nun diesen Mißbräuchen gründlich abzuhelfen, führte Friedrich Wilhelm im Jahre 1733 das Kantonsystem und damit eigentlich allgemeine Bewaffnung ein. Das Land wurde nach Kantonen oder Bezirken unter die einzelnen Regimenter und in den Kantonen die Feuerstellen unter die einzelnen Hauptmannschaften verteilt. Diese rekrutirten sich nun planmäßig aus den ihnen zugewiesenen Stellen. Frei von der Dienstpflicht waren nur einzige Söhne oder die ihres Vaters Wirtschaft übernehmen wollten, ferner die Söhne der Geistlichen und Staatsbeamten, sowie alle, welche ein Vermögen von 6000 Thalern besaßen, endlich die erste Generation der fremden Einwanderer. Alle übrigen Bürger und Bauern durften ausgehoben werden. Es stand ganz im Belieben der Generale und Hauptleute, wie viele und wen sie aus den Dienstpflichtigen ausheben wollten, und sie erlaubten sich dabei die ärgsten Eigenmächtigkeiten und Erpressungen. Die Offiziere betrachteten ihre Kompanien wie Pachtgüter, aus denen sie möglichst viel Nutzen für sich ziehen könnten. Der König sah ihnen durch die Finger, wofern sie ihm nur eine Leidenschaft befriedigten, die eben so seltsam als verderblich für den Staat war.

Er liebte nämlich über alles möglichst lange Soldaten. Er meinte, ein recht großer stattlicher Mann sei vorzugsweise für den Kriegsdienst geeignet, und er ging in dieser Ansicht so weit, daß er über der Körperlänge fast alle anderen Eigenschaften vergaß. Schon gleich im Anfange seiner Regierung erhöhte er das Rekrutenmaß auf 5 Fuß 6 Zoll. Besonders aber sein Leibregiment, das potsdamer, mußte die längsten Leute haben,

die nur in der Welt zu finden waren. Diese Liebhaberei für „lange Kerle“ artete bei ihm mit der Zeit in eine förmliche Sucht und Narrheit aus. Er, der sonst so sparsame, fast geizige Monarch opferte Millionen, um aus allen Ecken und Enden der Welt Riesen herbeizuschaffen. Er bezahlte je nach der Größe hunderte und tausende von Thalern als Handgeld; für einen besonders langen Rekruten zahlte er einmal 5033 Thaler, für einen andern, einen Irländer Namens Kirkland, sogar 7553 Thaler. Diese Thorheit war der Hauptgrund, warum die Aushebung im Lande selber nicht genügte; denn es kam ja darauf an, recht große Soldaten dem Könige vorstellen zu können. So gingen denn ungeheure Summen, vom Jahre 1713 bis 1735 an 12 Millionen Thaler, für Werbungen ins Ausland, und die Hälfte des preußischen Heeres bestand aus Fremden, zum Teil dem Auswurf aller Nationen.

Die Geldopfer waren hier aber bei weitem nicht das Schlimmste. Der König brach über seine Liebhaberei auch die einfachsten Gebote des Rechts und der Sitte. Er erlaubte seinen Werbern die größten Gewaltthaten gegen seine Unterthanen und gegen Auswärtige, band sich an kein Gesetz, verkaufte Ämter und Gnaden für ein Geschenk mit langen Kerlen. Es wurde auf diese in Preußen eine förmliche Hetzjagd gehalten. Niemand, wes Standes und Berufs er war, konnte den Späherblicken und den Fäusten der Werber entgehen, wofern er das Unglück hatte, ungewöhnlich lang zu sein; er wurde ohne Barmherzigkeit ergriffen und als Soldat eingekleidet oder mußte sich durch Geschenke an die Offiziere und durch Stellung eines langen Ersatzmannes auslösen. Selbst die Studenten und andere sonst Befreite waren davor nicht sicher; kein Ausländer von besonderer Körpergröße mochte mehr in Preußen studiren oder reisen. Mit gleichem Eifer spürten die Werber in den fremden Ländern umher; wo Überredung und hohes Handgeld nicht half, bemächtigten sie sich mit List und Gewalt ihrer Opfer und schleppten sie oft unter größten Lebensgefahren nach Preußen. Friedrich Wilhelm kam dadurch mit allen Nachbarn in die übelsten Verwickelungen, oft ganz nahe einem Kriege. Sonst benutzten die fremden Mächte auch vielfach seine Schwäche, um ihn durch einige lange Kerle, die sie ihm schickten, zu diesem oder jenem Verhalten zu bewegen oder in dieser Weise sich erkenntlich zu zeigen. So erfreute ihn der Zar Peter zum Dank für das Geschenk eines reichen Bernsteinkabinets einige Jahre lang mit Sendung großer Kerle. Es entwickelte sich aus solchen Bezeigungen ein förmlicher Menschenhandel. Friedrich Wilhelm machte sich in diesem Falle gar kein Gewissen daraus, seine Unterthanen als Sklaven, als Ware zu behandeln. Auf Bitte der Zarin Anna, die dagegen vier Flügelmänner geschickt hatte, ließ er (1731) eine Anzahl Waffenschmiede in Hagen aufgreifen und nach Rußland transportiren, damit sie dort ihre Kunst verbreiteten. Kein Gebot

der Klugheit, keine Vorschrift der Religion hielt bei dem Könige wider diese Sucht stand. Er meinte, hier wie überall Recht zu thun, glaubte, die Natur habe die langen Menschen nur für ihn geschaffen, da kein anderer Fürst sie nach Verdienst würdige. Es war bei dem sonst so frommen Manne ganz umsonst, daß man ihm einmal durch einen namenlosen Brief die Bibelstelle 2. Mose 21 v. 16 ins Gedächtnis rief: „Wer einen Menschen stiehlt und verkauft, der soll des Todes sterben"; daß ein andermal ein Geistlicher — es war der Prediger Rüben in Quedlinburg — auf der Kanzel gegen diesen Menschendiebstahl sprach. Friedrich Wilhelms Frömmigkeit hörte in diesem Punkte vollständig auf. Übrigens war Rüben so ziemlich der einzige unter der preußischen Geistlichkeit, der sich mit solchem Freimut zu äußern wagte. Die allgemeine Unterthänigkeit hatte auch diesen Stand ergriffen, er durfte ebenso wenig „räsonniren" wie die andern. Er that es auch nicht, vielmehr waren es gerade die lutherischen Geistlichen, die dem Volke die Lehre vom leidenden Gehorsam der Unterthanen und vom göttlichen Recht der Könige am nachdrücklichsten einprägten. Dadurch bestärkten sie die Fürsten in ihrer Eigenmächtigkeit und thaten viel, deren Absolutie auch in der öffentlichen Meinung fest zu gründen.

Die langen Kerle vom Leibregiment hatten es übrigens, wenn sie erst im blauen Rocke steckten, nicht schlecht. Sie waren die Günstlinge des Königs, er gab ihnen zu ihrem Monatssold von 4 Thalern Zulagen von 5 bis 20 Thalern, sorgte in allen Stücken für ihr leibliches Wohlergehen, verschaffte ihnen später nicht selten begüterte Frauen oder versorgte sie auf andere Weise. Alle übrigen Soldaten erfreuten sich nur geringer Vorteile; zwar die im Kriegsdienst alt oder unbrauchbar gewordenen fanden bei dem Könige leicht Unterstützung, und für die Kinder verstorbener Soldaten und Offiziere stiftete er (1734) das große potsdamer Waisenhaus; das war aber auch alles, denn mehr zu thun hatte der König nicht die Mittel. Wenig half dem Soldaten das Bewußtsein, daß sein Stand der vornehmste im Staate war; dies entschädigte ihn bei weitem nicht für die Leiden und Mühen des Berufs. Die Kriegszucht im preußischen Heere war furchtbar streng. Rauh und hart behandelte der Offizier den Gemeinen, und wer räsonnirte, mußte dreißig mal Spießruten laufen; thätlicher Widerstand wurde mit dem Tode bestraft. Überhaupt stand auf die meisten Vergehungen der Tod, zumal auf Desertion. Der Dienst war höchst mühsam. Fortwährend mußten die Mannschaften sich im Marschiren und Feuern üben, und die Korporale ahndeten jeden falschen Griff oder Schritt mit ihren Haselstöcken. Durch unablässiges Üben und Prügeln machten sie den preußischen Soldaten zu einer Exerziermaschine von größter Vollkommenheit; namentlich die Infanterie leistete darin Außerordentliches, sie bewegte sich weit ge-

nauer und schoß viel schneller als jede andere der Welt. Der eigentliche Schöpfer dieser erstaunlichen Ausbildung des preußischen Fußvolks war Leopold von Dessau, der, so unübertrefflich wie unermüdlich im Dressiren, hier seine praktischen Talente bewies; er führte 1718 im ganzen Heere den eisernen Ladestock und den Gleichschritt ein, Erfindungen, die, von ihm seit 1698 bei den Grenadieren versucht, sich bald als ungemein zweckmäßig bewährten. Mit derselben peinlichen Genauigkeit wie auf die Regeln und Griffe, sah man auf die äußere Erscheinung des Soldaten. Das Fußvolk war blau, die Reiterei weiß, die seit 1725 eingeführten Husaren rot gekleidet; Maß und Schnitt der Uniform war bis ins kleinlichste vorgeschrieben, auch die äußerste Sorgfalt im Putzen der Kleider und Waffen strenge Pflicht, deren geringste Versäumnis mit dem Stock oder mit hartem Arrest bestraft wurde. Dieser Kamaschendienst wie die ganze rauhe und geisttötende Abrichtung der Soldaten machte den Kriegsdienst zum Schrecken und Abscheu jedes strebsamen Gemütes. Der Haß und die Furcht waren in den gebildeten Ständen natürlich am stärksten. Zumal im Anfange, als die Gewohnheit noch nicht ihre Macht geübt hatte, war es ein Tag des Entsetzens und der Trauer, wenn die rote Binde, das Zeichen der Aushebung, vom Kompanie-Chef einer Familie ins Haus geschickt wurde. Wer da konnte, flüchtete aus dem Lande. Erst mit der Zeit wurde der Soldatenstand weniger fürchterlich, wurde es gar Ehre, einen oder mehrere Söhne im Heere zu haben, zumal in einem geachteten Truppenteil, wie die Artillerie.

Der Adel allein konnte zufrieden sein, denn ihm fast ausschließlich wurden die Offizierstellen eingeräumt. Noch unter dem großen Kurfürsten und unter Friedrich I. war die Hälfte der Heeresbefehlshaber bürgerlichen Standes gewesen. Friedrich Wilhelm änderte nun dieses Verhältnis zum Vorteil des Adels; er that es weniger darum, weil er diese Bevorzugung dem Ansehen des Offizierstandes und zugleich dem ursprünglichen Beruf der Ritterschaft schuldig zu sein glaubte, als vielmehr, weil verabschiedete Offiziere des Adelstandes leichter bei den Ihrigen auf dem Lande wieder eine Versorgung erhielten, denn Pensionen zahlte der Staat nicht. Dazu kam, daß die Gemeinen größtenteils Knechte vom Lande waren, der Junker war ihr Gutsherr, er schien sich daher auch zu ihrem militärischen Befehlshaber am meisten zu eignen. Die Offiziere hatten aber in der Gesellschaft eine höchst bevorzugte Stellung; sie spielten in ihren Garnisonplätzen fast die Herren, sie rangirten vor allen anderen Ständen — immerhin freilich mit mehr Recht als anderwärts die fürstlichen Bedienten, von denen z. B. nach der Rangordnung des Herzogs Wilhelm von Zeitz (1691) der Kammerdiener des Fürsten vor dem Pfarrer und Rektor, der Hauskellner vor dem Advokaten, der Leibschneider vor dem Konrektor und Schullehrer rangirte! Wie dort der Hofdienst, so galt in

Preußen der Kriegsdienst für die ehrenvollste und wichtigste aller Berufsarten. Der König hielt sich zu den Offizieren als ihr Kamerad. Seine Günstlinge, überhaupt alle, die am Hofe etwas vermochten, waren Generale und Obersten, Adjutanten und Majore; sein vertrautester Freund der Feldmarschall Leopold von Dessau. Von diesem ging auch der Ton aus, der den ganzen Offizierstand beherrschte. Er teilte ihm seine soldatischen Tugenden, Geradheit und Ehrlichkeit, blinden Gehorsam und Tapferkeit, aber auch seine Fehler mit, nämlich Plumpheit, Grobheit und Mangel an jeder wissenschaftlichen Bildung. Die letztere wurde in dem Kreise dieser Kriegsleute geradezu verachtet; wer mehr wußte, als seinen Namen zu schreiben, gar der Gelehrte, hieß ein Tintenflecker, Schmierer und Pedant; und Friedrich Wilhelm stimmte darin von Herzen ein. Desto mehr hielt er bei seinen Offizieren auf Gottesfurcht und Sparsamkeit. Spieler und Verschwender fanden vor ihm keine Gnade. Es war sonst Sitte gewesen, daß die Obersten als Inhaber der Regimenter die Fähnriche, Leutnants und Hauptleute ernannten; Friedrich Wilhelm schaffte diesen Brauch ab, er selber behielt sich das Recht vor, auch die unteren Offizierstellen zu besetzen, und vermochte nun ein von Grund aus tüchtiges Offiziercorps zu bilden. In anderen Heeren konnte man eine Offizierstelle mit Geld erkaufen, im preußischen galt nur die Brauchbarkeit. Freilich nahm der König vorzugsweise Edelleute, aber der Kriegsdienst galt damals allgemein als der natürliche Beruf des Adels. Und bei den Einwanderern, die einen bürgerlichen Erwerbszweig nicht zu übernehmen hatten, insbesondere bei den französischen Flüchtlingen, die sich dem Soldatenstande widmen wollten, fragte Friedrich Wilhelm nicht nach der Abstammung. Ihrer viele durften in die Kadettenhäuser treten, die er von Magdeburg und Kolberg nach Berlin verlegte und als Pflanzstätten des Offiziercorps in seine besondere Obhut nahm.

Der Unterhalt der Truppen wurde in die genaueste Ordnung gebracht; Waffen, Uniformen, Sold und was ihnen sonst zukam, mit größter Pünktlichkeit und in vorschriftsmäßigem Stande geliefert. Dies entschädigte einigermaßen für die Knappheit, die in allem herrschte. Zwar die höheren Offiziere hatten nicht bloß ein auskömmliches Gehalt, sondern durch ihren Handel mit langen Kerlen, welche sie dem Könige alljährlich für sein Leibregiment abließen, auch beträchtliche Nebeneinkünfte. Aber die unteren Offiziere, welche sich am meisten im Dienste plagen mußten, konnten bei ihrem Monatssolde von 11—13 Thalern nur kärglich leben. Der Sold des Gemeinen, seit dem dreißigjährigen Kriege fortwährend im Sinken, war jetzt gar gering; er betrug monatlich zwei Thaler. Außerdem bekamen die Soldaten bestimmte Naturallieferungen und wurden auf Kosten der Bürger in den Städten einquartiert, in Berlin nach Anweisung des neuen Servisreglements vom Jahre 1724.

Die Landmiliz, welche Friedrich I. errichtet hatte, wurde von seinem Nachfolger als unzweckmäßig wieder aufgehoben; er verachtete ein solches Volksaufgebot, und um den großen Unterschied desselben von seinem regelmäßigen Heere hervorzuheben, verbot er (im Jahre 1718) bei 100 Dukaten Strafe, seine Soldaten „Miliz" oder „Militär" zu nennen; diese Wörter galten ihm gleich Schimpfnamen. Doch führte er später selbst wieder eine Art von Landmiliz ein, indem er in Berlin, in Pommern, Preußen und im Magdeburgischen Landregimenter von ausgedienten Soldaten bildete und jährlich zu vierzehntägigen Übungen zusammenkommen ließ.

Viel Sorgfalt verwandte er auf die Festungen; sein bester Gehilfe war hier der Ingenieuroberst Walrave. Es wurden vorzüglich die Werke Wesels, Magdeburgs, Stettins, Memels verstärkt; auch die übrigen Festungen, Pillau, Kolberg, Küstrin, Spandau, Minden, Geldern, in guten Verteidigungszustand gebracht. Außerdem gab es noch 23 feste Plätze: die bedeutendsten darunter waren Peiz, Damm, Uckermünde, Demmin, Driesen, Löcknitz, Reinstein, Oderberg, Lingen, Sparenberg, Orsoy, Lippstadt, Mörs; die Hauptstädte Berlin und Königsberg hatten nur geringe Befestigung.

In den Finanzen, der Pflege des Nährstandes und im Heere, in diesen drei Hauptgegenständen seiner Thätigkeit stellt sich das praktische Wesen des Königs von der vorteilhaftesten Seite dar; doch verlor er die übrigen Staatsinteressen nie ganz aus den Augen, und was ein bäurischer, aber gesunder Verstand, ein rohes, aber biederes Gemüt heilsames für sie leisten konnten, geschah. Am wichtigsten war darunter die Rechtspflege. Wenn sich Friedrich Wilhelm in der Heftigkeit seiner Leidenschaften auch selber zuweilen über das Recht hinwegsetzte, so war er doch im Grunde ein rechtlicher Charakter. Er wollte, daß jedem sein Recht geschehe, und bei seiner natürlichen Ungeduld, daß es auf der Stelle geschehe. Er haßte daher den schwerfälligen Gang der damaligen Prozeßführung und das gelehrte römische Recht mit seinen vielen Formalitäten. Er urteilte lieber auf der Stelle ab, wie die alten biblischen Könige und Richter, damit alles einfach und schnell abgemacht werde. „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn ich's nicht remedire, so lade ich selbst die Verantwortung auf mich", mit diesen Worten wandte er sich gleich nach seinem Regierungsantritt an den Justizminister v. Katsch und befahl ihm, das Gerichtswesen zu vereinfachen, zu verbessern. Es erschien dann auch eine Reihe von Verordnungen, welche manches Gute stifteten; namentlich wurde der Gebrauch der Tortur sehr eingeschränkt und der Unfug des Hexenprozesses abgeschafft, alle richterlichen Erlasse fortan im Namen des Königs und nicht, wie bisher, in dem der einzelnen Gerichtsbehörden ausgefertigt, endlich einige Justizkollegien, besonders das Kammer-

gericht, zweckmäßiger eingerichtet. Um alle diese Verbesserungen erwarb sich der Justizminister Cocceji die meisten Verdienste. Samuel Cocceji (von Cocq), der Sohn eines Professors an der Universität Frankfurt a. O., erhielt im Jahre 1701 ebenfalls dort eine Professur der Rechte und wurde dann wegen seiner Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit zu verschiedenen hohen Verwaltungs- und Justizämtern befördert. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Juristen, die Preußen gehabt hat. Friedrich Wilhelm erkannte auch seinen Wert und stellte ihn 1737 an die Spitze des ganzen Gerichtswesens. Zu rechter Wirksamkeit kam er indessen erst unter dem folgenden Könige.

Das wichtigste aller Rechtsinstitute war für den König das Fiskalat. Denn die Fiskale dienten ihm nicht nur zur Ausspürung von Verbrechen und Vergehungen, sondern auch zur Überwachung der Behörden; sie hatten alle Gesetzwidrigkeiten, die zu ihrer Kenntnis kamen, anzuzeigen, aber ganz besonders darauf zu achten, ob die zahllosen Befehle des Königs auch pünktlich und vollständig ausgeführt würden. Da nun Friedrich Wilhelm denjenigen Fiskal am meisten schätzte, der die größte Zahl von Angaben machte, so kam das Denunzirwesen sehr in Schwung, und die Fiskale waren als öffentliche Spione sehr gefürchtet und wegen des Mißbrauchs, den viele von ihnen mit ihrem Amte trieben, gehaßt. Wer es zu arg machte, fiel dann freilich beim Könige auch wieder in Ungnade und wurde auf die Festung geschickt.

Friedrich Wilhelm betrachtete sich so ganz als Inbegriff alles Rechts, daß er überzeugt war, am besten für seine Unterthanen zu sorgen, wenn er alle wichtigen Rechtshändel selbst entschied. Er gebot daher (1717), alle Urteile in Kriminalsachen, die Leib, Leben, Ehre und Gut angingen, ihm zur Bestätigung oder Abänderung vorzulegen. Aber über jedes Vergehen wie über eine ihm persönlich angethane Kränkung erbittert und von Natur jähzornig und hart, verschärfte er fast immer die Strafe. Er mischte sich auch sonst unbedenklich in den Gang des Rechts, und da er ohne tiefere Rechtskenntnis nur nach augenblicklicher Ansicht und Stimmung entschied, sein Wort aber Befehl war und auf der Stelle ausgeführt werden mußte, so hatte die Art seiner Rechtspflege allerdings etwas Türkisches; oder vielmehr selbst ein türkischer Pascha wagte selten ungestraft, was der König von Preußen wagen durfte. Die eiserne Zucht, die er im Heere aufrecht hielt, sollte im ganzen Volke herrschen; seine Strafen waren hart bis zur Grausamkeit. Totschläger begnadigte er niemals, wenn auch noch so gewichtige Milderungsgründe dafür sprachen. Er hielt sich unerschütterlich an das biblische Wort: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch vergossen werden.“ Aber es gereicht ihm zu hohem Ruhme, daß er dabei kein Ansehn der Person kannte; Offiziere wie Zivilisten, Edelleute wie Bürgerliche traf sein Arm mit gleicher

Schwere. Selbst die Fürbitte seiner Günstlinge oder fremder Mächte bewog ihn hier nicht, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Seine Gesetze gegen das Duell waren furchtbar streng, aber sie setzten keine Ausnahmen zu Gunsten des Offizierstandes fest und wurden gegen alle mit gleicher Strenge vollstreckt. Er ermahnte in seinem Duellverbot vom Jahre 1713: „Jeder solle sich bemühen, die Ehre eines rechtschaffenen Soldaten mehr durch Tapferkeit gegen die Feinde des Königs und des Vaterlandes als in unnützen Händeln zu erwerben, da Gott sich die Rache vorbehalten und dazu Könige und Obrigkeiten auf Erden verordnet habe." Übrigens strafte er Real-Injurien, als Ohrfeigen und Schläge, je nach Umständen mit Gefängnis von 2—6 Jahren. Die scheußliche Strafe, daß Kindesmörderinnen in Säcken ersäuft wurden, die sie selbst hatten nähen müssen, führte er wieder ein; aber er suchte dem Verbrechen dadurch den wirksamsten Anlaß zu nehmen, daß er verbot, „es solle sich niemand unterstehen, einer Person, die im Rufe der Schwangerschaft stehe, Vorwürfe darüber zu machen oder sie zu beschimpfen, bei Vermeidung harter Bestrafung und öffentlicher Abbitte von Seiten des Beleidigers." Dieser edle Zug ist ihm um so höher anzurechnen, weil ihm gerade die Verletzung der Keuschheit so wie auch der ehelichen Treue am meisten ein Greuel war. Auf leichtere fleischliche Vergehungen stand Geldbuße; Ehebrecherinnen wurden auf eine gewisse Zeit aus dem Lande verwiesen, Ehebrecher milder bestraft. Da man wußte, daß der König drakonische Gesetze liebte, so legten ihm die Minister zuweilen härtere Verordnungen zur Unterschrift vor, als recht oder billig war; so einmal ein Gesetz, nach welchem Bigamie mit dem Tode gebüßt werden sollte. Friedrich Wilhelm lehnte es aber ab, indem er hinaufschrieb: „da würden viel Leute sterben müssen".

In anderen Punkten zeigte er sich wieder strenger, als man erwarten durfte, namentlich bei Vergehungen gegen das Eigentum. Überführte Diebeshehler ließ er ohne Umstände an den Pranger stellen, stäupen, brandmarken und aus dem Lande weisen; ebenso erging es ausländischen Dieben und solchen Juden, die mit gestohlenen Sachen handelten. Wilddiebe mußten 6 Jahre auf einer Festung karren; Wilderer, die in königlichen Jagdrevieren betroffen wären, sollten gar aufgehängt werden (Gesetz vom 9. Januar 1728); Bankerotirer wurden als Diebe und Fälscher betrachtet und mit dem Pranger, Festungshaft, Staupenschlag, Landesverweisung, bei betrüglichem Bankerot sogar mit dem Strange bestraft. Stand auf Seiten der Gerechtigkeit auch noch das Geldinteresse des Königs, so war er gegen Diebe und Betrüger ebenso unerbittlich wie gegen Totschläger. Beamte, die Unterschleife machten, wurden aufgehängt. Auch hier galt ihm der Vornehme gleich dem Geringen. Ein Kriegs- und Domänenrat, v. Schlubhut, hatte die salzburger Kolonisten in Litauen

um einen Teil der für sie bestimmten königlichen Gelder gebracht. Das Kriminalkollegium in Berlin erkannte auf Festungsarrest. Der König verschob seine Entscheidung, bis er selbst, wie er jährlich zu thun pflegte, nach Königsberg reiste, um die Truppen und die Domänen zu besichtigen. Nach seiner Ankunft forderte er den Kriegsrat vor sich, warf ihm sein Vergehen vor und kündigte ihm an, er werde ihn hängen lassen. Schlubhut, der Sprößling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie Preußens, berief sich auf seine Adelsvorrechte: „Es sei nicht Manier, so mit einem preußischen Edelmann zu verfahren, er werde die fehlende Geldsumme erstatten." Da übermannte den König der Jähzorn; er ließ auf der Stelle einen Galgen errichten und den Ritter aufknüpfen (Juli 1731).

Friedrich Wilhelm ging bei solchem Verfahren von der Ansicht aus, daß Unterschleif der Beamten besonders darum so schlimm sei, weil zum Diebstahl die Untreue gegen den Brotherrn komme. Aus ähnlicher Erwägung floß das fürchterliche Strafgesetz, welches er 1736 gegen Hausdiebe erließ. Sie wurden, wenn der Diebstahl durch Einsteigen oder Einbruch verübt war oder eine Summe über 50 Thaler betraf, vor der Thür des Bestohlenen aufgehängt; so geschah es z. B. einer Dienstmagd, die nur 3½ Thaler gestohlen hatte. Auf geringe Diebstähle ohne Einsteigen oder Einbruch stand vierjährige Festungsarbeit.

Des Königs leidenschaftlicher Haß gegen das Unrecht trieb ihn auch sonst oft zu übereilten und ungerechten Handlungen, mancher Unschuldige wurde bestraft, weil den König die Hitze fortriß, oder das Mißtrauen in die Gerechtigkeit der Behörden ihn verblendete. Einmal hatte das Kriminal-Kollegium einen Musketier wegen Einbruchs und Diebstahls zum Tode verurteilt. Nun war der Verbrecher aber ein langer Kerl, daher überredete dessen General den König leicht, das Gericht habe zu hart entschieden. Der König ließ zornig die Räte zu sich kommen, überhäufte sie mit Schimpfworten, stieß dem einen mit dem Stock ein par Zähne ein, prügelte alle zur Thür hinaus, daß sie mit blutigen Köpfen das Freie erreichten. Hinterher sah er dann wohl seine Übereilung ein; aber nicht immer war der Schaden gut zu machen. Sogar an Justizmorden, die bei Friedrich Wilhelms eifriger Gerechtigkeitsliebe schwerlich stattgefunden hätten, falls er ruhiger zu Werke gegangen wäre, fehlte es nicht. Der Kommandant von Berlin, General v. Glasenapp, berichtete ihm einmal, die Handwerksburschen hätten sich empört, weil man sie beim Turmbau der Peterskirche zwingen wollte, auch am blauen Montag zu arbeiten. Der König, gerade verreist, schrieb zurück: „Rädel aufhenken, ehe ich heimkomme!" Nun fand sich unter den Handwerksburschen kein Rädel, wohl aber hieß ein Offizier so, der freilich mit jenem Aufstande nicht das geringste zu thun hatte, aber nichtsdestoweniger zum Tode vor-

bereitet wurde. Denn der General war an blinden Gehorsam gewöhnt, und die Rückkehr des Königs stand nahe bevor. Indes kam zu rechter Zeit noch ein Kabinetssekretär hinzu, der den Befehl des Königs richtig deutete: mit Rädel sei der Rädelsführer gemeint. Da ließ Glasenapp den Leutnant los und griff einen aus den gefangenen Handwerksburschen heraus, der rote Hare hatte und ihm daher besonders verdächtig schien; den ließ er alsbald aufhängen.

Die scharfen Gesetze gegen das Laster und die barbarischen Strafen wirkten indessen eben wegen ihrer Überzahl und ihres Übermaßes nicht so viel, als der König hoffte. Die fürchterlichen Hinrichtungen mit ihrer Öffentlichkeit und dem geistlichen Gepränge wurden zu einem Schauspiel, das, zu oft wiederholt, die Gemüter eher abstumpfte als erschreckte. Da das Hängen und Köpfen, das Rädern und Stäupen, Brandmarken und Verstümmeln, zumal in Berlin, an der Tagesordnung war, so gewöhnte sich das Volk daran, und die Furcht wurde schwächer. Noch mehr verlor die Gefängnisstrafe ihre Schrecken, denn die Gefängnisse und die Festung Spandau wurden nie leer. Doch erreichte der König, daß das Gesetz überall wirklich Achtung fand, daß kein Verbrecher durchschlüpfen konnte, und daß die Übelthat, so viel möglich, schon hienieden ihren Lohn bekam.

Friedrich Wilhelm war aber nicht bloß der Richter, sondern auch der Zuchtmeister seiner Unterthanen. Er hielt ebenso streng auf gute Sitten als auf das Recht und handhabte die Polizei nicht milder als das Gesetz. Er zwang sogar fremde Gesandten erst ihre Schulden zu bezahlen, ehe sie Berlin verließen, und gab dann ein Gesetz, daß niemand fremden Gesandten oder Minderjährigen, selbst nicht minderjährigen preußischen Prinzen, etwas leihen sollte. Auch im Kleinsten hielt er auf Ordnung; wer z. B. öffentliche Laternen beschädigte, wurde mit Geldstrafe von 200 Thalern bestraft, oder gestäupt und auf 10 Jahre des Landes verwiesen. Auf Hazardspiel (wie Landsknecht und Pharao) stand eine Geldstrafe von 100 bis 400 Dukaten oder Gefängnis. Ebenso strenge wurde das Volltrinken untersagt. Das Polizeiwesen war ein Verwaltungszweig der Kriegs- und Domänenkammern; in Berlin spielte aber der König auch selbst den Polizeidirektor, und das war für die Berliner unbequem genug. Keine Unregelmäßigkeit entging dem scharfen Blicke des Königs, der täglich in der Stadt umherfuhr und nach allem sah. Wen er auf der Straße fand, der ward gemustert, und mißfiel etwas an ihm, so wurde er scharf ins Examen genommen und nach Befinden hart angefahren oder wohl auch mit dem spanischen Rohr durchgeprügelt. Erscholl der Ruf: der König kommt, so wurden die Straßen leer, jeder flüchtete; denn wer konnte wissen, ob dem strengen Herrn nicht irgend etwas mißfallen werde. Aber wehe dem, der auf dem Entweichen ertappt ward; er hatte den Stock doppelt zu fühlen. „Lieben sollt ihr mich,

nicht fürchten!" herrschte der König mit geschwungenem Rohrstock den Erschreckten zu. Übrigens meinte er es auch hier im Grunde gut, und solche Aufsicht kam der Stadt zu nutze. Die Berliner gewöhnten sich an genaue Ordnung und Reinlichkeit auf den Straßen und überhaupt an sorgliche Pflege aller gemeinnützigen Anstalten. Wohlthätig waren auch die Polizeiverordnungen, welche den Preis des Fleisches, Bieres und Brotes alljährlich festsetzten; sie schützten den armen Mann vor Überteuerung; ferner die Gesetze gegen die Verfälschung des Weines, Biers und Tabaks, welche die Gesundheit des Volks gegen den schändlichen Eigennutz gewissenloser Kaufleute sicherten; endlich die Gesindeordnung, die trotzigen und ungehorsamen Mägden mit dem Zuchthause drohte. Auch in das Privatleben seiner Unterthanen griff Friedrich Wilhelm ohne Umstände ein: die Gastereien und Familienfestgelage wurden sehr eingeschränkt; das Gesundheittrinken, weil es zum Saufen verleite, bei schwerer Strafe verboten; junge Leute, die ihr Vermögen verschwendeten, und überhaupt liederliches Gesindel in die Zuchthäuser gebracht; Taugenichtse ohne weiteres auf den hölzernen Esel gesetzt oder mit dem spanischen Mantel an den Pranger gestellt, oder in Ketten und Banden zum König geholt, der sie dann auch wohl eigenhändig abprügelte. Gegen die feilen Dirnen, deren Zahl besonders in Berlin um so mehr zunahm, da den Soldaten das Heiraten sehr erschwert war, veranstaltete der König von Zeit zu Zeit durch die Polizei einen allgemeinen Streifzug, der sie massenweise in die Zucht- und Spinnhäuser lieferte, ohne doch auf die Dauer viel zu helfen.

Sogar die Mode wurde von Friedrich Wilhelm polizeilich gemaßregelt. Es kam vor, daß er Damen, die in unanständiger Kleidung erschienen, mißhandelte. Er schritt überhaupt energisch gegen die pariser Sitten ein. Harbeutel und bunte Kleidung litt er nicht; man durfte sich vor ihm nur im steifen Soldatenzopf und in einfacher deutscher Tracht sehen lassen. Um die französische Mode recht verächtlich zu machen und zugleich seinen Widerwillen gegen das pariser Wesen aufs schärfste auszudrücken, ließ er die Regiments-Profosse oder Büttelknechte, welche vom Volke als unehrlich verachtet wurden, französisch kleiden; sie mußten einen ungeheuren Harbeutel von Pferdeharen, einen grünen Rock mit gelben Aufschlägen, gelbe Weste und Kniestrümpfe tragen. In dieser Tracht erschienen sie unter dem Hohngelächter des Volks bei einer Revue, die der König in Gegenwart des französischen Gesandten abhielt. Letzterer ärgerte sich nicht wenig; aber das Volk nahm sich die Lehre zu Herzen, wurde von der Nachahmungssucht geheilt und bekam wieder Achtung und Geschmack für die deutsche Tracht.

Des Königs praktische Richtung bestimmte auch die Art seiner kirchlichen Thätigkeit. Er war ein abgesagter Feind spitzfindiger Dogmen-

streitigkeiten, es kam ihm auf die Sache, auf das Wesen an. Francke und ähnliche werkthätige Seelsorger waren Männer nach seinem Herzen. Gute Moral und fruchtbare Frömmigkeit hielt er für die Hauptstücke des Christentums. Wie er selber den Gottesdienst genau beobachtete, so mußten es auch seine Familie, seine Beamten und Offiziere; für die Soldaten richtete er regelmäßige Feldpredigten ein, verteilte auch unentgeltlich unter die Soldaten und Armen eine große Zahl von Erbauungsschriften. Aber Kopfhänger und Mucker haßte er; einem Theologen, der besondere Betstunden einrichtete, untersagte er es mit den Worten: „Das ist bloße Heuchelei, davon ich nichts halte.“ Auch verbot er lange gelehrte Predigten, die Predigt sollte schlicht und klar sein und nicht über eine Stunde dauern; sonst werde sie langweilig und unwirksam. Um die kirchlichen Angelegenheiten in bessere Ordnung zu bringen, gründete er 1713 ein evangelisch-reformirtes Kirchendirektorium und erließ eine Verordnung, welche die geistlichen und Schulsachen in allen Provinzen gleichmäßig regelte. Für jede Provinz wurde ein Kirchen-Inspektor ernannt, der die Amtsverwaltung der Geistlichen und das Vermögen der Kirchen und Schulen daselbst zu beaufsichtigen hatte. Die Beratung der Kirchen- und Schulsachen geschah in reformirten Gemeinden durch das Presbyterium, eine Versammlung, die aus dem Prediger und den von der Gemeinde gewählten Kirchen-Vorstehern bestand. Vornehmlich pflegte der König die alte Einrichtung der Kirchenbuße. Er ordnete sie an gegen Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Meineid, Fluchen, Lästerung, Fressen und Saufen, Entheiligung des Sonntags, Ungehorsam der Kinder, überhaupt gegen jedes öffentliche Ärgernis; sie beschränkte sich darauf, daß der Geistliche den Sünder vor der Gemeinde über seine Reue und Besserung befragte und den Bußfertigen wieder in den Schoß der Gemeinde aufnahm. Die Kirchenbuße für gefallene Mädchen wurde aufgehoben.

Die Spaltung der Evangelischen in Lutheraner und Reformirte war auch diesem Könige sehr zuwider, und er duldete nicht, daß sie sich in Zank und Verfolgung äußerte. Er behandelte beide Teile mit Unparteilichkeit, und wenn er den Lutherischen mancherlei alte Zeremonien, Überreste des Papismus, nahm, so geschah es, um wenigstens im Gottesdienst die Vereinigung anzubahnen, was um so nötiger war, als viele Kirchen simultan waren, d. h. abwechselnd von beiden Konfessionen benutzt wurden. Er selbst bewies seinen Freisinn dadurch, daß er seiner Gemahlin gestattete, lutherisch zu bleiben, und seine Kinder von Geistlichen beider Konfessionen in den Religionskenntnissen prüfen ließ, er that überhaupt alles, was er konnte, um eine Vereinigung herbeizuführen. Er schrieb über diesen Gegenstand, der ihm sehr am Herzen lag, aus Wusterhausen am 10. September 1726 an den lutherischen Prediger Roloff in Berlin folgenden denkwürdigen Brief:

„Der Unterschied zwischen unser beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffen-Gezänk. Denn äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es (aber) examiniret, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl als heilige Abendmahl; nur auf die Kanzel da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andre. Gott verzeihe allen Pfaffen, dann die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaftig geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden, und nur Christi Ruhm vermehren, unsern Negsten lieben als uns selbst, zu leben und Christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich verlassen, die werden gewiß selig. aber es wird nicht heyßen: bist du lutherisch, bist du reformirt? es wird heyßen: hast du meine Gebothe gehalten? (nicht): bist du in der Schule ein braver Disputator gewesen? es wird heyßen: weg mit die Letzte ins feuer zum Teuffel. Die (aber) meine Gebothe gehalten, kommet zu mir in mein Reich, denn soll dir viele Freude willkommen sein. Gott gebe uns alle seine Gnade, und gebe allen seinen Evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebothe halten, und daß Gott die möge zu teuffel alle schicken, die Uneinigkeit verursachen. Darzu helfe uns Gott der allmächtige Vater unsers Erlösers Jesu Christi durch seinen bittern Tod. Amen.

Friedrich Wilhelm."

Nach diesem seinem Glaubensbekenntnisse handelte der König auch, und es gelang ihm wirklich trotz des Widerstrebens der Strenggläubigen eine größere Annäherung der beiden Konfessionen anzubahnen. 1736 mußten die Prediger scharenweise nach Berlin kommen, um sich besonders im Punkte der Duldsamkeit von ihm prüfen zu lassen; diese „Priesterrevüen" hatten in der That den beabsichtigten Nutzen. Doch hielt er auf Reinhaltung der Lehre und war daher allen Sekten abgeneigt, wenn er sie auch im ganzen mit Duldung und Schonung behandelte. Zuweilen ließ er sich freilich von seinen Umgebungen zu harten Maßregeln reizen, falls man ihn überreden konnte, eine Sekte oder ein Geistlicher greife mit einer Lehre den Staat an. So nötigte er einige Mennonitenfamilien zur Auswanderung, weil sie den Soldatenstand als unchristlich verwarfen, und die Socinianer erhielten wenigstens keine neuen Rechte. Am meisten Aufsehen machte seine Strenge gegen den damals weltberühmten Philosophen Christian Wolff. Dieser hallesche Professor war mit seinen orthodoxen Kollegen in einen theologischen Streit geraten, und man verklagte ihn bei dem Könige. Friedrich Wilhelm wollte die Sache unparteiisch untersuchen lassen, als ihm aber seine Generale vorstellten, nach der Wolffischen Philosophie dürfe ein entlaufener Soldat nicht gestraft werden, weil er seiner Vorherbestimmung nach nicht anders habe handeln können;

da ergrimmte der Kriegsherr in dem Könige, und er jagte den gefährlichen Professor auf der Stelle aus dem Lande (1723). Indessen solche Fälle übereilten Eifers waren bei ihm in kirchlichen Dingen äußerst selten; sonst war er hier durchaus tolerant. Das bewies er auch seinen katholischen Unterthanen gegenüber; er störte sie in ihren hergebrachten Rechten nicht, und nur wenn seine eigenen Glaubensgenossen im Auslande bedrückt wurden, so drohte er den Katholiken in Preußen mit gleichem Druck, weil ihm dies das wirksamste Mittel schien, die fremden Fürsten zu derjenigen Duldung zu nötigen, die er selbst übte. Denn die Evangelischen überall vor Verfolgung zu schützen, war ihm heilige Pflicht, und unablässig verwendete er sich für die bedrängten. Auch that dies not; denn die Jesuiten bewirkten noch immer manche Verfolgung, die an die Greuel des vergangenen Jahrhunderts erinnerte.

Furchtbar war namentlich das blutige Trauerspiel, das sie damals in Thorn aufführten. Diese deutsche Stadt gehörte, wie fast ganz Westpreußen, seit 1466 zu Polen, hatte aber ihre eigene Verfassung und große Vorrechte; auch, durch ein Privilegium des polnischen Königs Sigismund August vom Jahre 1557, die Religionsfreiheit. Sie war evangelisch. Aber im siebzehnten Jahrhundert errichteten hier die Jesuiten, beschützt und unterstützt von den Polen, die durch sie zu fanatischen Katholiken geworden waren, ein Kollegium, verletzten vielfach die Rechte der Evangelischen, entrissen ihnen mit der Zeit sogar alle Kirchen bis auf eine und schürten auf jede Weise den Haß, der zwischen den katholischen Polen und den evangelischen Deutschen bestand. Nun geschah es, daß bei Gelegenheit einer katholischen Prozession (am 16. Juli 1724) die Studenten des Jesuitenkollegiums sich grobe Mißhandlungen gegen zuschauende Protestanten erlaubten. Da kam die Erbitterung des Volks zum Ausbruch; es erstürmte das Jesuitennest, begnügte sich aber mit der Zerstörung des Hausgeräts. Diesen Vorfall beuteten nun die Jesuiten zum Ruin der Stadt aus. Sie verklagten die Bürgerschaft beim polnischen Hofe; auf ihren Betrieb rückten polnische Truppen in die Stadt, und polnische Bevollmächtigte, die der Hof zur Untersuchung abgeschickt hatte, erließen ein furchtbares Urteil. Nicht bloß harte Geldbußen mußten die Evangelischen tragen; sie verloren auch noch ihre letzte Kirche und mußten der kleinen katholischen Minderheit die Hälfte des Rates, der Schöppen und des Bürgerausschusses einräumen; außerdem wurden mehrere der Angesehensten unter ihnen teils mit dem Kerker, teils mit dem Tode bestraft. Vergebens verwendeten sich der Rat von Danzig und die Könige von Dänemark, Schweden, England, besonders eifrig auch Friedrich Wilhelm für die unglückliche Stadt. Die Jesuiten setzten es durch, daß das Bluturteil mit aller Härte vollstreckt wurde. Am 7. Dezember fielen die Häupter der Opfer — es waren der Präsident Rösner und neun Bürger. Sie

hatten sich durch die Mönche von ihrem lutherischen Glauben nicht abbringen lassen und starben standhaft.

Friedrich Wilhelm gedachte einen Augenblick, dafür durch Krieg Rache zu nehmen und den Evangelischen mit Gewalt Recht zu schaffen; er unterhandelte deshalb mit Peter dem Großen; als aber dieser bald darauf (im Februar 1725) starb, ließ er es bei Vorstellungen bewenden, weil er meinte, ohne Bundesgenossen zu einem großen Kriege nicht mächtig genug zu sein. Sein Wort erwirkte den polnischen Protestanten wenigstens in der Folge einige Erleichterung.

Auch beim Kaiser legte er für dessen evangelische Unterthanen oft Fürbitte ein. Der wiener Hof indes ließ ihn reden und die Jesuiten schalten; hier hatte man es mit keinem Karl XII. zu thun. So kamen denn in den habsburgischen Ländern, namentlich in Ungarn und Schlesien, immer wieder Glaubensverfolgungen vor; 1727 z. B. schloß der Kaiser das evangelische Witwen- und Waisenhaus, welches ein frommer Pastor im Dorfe Glaucha des Fürstentums Öls mit großem Erfolg gegründet hatte; und Friedrich Wilhelm vermochte nichts weiter, als die verjagten Lehrer und Geistlichen in seinen Staaten zu versorgen.

Sein eigenes bischöfliches Amt übte er am liebsten durch fromme Werke aus. Er baute eine große Zahl von Kirchen, z. B. (1722) die neue Garnisonkirche in Berlin; vollendete ebendaselbst 1733 die Peterskirche, die er sich viel Geld hatte kosten lassen, um, wie er sich ausdrückte, zu weisen, daß er Gott lieb habe; vermehrte auch die Zahl der Geistlichen, an denen bisher ein so großer Mangel war, daß viele in zwei oder drei Kirchen predigen mußten. Zum Besten der Armen, Gebrechlichen und Waisen errichtete er manche höchst wohlthätige Anstalt, namentlich im Jahre 1727 die Charité in Berlin, ein großes Krankenhaus, das, vom Könige mit reichen Einkünften ausgestattet, gleich im ersten Jahre 300 Kranke verpflegte; und sein Beispiel ermunterte die Privatwohlthätigkeit, wie denn die Witwe des berliner Bürgermeisters Kornmesser 1719 und die französische Kolonie 1729 in Berlin, der Goldschmied Schindler 1730 zu Schöneiche, der Tuchmacher Steinbart zu Züllichau, der Prediger Kuntze zu Landsberg a. W. Waisenhäuser gründeten. Auch die Gemeinden thaten, was sie konnten. Belief sich doch die Einnahme der berlinischen Armenkasse im Jahre 1715 bei einer im Vergleich zu heute sehr wenig bemittelten Bevölkerung von 50 000 Seelen auf 13 000 Thaler; freilich genügte sie noch nicht, denn der Hilfsbedürftigen waren 3243, und der König mußte ihr einen Zuschuß geben. Allmählich minderte sich dann die Zahl der Armen, weil Fleiß und Sparsamkeit zunahmen.

Von einem Fürsten, der wie Friedrich Wilhelm Geistesbildung ebenso wenig schätzte als besaß, hatten Literatur und Kunst nichts Gutes zu erwarten. Besonders die schönen Künste wurden durch den Tod ihres

Gönners Friedrichs I. hart betroffen; mit der Hofgunst endete ihre kurze Blüte, und da sie im Volke noch nicht festgewurzelt waren, so verfielen sie ganz. Die Verbreitung der Wissenschaft hielt Friedrich Wilhelm sogar für schädlich; denn bei vielem Wissen, meinte er, seien die Unterthanen leichter zum Räsonniren und zum Ungehorsam aufgelegt. Daher verbot er bei seinem Regierungsantritt die berlinischen Zeitungen, und als er sie dann 1715 doch wieder erlaubte, setzte er ihnen einen Zensor, durch den sie so beschnitten wurden, daß es sich nicht der Mühe verlohnte sie zu lesen. Wollte man etwas von den Vorgängen im Staate wissen, so mußte man ausländische Zeitungen lesen, namentlich die holländischen, die damals in Europa die freimütigsten und angesehensten waren. Wenn Friedrich Wilhelm das Gelehrtentum verachtete, so mag ihn der Umstand einigermaßen entschuldigen, daß die damalige deutsche Gelehrsamkeit und Schriftstellerei wirklich in hohem Grade abgeschmackt, pedantisch und schwerfällig war. Die meisten Gelehrten verdienten den Spott, mit welchem der König sie bei jeder Gelegenheit überhäufte. Denn sie brachten von den Universitäten und aus ihren Büchern nichts als totes Wissen zusammen, strotzten von fremdem Witz ohne eigenes Urteil und führten über jeden Fall, der ihnen vorkam, einen Schwall von Sentenzen im Munde, die, aus den Werken der Griechen und Römer entlehnt, zur Sache meist in keiner vernünftigen Beziehung standen. Antwortete ihnen der König: „ich will nicht wissen, was Aristoteles gesagt hat, sondern was ihr selber von der Sache, um die ich euch frage, für eine eigene Meinung habt“; so verstummten die Pedanten in der Regel und bestärkten ihn dadurch in seiner Überzeugung, daß ein Quentchen Mutterwitz, von gehöriger Autorität unterstützt, mehr als ein Zentner Schulwitz vermöge. Die Akademie der Wissenschaften wollte er zuerst ganz aufheben; sie war in der That, wo noch so vieles Nützliche im Schulwesen fehlte, ein leeres Schaugepränge; da sie sich aber erbot, zur Ausbildung von Wundärzten ein anatomisches Theater zu errichten (was auch 1717 geschah), so ließ er sie bestehen, entzog ihr aber viele Einkünfte und bewies ihr seine Geringschätzung, indem er zu ihrem Präsidenten nach dem Tode des großen Leibniz seinen Hofnarren, Paul Gundling, einen gelehrten Pedanten, ernannte. Dieselbe Ungunst bezeigte er den andern gelehrten Anstalten. Für die königliche Bibliothek fand er im Etat 1000 Thaler ausgesetzt; weshalb, begriff er nicht; er selbst las von gedruckten Sachen nur die Bibel und Kreuzbergers Morgenandachten; er hielt es für unnütz die Büchermassen, die in der Bibliothek lagen, noch zu vermehren. Er strich also die 1000 Thaler und überwies diese Einnahme einem seiner Generale. Von den Universitäten verlangte er, daß sie recht viel wohlhabende Fremde ins Land zögen, damit die Accise sich möglichst hebe. Gleichwohl leistete er ihnen nichts; ja die Univer-

sitäten wurden nicht bloß in ihrem Vermögen und ihren Rechten eher geschmälert als gefördert, sondern auch in der öffentlichen Meinung erniedrigt. Denn sie alle traf die Demütigung, die der König einmal (es war am 12. November 1737) der Universität Frankfurt a. O. bereitete, als er diese Stadt besuchte. Auf seinen Befehl mußte der Magister Morgenstern, ein gelehrter Mann, der aber dem Könige als Hofnarr diente, mit den Professoren eine öffentliche Disputation, betitelt: Vernünftige Gedanken von der Narrheit und den Narren, halten. Im Beisein des Königs, der Studenten und aller Professoren, die durch Unteroffiziere zusammengetrieben wurden, erschien Morgenstern auf dem Katheder in einem grellbunten, mit lauter Hasen bestickten Anzuge, einen Fuchsschwanz statt des Degens an der Seite und eine große Perücke auf dem Kopfe. In diesem Aufzuge mußte er den Beweis führen, daß die alten Schriftsteller bloß alte Salbader und Narren gewesen, und die Professoren Roloff und Fleischer mußten ihm opponiren. Der Theologe Moser wies ein gleiches Ansinnen von sich. Der König meinte zwar darauf: „Es ist ja nur erlaubter Spaß. Jeder Mensch hat seinen Narrn, ich den Soldatennarrn, Ihr den geistlichen Hochmutsnarrn, ein anderer einen anderen." Aber solche Auftritte, die das gesamte Gelehrtentum lächerlich machen sollten, brachten keinem Teile Ehre. Im Grunde ließ der König die Universitäten nur um derjenigen Wissenschaften willen bestehen, die für das praktische Leben von handgreiflichem Nutzen waren, diese allein achtete er; vornehmlich die Theologie und die Medizin; für sie that er auch manches, stellte z. B. das Medizinalwesen 1723 unter eine eigene Behörde (das Collegium Medico-Chirurgicum zu Berlin) und legte zum Nutzen der Kräuterkunde auf dem Boden des bisherigen königlichen Hopfen- und Küchengartens vor dem Potsdamer-Thore zu Berlin einen botanischen Garten an (1715).

Große Verdienste dagegen erwarb er sich um das eigentliche Volksschulwesen. In den Anfangsgründen des Christentums, des Lesens, Schreibens, Rechnens sollte jeder, auch der allergeringste seiner Unterthanen bewandert sein. Er befahl (durch das Schulgesetz von 1717) allen Eltern, die Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre in die Schule zu schicken, den Geistlichen, niemand zu konfirmiren, der nicht wenigstens lesen könne; er scheute selbst keine Kosten, um den Elementar-Unterricht in Schwung zu bringen, ließ auch seine Rekruten bei den Regimentern im Schreiben, Lesen und im Christentum unterrichten. In der Provinz Preußen, wo das Dorfschulwesen am meisten darniederlag, gründete er an 1000 neue Dorfschulen und gab im Jahre 1735 dazu 150 000 Thaler her.

So war er immer auf das unmittelbar Nützliche bedacht und wirkte darin überall Großes; ohne äußeren Glanz, aber auf soliden Grundlagen

erwuchs der Staat unter seiner Verwaltung zu einer seltenen inneren Kraft und Haltbarkeit. Daß aber Friedrich Wilhelms heilsame Thätigkeit frei und ungestört wirken konnte, verdankte der Staat dem langen Frieden, den er unter diesem Könige genoß.

Auswärtige Verhältnisse.

Friedrich Wilhelm folgte einem richtigen Instinkte, wenn er sich wohl hütete, die Waffen, die er zur Verteidigung des Staates immer bereit hielt, zu Angriffskriegen zu gebrauchen; denn sein wahres Element war die innere Verwaltung. Die Machtmittel, die er mit so vieler Arbeit zusammenbrachte und aus Vorsicht nicht auf das Kriegsspiel setzen mochte, waren jedoch bereits zu bedeutend, um von den fremden Mächten nicht veranschlagt zu werden; man rechnete schon mit Preußen als einem ansehnlichen Faktor in den Weltverhältnissen und suchte den König bald in diese, bald in jene Verbindung zu ziehen. Die europäische Politik war damals im Grunde eine Kette von Hofintrigen; das persönliche Interesse der Fürsten, ihre Familienbeziehungen und ihre Launen vereinigten oder schieden die Staaten bald so, bald anders. Große Beweggründe fehlten ebenso sehr wie große Könige. Die Mittel und Wege aber waren krumm und unehrlich; jedes Kabinet suchte das andere zu hintergehen und auszubeuten. Hier galt es, der List mit List, der Gewandtheit mit Gewandtheit zu begegnen. Das war kein Feld, auf dem sich Friedrich Wilhelm zu Hause fühlen konnte; er war kein Diplomat. Seine äußere Politik hatte daher einen unsichern Gang und wenig Erfolg. Ein bestimmtes Ziel steckte sie sich zwar: Friedrich Wilhelm wünschte sehnlichst für den nahe bevorstehenden Fall des Erlöschens der Kurlinie Pfalz-Neuburg die Herzogtümer Jülich und Berg zu erwerben. Aber er verstand es nicht, die rechten Mittel zu wählen. Er meinte von der Gunst des Kaisers erlangen zu können, was nur durch kühnes Zugreifen erreichbar gewesen wäre; daran verhinderte ihn nun seine Rechtlichkeit. Er konnte mit Hilfe des Auslandes, namentlich Frankreichs und Englands, auf Kosten Deutschlands größer werden; doch das gestattete seine echt deutsche Gesinnung nicht; überdies war ihm alles Französische in tiefster Seele verhaßt, und auch das Haus Hannover, das in England regierte, mochte er nicht leiden, obwohl Georg I. von Hannover sein Schwiegervater war. Er hätte müssen den natürlichen Gegensatz Hohenzollerns und Habsburgs in Deutschland festhalten und zu seinem Vorteil wenden; aber er war persönlich dem Kaiser ergeben. Kurz, er war ein Gefühlspolitiker. Seine Stellung wurde noch dadurch schwieriger, daß er durch seine Narrheit für lange Kerle sich mit seinen Nachbarn in fortwährende Händel verwickelte, daß er im diplomatischen Verkehr mit argwöhnischer Eifersucht auf jede wirk-

liche oder scheinbare Kränkung seiner Würde achtete, vor allem, daß er seiner Leidenschaftlichkeit auch da den Zügel schießen ließ, wo es auf kälteste Berechnung ankam. So geschah es, daß er in der auswärtigen Politik haltlos und unselbständig hin und her schwankte und gewöhnlich von denjenigen in seiner Umgebung geleitet wurde, die geschickt genug waren, ihren Einfluß auf ihn ihm selber zu verbergen.

Niemand vermochte dies besser als der General von Grumbkow, ein Mann von vielseitiger, wenn auch oberflächlicher Bildung, ein genauer Kenner der Menschen und der Höfe. Durch ein sehr gewandtes und munteres Benehmen gewann er die Gunst, durch die biedere Geradheit und Freimütigkeit, die er erheuchelte, gewann er auch die Achtung des Königs; zuletzt wurde er ihm ein unentbehrlicher Gesellschafter, weil er den Schwächen seines Herrn, die er von Grund aus kannte, sehr geschickt schmeichelte, dann auch, weil er einen ganz vorzüglichen Tisch führte und den König der Mühe und Kosten überhob, ein Haus zu machen und vornehme Fremde glänzend zu bewirten. Der König speiste oft bei ihm und pflegte seinen Gästen zu sagen: „Wenn ihr feiner als bei mir essen wollt, müßt ihr zu Grumbkow gehen.“ Um ihn dabei zu unterstützen, gab er ihm übrigens ansehnliche Tafelgelder. Dieser Günstling, der auch zum Minister ernannt wurde, wußte sich nun als Ratgeber in der äußeren Politik einen solchen Einfluß zu verschaffen, daß die fremden Mächte ihn in ihren Sold zu ziehen suchten, und der gewissenlose Mann ging darauf ein, verriet den König und den Staat, um mit fremdem Gelde den großen Aufwand zu bestreiten, den sein schwelgerisches Leben erforderte. Doch war er beim Publikum fast nicht weniger beliebt als bei seinem Herrn; denn nach seinem Grundsatz „leben und leben lassen“ bezeigte er sich gegen jedermann freundlich und gefällig; auch erhielt er allein noch in Berlin die Überbleibsel des guten Geschmacks, des feinen Wesens aufrecht, welches unter der vorigen Regierung hier geherrscht hatte. Es gab wenige, die schon bei seinen Lebzeiten ihn als das erkannten, was er war: ein falscher und treuloser Selbstling.

Nicht geringeren Einfluß auf den König hatte der Fürst Leopold von Dessau. Dieser berühmte Kriegsheld war kein glatter Höfling wie Grumbkow, vielmehr ein rauher Soldat, „ungeschlacht von Aussehen, ein langer, starkknochiger, hariger Mann mit wolkigen Brauen, wachsamen, hurtigen Augen; die Gesichtsfarbe bläulich, wie wenn das Schießpulver noch in ihm steckte“; aber dieser schnurrbärtige Degenknopf verstand es wie einer, die Entschließungen des Königs, wo dieser schwankte, nach seinem Willen zu lenken. Friedrich Wilhelm verehrte ihn wegen seiner militärischen Verdienste; auch stimmten beide in ihrer soldatischen und wirtschaftlichen Weise überein, so daß es dem Fürsten wenig Mühe

kostete, sein Ansehen bei dem königlichen Freunde in allen Dingen geltend zu machen. Er sprach allemal zu Gunsten des Kaisers, dem er sehr zugethan war, und unterschied sich darin von Grumbkow, welcher es immer mit dem Meistbietenden hielt. Diesen beiden Günstlingen und ihrem Anhang gegenüber stand die Partei der Königin Sophie, die bei ihrem Gemahle ebenfalls viel galt. Sie war eine hochgebildete Frau, gütig, tadellos in ihren Sitten; daher allgemein geachtet und geliebt. Ihren Einfluß richtete sie vornehmlich auf eine enge Vereinigung der verschwägerten Häuser Hannover und Brandenburg; nichts lag ihr mehr am Herzen als eine Doppelheirat zwischen ihren beiden ältesten Kindern, dem Kronprinzen Friedrich und der Prinzessin Wilhelmine, mit denen ihres Bruders, dem nachherigen Prinzen von Wales und dessen Schwester Amalie, herbeizuführen.

Es schien anfangs, als werde ihr dieser Plan glücken. Ein Bündnis, welches im April 1725 zwischen Spanien und Österreich zustande kam, veranlaßte die Höfe von Paris und London sich ebenfalls mit einander zu verbünden; die beiden Gruppen stellten sich einander feindlich gegenüber; man hielt einen allgemeinen Krieg für wahrscheinlich. Da war es nun von höchster Wichtigkeit, welche Partei der König von Preußen, der Kriegsherr von 50000 Mann schlagfertiger Truppen, ergreifen werde. Friedrich Wilhelm war gerade mit dem Kaiser gespannt, weil dieser den Appellationen der magdeburger Ritterschaft Gehör gab; er ließ sich daher von seiner Gemahlin zu einer Reise nach Hannover und dort von seinem Schwiegervater zum Bündnis mit ihm bereden. So wurde in Herrenhausen bei Hannover am 3. September 1725 ein Vertrag abgeschlossen, kraft dessen Frankreich, England und Preußen sich bei einem etwa ausbrechenden Kriege gegenseitige Unterstützung und für den Fall des Aussterbens der Linie Pfalz-Neuburg dahin zu wirken versprachen, daß die Herzogtümer Jülich und Berg an Preußen kämen.

Nun bot der Kaiser alles auf, um Friedrich Wilhelm von seinen neuen Verbündeten abzuziehen. Er schickte zu diesem Zweck den General v. Seckendorf als Gesandten nach Berlin. Seckendorf war ganz der Mann für diesen Auftrag. Gewandt und schlau wie Grumbkow, als ein tüchtiger General und angenehmer Gesellschafter von Friedrich Wilhelm längst geschätzt, setzte er sich jetzt, indem er sich den Eigentümlichkeiten des Königs genau anpaßte, ganz in dessen Gunst. Für seinen Zweck war ihm jedes Mittel recht; er bestach Grumbkow und andere Günstlinge des Königs, und da Leopold von Dessau ohnedies kaiserlich gesinnt war, so bildete sich am Hofe eine starke und überaus thätige österreichische Partei. Friedrich Wilhelm selbst kam ihr auf halbem Wege entgegen. Es reuete ihn schon, in seinem Ärger über den wiener Hof sich auf die Seite des Auslands gestellt zu haben. Er konnte nun

einmal die Franzosen nicht leiden; er äußerte diesen Widerwillen derb genug: „er spucke jedesmal aus, so oft er einen Franzosen sehe." Auch seinem Schwiegervater, einem stolzen, pedantischen Herrn, war er im Herzen abgeneigt und zürnte, daß dieser die Verabredung wegen der Doppelheirat, die man zu Herrenhausen festgesetzt, nicht abschloß. Sodann befürchtete er, England und Frankreich „wollten ihn nur gebrauchen, die Kastanien aus dem Feuer zu holen." Seine gewöhnliche Vorliebe und Verehrung für den Kaiser drang wieder durch. Am 12. Oktober 1726 unterzeichnete er zu Königs-Wusterhausen einen Vertrag, in welchem Österreich und Preußen sich ihren Besitzstand gegenseitig gewährleisteten und eintretenden Falls einander mit 12000, bezüglich mit 10000 Mann Hilfe versprachen. Friedrich Wilhelm erkannte dabei die sogenannte pragmatische Sanktion an, d. h. das vom Kaiser 1713 erlassene Hausgesetz, wonach desselben beim Mangel männlicher Nachkommen seine älteste Tochter, Maria Theresia, die gesamten habsburgischen Länder erben sollte. Der Kaiser versprach dagegen nach dem Aussterben von Pfalz-Neuburg das Herzogtum Berg an Preußen bringen zu helfen; wobei er wieder mit der alten Falschheit seines Hauses handelte, denn die Erbfolge in Jülich und Berg hatte er kurz vorher, im August 1726, bereits dem Pfalzgrafen von Sulzbach zugesichert. Für den Augenblick war also in Berlin die kaiserliche Partei siegreich, und der wiener Hof ließ es nicht an Geld fehlen, sie in seinem Interesse festzuhalten; so wurde namentlich Grumbkow durch ein Jahrgehalt von 1000 Dukaten zu fernerem Dienst gewonnen. Doch gab die Königin, das Haupt der englisch-französischen Partei am Hofe, ihre Sache noch nicht verloren. Von beiden Seiten bestürmte man den König; die einen beriefen sich auf sein deutsches Gemüt, die andern stellten ihm vor, Österreich und Spanien wollten dem Protestantismus wieder zu Leibe. Friedrich Wilhelm wählte einen vortrefflichen Ausweg; er erklärte dem kaiserlichen sowie dem englischen Kabinette, Deutschland müsse neutral bleiben, und er war nicht dahin zu bringen, daß er dem einen Beistand zum Angriff auf den andern versprach. So ging das drohende Kriegsunwetter vorerst vorüber. Dennoch blieb die Möglichkeit, daß es zwischen den Westmächten und dem Kaiser doch noch zum Kampfe kommen werde. Jene fürchteten, Karl VI. werde seine Tochter an den spanischen Infanten verheiraten und so eine neue Universalmonarchie herstellen; der Kaiser aber hätte gar zu gern auf friedlichem oder gewaltsamem Wege alle Mächte zur Anerkennung, wo möglich zur Gewährleistung, seiner pragmatischen Sanktion gebracht. Daher fuhr man beiderseits fort, sich um Preußens Hilfe zu bemühen. In dieser Zeit starb Georg I.; sein Sohn und Nachfolger Georg II. stand sich mit Friedrich Wilhelm noch weniger gut als sein Vater; er nannte seinen Schwager nur den „Unteroffizier", auch

wohl den Erzsandstreuer des heiligen römischen Reichs, was dieser mit Titeln, wie „Komödiant", „Mantelsack" u. dgl. erwiederte.

Die unfreundliche Stimmung der beiden Schwäger war dem Kaiser sehr erwünscht. Denn sie erleichterte es ihm, den König von Preußen durch leere Versprechungen hinzuhalten und mittlerweile mit Georg II. gründlich zu entzweien — ein Geschäft, welches Seckendorf mit gewissenloser Betriebsamkeit vollführte. Unermüdlich, den König gegen seinen Schwager und gegen seine Frau und Kinder aufzuhetzen, damit der Bruch zwischen den verwandten Königsfamilien unheilbar werde, schlug er geschickt alle Saiten in Friedrich Wilhelms Herzen an, die zu seiner Absicht stimmten; den Geiz, indem er vorstellte, die englische Heirat werde viel Geld kosten; den Stolz, indem er von der englischen Hoffart sprach, die sich herabzulassen meine, wenn sie eine Verschwägerung mit Preußen zugebe; den Despotismus, indem er den Widerstand der Gattin und der Kinder gegen eine andere als die englische Heirat wie einen anmaßlichen Eigenwillen darstellte. Es gelang ihm. Der König wandte sich immer entschiedener von der englischen Partei ab und der österreichischen zu; endlich, da Georg II. mit einer ganz klaren und runden Zusage in der Heiratsangelegenheit zurückhielt, wurde Friedrich Wilhelm über ihn so aufgebracht, daß er sich am Ende des Jahres 1728 zu einem Schritt entschloß, den er gewiß nicht gethan hätte, wenn sein alter Minister Ilgen noch am Leben gewesen wäre. Aber dieser kluge Berater war kurz vorher gestorben, und Friedrich Wilhelm seitdem ganz in den Netzen des österreichischen Gesandten. So schloß er am 23. Dezember 1728 für sich und seine Nachkommen den berliner Vertrag; in demselben gewährleistete er die pragmatische Sanktion, dagegen versprach ihm der Kaiser unter allerlei Klauseln die Erbfolge in Berg. Das waren die Hauptpunkte; im übrigen war der Vertrag ein Verteidigungsbündnis; er sollte aber, so ward festgesetzt, in allen Stücken null und nichtig sein, sobald ein Teil ihn breche. Friedrich Wilhelm gab damit völlig den herrenhauser Bund und seine Freundschaft mit England und Frankreich auf und war fortan im Schlepptau Österreichs. Für solche Opfer erhielt er nichts als eine unbestimmte Verheißung, die der Kaiser zu halten im Ernste gar nicht gewillt war. Vielmehr suchte der wiener Hof dem Hause Hohenzollern auch andere Aussichten auf Machtzuwachs zu versperren, und wirkte deshalb dahin, daß die Kinder Friedrich Wilhelms an unbedeutende deutsche Prinzen und Prinzessinnen verheiratet würden. Trotz des Widerstrebens der Königin und ihrer Kinder setzten Seckendorf und dessen besoldete Helfershelfer diesen Plan auch durch. Auf ihren Betrieb verheiratete Friedrich Wilhelm zunächst seine zweite Tochter Luise mit dem Markgrafen von Ansbach, dem sie als Mitgift die Grafschaft Geyern zubrachte (1729); den anderen erwachsenen Kindern

kündigte er ähnliche unerwünschte Ehen an, und da gerade ihr Widerspruch ihn in seinem Willen erst recht bestärkte, so schürte Seckendorf die Zwietracht in der königlichen Familie eifriger als je.

Friedrich Wilhelm glaubte übrigens große Ursache zu haben, mit den Seinigen unzufrieden zu sein, zumal mit seinem ältesten Sohne. Der Kronprinz Friedrich war nun zu einem Jüngling erwachsen, feurig und geistvoll, aber in allem, was dem Vater am höchsten galt, dessen gerades Gegenteil. Der geistlose Gamaschendienst, die knickrige Hofhaltung, das philiströse und rohe Wesen des Vaters stießen ihn eben so sehr ab, wie ihn die verbotenen Früchte, die geistigen Genüsse der Wissenschaft und Kunst und die sinnlichen der Liebe anzogen. Auch die kirchlichen Übungen und Lehrsätze erschienen ihm als leeres, abgeschmacktes Formelwesen. Der König sah dies alles mit Schmerz und Ingrimm. Er tobte und raste, wenn eine neue Unregelmäßigkeit im Leben des Kronprinzen ihm hinterbracht wurde und seine Überzeugung bestätigte, Fritz sei gottlos und liederlich, ein schlechter Soldat und ein schlechter Wirt. Er begriff nicht, wie viel seine verkehrte Erziehung verschuldete, die mit brutaler Gewalt versucht hatte, den anders gearteten Sohn nach des Vaters Wesen umzuformen. Der schlechte Erfolg seiner Bemühungen reizte ihn nur zur Wut, nicht zur Überlegung. Er tyrannisirte den Sohn immer härter, und Seckendorf, der einen schärferen Blick hatte und die große Natur in dem Jüngling ahnte, war allemal bemüht, diesen in noch schwärzerem Lichte erscheinen zu lassen. Dennoch war die Königin einmal nahe daran, den sehnlichsten Wunsch ihres Lebens erfüllt zu sehen; im April 1730 traf die lange erwartete förmliche Bewerbung des englischen Hofs um die Hand der Prinzessin Wilhelmine ein, und auch die Verlobung des Kronprinzen mit seiner englischen Base schien sich zu verwirklichen. Aber auch jetzt behielten Seckendorf und Grumbkow die Oberhand, ihre Einflüsterungen brachten den schwankenden König wieder gegen seinen Schwager auf; die Unterhandlungen mit England zerschlugen sich noch einmal. Als dann der Kronprinz in Verzweiflung über den Druck, unter welchem ihn der Vater hielt, und über die unwürdigen Mißhandlungen, die er erdulden mußte, einen Fluchtversuch machte, der mißlang und die Verhältnisse in der königlichen Familie bis zur Unerträglichkeit verschlimmerte, da hatte die kaiserliche Partei völlig gewonnenes Spiel. Denn um den Hausfrieden herzustellen und aus ihrer harten Lage herauszukommen, fügten sich die Kinder in des Vaters Wünsche; Wilhelmine heiratete den Erbprinzen von Bayreuth (1731), und Friedrich erkaufte die Befreiung aus der Festung Küstrin damit, daß er sich (1732) mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern verlobte.

Unterdessen war in den europäischen Verhältnissen ein Wechsel ein-

getreten; der König von England hatte die pragmatische Sanktion gewährleistet, und der Kaiser hielt es nun in seinem Interesse, den berliner und den londoner Hof mit einander wieder auszusöhnen, damit er selbst an beiden um so festere Stützen fände. Seckendorf mußte daher versuchen, das mühsame Werk, welches er mit der Verlobung des Kronprinzen zu stande gebracht, wieder rückgängig zu machen. Aber Friedrich Wilhelm hielt fest an seinem gegebenen Worte; die Heirat wurde vollzogen (1733). Auch seine dritte Tochter Charlotte vermählte der König bald darauf den früheren Bestimmungen gemäß, sie wurde die Frau des Prinzen Karl von Braunschweig-Bevern. Diese Ehen, von der Politik geschlossen, brachten keinem Teile Segen; der wiener Hof, der sie gestiftet, gewann, wie die Folge lehrte, am wenigsten dabei, daß er die Jugend des preußischen Thronfolgers unglücklich gemacht hatte. Friedrich Wilhelm aber gingen seitdem allmählich die Augen auf über das unwürdige Spiel, das der Kaiser mit ihm trieb. Doch führte er seine auswärtigen Angelegenheiten darum nicht geschickter. Er versäumte auch die günstigste Gelegenheit, durch einen kühnen Streich seinem Staate beträchtliche Vorteile zu verschaffen, eine Gelegenheit, welche die Lage Polens damals bot.

Stanislaus Lesczynski, der im Jahre 1710 entthronte König von Polen, war Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich geworden und hatte viel Aussicht, nach dem Tode Augusts II. mit französischer Hilfe die verlorene Krone wieder zu gewinnen. Österreich, Rußland und Preußen wollten aber einen Fürsten mit solchem Rückhalt nicht zum Nachbar haben; und der russische Bevollmächtigte Graf von Löwenwolde schloß daher im Dezember 1732 mit Friedrich Wilhelm einen Vertrag (zu Königs-Wusterhausen), wonach die drei Mächte einen portugiesischen Prinzen zum polnischen König machen wollten; Preußen sollte für seine Mitwirkung das Herzogtum Berg, sowie für einen seiner Prinzen die Anwartschaft auf Kurland erhalten. Dieser Vertrag wurde indessen in Petersburg und Wien nicht genehmigt. Die beiden Kaiserhöfe traten vielmehr, als August II. starb, für dessen Sohn August III. auf und schickten Geld nach Polen und Truppen an die Grenze, um die Wahl desselben durchzusetzen. Dafür versprach August die Anerkennung der pragmatischen Sanktion, worauf der Kaiser um so höheren Wert legte, weil August mit der älteren Tochter weiland Kaiser Josefs I. vermählt war. Der polnische Reichstag wählte aber Lesczynski; nur eine kleine Anzahl polnischer Edelleute rief unter dem Schutz eines bis Warschau eingerückten russischen Heeres den Kurfürsten von Sachsen zu ihrem Könige aus. Polen war indes längst nicht mehr in der Verfassung, seine Selbständigkeit gegen das Ausland aufrecht zu erhalten. Die Entscheidung lag nicht in der Zahl der Stimmen, sondern der Bajonette. Auch säumte Ludwig nicht, seinem Schwiegervater mit den Waffen bei-

zustehen; er kündigte im Verein mit Spanien und Sardinien dem Kaiser den Krieg an und eröffnete denselben mit Erfolg zugleich in Deutschland und Italien (Oktober 1733).

Friedrich Wilhelm konnte nun, wenn er seinen Vorteil zu Rate zog, entweder für Stanislaus eintreten, der von den Russen in Danzig belagert wurde, konnte Westpreußen an sich nehmen, oder, wenn er nicht mit Frankreich gemeinsame Sache machen wollte, wenigstens verhindern, daß das deutsche Reich wieder, wie gewöhnlich, als Schildknappe Habsburgs sich für fremde Interessen in Krieg stürzte. Er that keins von beiden, sondern ließ sich von Seckendorf bewegen, auch jetzt dem wiener Hofe zu helfen und für den Reichskrieg zu stimmen. Er bot dem Kaiser sogar außer den vertragsmäßigen 10 000 Mann Hilfstruppen noch 30 000, wenn er ihm Berg wirklich einräume. Das wurde aber abgelehnt, Deutschland und selbst der Kaiser hatten nachher den Schaden davon.

Zwar in Polen gingen die Sachen ganz nach Österreichs Wunsch. Die Russen lagerten, 36 000 Mann stark, unter Anführung des Generals Münnich vor Danzig und bedrängten die Stadt mit stürmen und bombardiren. Die Danziger wehrten sich zwar tapfer und hartnäckig. Stanislaus hatte die Besatzung auf 10 000 Mann verstärkt, eben so groß war die Zahl der bewaffneten Bürger. Die Belagerung währte ein halbes Jahr (vom Januar 1734 bis zum Juli). Einmal (im Mai) landete auch eine französische Hilfsschar (2370 Mann). Aber Münnich erhielt fortwährend Verstärkung; ein sächsisches Heer stieß zu ihm, eine russische Flotte sperrte die Weichsel. Am 21. Juni ergaben sich die Franzosen und Polen in der Feste Weichselmünde. Nun konnte sich auch die Stadt selber nicht mehr halten. Stanislaus, als Bauer verkleidet, verließ sie und entwich durch das danziger Werder auf preußisches Gebiet und in den Schutz des Königs Friedrich Wilhelm, der ihn im Schloß zu Königsberg als Gast aufnehmen ließ. Danzig aber mußte sich ergeben (9. Juli), dem König August huldigen und starke Strafgelder zahlen; seine alten Rechte und Freiheiten behielt es, sein Wohlstand aber hatte durch diese furchtbare Belagerung auf längere Zeit gelitten.

Sehr übel standen dagegen die kaiserlichen Angelegenheiten in Italien, wo die Franzosen die Lombardei eroberten, und am Rhein, wo das kaiserliche und Reichsheer ganz müßig blieb. Der altersschwache Prinz Eugen, der den Oberbefehl führte, war nur noch der Schatten seiner früheren Größe, die Reichskontingente wie immer uneinig und saumselig. Es fragte sich, ob der wiener Hof Preußens thatkräftige Hilfe durch wirkliche Gegenleistungen erwerben wollte — denn mit Worten ließ sich Friedrich Wilhelm nun nicht länger abspeisen — oder ob der Kaiser mit

Frankreich auf schlechte Bedingungen Frieden schließen solle. Karl VI. zog das letztere vor. Er vertrug sich, ohne die Reichsstände zu fragen, im wiener Frieden (präliminirt im Oktober 1735) mit dem Hause Bourbon dahin, daß Stanislaus auf Polen verzichtete, dagegen die deutschen Herzogtümer Bar und Lothringen erhielt, welche nach seinem Tode an Frankreich fallen sollten; ferner trat der Kaiser Neapel und Sizilien für Parma, Piacenza und Toskana an Spanien ab; dagegen wurde die pragmatische Sanktion von Spanien und Frankreich anerkannt. So veruntreute das Haus Habsburg dem deutschen Reiche abermals eine schöne Provinz. Friedrich Wilhelm aber war in seinem deutschen Gemeinsinn eben so sehr wie in seinem preußischen Selbstgefühl tief gekränkt, er äußerte unmutig: „der Kaiser traktirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubjacks, was ich gewiß nicht verdient habe.“ Wenn er so überdachte, wie treu er immer zum Kaiser gehalten, wie er ihm so oft das Interesse seines Staats, die Wünsche seiner Familie zum Opfer gebracht, und wie schnöde er allezeit dafür belohnt worden, da wollte ihm fast vor Grimm das Herz zerspringen, und erbittert rief er einst (am 2. Mai 1736), indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da steht einer, der mich rächen wird!“ Sehr bald fiel auch die letzte Hoffnung, die er, wenn schon nicht mehr auf die Dankbarkeit, doch auf die Rechtlichkeit Österreichs gesetzt hatte, zu Boden; denn im Januar 1739 schloß der Kaiser mit Frankreich einen Vertrag, daß Berg ebenso wie Jülich nach dem Tode des Kurfürsten Karl Philipp von Pfalz-Neuburg an Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach übergeben und gegen etwaige preußische Einsprüche gewährleistet werden sollte. Damit brach Karl VI. ausdrücklich den berliner Vertrag vom Jahre 1728; doch eben dadurch war auch Preußen seiner Verpflichtung, die pragmatische Sanktion zu gewährleisten, entledigt und hatte für die Zukunft nach allen Seiten freie Hand.

Friedrich Wilhelms I. Familienleben und Ende.

Wer von Dresden oder einem andern der damaligen Fürstenhöfe nach Berlin kam und sah, wie hier der König lebte, mußte, wenn anders er ein gesundes Urteil und ein deutsches Herz hatte, von höchster Achtung vor Friedrich Wilhelms rauhem, aber ehrenwertem Charakter erfüllt werden. Hier gab es keinen prunkenden Hofstaat, keine Prachtfeste, keine Mätressen, keine kostbaren Truppen von Sängern und Tänzern, Kammerdienern und Lakaien, die anderwärts das Mark des Volks verpraßten. Hier ging es schlicht und recht her, wie in einem ehrbaren wohlhabenden Bürgerhause. Friedrich Wilhelm hatte im Grunde keinen eigentlichen Hofstaat. Die wenigen Hofbeamten, die er hielt, waren zum Teil

Militär-Offiziere; auch die unteren Bedienten nahm er teilweise aus dienstthuenden Soldaten. Auf seine Tafel kamen für gewöhnlich kein Zuckerwerk, keine feinen und ausländischen Speisen, außer für die Königin und die Prinzessinnen; dagegen reichlich Wildpret und Fische, überhaupt gute Hausmannskost und nicht mehr als vier Gerichte; dazu inländisches Bier oder Rheinwein. So war auch die ganze Tagesordnung einfach bürgerlich. Um 5 Uhr im Sommer, um 7 Uhr im Winter stand der König auf und las in einem Andachtsbuche. Dann kamen seine Kabinetsräte oder Sekretäre und hielten Vortrag. Die eingelaufenen Schreiben wurden eröffnet und vom König kurz beantwortet. Darauf konnte jeder, der ein Geschäft oder Gesuch hatte, sich melden und seine Sache vorbringen. Um 10 Uhr ging der König zur Wachtparade, von da in den Stall (auf der Breiten-Straße), erteilte Befehle und kehrte ins Schloß zurück. Um 12 Uhr speiste er mit seiner Familie und den etwa eingeladenen Offizieren oder Fremden. Dann ritt oder fuhr er aus, meistens nach der Friedrichsstadt, um die neuen Anlagen zu besehen und sonst das Treiben in der Stadt zu beobachten. Nach seiner Rückkehr erteilte er die Parole, erledigte noch einige Geschäfte und ging um 5 oder 6 Uhr in seine Abendgesellschaft, das sogenannte Tabakskollegium, wo er in der Regel bis 9 Uhr blieb.

Dieses Tabakskollegium war für gewöhnlich seine einzige Erholung. Man saß hier auf hölzernen Stühlen, rauchte holländischen Kanaster aus Thonpfeifen und trank duckſteiner Bier, das sich jeder selbst aus einem weißen Kruge einschenkte. Wollte jemand etwas essen, so ging er in das Vorzimmer, wo kalter Braten, Butterbrot und Wein bereit stand. Die Gesellschaft war selten zahlreich; Friedrich Wilhelms vertrauteste Generale, Leopold von Dessau, Grumbkow und Seckendorf gehörten immer dazu; ferner lud er einige Minister ein, zuweilen auch andere Leute, die ihn gerade interessirten, z. B. die Gelehrten Gundling, Morgenstern, Graben zum Stein; letztere als eine Art von Hofnarren. Denn man unterhielt sich hier sehr zwanglos; Schnurren und derbe, oft fade und rohe Späße wurden erzählt; am liebsten die Gelehrten verspottet; aber auch die wichtigsten Dinge, Angelegenheiten des Hofs und des Staates gesprächsweise abgethan. Der König schüttete hier über alles und jedes sein Herz aus, und die anderen durften sich ebenso freimütig äußern. Er brachte von hier manchen bedeutsamen Eindruck mit, der ihn oft in seinen Handlungen bestimmte; das Tabakskollegium war daher fast wie ein geheimer Staatsrat, und seine Günstlinge wußten hier durch ein geschicktes Wort oft mehr zu bewirken, als sonst ein Minister durch lange Vorträge.

Eben so einfach mußte seine Familie leben; er hielt in seinem Palast auf dieselbe Ordnung, die er in Bürgerhäusern wollte beobachtet wissen. Einst trug er dem Propst Reinbeck auf, der Königin zu sagen, sie möge

in Monbijou (ihrem Schloß in Berlin) nicht so spät Gesellschaft bei sich haben, der König könne es erfahren und übel nehmen. Auch durfte niemand aus seinem Hause beim Gottesdienst fehlen. Hoffeste und Feierlichkeiten liebte er nicht, statt ihrer hielt er Musterungen über die Regimenter ab. Sonst vertrieb er sich die Zeit, besonders wenn er krank war, mit Malen; denn müßig konnte er nie sein. Von wahrer Kunst war dabei freilich nicht die Rede. Eben so wenig gab es in Berlin Hofschauspiele oder Hofkonzerte. Nur in dem Zirkel der Königin schätzte und übte man musikalische und andere ästhetische Unterhaltung. Sie war auch die einzige, die am Hofe dem rohen, bäurischen Wesen der Generale steuerte; in ihrer Gegenwart durfte man nie durch ein derbes oder gemeines Wort den Anstand verletzen. Friedrich Wilhelm selbst haßte alles Zeremoniel; er machte keine Komplimente und wollte keine hören; natürlich und geradezu — so war immer seine Weise, und er gab für die Umgebung den Ton an. Kein schleichender Höflingstritt, sondern der dröhnende Schritt rauher, kerzengerader Kriegsleute ging durch die preußische Königsburg. Hier sprach man nicht französisch wie an allen anderen deutschen Höfen, sondern ehrliches, wenn auch nicht elegantes Deutsch.

Das Hauptvergnügen des Königs bestand in der Jagd, der er, wie alle rohen Gemüter, leidenschaftlich ergeben war. Er legte um Wusterhausen und Potsdam einen „Parforcegarten" von mehreren Meilen im Umfange an, wo er jährlich zwanzig oder dreißig Mal jagte und dabei täglich mindestens 10 Stück Wildes eigenhändig schoß; außerdem hielt er auch anderwärts oft Jagden ab, besonders gern in Preußen, wo es damals immer noch Bären, Auerochsen, Elentiere, Wildschweine und Füchse in Menge gab.

Friedrich Wilhelm liebte seine Frau und Kinder aufrichtig; er war seiner Gattin unverbrüchlich treu und that sich darauf nicht wenig zu gute. Auch war wirklich seine eheliche Treue damals an einem Fürsten eben so selten, wie seine sonstige Nüchternheit und Mäßigkeit und sein ganzes bürgerlich deutsches Wesen. Aber bei aller Liebe war er doch ein sehr strenger Hausvater. Er forderte von Frau und Kindern dieselbe Unterwürfigkeit, denselben blinden Gehorsam wie von seinen andern Unterthanen. Nun stimmten aber die Neigungen seiner Familie keineswegs mit den seinigen überein; sie hätte gern auch ein so angenehmes Leben geführt wie andere Fürstenhäuser. Sie vermißte schmerzlich alle höheren Genüsse, und selbst die erlaubten wurden ihr karg zugemessen. Der König gab für den königlichen Marstall, die Kellerei, Livree- und Tafelgelder im ganzen nur 48 000 Thaler jährlich aus, — eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Millionen, die der ungeheure Luxus anderer Königshöfe kostete. Und doch war es eine sehr zahlreiche Familie, die

davon unterhalten werden mußte. Denn vierzehn Kinder hat Sophie ihrem Gemahl geboren, von denen zehn zu Jahren kamen. Indessen mehr als die Sparsamkeit des Hofhalts fiel der Königin und ihren Kindern die strenge Überwachung lästig, der sie unterworfen waren. Sie durften nichts, auch nicht das Unschuldigste, vornehmen, ohne daß der König es erlaubte, und dieser gestattete bloß, was seinen Ideen von Schicklichkeit und Ordnung entsprach. So führten sie ein eingezogenes, genau geregeltes und nüchternes Leben, aber auch ein unglückliches. Denn der Zwang, die Entsagung erbitterte sie, und ihre Unzufriedenheit brachte den König so auf, daß er zum Haustyrannen wurde, der seine Anordnungen oft mit rohester Gewalt durchsetzte. Das Verhältnis verschlimmerte sich, als die Kinder sich ganz natürlich immer enger an die Mutter anschlossen und besonders in der Heiratsangelegenheit mit ihr gemeinsame Sache gegen den Vater machten. Er sah sie nun fast nie, ohne sie zu beschimpfen und zu prügeln; so verscherzte er ihre Achtung und Liebe; durch Momente herzlicher Zärtlichkeit, die er ihnen gern zeigte, wenn sie genau seinen Willen thaten und dabei froh aussahen, konnte dies Mißverhältnis nicht leicht wieder gut gemacht werden.

Friedrich Wilhelm hatte von Hause aus einen kerngesunden, kräftigen Körper; aber seine unruhige Thätigkeit und die Beschwerden, denen er sich fortwährend ohne Schonung unterzog, rieben ihn auf. Er gönnte sich keine Bequemlichkeit; keine Arbeit, keine Reise ging ihm schnell genug. Wenn er die Provinzen bereiste, was alljährlich geschah, ging es im Fluge dahin, jedem Wind und Wetter zum Trotz, oft auf grundlosen Wegen und durch eine Unzahl von Geschäften. Bei einer Inspektionsreise im Jahre 1730 von Wehlau über Gumbinnen, Ragnit, Tilsit, Memel, Heidekrug und zurück nach Königsberg machte er in sechs Tagen 86 Meilen und besichtigte dabei über 60 Ämter und Städte. Solche Anstrengungen, die oft vorkamen, dazu die unbändige Leidenschaftlichkeit seines Gemüts untergruben allzufrüh seine Gesundheit; er hatte 1734 einen heftigen Anfall von Podagra, der ihn dem Tode nahe brachte und von dem er sich nie wieder ganz erholte. Diese Krankheit, dazu sein angeborner Jähzorn, verwirrte zuweilen seinen sonst so klaren Geist. Es geschah in solcher unzurechnungsfähigen Stimmung, daß er einmal mit Salz geladene Pistolen an seinem Bette liegen hatte, die er auf seine Bedienten abfeuerte, wenn sie einen Befehl nicht zu seiner Zufriedenheit vollzogen. In dem entsetzlich kalten Winter von 1739 zu 1740 brach die Krankheit mit neuer Heftigkeit aus; er erkannte bald, daß sein Ende nahe war, und ließ den Propst Roloff kommen, um sich zum Tode vorzubereiten. Da gab es nun einen harten Kampf zwischen dem Autokraten und dem Seelsorger. Friedrich Wilhelm zählte alle seine Sünden ausführlich her, aber behauptete trotz alledem recht gehandelt und alles zu

Gottes Ehre gethan zu haben. Roloff hinwieder bestand darauf, daß er, statt zu beichten, lieber in sich gehe und seinen harten Sinn ändere, und da die zähe Natur nicht nachgeben wollte, so redete er ihm immer strenger ins Gewissen, wie er oftmals seine Unterthanen gedrückt, Todesurteile geschärft, auch manche ungerechte Hinrichtung verfügt habe, und wollte von den Staatsgründen als Rechtfertigung vor Gott nichts wissen. Endlich sagte Friedrich Wilhelm: „Er schont meiner nicht; Er spricht als ein guter Christ und ehrlicher Mann mit mir. Ich danke Ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin." Diese milde Stimmung blieb auch, als sich das Leiden dann ein wenig besserte. Ende April 1740 ließ er sich von Berlin nach seinem geliebten Potsdam bringen.

Doch bald kehrte die Krankheit mit doppelter Stärke zurück. Er ließ nun den Kronprinzen von Ruppin herbeiholen und verlebte mit ihm und seiner übrigen Familie noch einige Tage voll gegenseitiger Zärtlichkeit. Der Kronprinz, der in den letzten Jahren die großen Verdienste, die redliche Arbeit des Königs, überhaupt den edlen Kern in ihm hatte erkennen lernen und seinen Vater trotz dessen früherer Härte wirklich liebte, war tief betrübt und floß über von aufrichtigen Thränen. Auch der König hatte nun eine bessere Meinung von seinem Sohne, und in seinen Unterhaltungen ahnte er wohl, was alles in seinem Fritz stecke. Sie verstanden sich nun gegenseitig, die beiden tüchtigen, wenn auch so verschiedenen Naturen. „Thut mir Gott nicht viele Gnade", rief der König gerührt, „daß er mir einen solchen Sohn gegeben?" Dieser küßte weinend die Hände des Vaters, der ihn umarmte und schluchzend hinzufügte: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe!" Er ordnete dann gefaßt alles an, wie es bei seiner Beerdigung gehalten werden sollte. Zum Text der Leichenpredigt befahl er den Spruch zu nehmen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft." Dem Volke solle gesagt werden, daß er als ein großer armer Sünder sterbe, der aber bei Gott und dem Heiland Gnade gesucht. Übrigens solle man ihn in den Leichenreden weder verachten noch loben und überhaupt keine „Façon mit ihm vornehmen". Am 31. Mai früh morgens nahm er zärtlichen Abschied von seiner Frau und seinen Kindern. Dann versammelte er seine Offiziere, Minister und Räte, dankte ihnen für ihre Treue, sagte ihnen lebewohl, tröstete noch den sonst so rauhen, nun zu Thränen gerührten Leopold von Dessau und übergab dem Kronprinzen die Regierung. Darauf ließ er sich in sein Bett bringen, betete inbrünstig: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben", segnete die Seinigen und beobachtete dann mit seltener Fassung durch Bewegung der Glieder, wie der Tod immer weiter von seinem Leibe Besitz nahm. Er forderte einen Spiegel, sah starr hinein und sagte: „So sieht also der Tod aus! ich graule mir nicht vor dir!" Dann zum Chirurg, ihm den

Arm reichend: „Wie lange habe ich noch zu leben?" Dieser zuckte die Achseln und schwieg. „Woher weiß Er denn, daß es mit mir aus ist?" „Euer Majestät Puls bleibt aus! er steht still!" „Er soll nicht still stehen!" rief der König mit letzter Kraftanstrengung seiner energischen Natur und drohte mit krampfhaft geballter Faust. Da stand der Puls. Er sank tot aufs Lager.

Innere Zustände Preußens bei Friedrich Wilhelms I. Tode.

Friedrich Wilhelm war 52 Jahre alt geworden und hatte 27 Jahre regiert; und welch arbeitsames, entbehrungsvolles Regentenleben! Aber auch wie reich die Frucht, welche es getragen! Er hinterließ den Staat nicht nur umfangreicher, sondern auch innerlich unendlich stärker, als er ihn überkommen. Der Flächeninhalt betrug jetzt 2145 Geviertmeilen; die Einwohnerzahl 2 486 000 Menschen in 12 317 Dörfern, 34 Flecken, 386 Städten. Das trefflich geschulte und mit allem Kriegsbedarf reichlich ausgerüstete Heer zählte 83 500 Mann. Die Einkünfte waren ebenfalls mehr als verdoppelt, ja verdreifacht gegen ihren Bestand unter Friedrich I. Sie waren auf 7 371 700 Thaler erhöht. Davon wurden 5 977 400 Thaler auf das Heerwesen verwendet, 6 bis 700 000 Thaler jährlich in den Schatz gelegt, der Rest, etwa 700 000 Thaler, zum Unterhalt des Hofstaats und der Zivilverwaltung verausgabt. Und obwohl Friedrich Wilhelm während seiner Regierung an 10 Millionen auf den Anbau des Landes verwendet, für 5 Millionen neue Krongüter, für 2 Millionen Güter für die nachgebornen Prinzen, für 1½ Million Silberzeug gekauft hatte, so hinterließ er doch einen Schatz von baren 8 700 000 Thalern und eine Million an Beständen in den Generalstaatskassen.

Er hinterließ aber auch ein kräftigeres, tüchtigeres Volk, als er vorgefunden. Sein Beispiel und seine strenge Zucht gewöhnte die Unterthanen an ein nüchternes und arbeitsames, ordentliches und ehrbares Leben. Thätigkeit und gute Haushaltung wurden unter ihm hervorstechende Züge im Volkscharakter, und sie bewährten die Kraft, die sie überall haben: sie machten das Volk wohlhabend und glücklich. Eine andere höchst wohlthätige Folge dieser Regierung war die strenge Sittlichkeit, die im ganzen herrschte; ferner die militärische Disziplin, die durch ihn zu einer preußischen Nationaleigentümlichkeit wurde. Unter seiner Regierung war es, daß der Ausdruck Subordination entstand, zur Bezeichnung jenes strengen Gehorsams, der nicht bloß die erste Tugend des preußischen Soldaten war, sondern nun auch alle Schichten der übrigen Bevölkerung durchdrang; er galt in den Schulen und in den Familien, wie im Heere und in der Beamtenwelt. Auch die Schlichtheit

und Einfachheit, der rechtschaffene und gerade Sinn des Königs, diese deutschen Tugenden kamen im Lande wieder zu Ehren. „Es fand sich zu dieser Zeit unter dem Volke eine Tugend, die ohne Aufheben geübt ward, die man so heute nicht wieder findet, nämlich die allgemeine Treue, der herrschende gute Glaube, die Aufrichtigkeit im bürgerlichen Verkehr. Eine Zusage war damals mehr wert, als jetzt ein mit allen Formalitäten versehener Kontrakt, und der aufrichtige, derbe Handschlag eines damaligen biedern Berliners galt so viel als heutzutage Brief und Siegel. Das half wiederum der Nächstenliebe auf; denn niemand hatte zu besorgen, daß er hintergangen oder beschwindelt werden würde, und so nahm denn auch der öffentliche Kredit zu. Ein mutwilliger Schuldner, ein Mann, der sein Wort brach, stand in keiner Achtung mehr, er ward als ein Betrüger verabscheut." *)

Gegen den Luxus hatten auch frühere Fürsten gar oft Gesetze gegeben, aber sie waren im wesentlichen wirkungslos geblieben. Die Befehle Friedrich Wilhelms dagegen wurden befolgt, nicht bloß weil er ihre Ausführung sorgsam überwachte und mit Strafen rasch bei der Hand war, sondern hauptsächlich, weil er selbst mit gutem Beispiel voranging. Denn damals galt das Sprichwort: wie der Herr, so der Knecht, auch für das Verhältnis des Fürsten zum Volke, wenigstens in Hinsicht auf die äußere Weise des Lebens. Da des Königs Tafel einfach und mäßig besetzt war, so prangte auch der bürgerliche Tisch nicht mehr mit Leckereien des Auslands, aber man fand auf ihm gutes Fleisch und Gemüse, treffliche Fische, Schinken, Würste, Brot, Butter und Käse, alles reichlich und wohlfeil, — denn man war fleißig und verthat sein Geld nicht für überflüssige Dinge — und schmackhaft zubereitet; denn die Hausfrauen selber waren gute Köchinnen. Bemühten sich doch selbst Frauen vom ersten Range, vor der öffentlichen Meinung, die der König aufgebracht hatte, sich durch selbstthätige Wirtschaftlichkeit guten Ruf zu erwerben. Gattinnen der Feldmarschälle und Staatsminister wetteiferten mit den Frauen der Bürger und Bauern, ihr Hauswesen ordentlich zu besorgen und überall selbst mit Hand anzulegen. Die Hausfrau, welchen Standes auch immer, war selten, die nicht mit ihren Töchtern und Mägden mehr beim Spinnrocken und in der Küche, als anderwärts verweilte. Es hätte einer jeden als Schande gegolten, ihr Leinen- und Tischzeug nicht selbst zu verfertigen; die meisten Mädchen hatten davon vor der Hochzeit soviel zusammengebracht, daß sie in der Ehe keinen Groschen dafür zu verwenden brauchten.

Unverzärtelt und unverdorben, in der Furcht Gottes und der Eltern wuchs das junge Geschlecht heran. Die einfache, gesunde Kost und Lebens-

*) König a. a. O. 2, 225.

art gaben feste und dauerhafte Körper. Man trank wenig Branntwein und Wein, aber vortreffliches inländisches Bier, z. B. bernauer und ruppiner. Kaffee ward in Berlin nur an zwei Orten geschenkt; er war sehr teuer und nur als Leckerei bekannt. Auch das Tabakrauchen hatte noch wenig Verbreitung, obwohl es in der Mark schon 1620 durch englische Truppen, die dem Böhmenkönig zu Hilfe zogen, bekannt geworden war. Dagegen kam besonders durch die französischen Einwanderer das Schnupfen in Mode. Kartoffeln, oder wie sie damals hießen Erdnüsse, waren schon im Jahre 1651 auf der kurfürstlichen Tafel zu Berlin erschienen. Aber man gab wenig auf diese Frucht. In größerem Umfange pflanzte man sie in Berlin erst seit dem Jahre 1728 und zwar bei der Charité an; sie dienten aber nur als Viehfutter.

Auch die Vergnügungen des Volks waren sehr einfach und beschränkten sich auf Privatgesellschaften; selbst hohe Familienfeste, wie Hochzeiten und Kindtaufen, wurden ohne Pracht und Prunk gefeiert. Öffentliche Schauspiele gewährten nur die Musterungen der Regimenter und die zahlreichen Hinrichtungen und anderen öffentlichen Strafen. Die Schauspieler waren verachtet, galten als ehrlos, und die Truppen, die sich zuweilen einfanden, waren in der That alles eher als Künstler; sie führten geschmacklose Singspiele und andere Vorstellungen auf, an denen die rohen, plumpen Späße des pöbelhaften Hanswurst die Hauptsache waren. Außerdem gab es eine Menge von Marktschreiern, Taschenspielern und Gauklern, die auf den Märkten das Volk belustigten. Wenn sie aber unzüchtige Späße machten oder auf Betrug ertappt wurden, so ließ sie der König durch Soldaten aufgreifen und wie andere Vagabunden in Zuchthäuser oder über die Grenze bringen. Dasselbe Schicksal hatten die Zigeuner und alle Schwindler und Glücksritter, die nach Preußen kamen, um das Volk auszubeuten. Dagegen genoß ein gewisser von Eckenberg, „der starke Mann", eine zeitlang die Gunst des Königs. Er kam 1717 nach Berlin und veranstaltete „Assembleen", in denen er seine Künste als Herkules, Seiltänzer und Schauspieler unter großem Beifall des Hofs und der Berliner zeigte.

Die Mäßigkeit und Strenge der damaligen Sitten verminderte nicht bloß den Hang zu einem lockern Leben, sondern auch die geschlechtlichen Ausschweifungen. Die Wollust durfte sich wenigstens nicht offen zeigen. Jedenfalls hielt man die Ehen gewissenhafter, man sah sie für heiliger an, als es in späteren Zeiten geschah. Auf dem platten Lande ließ der König sogar Strafregister über fleischliche Vergehungen führen; doch auch in dieser Beziehung wirkte sein Beispiel noch mehr als seine Verordnungen.

Ebenso verhielt es sich mit der öffentlichen Gottesverehrung. Der König übte sie selbst aufs genaueste, wie er streng darauf hielt, daß

wenigstens alle, die in seinem unmittelbaren Dienst standen, fleißig in die Kirche gingen. Übrigens war der kirchliche Sinn im Volke ohnehin festgewurzelt und konnte selbst durch die steifen und langweiligen Predigten, die man damals von den Kanzeln zu hören pflegte, im ganzen nicht erschüttert werden.

Vielleicht in keinem andern Stücke war der Umschwung der Sitte, der nach Friedrich Wilhelms Thronbesteigung in Preußen eintrat, so auffallend, als in der äußeren Erscheinung der Menschen. Das Schminken und Malen der Gesichter, das Pudern und aller Luxus in der Kleidung hörte auf. Man gewöhnte sich, wie der König, ein übermäßig geputztes Frauenzimmer für eine feile Dirne zu halten. Die flitterhafte pariser Mode kam in Verruf, die einfache deutsche in Aufnahme, oder vielmehr es bildete sich eine eigene preußische Mode auch für die Kleidung. Denn die Tracht im Bürgerstande näherte sich sehr derjenigen, die im preußischen Heere herrschte. Sie war äußerst reinlich und schmucklos, die Farbe gewöhnlich blau, der Stoff inländisches Wollenzeug oder Linnen. Elegant waren freilich diese Kleider nicht, aber dauerhaft und wohlfeil, und wenn so ein Bürgersmann in seinem einfachen blauen Tuchrock, der langen Weste, den knappen, an den drallen Beinen eng anliegenden Hosen daherschritt, gerade und fest und ein Tritt wie der andere; nirgends ein Fleck oder Stäubchen, alles rein und nett; auf dem Haupte den dreieckigen Hut und hinten den steifen Zopf — so hatte er ein gar ehrwürdiges und braves Ansehen. Diese ehrbare Tracht erhielt sich lange, und man nannte später diejenigen, die ihr treu blieben, Friedrichwilhelmsmänner. Jeder, der nur einige Bedeutung hatte, trug einen Degen; anfangs auch die Schüler, denen der König es aber schon 1715 verbot; außerdem trugen Gelehrte, Ärzte und Räte einen roten Mantel. Die Advokaten, die der König haßte, weil er meinte, daß sie die Leute bloß zur Prozeßsucht verführten, durften sich nicht anders als schwarz kleiden; dadurch wollte sie der König dem allgemeinen Spotte aussetzen, welche Absicht denn auch gelang.

Allerdings hatte dies ganze preußische Wesen, das der König aufbrachte, auch seine sehr beträchtlichen Schattenseiten. Die Tugend, die in diesem neuen Sparta herrschte, war nicht bloß sehr rauh, sondern auch, wenigstens in mancher Beziehung, mehr äußerlicher Art. Die Kirchen waren immer vollgepfropft, aber gar viele, die darin saßen, trieb weniger das Bedürfnis ihres Herzens als der Befehl ihres Vorgesetzten; und auch andere Pflichten wurden oft genug nur aus Zwang geleistet. Und dann — wie ärmlich sah es um allen höheren Genuß des Lebens, um Kunst und Wissenschaft aus! Selbst das Heerwesen drohte in Äußerlichkeiten aufzugehen. Friedrich II. sagt darüber: „Im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms hatte man sich damit beschäftigt, bei

den Regimentern Ordnung und Mannszucht einzuführen. Da aber von dieser Seite nichts übrig blieb, so wendete man die Aufmerksamkeit nun auf solche Dinge, die ins Auge fallen. Der Soldat mußte sein Gewehr, der Reiter seinen Zaum und Sattel, ja selbst die Stiefel spiegelblank machen. Zuletzt artete die an sich nützliche Reinlichkeit in lächerlichen Mißbrauch aus. Man vernachlässigte das eigentlich Wichtige über die Beschäftigung mit Kleinigkeiten." Indes eben diese blankgeputzte Armee bewies dann gleich in der ersten Schlacht (1741 bei Mollwitz), daß sie nicht bloß die schönste in Europa, sondern auch die tapferste war und eben so wohl zu siegen als zu putzen wußte.

Und so muß man auch von dem Volke sagen, welches Friedrich Wilhelm erzog, daß es im ganzen und großen wirklich jene derbe Tugend und Tüchtigkeit besaß, auf die es dem Könige ankam. Er wollte in seinen Staaten bloß gute Soldaten, fleißige, bemittelte Bürger und fromme Christen haben, und er hat diesen Zweck in einem Umfange erreicht, wie schwerlich ein Fürst vor oder nach ihm. Das aber, was er seiner Natur nach nicht geben konnte und wollte, ein reges und schönes geistiges Leben, das war damals in Deutschland überhaupt nicht zu finden; es erwuchs erst mit den großen Heroen der deutschen Literatur und Philosophie, die bei Friedrich Wilhelms Tode meist noch ungeboren waren, und mit dem neuen deutschen Nationalgeist, dem Friedrich Wilhelm vorarbeitete, indem er seinem großen Sohne die Mittel schaffte, denselben vor allen Völkern wieder zu Ehren zu bringen. Darum schuldet nicht Preußen allein, sondern das ganze deutsche Volk diesem Könige den größten Dank; er war nicht liebenswürdig, aber in hohem Grade achtungswert, zumal wenn man ihn vergleicht, um von den ausländischen Fürsten zu schweigen, mit dem liederlichen August II. oder dem schwachköpfigen August III. von Sachsen, mit dem unfähigen und trägen Kaiser Karl VI. und den meisten andern deutschen Landesvätern jener Zeit, die nichts thaten als prassen und schwelgen und den Franzosen spielen. Um so ungerechter urteilte die befangene Mitwelt, wenn sie in Friedrich Wilhelm I. fast nur den rohen Soldaten, den jähzornigen Tyrannen sah; die unparteiischen Nachkommen werden ihn immer trotz aller seiner Schwächen zu den Wohlthätern der Menschheit rechnen.

Fünftes Buch.

Friedrich der Große.

Als Luther erstand und die Ketten, die Roms Priesterschaft dem deutschen Volke angelegt, mit kühner Hand zerbrach, da schien er Deutschland zum Vaterlande der Geistesfreiheit zu weihen. Aber wie bald eilten Befreier und Befreite, den Glauben wieder in herrische Formeln zu bannen, wie bald schwor auch der Protestant wieder auf die Worte menschlicher Meister! Hie Luther! hie Kalvin! gellte es — und Rom triumphirte. Oder war es nicht im letzten Grunde eben der Sektenhaß der Evangelischen wider einander und daher ihre Uneinigkeit, was dem Hause Habsburg die Möglichkeit gab, im dreißigjährigen Glaubenskriege Deutschland zugrunde zu richten? So endete das Zeitalter der Reformation, das so herrlich begonnen, im allgemeinen Ruin der Nation. Zwar aus der Welt geschafft konnte der wahre Protestantismus, das Recht der Vernunft über Menschensatzung, nicht wieder werden; aber er war verknöchert in starrem Dogmenwesen, und wie der Glaube lag auch das Meinen und das Wissen unter der Wucht zahlloser Vorurteile darnieder. Mit dem geistigen Bankrot hielt Schritt der politische. Der Reichskörper war in Auflösung, ein Spott und Spielball des Auslands, das sich ungestraft an ihm vergriff und bereicherte. In dem glorreichen Kaiserstaat, der einst der mächtigste war in der Christenheit, trieben jetzt hunderte von Landesherren mit tausenden von Hofschranzen und Mätressen ihr Wesen; das deutsche Volk aber war nichts als ein unfreier Haufe, den die Fürstenschaft nach Lust und Laune in absolutem Gottesgnadentum beherrschte und meist schmählich aussog. In trostloser Jämmerlichkeit und lächerlicher Kleinlichkeit versank das deutsche Leben. Nur in Preußen war noch Hoffnung; hier herrschten unter Friedrich Wilhelm I. rohe Tugend und ge-

sunder Menschenverstand und schufen etwas Tüchtiges; aber der eisernen Zucht des Willens fehlte das Bewußtsein hoher, edler Ziele; unter ihr geriet der junge preußische Staat in Gefahr zu erstarren; auch die letzte Hoffnung des deutschen Volkes schien zu verdorren. Da erweckte ihm Gott zum zweiten Male in Norddeutschland den Retter, den Genius, der auf den Thron dieses Kriegerstaates wieder das Panier der Geistesfreiheit pflanzte und der Aufklärung in ihrem Kampfe wider die Vorurteile mächtig Bahn brach, den Helden, den Sieger über halb Europa, dessen Thaten dem deutschen Nationalleben wieder einen großen Inhalt und einen Weltruhm gaben, den König, um dessenwillen allein es für die Nachkommen der freiheitsstolzen Germanen keine Erniedrigung war, unumschränkten Fürsten zu gehorchen. Dieser Einzige, Friedrich der Große, indem er Grundsätze verkündete, Thaten verrichtete, an denen der deutsche Volksgeist sich mächtig erhob, ward zum Vorkämpfer einer neuen besseren Zeit, nicht für Preußen allein, für ganz Deutschland, dessen größter Sohn er gewesen ist.

Es war am Sonntag den 24. Januar 1712 Vormittags um halb zwölf Uhr, daß zu Berlin dem alten Könige Friedrich I. ein Enkel geboren ward. Der neue Prinz, der dritte Sohn Friedrich Wilhelms und Sophie Dorotheens, deren zwei erste Söhne bald nach der Geburt gestorben waren, erhielt in der Taufe nach seinem Großvater Friedrich und nach seinem Paten, dem Kaiser Karl VI., die Namen Karl Friedrich; der Vater nannte ihn indes kurzweg Fritz. Seine erste Erziehung wurde ganz der Mutter und nach damaliger Hofsitte einer französischen Erzieherin, der Frau v. Rocoulle, überlassen, einer aus Frankreich geflüchteten Protestantin, die bereits Friedrich Wilhelms Kinderjahre gepflegt hatte. Zunächst durch sie, die nur französisch sprach, gewann Friedrich eine große Vorliebe für diese Sprache; später, als er die damalige Geschmacklosigkeit der deutschen Sprache mit der Eleganz der französischen verglich, wurde er in seiner Neigung noch mehr und für immer bestärkt. Als er in sein siebentes Jahr ging, wurde ihm der General v. Finkenstein, ein alter frommer Kriegsheld von makelloser Rechtschaffenheit und verdient durch manche tapfre That, übrigens in seinem Benehmen soldatisch abgemessen und kalt, zum Oberhofmeister, der Oberst v. Kalkstein, ebenfalls ein zuverlässiger Kriegsmann, zum Unterhofmeister gegeben. Der eigentliche Lehrer war ein Deutschfranzose, von der französischen Kolonie in Berlin; er hieß Duhan de Jandun und besaß eine mehrseitige, wenn auch oberflächliche Bildung, besonders aber viel Geschmack für die schönen Künste. Der Erziehungsplan, den der König festsetzte,

enthielt folgende Grundsätze: als Säule aller Wohlfahrt müsse man seinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht Gottes, dabei auch Abscheu vor allen nicht evangelischen Lehren beibringen; sodann Begierde zum Ruhme, zur Ehre und Bravour; ferner Liebe zur Ordnung und Sparsamkeit; ganz besonders aber wahre Lust zum Soldatenstande. Die Hofmeister sollten ihm aufs nachdrücklichste einprägen, daß er vor der Welt ein verachteter Mensch wäre, wenn er nicht Soldat würde. In den Wissenschaften sollte er nur das Nötigste und Nützlichste lernen: wenig methodische Grammatik, wenn er sich nur eine fließende französische und deutsche Schreibart aneigne; die alte Geschichte obenhin, die neue und vornehmlich die preußische sehr genau; ebenso Geographie, Natur- und Völkerrecht; die Rechenkunst aber, die Mathematik, Artillerie und Ökonomie aus dem Grunde. Auf dreierlei also kam es an: der Prinz sollte ein guter Soldat, ein guter Wirt und ein guter evangelischer Christ werden. Um diese Absichten zu erreichen, ging man nun in allen Stücken mit dem Zöglinge so zu Werke, als gelte es einen Rekruten zu drillen. Er zeigte schon im zarten Alter außerordentliche Fähigkeiten, lernte alles mit der größten Leichtigkeit, war munter und gutartig und voll Geist. Aber wie er heranwuchs, fand er an der einseitigen Zucht, in die man ihn nahm, immer weniger Gefallen. Die wunderlichen Spitzfindigkeiten und dürren Formeln der damaligen Gottesgelahrtheit, die man ihm als Christentum einzuprägen suchte, wurden ihm langweilig und verächtlich, und daß er manchmal zur Strafe Psalmen und den Katechismus auswendig lernen mußte, machte ihm den ganzen Religionsunterricht erst recht verhaßt. Ebenso wurde ihm die äußere Gottesverehrung durch die vielen religiösen und kirchlichen Übungen, die er auf Befehl machen mußte, ganz verleidet. Auch dem geistlosen Mechanismus der damaligen Kriegsübungen konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Sein zu allem Schönen und wahrhaft Großen aufstrebender Geist durchbrach diesen engen Kreis von Gedanken und Absichten, zu denen man ihn abrichten wollte. Ihn reizte das Ideale, das ihm Duhan in den schönen Wissenschaften und Künsten wies. Die Denker und Dichter der altklassischen und der französischen Literatur zogen ihn unendlich mehr an, als die steifen Pedanten, die ihm Religion beibringen, oder die rohen Exerziermeister, die ihm als Muster des Ruhmes dienen sollten. So wurden die Bücher seine liebste Beschäftigung, und da die französischen Schriftsteller damals die geistreichsten waren, so wählte er sie zu seiner ausschließlichen Lektüre. Die Welt aber, die sie ihm erschlossen, war eine ganz andere, als er sie um sich sah. Dort herrschten Phantasie und Witz, und die Sinne ergötzten sich wie der Geist. Wie ärmlich und elend erschien dagegen das knappe, enge Soldatenwesen des berliner Hofes!

Die lebhafte und empfängliche Natur des Prinzen konnte sich ebenso

wenig mit der Lebensweise wie mit der Geistesrichtung befreunden, die Friedrich Wilhelm ihr vorschrieb. Weil der Vater alle feineren Genüsse verachtete, so sollte ihnen auch der Sohn entsagen; nicht bloß die geistigen, Musik, Theater, heitere Geselligkeit, wurden dem Prinzen verwehrt, selbst jeder Schmuck und Glanz des Haushalts, jede Bequemlichkeit und Annehmlichkeit in Kleidung und Kost. Alles, was er thun und lassen sollte, jeder Pfennig, den er ausgeben, jede Stunde, die er verwenden wollte, unterlag der Aufsicht und kleinlichen Zucht des Vaters. Keine Abweichung von der vorgeschriebenen Ordnung blieb ohne Rüge oder Strafe. Dagegen empörte sich das aufkeimende Selbstgefühl des jungen Prinzen um so mehr, da ihm das Treiben des Vaters wertlos und ungebildet vorkam. Er war von Natur freisinnig und gegen sich und andere freigebig; der Druck, unter dem man ihn hielt, konnte diese Triebe nicht ersticken, wohl aber erhöhte er den Hang zu einem ungebundenen, angenehmen Leben, da das Verbot dessen Genuß noch süßer machte. Übrigens fand er, so wie seine gleichgesinnte Schwester Wilhelmine, einen Rückhalt an der Mutter, die auch die Studien und jede erlaubte Lebensfreude begünstigte.

Da war es ein Ereignis für ihn, als er im Februar 1728 in Begleitung des Vaters den üppigen dresdner Hof besuchen durfte. Der zauberische Glanz und die märchenhafte Pracht, die er hier sah, entzückten seine Sinne; aber der sechzehnjährige Jüngling erlag hier auch der Verführung, und er gewöhnte sich seitdem an Ausschweifungen mit dem weiblichen Geschlecht. Hatte er schon früher oft Schulden gemacht, weil ihn der Vater für einen Prinzen allzu ärmlich hielt, so nahmen mit dem lockeren Leben auch die heimlichen Ausgaben erst recht überhand. Friedrich hatte aber auch etwas Gutes von Dresden mitgebracht, nämlich eine große Liebe zur Musik. Durch Vermittelung der Königin kam der berühmte Flötenspieler Quanz von dort nach Berlin und unterrichtete den Kronprinzen in seiner Kunst, welche Friedrich bald meisterhaft inne hatte; sie ward ihm für sein ganzes Leben eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung und Tröstung.

So entwickelte er sich im geraden Gegensatz zu den Absichten seines Vaters und wurde nach dessen Ansicht weder ein guter Christ, noch ein guter Soldat und Haushalter, sondern liederlich und gottlos, ein Verschwender und französischer Windbeutel, „ein Querpfeifer und Poet". Für den seltenen Genius, der in dieser Natur steckte, hatte Friedrich Wilhelm kein Auge; er sah nur, daß sein Sohn in allem das Gegenteil von ihm selber war, und das reichte vollständig hin, denselben zu verdammen. In der That, diesem war nicht wohler, als wenn er, von der Parade heimgekehrt, die Uniform mit dem bequemen Schlafrock vertauschen und nach seinen Büchern oder der geliebten Flöte greifen oder

im Kreise heiterer geistreicher Genossen sich fröhlich unterhalten konnte. Aber dann erscholl mitten im lustigen oder gelehrten Gespräch plötzlich der weithinschallende Tritt des „Alten“. Da hieß es sauve qui peut, die Freunde flüchteten, die Bücher und Musikalien, vor allem der brokatene Schlafrock flogen bei Seite, der Prinz warf sich in die Uniform. Doch nicht leicht entging dem scharfen Blick des strengen Vaters, daß man sich hier wieder auf französisch unterhalten, und die kurze Freude wurde hart gebüßt. Wenn schon so harmlose Erlustigungen Rügen und Strafen nach sich zogen, wie groß war erst der Zorn des Vaters, wenn er die Ausschweifungen seines Fritz erfuhr! Er prügelte auf den Sohn los, wo er ihn sah. Am schlimmsten wurde es, als dieser in der Heiratsfrage dem Willen des Vaters entgegenarbeitete. Grumbkows und Seckendorfs Aufhetzereien gossen dabei immer Öl ins Feuer. Der König wurde halb verrückt vor Wut. Täglich erneute er die stürmischten Auftritte. Der Kronprinz und seine Schwester, obwohl nun schon beide erwachsen, wurden mit den ärgsten körperlichen Mißhandlungen, die Königin mit den kränkendsten Drohworten überhäuft. Einst, als Friedrich eines Morgens in das Zimmer seines Vaters trat, faßte ihn dieser bei den Haren, warf ihn zu Boden und hieb auf ihn mit dem Stocke so lange ein, bis er sich müde geprügelt; ein ander Mal hätte er ihn ohne das Herbeispringen eines Kammerdieners erwürgt. Auch vor Fremden schlug er ihn und höhnte dabei: „Wenn mein Vater mich so behandelt hätte, ich wäre tausendmal für eins entflohen, aber Du hast kein Herz und bist nur ein Poltron.“

Der Gemißhandelte griff endlich zu dem verzweifelten Mittel, auf welches ihn der Spott seines Vaters verwies. Als er auf einer Reise mit dem Könige in die Nähe der französischen Grenze kam, es war im Dorfe Steinsfurt auf dem Wege von Heilbronn nach Heidelberg am 4. August 1730*), ließ er durch einen ihm ergebenen Pagen heimlich Pferde herbeischaffen, um nach Frankreich und von dort nach England zu seinem Oheim zu flüchten, wohin zu gleicher Zeit sein Freund, Leutnant v. Katte, von Berlin abreisen sollte. Aber seine Umgebung nötigte ihn zu bleiben und entdeckte seine Absicht dem Könige. Bald darauf (am 7. August in Frankfurt a. M.) erhielt dieser durch aufgefangene Briefe des Kronprinzen den unwiderleglichen Beweis der beabsichtigten Flucht. Nun kannte sein Zorn keine Grenzen. Er fiel über den Prinzen her und stieß ihm mit dem Stock das Gesicht blutig. „Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten“, rief der Gemißhandelte, ohne doch zu wanken. Auf Bitten der Begleiter

---

*) Daß die Katastrophe am vierten erfolgt ist, weist Carlyle nach, hist. of Friedr. II. of Prussia, London 1858. Vol. II. 245.

mäßigte sich der König endlich so weit, daß er einwilligte, den Kronprinzen während der Rückreise nicht mehr sehen zu wollen. Doch schon am 12., als sie in Wesel anlangten, ließ er den Sohn vor sich bringen und fragte ihn: warum er habe desertiren wollen. Friedrich antwortete entschlossen: „weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sklaven behandelt haben.“ „Du bist also nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre“, sagte der König. „Ich habe so viel Ehre als Sie“, erwiederte der Prinz, „und nur das gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie würden es in meiner Stelle thun.“ Die treffende Sprache der Wahrheit reizte den König so, daß er wütend den Degen zog, um seinen Sohn zu durchbohren. Der General von der Mosel deckte mit seinem Leibe den Bedrohten und brachte den König zur Besinnung. Der Gefangene wurde wieder abgeführt und nach der Ankunft in Berlin kriegsrechtlich verhört. Er benahm sich auch hier mit größter Festigkeit und Unerschrockenheit. An seinem Leben lag ihm nichts mehr; er beklagte nur, daß andere, namentlich der in Berlin ergriffene Katte, seinetwegen leiden mußten. Alle, die es mit ihm gehalten, selbst in ganz unschuldigen Dingen, wurden mehr oder minder hart bestraft; er selbst als Deserteur auf die Festung Küstrin geschickt. Hier saß er seit dem 4. September in strenger Haft. Eine zeitlang dachte der Vater sogar allen Ernstes daran, ihn nach der Strenge des Kriegsrechtes als fahnenflüchtigen Offizier hinrichten zu lassen; er bestellte über ihn ein Kriegsgericht, welches am 28. Oktober 1730 zu Köpenick Sitzung hielt. Aber die Offiziere, die es bildeten, erklärten sich zu einem Erkenntnis über den Kronprinzen nicht für befugt, zuletzt riß der Feldmarschall von Buddenbrock seine Weste auf und rief: „Wenn Euer Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins! Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen kann.“ Dies und die Fürsprache der andern Generale, auch der fremden Mächte, endlich die nie erloschene väterliche Liebe bestimmten den König zur Milde. Er ließ Gnade vor Recht ergehen und begnügte sich mit Gefängnisstrafe. Doch hatte Friedrich noch den bittern Schmerz, daß sein Freund für ihn sterben mußte. Am 6. November wurde der unglückliche Katte, der sich indes edel und christlich ergeben zeigte, als Deserteur und Verschwörer zu Küstrin enthauptet. Vergebens hatte der Prinz gefordert, man möge mit der Exekution inne halten und durch eine Staffette dem Könige melden, daß er, der Kronprinz, dem Tode oder der Thronentsagung oder dem ewigen Gefängnis sich unterwerfen wolle, wenn der Freund verschont bleibe.*) Kattes Haupt fiel; ein Blutopfer mußte der König haben.

*) Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte I. 318.

Dieser Schlag erschütterte Friedrichs Herz in allen seinen Tiefen; mit eiserner Faust griff ihn das Schicksal an und lehrte ihn, seine unüberwindlichen Notwendigkeiten anzuerkennen; der Ernst des Lebens senkte sich in das junge Gemüt des Prinzen. Er unterwarf sich dem Willen des Vaters, bereute seinen Anteil an der Schuld ihres Zerwürfnisses und richtete fortan seinen Blick nicht nur auf das Schöne und Angenehme, sondern auch auf das Nützliche und Nötige des Lebens. Nach einigen Wochen durfte er das Gefängnis verlassen, mußte aber unter strenger Aufsicht in der Stadt Küstrin bleiben und in die dortige Kriegs- und Domänenkammer als Auskultator eintreten (20. November). Hier arbeitete er nun regelmäßig und fleißig mit, erhielt von den Räten Unterricht in Finanz-, Handels-, Gewerbe- und Polizeisachen, in der Landwirtschaft und Domänenverwaltung und eignete sich einen Schatz von Kenntnissen in allen wichtigen Verwaltungszweigen an. Mit dem Verständnis stellte sich rasch auch der Sinn für die Arbeit ein, und man bemerkte bald, wie er für die Staatswissenschaften nicht bloß Eifer, sondern auch ganz ungemeines Talent hatte. Fast noch mehr erfreute es den König, als man ihm berichtete, der Prinz lasse jetzt auch in religiösen Dingen mit sich reden und gebe seinen Glauben an die unbedingte Gnadenwahl auf; denn diese Lehre, nach welcher der Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich sei, war dem gesunden Verstande Friedrich Wilhelms von jeher am verhaßtesten. Er entschloß sich nun, den Sohn wiederzusehen. Am 15. August 1731 besuchte er ihn in Küstrin, stellte ihm mit väterlicher Wärme noch einmal sein Unrecht vor und fragte ihn, warum er doch einen Vater anfeinde, der nur für ihn arbeite und damit nicht einmal seine Freundschaft erwerben könne. Da schmolz die eherne Rinde um des Sohnes Herz, er empfand, daß ihn der König wirklich liebe, und warf sich ihm mit aufrichtigen Thränen zu Füßen. Auch der Vater war gerührt; er milderte die Haft des Prinzen, der seitdem die nächsten Ämter um Küstrin bereisen durfte, doch in seiner Lebensweise an genaue und lästige Vorschriften gebunden blieb. Der Vater wollte ihn gründlich zur Ordnung, Nüchternheit und Arbeitsamkeit erziehen.

Wenn nun auch des Prinzen Geist viel zu energisch war, um sich wirklich ganz nach den Absichten des Vaters zu formen, wenn er auch auf dessen Lieblings-Ideen teilweise nur zum Schein einging, so war doch die Schule, die er in Küstrin durchmachen mußte, für ihn von großem und heilsamem Erfolge. Seine frühere einseitige Richtung wurde gründlich gebrochen; er bekam Geschmack am Verwaltungswesen, an militärischen Dingen, an der gesamten Politik. Der Umgang mit würdigen und tüchtigen Männern, die ihn rücksichtsvoll, aber ohne Schmeichelei behandelten, wirkte ebenfalls sehr vorteilhaft. Er wurde besonnener,

kälter, überhaupt männlicher. Andererseits bildete sich nun freilich auch eine gewisse Härte des Gemüts immer mehr in ihm aus, zu welcher die tyrannische Zucht des Vaters frühzeitig den Grund gelegt hatte.

Es war natürlich, daß der Zwang, die Eingeschränktheit des küstriner Lebens dem jungen Prinzen sehr mißfallen mußte; er sehnte sich nach freierer Bewegung, nach den geselligen und geistigen Genüssen der Hauptstadt, so knapp diese auch unter Friedrich Wilhelms Regiment bemessen waren. Nun entging es ihm nicht, daß er eine angenehmere Gestaltung seiner Verhältnisse doch nur durch den Vater erreichen könne; er beschloß daher, dessen Gunst durch ein großes Opfer zu erkaufen. Er willigte ein, ihm die Wahl seiner Braut ganz zu überlassen; nur möge sie weder häßlich noch dumm sein. Der König, über diese Nachgiebigkeit hoch erfreut, schlug ihm die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, die damals siebzehn Jahre alt war, vor. Der Prinz war es zufrieden und durfte nun (im Februar 1732) Küstrin verlassen. Am 10. März geschah zu Berlin die Verlobung. Dafür nahm ihn der König wieder ganz zu Gnaden auf, führte ihn als Rat in das Generaldirektorium ein und gab ihm seinen Offiziersrang zurück. Am 12. Juni 1733 erfolgte zu Salzdalum die Trauung, und Friedrich führte nun einen eigenen Hofhalt — anfangs in Berlin, später (seit 1736) auf dem ihm vom Könige geschenkten Gute Rheinsberg in der Nähe seines Garnisonsortes Neu-Ruppin. Ein rechtes Eheglück konnte zwar aus dieser Heirat nicht erblühen, zumal sie auch mit Nachkommen nicht gesegnet war. Friedrich hat die Gemahlin, die man ihm aufzwang, nie recht geliebt. Sie besaß weder so viel Schönheit noch so viel Geist, um ihn zu fesseln; aber verständig, tugendhaft, gebildet und gutmütig wie sie war, gewann sie bald seine Hochachtung. Er gestand später einem seiner Vertrauten: „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein, wenn ich sie nicht wahrhaft achten sollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und über die Maßen gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht." Übrigens war er ihr immerhin mehr zugethan, als er es andern zu sagen für gut fand; auch führte er mit ihr wenigstens in den ersten zehn Jahren eine wirkliche Ehe.

Zu Rheinsberg, entrückt der lästigen Nähe des Königs, lebte er der schönsten Muße, fand sein höchstes Glück in den edlen Freuden, welche die Freundschaft, die Wissenschaft und die Kunst gewähren. Er umgab sich hier mit liebenswürdigen und geistreichen Männern, gleichgesinnten Seelen, welche die innigste Zuneigung mit ihm verband. Der feingebildete Keyserlingk, der ritterliche Fouqué, Jordan, der durch Humor, Knobelsdorf, der durch Kunstsinn erfreute, auch ältere Männer von Geist und Bildung, Offiziere oder Gelehrte, waren die Genossen dieses auserwählten Kreises. Es fehlte nicht an sinnlichem Vergnügen, aber der geistige Genuß war der gesuchteste. Denn ein idealer Sinn beherrschte diesen Verkehr. Poesie

Musik und Philosophie waren Friedrichs liebste Erholungen; um ihretwillen setzte er sich auch mit berühmten Gelehrten und Dichtern des Auslandes in Verbindung, unterhielt mit diesen einen regen und vertrauten Briefwechsel; denn jeder geistreiche Denker war sein Freund. Doch mehr als die Menschen lehrten ihn die Bücher und sein eigenes Nachdenken. Mit unersättlichem Wissensdurst forschte er den höchsten Problemen der Menschheit nach: dem Wesen der Seele und Gottes, dem Verhältnis des menschlichen Willens zum Schicksal. Die wichtigsten Fragen des Glaubens und Wissens traten an seine Seele. Er suchte sie zu lösen, indem er der Leibniz-Wolffischen Philosophie, die damals Deutschland beherrschte, ihre besten Gedanken entlehnte; er bildete sich so eine Mischung von Philosophie und Religion, die ihn beruhigte. „Es genügt mir", schrieb er 1736 an einen Freund, „daß ich von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt bin; daß ich an Gott und an den glaube, welcher gesandt ward die Welt zu erleuchten und zu erlösen; daß ich bestrebt bin, mich nach Kräften tugendhaft zu machen; daß ich dem Schöpfer die Anbetung widme, welche das Geschöpf ihm schuldig ist, und gegen meine Nebenmenschen die Pflichten eines guten Bürgers erfülle; nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Überzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben."

In dieser Stimmung wandte er sich der Richtung zu, die damals jeder freisinnige Kopf nahm. Es galt, aus dem starren Formelwesen der herrschenden Rechtgläubigkeit heraus und zu einer Weltanschauung zu kommen, die vor der reinen Vernunft bestehen konnte. So entbrannte ein erbitterter Kampf der natürlichen freien Denkkraft gegen den blinden Autoritätsglauben. Er begann in England. Hier traten am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Philosophen auf, die als Prüfstein der Wahrheit einer jeden Lehre einzig die mit Erfahrung ausgerüstete Vernunft anerkannten und für zweifelhaft oder falsch hielten, was von dieser nicht bewiesen werden konnte. Sie forderten daher in religiösen Dingen allgemeine Duldung und Vernunftmäßigkeit des Glaubens; in politischen verwarfen sie die theologische Lehre von der Göttlichkeit der unumschränkten Monarchie und lehrten das natürliche Recht der menschlichen Freiheit. Keiner unter diesen englischen Skeptikern ging dabei mit so vieler Wissenschaftlichkeit zu Werke, als John Locke; doch drang auch seine Wirksamkeit vorerst nicht über den Kreis der gelehrten Welt hinaus. Da war es nun von den größten Folgen, daß der bedeutendste Schriftsteller Frankreichs, Voltaire, sich die Lehre Lockes aneignete und es zu seiner Lebensaufgabe machte, sie in der Welt zu verbreiten. Denn die ganze höhere Gesellschaft von Europa lebte und webte in der französischen Literatur, und Voltaire war ein Meister des Stils, anmutig und elegant, von

blendendem Witze und unvergleichlicher Gewandtheit. Mit der scharfen Lauge des Spottes übergoß er die unduldsame und steife Rechtgläubigkeit, deckte schonungslos alle Vorurteile und Mißbräuche in Staat und Kirche auf, und da er von dem edlen Kerne auch des damaligen Christentums keine Ahnung hatte, wie er denn überhaupt zwar ein sehr glänzender, aber seichter Denker war, so griff er ohne Unterschied die würdigen und die nichtsnutzigen Erscheinungen des damaligen Kirchenwesens an; er verwarf alles Religiöse als Aberglauben. Indessen zunächst waren es doch wirkliche Übel, die er angriff: die Verfolgungssucht und Anmaßung der Priester, welche alle Wahrheit gepachtet zu haben vermeinten, die übermütige Willkür und Unsittlichkeit der Höfe. Eben diese Mißstände empörten den jungen Philosophen von Rheinsberg. Um so lieber begrüßte er den berühmten französischen Schriftsteller als Geistesverwandten, dessen Meisterschaft im sprachlichen Ausdruck und dessen funkelnden Witz er längst bewundert hatte. Seit August 1736 führte er mit ihm einen Briefwechsel, einen geistigen Verkehr, der nicht ohne Einfluß auf Friedrichs religiöse Überzeugung blieb. Zwar der bodenlose Freigeist, wie jener Franzose, wurde er nie; er bewahrte sich vielmehr ein selbständiges Urteil, und seine deutsche Vernunft stand dem Glauben an ein göttliches Dasein und an die Unsterblichkeit der Seele mit Ernst und Kraft bei; aber er verlor immer mehr den Sinn für das Unterscheidende in den Religionen der Erde. Er sah wie Sokrates ein, daß alle menschliche Weisheit in den obersten Fragen der Erkenntnis uns im Stiche lasse; und da er nicht glauben, sondern wissen wollte, so kam er über den Zweifel nicht hinaus. Die Nutzanwendung aber, die er zog, war in hohem Grade verständig: er verwarf jede Art von Religionsverfolgung, er forderte für die andern wie für sich selbst unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit. So wurde er bei aller Unkirchlichkeit ein Verfechter dieses wichtigen protestantischen Prinzips, das selbst in seiner Heimat, in Deutschland, so tief darniederlag. Er ließ sich auch in den Freimaurer-Orden aufnehmen; es geschah 1738 insgeheim zu Braunschweig. Da er aber die erwarteten bedeutenden Aufschlüsse über die Mysterien von Gott und Welt hier nicht fand, so zog er sich bald wieder zurück, hat auch die Loge, die er als König 1740 zu Berlin gründen ließ („zu den drei Weltkugeln", eröffnet am 13. September) niemals selbst betreten.

Auch in den staatlichen Verhältnissen wollte und suchte er die Wahrheit, und die Ansichten, die er aus dem Studium der Geschichte und aus eigenem Nachdenken von der menschlichen Gesellschaft gewann, legte er in Schriften nieder, welche ein Denkmal seines treuen Strebens wie seiner edlen Gesinnung sind. Zeigte er schon in seiner Abhandlung: „Über den gegenwärtigen Zustand von Europa" (1738) eine scharfe Erkenntnis der politischen Weltlage, so war sein „Antimacchiavell" (gedruckt 1739, ver-

öffentlicht 1741) auch für die Völker ein Ereignis. In dieser Schrift suchte er den Machiavelli, den er für einen Fürstenschmeichler hielt, zu widerlegen und predigte über Pflicht und Recht der Fürsten die freisinnigsten Grundsätze. Es war etwas ganz Neues, daß ein Kronprinz in die Ohren der Tyrannen die Stimme der Menschlichkeit rief, die den Mißbrauch verdammte, den sie mit ihrer Gewalt trieben. Die freche Vergeudung der Staatsmittel; die geistlichen und weltlichen Bedrückungen des Volkes; die Niederträchtigkeit des Menschenhandels, durch den so viele deutsche Fürsten sich schändeten, indem sie ihre Soldaten für Geld dem Auslande verkauften; alle diese Schäden des damaligen Staatslebens geißelte er hier mit ebensoviel Witz und Ernst, wie sonst die Pedanterie und Verfolgungssucht der Gelehrten und Priester. Er zeigte: „Der Fürst ist nicht der Herr, er ist der Diener des Volks, er verdankt seine Macht ursprünglich mit Recht nur der Volkswahl. Sein höchstes Interesse muß das Wohl der Unterthanen sein. Kein Mensch hat das Recht, sich eine unbeschränkte Herrschaft über seine Mitmenschen anzumaßen, vermöge deren er über ihr Leben und ihre Güter verfügen und sie unglücklich machen kann, wenn es ihm beliebt. Die Gesellschaften sind nicht dazu gebildet, um der Wut eines Schändlichen oder dem Interesse eines Ehrgeizigen zu dienen. Nur die Tyrannei der Regierungen bringt die Völker zur Empörung."

Während Friedrich sich so mit dem Geiste edler Aufklärung durchdrang, war er zugleich bemüht, sich die Formen und Fertigkeiten anzueignen, die zur Regierungskunst gehören; er versäumte über den theoretischen nicht die praktischen Übungen. Wenn er zu seiner Erholung Verse dichtete oder mit seinen Freunden eine schöne Geselligkeit übte, wenn er zu seiner Belehrung Geschichte und Philosophie, Kriegskunst und Politik studirte, so arbeitete er doch auch sehr emsig als Verwalter seiner Domäne und als Oberst seines Regiments. Er mußte es schon um seines Vaters willen, dessen Argwohn noch keineswegs ganz beseitigt war. Doch gelang es ihm, den König durch den Fleiß und die Geschicklichkeit, die er in den militärischen und Verwaltungssachen zeigte, zufrieden zu stellen. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde zuletzt sogar ein recht inniges; sie lernten sich beide schätzen und hatten sich im Grunde immer geliebt.

Im Frühling 1740 endete dies rheinsberger Leben, das dem jungen Fürsten mit solcher Glückseligkeit nie wiederkehrte; der Tod des Vaters berief ihn auf den Thron, für den er sich in der Stille jenes reizenden Hofhalts so würdig vorbereitet hatte.

Friedrichs Thronbesteigung und erste Regierungshandlungen.

Dienstag am 31. Mai 1740 war es, daß die große Königssonne in Preußen aufging, die alle Gestirne des Jahrhunderts überstrahlen sollte. Wird sie mit mildem, klarem Lichte ein Zeitalter der Menschenfreunde und der Philosophie heraufführen? sprießt an ihrem Lächeln ein Leben auf voll Lust und Pracht? Leicht und heiter schien den meisten die Zukunft; wie flogen dem neuen Könige die Herzen entgegen, in Erinnerung an die Leiden seiner zarten Jugend und an die rauhe Zucht, die alle gedrückt hatte! Und nun statt des alten Brummbären von Vater der liebenswürdige Sohn auf dem Throne. Schon sein Äußeres sprach jeden freundlich an; seine nicht hohe*), doch anmutige Gestalt mit der breiten, erhabenen Brust, sein schönes, freies, ausdrucksvolles Antlitz mit den strahlenden dunkelblauen Augen. Aber blitzten sie nur von dem Feuer der Jugend, die erst 28 Jahre zählte, oder funkelte nicht noch etwas anderes, höheres darin, das niemand zu deuten wußte?

Als er von dem Todbette seines Vaters kam, erschien vor ihm der alte Fürst von Dessau, umfing mit Thränen seine Kniee und sprach sein Beileid, aber auch seine Erwartung aus, daß ihm und seinen Söhnen ihre Stellen und ihm selbst die Autorität, die er bei dem verstorbenen Könige gehabt, verbleiben würden. Friedrich drängte seine schmerzlichen Gefühle zurück; er sagte dem Fürsten die Bestätigung der Stellen zu; aber von des Fürsten Autorität sei ihm nichts bekannt. „Nachdem ich König bin", setzte er hinzu, „denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige zu sein, der Autorität besitzt." Er fühlte sich als König; er ist es ganz und völlig gewesen vom ersten bis zum letzten Augenblick seiner Regierung.

Noch an demselben Tage begab er sich nach Berlin, wo ihn das Volk mit lautem Jubel empfing; er übernachtete im Schloß. Mit welchen Empfindungen erwachte er am Morgen, geweckt von dem Lebehoch eines Regiments (es war das Glasenapp'sche), das ihm unter den Fenstern des Schlosses den Eid der Treue schwur! Darauf erschienen die Generale; er empfing sie mit der Würde eines Kriegsherrn, der zugleich König ist. „Sie werden", sprach er, „in mir einen Herrn finden, der die Armee nicht weniger liebt und pflegt, als der verstorbene König. Aber an zwei Dinge will ich Sie erinnern: das eine, die Truppen müssen ebensowohl brauchbar sein als schön, und das zweite: sie dürfen dem Lande nicht verderblich werden, das sie beschützen sollen. Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Übermut vor; stellen Sie die-

*) Friedrich II. maß 5 Fuß 5 Zoll.

selben ab! Ein guter Soldat muß ebensowohl menschlich und vernünftig sein als herzhaft und brav." Dann zu den Ministern: „Ich denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht mit einander vertragen, so soll allemal der Vorteil des Landes den Vorzug haben." Diese Sprache eines absoluten Königs war in Europa unerhört, und Friedrich II. meinte sie ernst genug. Gleich seine ersten Handlungen waren Maßregeln einer menschlichen und edlen Gesinnung. Die grimmige Kälte des vergangenen Winters und das darauf folgende schlechte Frühlingswetter stellten eine Hungersnot in Aussicht; schon jetzt war das Getreide teuer und überall knapp. Da öffnete nun Friedrich die königlichen Kornmagazine und ließ allen Dürftigen Getreide zu geringen Preisen verkaufen, sorgte auch durch dauernde Anstalten für die Unterstützung der Armen. Eine Reihe von Kabinetsbefehlen richtete sich sodann gegen die gewaltsame Willkür, gegen das einseitig Durchgreifende des bisherigen Regiments. Schon am 3. Juni hob er auf Antrag des Justizministers Cocceji die Anwendung der Folter ganz und für immer auf und tilgte so diesen Schandfleck der damaligen Rechtspflege; nur sehr langsam folgte das übrige Deutschland seinem Beispiele nach. An demselben Tage beseitigte er noch die bestehenden Ehebeschränkungen, indem er es jedem freistellte, in allen nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich verbotenen Fällen sich ohne Kosten und Dispensationen zu verheiraten. Am 4. Juni verbot er den Offizieren die gewohnten Brutalitäten gegen die Gemeinen und gegen den Zivilstand; ebenso die gewaltsamen Werbungen. Die Last, welche die königliche Jägerei dem Lande aufgebürdet, nahm er ab; er verachtete die Jagd als ein rohes Vergnügen und schlug den Schaden, den der Landmann durch sie litt, zu hoch an, um nicht gegen ihre Übel einzuschreiten. Ein anderer Kabinetsbefehl (vom 31. Juli) richtete sich gegen die Grausamkeit gewisser Gerichtsstrafen: so schaffte er die Barbarei ab, daß Kindesmörderinnen — meist unglückliche verführte Mädchen — einen Sack nähen mußten, in welchem sie dann ersäuft wurden; er führte statt des „Säckens" die Enthauptung ein.

Hebung der Sittlichkeit erwartete er hauptsächlich von den Mächten der Aufklärung. Um so mehr hatte er sich immer in seines Vaters Seele geschämt, daß die Wissenschaften in Preußen so ungünstig behandelt wurden. Es war eine seiner ersten Sorgen hier zu bessern. Er gab auf der Stelle der Akademie die ihr entzogenen Einkünfte zurück und bewog den vertriebenen Philosophen Wolff, wieder sein Lehramt in Halle anzunehmen. Zugleich erging eine schmeichelhafte Einladung an den berühmten französischen Gelehrten Maupertuis, die berliner Akademie der Wissenschaften neu zu gestalten, die denn auch im Sinne der Auf-

klärung rasch mit bedeutenden Gelehrten des Auslands besetzt wurde. Aber was das meiste, ja ein ungeheures Aufsehen in der Welt machte, war der Bescheid, den Friedrich II. (am 22. Juni 1740) auf eine Anfrage des geistlichen Ministeriums erteilte. Er befahl: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden und muß die Regierung nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue. In meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Façon selig werden." Die ganze Welt erstaunte über dies Königswort; ein solcher Grundsatz allgemeinster Duldung war bisher noch von keinem großen Throne verkündet worden. Ein gewaltiger Beifallssturm aller Aufgeklärten, einer noch kleinen, doch mächtig aufstrebenden Partei, erhob sich; sie sahen einen der Ihrigen auf einem Königsthrone. Der große Haufe der Finsterlinge aber, der gekrönten wie der ungekrönten, erschauderte. Auch Preßfreiheit gestattete er und munterte selber den berliner Buchhändler Haude zur Herausgabe einer literarisch-politischen Zeitung auf; sie erschien bereits im Juni 1740, unter dem Titel „Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen". Indessen das Publikum war für dergleichen noch nicht reif; es fehlte im Volke durchaus an politischer Bildung; das Zeitungswesen gedieh nicht. Übrigens handhabte Friedrich auch später keine eigentliche Zensur; bis an sein Lebensende verkaufte man in Berlin ungehindert die ekelhaftesten Spottschriften auf ihn, ohne daß er sich darum kümmerte. Wenn er ab und zu sich einmischte und einmal ein Buch wegnehmen und vernichten ließ, so geschah es jedesmal aus rein sachlichen Gründen. Er war persönlich durchaus gleichgiltig gegen solche Preßvergehungen und ließ die Schreiber wie die Schreier gewähren.

Eine großartige Sachlichkeit, das war überhaupt vom ersten Augenblicke an der deutlichste Charakterzug des neuen Königs. Das erfuhren alsbald die Freunde und die Feinde des gewesenen Kronprinzen. Jene umdrängten ihn in der Hoffnung auf ein Reich der Günstlinge. Sie wurden bitter enttäuscht; er zeigte sich karg im Belohnen, im Erhöhen. Der Nutzen des Staates galt ihm mehr als persönliche Rücksicht; nur Würdigkeit kam in Anschlag. Doch freilich zeigte sich hier der Fürst in ihm von einer vorteilhafteren Seite als der Mensch. Nicht mit Unrecht klagten manche, daß er undankbar sei. Denn nicht allen, die um ihn schwer gelitten, wie der Familie v. Katte, bewies er sich nun erkenntlich.

Mehr that er für seine Angehörigen. Er erleichterte ihr Privatleben und zeichnete sie aus, wie es anständig war für ihn und sie. So erteilte er (1744) dem ältesten seiner Brüder, dem Prinzen August Wilhelm, als präsumtivem Thronfolger, den Titel „Prinz von Preußen" und überwies einem jüngeren Bruder, dem Prinzen Heinrich, das Schloß Rheinsberg. Die Königin-Mutter — ebenfalls ein Titel, den er in Preußen einführte — erhielt die Mittel, in Monbijou ein angenehmes Leben zu

führen und hat sich immer seiner Liebe und Dankbarkeit erfreut. So begegnete er auch seiner Frau mit höchster Achtung und auch mit einiger Zuneigung; erst seit 1743 oder 1744 wurde ihr Verhältnis ein rein formales, weil der physische Zweck der Ehe für ihn nicht mehr erreichbar war; als Königin hielt er sie immer. Einen politischen Einfluß aber räumte er weder seiner Familie noch seinen Vertrauten ein.

Die Befürchtungen derer, die dem Kronprinzen geschadet, erfüllten sich noch weniger als die Hoffnungen seiner Genossen. Die Hauptschuldigen, Seckendorf und Grumbkow, waren bereits vom Schauplatz abgetreten; jener hatte 1735 Berlin für immer verlassen; er saß nun in der Festung Graz, in die ihn sein Kaiser für einen schlecht geführten Türkenkrieg geschickt; Grumbkow war tot. Die anderen behielten, wenn sie nur sonst Verdienste hatten, ihre Stellen und Ämter, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

Überhaupt irrten sich diejenigen, welche gemeint, nun werde alles ganz anders werden. Nur die Mängel und die Übertreibungen der früheren Staatsverwaltung wurden beseitigt; die gesunden und tüchtigen Elemente, welche in ihr bei weitem das Übergewicht hatten, blieben unangetastet. Es erfolgte hier kein Systemwechsel. Sparsamkeit blieb an der Tagesordnung, das Finanzwesen in der gewohnten Regelmäßigkeit; nur daß die Sparsamkeit nirgends in Geiz ausarte, daß in der Hofhaltung der Anstand und die Würde des Königtums, in dem Staatswesen die geistigen Interessen besser gewahrt würden, diese berechtigte Forderung bildete im Grunde den einzigen Unterschied zwischen der neuen und der alten Weise. Ebensowenig rüttelte Friedrich an der stärksten Säule des Staates, an dem Heere. Vielmehr verstärkte er es noch, errichtete neue Regimenter, wodurch in wenigen Monaten ein Zuwachs von 16000 Mann erzielt ward; die kostspielige und unnütze Riesengarde dagegen schaffte er ab; die 3000 langen Kerle, die das potsdamer Leibregiment gebildet, wurden teils entlassen, teils in andere Regimenter eingestellt. Auch das Beamtentum erfuhr keine wesentlichen Veränderungen, und der neue König sah ebenso eifrig nach allem selbst, wie der alte. Er beharrte im Mittelpunkt der Geschäfte als Selbstherrscher, und er zeigte gleich nachdem er die Regierung übernommen, jene unglaubliche Arbeitskraft, die nicht vor und nicht nach ihm von irgend einem andern Fürsten erreicht worden ist. Durch sie nicht weniger wie durch sein Genie wurde Friedrich II. im eigentlichsten Sinne des Worts die Seele des Staates.

Soviel sah man nun schon, Veränderungen wollte er nicht vornehmen, wenn sie nicht wirkliche Verbesserungen waren. Mit solchen war er aber rasch genug bei der Hand. Für die große Masse des Volkes wurde schon jetzt, besonders in zwei Punkten, viel Gutes gethan. Erstens:

die vielen willkürlichen Eingriffe in den Gang der Rechtspflege hörten auf; Friedrich sorgte für unparteiische und rasche Justiz; aber in deren gesetzlichen Gang mischte er sich sonst nicht ein. Zweitens: die bisher vernachlässigten Zweige der Industrie wurden in sorgsame Pflege genommen; er gründete schon im Juni eine eigene Ministerial-Abteilung für Gewerbe und Handelssachen, die unter dem sehr thätigen Minister v. Marschall stand, und ermunterte auf alle Weise auch die Luxus-Gewerbe.

Nehmen wir dazu, wie der neue König sofort die Ideen des Jahrhunderts vom Throne verkündet: Aufklärung, allgemeine Religionsduldung, selbst Preßfreiheit, wie er Wissenschaft und Kunst in ihren Rang wieder einsetzt, so ist klar, daß er seine Aufgabe darin sah, dem Staate die alte Solidität zu erhalten, aber die Erstarrung, in die er zu verfallen drohte, zu lösen und in allen Richtungen geistige Bewegung zu wecken, zu verbreiten. Dieser Aufgabe widmete er sich mit Leib und Seele; er regelte seine Lebensweise streng nach den großen Pflichten seines Amtes; kein anderer Beamter ließ es sich so sauer werden wie der König. Um 4 Uhr stand er auf, dann kamen seine drei Schreiber (die geheimen Kabinetsräte Eichel, Schumacher, Lautensack) mit ihren Berichten, bald darauf ebenso die Minister; kurz und bündig erteilte er auf alles Bescheid und arbeitete mit ihnen bis 10 Uhr, dann musterte er die Truppen bis Mittag, schrieb wieder bis 5 Uhr und erholte sich Abends in guter Gesellschaft, nicht in einem rohen Tabakskollegium, sondern im Kreise feingebildeter Freunde wie Keyserlingk, Jordan und der vielseitige Algarotti; da ergötzte er sich zwanglos in geistvollem Gespräch mit Laune und Witz, mit Musik und Poesie. Leere Feierlichkeiten und Formeln verachtete er, wie er denn die Huldigung (zu Königsberg am 20. Juli, zu Berlin am 2. August) ohne alles Gepränge annahm. Auf der Huldigungsmedaille ließ er sogar das übliche „Von Gottes Gnaden" fort; nannte sich auch auf den Münzen nicht wie seine Vorgänger Rex Borussiae (König des Preußenlandes), sondern Borussorum Rex (König der Preußen). Nicht alle waren mit dieser Einfachheit zufrieden, wenn schon der Hof zu Charlottenburg — dort wohnte Friedrich damals — nicht ohne Eleganz gehalten wurde.

Ließ der König die Freunde auf keine Weise sich in sein Amt einmischen, so war von einer Einwirkung der fremden Gesandten vollends keine Rede. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben" (berichtet am 2. Oktober der dänische Gesandte Prätorius aus Berlin), „so muß ich sagen, daß der König von Preußen schlechterdings alles selbst thut, und daß, ausgenommen den Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit ungemeinen, ja noch größeren Eingang findet als unter der vorigen Regierung, Seine Majestät keinen Rat von irgend einem Minister leiden. Ich habe viele Resolutionen und Antworten

vom Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewunderns-würdigen Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nötigen Einleitungen zu machen." Das war freilich für Preußen vorteilhafter als für das Ausland.

Von Natur neigte Friedrich eher zu einem friedlichen, von Kunst und Wissenschaft durchgeistigten Wohlleben; aber er war Fürst und wollte, wie er selbst sagt, da er einmal sein Handwerk treiben mußte, darin nichts halb thun. Ein Stück des preußischen Staatswesens, wie er es überkam, lag ganz darnieder: die auswärtige Politik. Wie viele Fehler waren hier von Friedrich Wilhelm I. begangen, wie viele gute Gelegenheiten versäumt, wie oft Preußens Gewicht ohne Nutzen für den eignen Staat in die Schale Österreichs gelegt worden, und wie wenig Achtung hatte in Folge dessen der vorige König bei seinen Mitfürsten gehabt! Wozu waren aber alle Kräfte des jungen Staats aufs höchste angespannt, wenn nicht sein Ansehen, seine Macht stiegen? Sein Interesse, sein Lebensprinzip forderte Zuwachs an Gebiet, an Einfluß. Die Großmächte Europas sahen mit Geringschätzung, die andern alten Staaten mit Neid auf diesen neuen Emporkömmling; er mußte seine Stellung sichern, indem er sie verstärkte, indem er größer und allen andern wahrhaft ebenbürtig wurde. Dazu trieb Friedrich aber auch der eigene Ehrgeiz; er wollte nirgends und nie der Zweite sein. Reizvoll schlug des Ruhmes „lockender Silberklang" an das Herz des jungen Königs und tönte dort mächtig wieder. Er beschloß, sich einen Namen in der Geschichte und seinem Staate einen Rang in der Welt zu erwerben.

Das eine Gute hatte die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms doch gehabt, daß sie seinem Nachfolger ganz freie Hand ließ. Preußen war durch keine Allianz nach irgend einer Seite gebunden; es konnte jede günstige Gelegenheit lediglich in seinem Interesse benutzen, und Friedrich bewies sehr bald, daß er es verstand, rasch zu handeln. Die Bewohner der zur oranischen Erbschaft gehörigen Herrschaft Herstall verweigerten ihm, gestützt auf den Beistand des Bischofs von Lüttich, in dessen Gebiet dieses Ländchen lag, die bedingungslose Huldigung, weil Herstall ein Lehen von Lüttich sei; alsbald ließ Friedrich Truppen in das Bistum einrücken, kümmerte sich nicht um die drohende Einsprache des Kaisers und nötigte den Bischof zu einem Vergleich, in welchem der König ihm seine an sich wenig wertvollen Rechte auf Herstall gegen eine beträchtliche Geldsumme (200 000 Thaler) überließ. Bald darauf bot sich ihm zu ganz anderm, zu gewaltigem Aufschritt eine Gelegenheit; eine von den Gelegenheiten, welche das politische Aussehen eines Weltteils umgestalten, wenn die Zeit einen Fürsten findet, der so groß ist wie sie.

Erster schlesischer Krieg.

Am 26. Oktober 1740 sprengte ein Kurier in den Schloßhof zu Rheinsberg, er brachte eine wichtige, eine ungeheure Post. Soll man ihn vorlassen? der König lag fieberkrank darnieder. Aber es galt kein langes Zaudern, die Depesche wird dem Kranken übergeben, und sie heilt ihn besser als alle Medizin. Denn diese Nachricht beruft ihn zu wirkeifrigstem Handeln. Kaiser Karl VI. war am 20sten gestorben. Friedrich übersah schnell und hell wie der Blitz, was alles aus diesem unerwarteten Ereignis folgen konnte und für ihn folgen sollte. Er schüttelte die Krankheit von sich ab; alle seine Nerven waren fest und straff gespannt zu der That, die er sofort beschlossen.

Er sah voraus, daß die pragmatische Sanktion, für deren Anerkennung der verstorbene Kaiser so große Opfer gebracht, seiner Tochter Maria Theresia wenig nützen werde. Der Kurfürst Karl Albert von Baiern, Sohn einer Tochter Kaiser Josefs I., war von seinen gerechten Ansprüchen auf das habsburgische Erbe nie zurückgetreten; es mußte ein österreichischer Erbfolgekrieg entstehen und Europa sich spalten. Frankreich, der alte Feind des Hauses Habsburg, würde ohne Zweifel das seinige thun, um diese Macht zu stürzen, die ihm auf dem Festlande allein das Gegengewicht hielt, und England war seit dem vorigen Jahre im Kriege mit Spanien, dem engen Verbündeten Frankreichs. Es mußte einen allgemeinen Weltkampf geben, um die Erhaltung oder Zertrümmerung, wenigstens um die Schwächung der österreichischen Monarchie. Auf welcher Seite sollte Preußen stehen? Die pragmatische Sanktion band es nicht; denn Karl VI. hatte selber die Bedingung gebrochen, unter der Friedrich Wilhelm I. einst jenes Hausgesetz gewährleistete. Das eigene Interesse war allein maßgebend; und dieses stand im Gegensatz zu dem österreichischen. Wie schnöde hatte der wiener Hof das Haus Hohenzollern allezeit behandelt, wie eifrig dessen Aufkommen zu hindern gesucht! In der That beide waren natürliche Nebenbuhler. Nicht als ob Friedrich diese zum Teil doch immerhin deutsche Macht hätte dem Auslande opfern mögen; er beschloß, sich selbst auf ihre Kosten zu vergrößern. Die Macht dazu hatte er: ein starkes, schlagfertiges Heer, einen gefüllten Schatz. Er wollte nicht umsonst Herr solcher Mittel sein. Auch an rechtlichen Ansprüchen fehlte es nicht. Die schlesischen Herzogtümer, auf die der große Kurfürst gegen Schwiebus hatte verzichten müssen, und die seinen Nachfolgern zustanden, weil man Schwiebus ihnen hinterrücks wieder entzogen hatte, dies so wohlgelegene Land Schlesien konnte und wollte er, sei es ganz oder teilweise, an sich bringen. Er mußte es; denn erst durch eine so ansehnliche Vergrößerung kam der preußische

Staat, bisher zu groß für ein Kurfürstentum, zu klein für ein rechtes Königreich, aus seiner Zwitterstellung heraus und reihte sich würdig den großen Staaten Europas an. Zwar bis vor kurzem war die Vergrößerung, die Preußen brauchte, weit anderwärts, nämlich am Rhein, in Jülich-Berg, gesucht worden; der Vorgänger hatte hienach sein Leben lang gestrebt. Friedrich war anderer Meinung; er sah, nicht an Ausdehnung, an Masse fehlte es seinem Staate; weit zerstreut, vielfach zerstückt, hier durch die sächsisch-polnische, dort durch die hannöversch-englische Machtsphäre durchschnitten, lag sein Gebiet in solcher Gestalt den größten Gefahren offen; mehr Enklaven und Grenzen als Körper, war Preußen in der That fast nur, wie Voltaire es spöttisch bezeichnete, ein „Königreich der Lisieren"; dies Verhältnis durfte nicht bestehen bleiben. Es galt, sein Zentrum zu verstärken; hier beschloß Friedrich „Preußens unglückliche Gestalt zu reguliren". Überdies wußte er, daß einen Machtzuwachs am Rhein ihm Österreich und Frankreich verwehren würden, einen Machtzuwachs an der Oder aber nur Österreich.

Kurz, auf Schlesiens Erwerb wiesen ihn eben so sehr sein Bedürfnis und die politische Lage hin, wie sein Recht. Übrigens, meinte er, blieben dem Hause Habsburg, das er um solchen Preis gegen die andern zu verteidigen gesonnen war, immer noch genug Provinzen, um sie schlecht zu regieren oder, wie Lothringen, an das Ausland zu verschleudern. Für die Schlesier selbst konnte es nur höchst erwünscht sein, unter die Herrschaft einer tüchtigeren und gerechteren Dynastie zu kommen; waren sie nicht größtenteils evangelisch, und lebten sie jetzt nicht unter hartem Religionsdruck?

Diese Erwägungen bestimmten den jungen ehrgeizigen Fürsten; daß es geschehen solle, darüber war er auf der Stelle mit sich im reinen; über das Wie? beriet er in den nächsten Tagen mit zwei Räten, die er schleunigst nach Rheinsberg kommen ließ, mit dem Minister des Auswärtigen v. Podewils und mit dem General v. Schwerin. Sie meinten, man müsse zuerst den Weg der Güte versuchen, der Königin Maria Theresia von Ungarn Preußens kräftigsten Beistand gegen alle Angreifer bieten, wenn sie ihm Schlesien überlasse. Friedrich kannte den habsburgischen Stolz zu wohl, um zu glauben, der wiener Hof werde darauf eingehen. Indessen wollte er es versuchen, vor allem aber Schlesien sofort mit gewaffneter Hand in Besitz nehmen. Er befahl alsbald seinem Heere sich marschbereit zu halten und rüstete mit größtem Eifer. Dabei hielt er seine Absicht völlig geheim. Die fremden Gesandten zerbrachen sich die Köpfe über die Frage, wem es gelte. Sie forschten vergebens; auch Voltaire, der nach Berlin kam, um seinen königlichen Freund auszuhorchen, kehrte so klug zurück, wie er gekommen. Endlich war alles bereit, die Truppen in vollem Marsch nach der mittleren Oder, und am

6. Dezember kündete der König allen auswärtigen Ministern in Berlin an, er werde ein Armeecorps in Schlesien einrücken lassen, um aller Rechte vorläufig zu sichern. Inzwischen hatte sein Gesandter v. Borcke in Wien der Königin Maria Theresia und ihrem Gemahl Franz von Lothringen eröffnen müssen, Preußen wolle sofort mit seiner ganzen Macht gegen alle Feinde helfen, die der Königin die Erbfolge in den österreichischen Landen würden streitig machen; dafür erwarte sein Herr angemessene Entschädigung, nicht ein Versprechen, wie einst Friedrich Wilhelm, sondern einen Besitz. Aber der wiener Hof hielt die Gefahr nicht für so groß; war auch der Schatz leer, das Heer und die Verwaltung durch Karls VI. Unfähigkeit zerrüttet, seine stolze Tochter verwarf jeden Gedanken, auch nur den kleinsten Teil ihres Reiches abzutreten. Sie meinte, die Großmächte, welche die pragmatische Sanktion anerkannt hatten, müßten und würden auch dieselbe verteidigen; es war vergebens, daß man von Berlin aus darauf aufmerksam machte, daß der preußische Anspruch auf Schlesien mit der österreichischen Erbfolgefrage an sich gar nichts zu schaffen habe. Das Schwert mußte also entscheiden. Friedrich zog es rasch und entschlossen. „Ich unternehme einen Krieg“, sprach er zu den versammelten Offizieren in Berlin, „in welchem ich weiter keine Verbündeten habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht; meine Hilfsquellen sind in uns selber, und der Ausgang hängt vom Glücke ab. Seien Sie allezeit eingedenk des Ruhmes, den Ihre Vorfahren in den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen (über das gefrorene Haff) gewonnen haben. Leben Sie wohl, ziehen Sie! ich folge Ihnen sogleich auf den Sammelplatz des Ruhmes, der Ihrer wartet.“ So ward der Rubikon überschritten. Am Abend des 12. Dezembers tanzte der König noch heiter auf einem Maskenball im berliner Schloß, am Morgen des 13. Dezembers reiste er nach Frankfurt a. O. ab, wo er sich an die Spitze seiner Truppen stellte — es waren brandenburgisch-pommersche und magdeburgisch-halberstädtische Regimenter, etwa 21 000 Mann —; am 16ten stand er mit ihnen auf schlesischem Boden.

An die Einwohner Schlesiens erließ er beim Überschreiten der Grenze eine Proklamation, in welcher er erklärte, „sein Einmarsch erfolge auf Anlaß der von mehreren Seiten auf die Erbschaft der österreichischen Lande erhobenen Ansprüche teils in Kraft der Rechte seines Hauses auf Schlesien, teils weil Schlesien die Vormauer seiner eigenen Lande sei, die er nicht in den Besitz Dritter fallen lassen dürfe; er beabsichtige nicht, die Königin von Ungarn und Böhmen zu beleidigen, sondern wolle vielmehr zu deren Bestem sich mit ihr verständigen; er werde alle Einwohner in ihren Rechten und Freiheiten und in ihrer Religion schützen und bei seinen Truppen die strengste Mannszucht halten, dagegen erwarte und

fordere er Vertrauen und freundnachbarliches Betragen.“ In Wien ließ er durch Borcke sein Ultimatum stellen: „er erbiete sich, die Länder des Hauses Österreich in Deutschland mit seiner ganzen Macht gegen jedermann, der sie angreifen wollte, zu garantiren und darüber mit dem wiener Hofe, mit Rußland und den Seemächten eine enge Allianz zu schließen; er wolle seinen ganzen Einfluß für die Kaiserwahl des Großherzogs Franz verwenden und dieselbe gegen jedermann aufrecht erhalten; er sei bereit, dem wiener Hofe, damit er sich in Verteidigungszustand setzen könne, eine Summe von zwei Millionen Gulden bar zu zahlen; er fordere dafür die Abtretung des Herzogtums Schlesien.“ „Die Königin wird Schlesien niemals abtreten“, war die stolze Antwort.

Schlesien.

An der Ostseite des Sudetengebirges und nördlich vom mährischen Gesenke liegt in elliptischer Gestalt und der Länge nach von Südost nach Nordwest von der Oder durchströmt ein stattliches, fruchtbares Land, unregelmäßig nach Norden und Osten abgedacht, 700 Geviertmeilen im Umfang; kein „bös Land*)“, sondern reich durch die Mineralschätze seines Bodens im oberen, gebirgigen, durch hohen Ertrag an Korn und Flachs im unteren, ebenen Teile. Es war zu des Tacitus Zeit von deutschen Stämmen bewohnt, den Quaden und Lygiern; dann, als in der Völkerwanderung auch hier die alten Bewohner ganz oder teilweise nach Südwesten auswanderten, drangen im sechsten Jahrhundert Slawen und zwar Polen ein. Schlesien bildete nun lange Zeit einen Teil des polnischen Reiches, welches seit 842 von Herzögen aus dem Geschlecht des Bauern Piast (am Goplosee) beherrscht wurde. Im Jahre 965 trat Miesko I. von Polen zum Christentum über und bekehrte auch sein Volk. Bald darauf erhielt Schlesien ein eigenes Bistum, zuerst zu Smogra (unweit Namslau), seit 1052 zu Wratislaw oder Breslau. Ein Erbfolgestreit in dem piastischen Fürstenhause gab die Veranlassung, daß Schlesien 1163 unter Vermittelung des Kaisers Friedrich Rotbart vom polnischen Reiche abgetrennt und einer Seitenlinie der Piasten zuerteilt wurde. Es war ein Fürst aus diesem Geschlechte, der Herzog Heinrich von Niederschlesien, der am 9. April 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz gegen die Mongolen so ruhmreich fiel. Jedoch das größte Verdienst, welches die piastischen

---

*) Nach einer alten, aber falschen Etymologie kommt das Wort Schlesien (polnisch Zlezi) von dem polnischen zle „schlimm“ her. Die richtige Ableitung ist von Sleza, dem früheren Namen der kleinen Lohe, eines Nebenflusses der Oder, wo am Berge Slesie oder Zabotha (jetzt Zobten) ein altes Nationalheiligtum der polnischen Bevölkerung lag. Vgl. Schafarik, slavische Alterthümer der Urzeit, herausgegeben v. Wuttke, II. 378.

Herzöge, die nunmehr Jahrhunderte lang über Schlesien regierten, sich erworben haben, liegt in ihrer ganzen Geistesrichtung: sie strebten deutsch zu werden; sie ähnelten darin den slawischen Herzögen von Pommern. Auch ging die Germanisirung rasch genug von statten; wie dort, so hier auf friedlichem Wege, durch Einwanderung deutscher Bauern und Bürger, Edler und Priester und durch Einführung deutscher Sitte und Art. Allmählich erhoben sich fast alle Sitze der 21 Kastellaneien oder Burggrafschaften, in die das Land im zwölften Jahrhundert zerfiel, zu deutschen Städten, und so sammelte sich auch um andere Burgen und um viele Klöster deutsches Bürgertum. Übrigens geschah die Verdeutschung in Schlesien zwar ohne Waffengewalt, aber sonst ziemlich auf dieselbe Weise wie in den wendischen Marken. 1261 erhielten die schlesischen Städte, zuerst Breslau, magdeburger Recht; von ihnen und von den Cistercienserklöstern verbreitete sich deutsche Bildung über das Land. Schon im vierzehnten Jahrhundert war die deutsche Sprache die herrschende.

Seine politische Selbständigkeit bewahrte Schlesien sich aber nicht; seine Herzöge schwächten durch fortwährende Teilungen des Landes in eine große Zahl von Fürstentümern ihre Kraft so sehr, daß es dem Könige Johann von Böhmen gelang, die meisten schlesischen Fürsten zu seinen Lehensträgern herabzudrücken. Johanns Sohn, Kaiser Karl IV., verleibte dann 1355 Schlesien völlig der böhmischen Krone ein. So kam dieses Land zwar an das deutsche Reich, aber nur mittelbar, als böhmisches Lehen. Es teilte nun die Schicksale Böhmens, kam mit diesem 1527 durch den Tod Ludwigs II. von Ungarn und Böhmen in Folge von Erbverträgen und durch Wahl der Stände in den Besitz des Erzherzogs Ferdinand von Österreich und wurde 1547 mit Böhmen zu einem habsburgischen Erblande erklärt.

Fast überall in den schlesischen Fürstentümern hatten die Landstände eine sehr ausgedehnte Macht: sie besaßen nicht nur das Steuerbewilligungsrecht, sondern auch das Recht der Gesetzgebung. Der allgemeine Landtag bestand aus den adligen Besitzern und aus Abgeordneten der Städte und der Geistlichkeit; er stimmte ständeweise ab. Seit dem sechzehnten Jahrhundert verwaltete er die Geschäfte des Fürstentums durch einen regelmäßig tagenden engeren Ausschuß. Angelegenheiten, die ganz Schlesien betrafen, ordnete der Fürstentag zu Breslau, eine Versammlung aller schlesischen Herzöge und der Abgeordneten der Ritterschaften und Städte. Er war auch der oberste Gerichtshof des Landes; auf ihn konnte man sich von den Urteilen der städtischen und der ritterschaftlichen Gerichte berufen.

Unter den deutschen Ländern, die Luthers Lehre aufnahmen, war Schlesien nicht das letzte, und vergeblich suchte Ferdinand I. hier der Reformation zu steuern. Die Bewegung ergriff Fürsten und Völker,

Städte und Klöster; nur wenige der letzteren blieben katholisch. 1570 begann aber die Reaktion, die Jesuiten nisteten sich in Breslau und anderwärts ein, und die Habsburger wendeten immer stärkeren Druck an. Er wurde maßlos, als Ferdinand II. durch Tilly und Wallenstein den Sieg über seine protestantischen Unterthanen gewann. Der dreißigjährige Krieg verödete das Land und vernichtete hier die Glaubensfreiheit und das politische Recht; dies um so leichter, da im Laufe der Zeit alle piastischen Herzöge ausgestorben und deren Länder als erledigte Lehen eingezogen waren. Die kaiserlichen Beamten regierten fortan im wesentlichen unbeschränkt. Der Adel hielt sich durch Unterdrückung des Bauern schadlos, den er leibeigen machte; der Bürgerstand war verarmt und ohne Selbständigkeit. Die alte schöne Kultur des Landes war dahin; Ackerbau, Handel, Gewerbe, alle Volkswohlfahrt lag unter dem schlechten Regiment der Habsburger darnieder. Nur Mönche und Pfaffen gediehen, emsig bemüht, den evangelischen Glauben, dem immer noch die Mehrzahl anhing, überall im Lande auszurotten. Zwar hatte der westfälische, dann der altranstädter Vertrag den schlesischen Protestanten einige Rechte ausbedungen; allein der wiener Hof achtete sie nicht. Kinder gemischter Ehen wurden mit Gewalt katholisch gemacht, jeder Übertritt zum Protestantismus grausam bestraft, die Gottesverehrung der Evangelischen verboten oder, wo dies zu viel Lärm gemacht hätte, doch auf alle Weise gestört und beschränkt, dagegen das katholische Wesen mit ebensoviel Eifer gepflegt und gefördert. Kurz, das Joch der Papisten lastete schwer auf dem Lande, und es war ein Wunder, daß noch so viele dem Protestantismus treu blieben; es war dies dem wohleingerichteten Schulwesen und der allgemeinen Verbreitung der deutschen Bibel zu verdanken — durch beides zeichnete sich Schlesien bereits im sechzehnten Jahrhundert aus. Aber mit der Zeit gelang es den Jesuiten überall, auch den Schul-Unterricht der Evangelischen zu lähmen; ihre eigenen Schulen, anfangs gut bestellt, verfielen, als sie den Sieg errungen und keinen Nebenbuhler mehr zu bekämpfen hatten; die geistige Finsternis, die über dem katholischen Teile des Volkes lag, drohte auch den Überrest des evangelischen Geisteslebens zu verschlingen. Dabei wurde nicht einmal für die materiellen Interessen gesorgt. Bei dieser traurigen Verfassung des Landes erschien Friedrich der Große den Protestanten in Schlesien als ein Retter und selbst manchem Katholiken willkommen.

Mollwitz.

Der wiener Hof hatte nicht die geringsten Anstalten getroffen, das Land, in welches die Preußen nun einrückten, in ordentlichen Verteidigungszustand zu setzen. Es gab in Schlesien damals kaum 8000 Mann

österreichischer Truppen; sie mußten sich auf die Besetzung der wichtigsten Festungen, Glogau, Brieg, Neiße, beschränken. Gern hätten die österreichischen Behörden sich wenigstens der Hauptstadt Breslau versichert, sie forderten den Magistrat auf, von dem Besatzungsrecht, welches die Stadt von altersher besaß, für diesmal abzusehen und österreichische Truppen aufzunehmen. Der Magistrat, gut habsburgisch gesinnt, wollte einwilligen; aber da erhob sich die Bürgerschaft, sie war meist evangelisch und entschlossen, ihr Recht zu behaupten. Nach einer großen stürmischen Volksversammlung erklärte ihr Sprecher, der Schuhmacher Döblin (ein Katholik, aber Preuße von Geburt) dem Magistrat, sie wollten keine böhmischen Truppen, sie würden die Stadt selbst verteidigen, und alsbald zog die Bürgerwehr bewaffnet und geordnet auf und besetzte die Thore. Es war klar, die Bürgerschaft hielt es mit den Preußen; viele sagten ganz offen: „Nun werden wir das Joch der Papisten abschütteln". Dieselbe Stimmung herrschte in ganz Niederschlesien vor, wo die Evangelischen die Mehrzahl bildeten. Durch gute Mannszucht, durch leutseliges Benehmen gewann Friedrich auch die Schwankenden. Ohne allen Widerstand nahm er das Land ein; am Neujahrstag 1741 langte er vor Breslau an, sicherte der Stadt vorläufig Neutralität zu und hielt am 3. Januar unter großem Zulauf und Jubel durch das Schweidnitzer-Thor seinen Einzug. Am Ende des Monats hatte er ganz Schlesien bis hinauf zum Jablunkapaß in seiner Gewalt, mit Ausnahme der drei Festungen Neiße, Brieg, Glogau, die er vor der Hand nur einschloß. Es stand ihm der Weg durch Mähren, auf Wien frei. Aber er wollte nur Schlesien behaupten, nicht die österreichische Monarchie zertrümmern. Er legte daher seine Truppen in die Winterquartiere und wartete ab, ob sich der wiener Hof nun williger bezeigen werde.

Doch auch jetzt lehnte Maria Theresia die preußischen Anerbietungen — für die Abtretung Schlesiens oder doch eines guten Stücks davon Gewährleistung ihrer Erbfolge, die Kaiserkrone für ihren Gemahl, außerdem sofort zwei Millionen Gulden und 10 000 Mann Hilfstruppen — ganz entschieden ab. Der Hochmut in Wien war noch ungebrochen. „Einem Fürsten", hieß es dort, „der dem Kaiser das silberne Waschbecken zu halten habe, komme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben." Allzufest zählte Maria Theresia auf den Beistand der Fremden. Sie rief die Seemächte, sowie ganz Deutschland zu Hilfe gegen den Friedensbrecher.

Es entbrannte nun zunächst von hüben und drüben ein erbitterter Federkrieg. Der hallesche Jurist Ludewig mußte sehr gelehrt der Welt beweisen, daß Preußen ein unzweifelhaftes Recht auf Schlesien habe, wenigstens auf das Herzogtum Jägerndorf, welches Ferdinand II. 1622 widerrechtlich dem hohenzollerschen Hause entrissen, und auf die Herzog-

tümer Liegnitz, Brieg und Wolau, welche kraft der Erbverbrüderung vom Jahre 1537 nach dem Aussterben der Piasten (1675) hätten an Brandenburg fallen sollen. Dagegen suchten wiederum die österreichischen Gelehrten zu beweisen, daß alle diese Fürstentümer als böhmische Lehen mit Recht eingezogen worden seien. Auf beiden Seiten hatte man einen mehr oder minder guten pergamentenen Rechtsboden; und hier wie dort focht man mit Geschick.

Indessen der Federkrieg that es nicht, die Waffen mußten entscheiden. Denn auch die mäßigsten Forderungen des Königs — er wollte sich mit Niederschlesien begnügen, wenn man es ihm ohne weiteres abtrete — fanden nur höhnische Antwort: „Wenn er auf der Stelle Schlesien räume, wolle Maria Theresia ihm vergeben und nicht auf Schadenersatz bestehen!“ Da erklärte er dem englischen Gesandten erbittert: „Ich will eher umkommen als von meinem Unternehmen abstehen. Die andern Mächte sollen sich nicht einbilden, daß ich mich mit Drohungen einschüchtern lasse. Ich werde zeigen, daß ich eher bereit bin als sie, den ersten Schlag zu thun.“ Übrigens richtete er sich in Schlesien als Besitzer ein, nahm die Landeseinkünfte an sich, warb Rekruten, hielt aber in allem darauf, daß das Volk nirgends bedrückt, vielmehr jeder in seinen Rechten geschützt werde; es verstand sich von selbst, daß die Evangelischen ihren Gottesdienst nun frei ausüben durften, er ließ für die verwaisten Gemeinden Prediger aus der Mark kommen, verletzte aber auch, duldsam wie er war, die katholische Kirche nicht.

Mittlerweile sammelte sich in Mähren ein österreichisches Heer, um die Preußen aus Schlesien hinauszuwerfen. Zugleich erhielt der König Nachricht, Österreich, die Seemächte, Rußland und Sachsen beabsichtigten, sich gegen ihn zu verbünden und seine Länder zu teilen. In der That war wenigstens Georg II. von England entschlossen, die pragmatische Sanktion aufs allerkräftigste zu verteidigen. Friedrich beschleunigte daher die Eroberung Glogaus, welches der junge Prinz Leopold von Dessau in der Nacht vom 8. zum 9. März mit großer Kühnheit und geringem Verlust erstürmte, und befahl dem alten Dessauer, mit 33 000 Mann von der Mark aus Sachsen und Hannover zu bedrohen. Er selbst zog auf Neiße zu, während das österreichische Heer unter General v. Neipperg von Süden herankam.

Montag Mittags am 10. April — Neipperg wollte sich gerade in seinem Hauptquartier beim Dorfschulzen in Mollwitz zu Tische setzen — erhielt er die Meldung, die Preußen seien dicht in der Nähe und in vollem Anmarsch zur Schlacht. Hastig suchte er, so gut es ging, sein Heer ebenfalls schlachtbereit aufzustellen. Doch verstrich darüber einige Zeit; aber die Preußen rückten nicht eilig, sondern mit manöverartiger Genauigkeit an. So konnten die Österreicher noch ihre Schlachtlinie

einrichten. Um 1 Uhr standen sie einander gegenüber; beide Teile gleich an Zahl (jeder hatte etwa 19000 Mann), auf Seiten der Preußen war die Infanterie und Artillerie zahlreicher, bei den Österreichern dagegen eine große Übermacht an Reiterei; das Terrain war beiden gleich günstig, eine ununterbrochene Ebene, die der österreichischen Kavallerie guten Spielraum bot; dagegen gaben ein Bach und sumpfige Wiesen der linken preußischen Flanke eine starke Deckung. Auf beiden Seiten wurden Fehler in der Aufstellung gemacht; denn Neipperg war ein mittelmäßiger Feldherr, und Friedrich noch durchaus ein Neuling. Gegen zwei Uhr griffen die Preußen an, in der schönsten Ordnung, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel; ihre Kanonenkugeln eröffneten die Schlacht. Sie ließ sich bald für die Angreifer sehr übel an. Die österreichische Kavallerie, 30 Schwadronen unter dem General v. Römer, stürmte wie eine Windsbraut auf den rechten Flügel der Preußen los und hieb deren Reiterei, zehn Schwadronen Schulenburgs, in wilde Flucht. Vergebens suchten Schulenburg und der König selbst die Flüchtigen zu sammeln; jener fiel, den König, der im dichtesten Getümmel focht, bewogen seine Offiziere, das Schlachtfeld zu verlassen und den Oberbefehl an den Feldmarschall Schwerin zu geben; man hielt alles für verloren. Aber während die Reiter wie Spreu im Winde zerstoben, stand das preußische Fußvolk unerschütterlich, wie aus Stein gehauen, sowohl die Hauptmacht auf dem linken Flügel unter dem Prinzen Leopold von Dessau, als die kleine abgeschnittene Schar auf dem rechten Flügel, welche der General v. Winterfeld befehligte. Die preußischen Bataillone waren in Pelotons geteilt, vier Mann hoch; die beiden ersten Glieder luden und schossen knieend, die beiden andern hinter ihnen stehend; die Offiziere kommandirten, die Gemeinen feuerten, alle ruhig und fest wie auf dem Exerzierplatz, überallhin Front; jede Bewegung genau wie ein Uhrwerk. So schlugen sie fünfmal den Anprall der feindlichen Reiterei, die von allen Seiten sie anfiel, gelassen ab. Römer fiel, und seine Reiter versagten endlich gegen diese Feuerfluten, die unaufhörlich aus den preußischen Musketen auf sie her rollten. Ebensowenig richtete die österreichische Infanterie aus, die nun Neipperg selbst heranführte. Ein höllisches Gewehrfeuer (wie er selbst berichtet) empfing ihn; die Preußen schossen fünfmal, die Österreicher in derselben Zeit kaum zweimal. Neippergs Heer war „durchlöchert wie ein Sieb". Und nun nimmt Schwerin sein ganzes Fußvolk zusammen, in Reih und Glied vorwärts; läßt sämtliche Feldmusik aufspielen und rückt vor mit fliegenden Fahnen. Ein österreichischer Offizier schrieb darüber ein par Tage nachher: „Ich kann wohl sagen, mein Lebtage nichts Schöneres gesehen zu haben. Die Preußen marschirten mit der größten Contenance und so schnurgleich als wenn es auf dem Paradeplatz wäre; das blanke Gewehr machte in der Sonne den

schönsten Effekt, und das Feuer ging nicht anders als wie ein fortwährendes Donnerwetter." Die österreichische Armee wankte, wich vor dem nie erlebten Feuer, das in massenhaften Salven ohne Unterlaß daherfuhr. Nach Sonnenuntergang, um dreiviertel auf acht Uhr, trat Neipperg den Rückzug an.

So hatten die kriegsungewohnten preußischen Infanteristen die alten Regimenter Österreichs besiegt. Sie waren also nicht umsonst zwanzig Jahre lang von Friedrich Wilhelm und dem alten Dessauer gedrillt worden; die unablässige Zucht und der eiserne Ladestock hatten sich vortrefflich bewährt, und der Kamaschendienst war doch nicht so wertlos gewesen; der alte ehrliche Friedrich Wilhelm war herrlich gerächt an seinen Spöttern. Sein Korporalstock trieb hier schöne Lorbern. Aber es lag auch so mancher von seinen „lieben blauen Kindern" tot auf dem schneeigen Siegesplatz. Auch ein hohenzollerscher Prinz, Markgraf Friedrich von Schwedt, war gefallen. Im ganzen hatte ein jedes der beiden Heere hier an Toten, Verwundeten, Vermißten über 4000 Mann verloren.

Doch war mit solchen Opfern der Sieg bei weitem nicht zu teuer erkauft; wie anders und wie viel besser stand es jetzt um Preußen! Friedrich war also nicht der tolle Abenteurer, für den ihn die Welt erklärte, als er dem großen Österreich Krieg bot. Er hatte nicht leichtsinnig über seine Mittel hinaus gestrebt. Mit Bewunderung sah Europa hier eine neue Militärmacht erstehen, die sich mit jeder anderen messen und siegen konnte. Der junge preußische Staat hatte sich den Platz der Ebenbürtigkeit unter den Großmächten der Welt erzwungen, den er beanspruchte. Man mußte mit ihm fortan als mit einem gleichen rechnen. Das war noch viel mehr wert, als der militärische Erfolg, den jener Sieg brachte, nämlich die Behauptung ganz Schlesiens und die Eroberung Briegs, welches im Mai fiel.

Die Schlacht bei Mollwitz gab für Europa das Signal zu einem allgemeinen Kriege; sie war wie ein Funke ins Pulverfaß. Denn die Mächte, die gegen Österreich feindliche Absichten hatten, aber erst abwarten wollten, wie Friedrichs Unternehmen sich anlasse, bekamen nun Mut und Lust, auch zu handeln. Frankreich schloß mit dem Kurfürsten von Baiern einen Vertrag, durch welchen es sich verpflichtete, ihn mit Geld und Truppen zu unterstützen, und machte sich anheischig, ihm zu einem Teile der österreichischen Erbschaft und zur deutschen Kaiserkrone zu verhelfen. Spanien und Sardinien traten diesem Bunde bei; sie wollten den Österreichern in Italien zu Leibe gehen. Auch Sachsen, begierig, an der habsburgischen Beute teil zu nehmen, schloß sich den Verbündeten an. Dagegen traten, um das europäische Gleichgewicht zwischen Habsburg und Bourbon aufrecht zu erhalten, die Seemächte,

England und Holland, für Österreich ein, schickten Hilfsgelder nach Wien und versprachen Soldaten; um so weniger dachte Maria Theresia daran, dem verhaßten Könige von Preußen nachzugeben. Friedrichs Lager bei Strehlen war unterdessen der Mittelpunkt eines lebhaften diplomatischen Verkehrs; von allen Höfen kamen die Gesandten; die einen suchten ihn für Österreich, die andern für Frankreich zu gewinnen. Er hörte alle ruhig an; ihre Drohungen, Versprechungen, Schmeicheleien blieben gleich wirkungslos; er zog allein sein Interesse zu Rate, und da Maria Theresia ihm nicht einmal Niederschlesien, geschweige das ganze lassen wollte, so verband er sich am 4. Juni mit Frankreich, das ihm den Besitz von Niederschlesien gewährleistete, wogegen er dem Kurfürsten von Baiern seine Stimme bei der Kaiserwahl versprach und auf Berg zu Gunsten des Hauses Pfalz verzichtete. Übrigens war er entschlossen, ganz Schlesien zu behalten. Am 10. August ließ er durch den Prinzen Leopold von Dessau die Stadt Breslau besetzen und am folgenden Tage sich von der Bürgerschaft und von der katholischen Geistlichkeit die Huldigung leisten. Vor allem aber verstärkte er in Schlesien sein Heer. Aus den Mitteln dieser Provinz selbst ließ er mehrere neue Regimenter errichten; es war darunter auch ein nach polnisch-tatarischem Muster gebildetes und anfangs meist aus Polen bestehendes Corps Ulanen*), eine Art leichter Reiterei, die bisher in der preußischen Armee nicht üblich gewesen.

Mittlerweile wurde Maria Theresias Lage immer verzweifelter; der preußisch-französische Vertrag hatte ihre Feinde kühner, ihre Freunde bedenklicher gemacht. Am letzten Tage des Juli drangen bairische Truppen über den Inn; der österreichische Erbfolgekrieg war ausgebrochen. In der Mitte des folgenden Monats gingen die Franzosen, 70 000 Mann stark, über den Rhein, um den Kurfürsten von Baiern zu unterstützen, der dann im September den größten Teil des Erzherzogtums besetzte. Zugleich rückten sächsische Truppen an die böhmische Grenze. Der österreichische Staat schien verloren; er war es, wenn Friedrich, wie er es konnte, sich mit seiner weit überlegenen Streitmacht, die hier 63 000 Mann stark war, auf Neippergs Truppen in Oberschlesien warf, auf das einzige Heer, welches Maria Theresia überhaupt besaß. Er konnte es vernichten, nach Wien marschiren und Österreich den Todesstoß versetzen; aber er wollte es nicht. Was wäre denn die Folge der Zertrümmerung dieses Staates gewesen? Nichts anderes als die Verwirklichung der französischen Pläne. Diese aber bestanden darin, die österreichische Monarchie so zu teilen, daß in Deutschland drei oder vier ziemlich gleich starke Mittelmächte entständen, etwa Baiern mit Böhmen,

*) Kriegs- und Heldengeschichte Friedrichs II., Königs in Preußen. Erfurt 1743, S. 240.



Tirol und Oberösterreich, Sachsen mit Mähren und Oberschlesien, Preußen mit Niederschlesien; das Haus Habsburg sollte dann Ungarn und den Rest der österreichischen Landschaften behalten. Bei einer solchen Umgestaltung der Karte Europas bekam Frankreich auch ohne eigene Gebietserweiterung die Herrschaft über Deutschland, über den ganzen Weltteil; denn wer war dann mächtig genug, ihm die Spitze zu bieten? Zu solchen Entwürfen gedachte nun Friedrich II. sich nicht gebrauchen zu lassen; er war zu deutsch, er war vor allem zu klug dafür. „Wie unverzeihlich", rief er aus, „wäre es gewesen, das Joch von Österreich zu brechen und sich dafür französische Ketten zu schmieden!" Er beschloß daher, auf Maria Theresias Bitten, die sich jetzt in ihrer höchsten Bedrängnis aus Preßburg, wohin sie geflüchtet, friedesuchend an ihn wandte, einzugehen und mit dem Kriege inne zu halten. Am 9. Oktober 1741 kam zwischen ihm und den österreichischen Bevollmächtigten zu Klein-Schnellendorf (bei Friedland im Waldenburgschen) in Form eines Protokolls eine geheime Abmachung zustande, durch welche ihm Niederschlesien nebst Neiße überlassen wurde, wogegen er versprach, neutral zu bleiben. Er erklärte aber ausdrücklich, er binde sich an diese Verabredung nur auf so lange, als der wiener Hof sie geheim halten werde; auch müsse dieser vorläufige Vertrag vor Ende des Jahres in einen vollständigen verwandelt sein. Daher unterzeichnete er das Protokoll auch nicht, um für alle Fälle gegen Frankreich den Schein bewahren zu können. Die Österreicher räumten darauf Neiße, die Preußen nahmen in Oberschlesien Quartier und ließen Neipperg ungehindert nach Mähren abmarschiren.

Der König verleibte darauf Niederschlesien seinem Staate ganz und völlig ein, empfing (7. November) zu Breslau feierlich die Huldigung der Fürsten und Stände des Landes, deren Privilegien er indes nicht bestätigte, weil er keine Vorrechte anerkennen wollte, die ihm und der Masse des Volks schädlich wären, und vergab bei dieser Gelegenheit die ersten preußischen Fürstenhüte, indem er die schlesischen Grafen v. Hatzfeld-Trachenberg und Schönaich-Carolath in den Fürstenstand erhob. Sodann wurde die Verwaltung dieser neuen Provinz in allen Stücken auf preußischen Fuß gesetzt.

Der Vertrag von Klein-Schnellendorf war für Maria Theresia in hohem Grade vorteilhaft, denn er machte ihr auf der gefährlichsten Seite Luft. Neippergs Heer konnte auf Wien ziehen und die überall zerstreuten Streitkräfte Österreichs um sich sammeln. Es wuchs dann auch rasch durch Zuzüge, namentlich aus Ungarn, zu einer bedeutenden Macht an, die bald das Feld zu halten imstande war. Die Ungarn wurden damals Habsburgs Retter; mit einem zahlreichen Reiterheere zogen sie aus, den alten Thron der Habsburger wieder aufzurichten.

Im Oktober war Ober- und fast ganz Niederösterreich in die Hände der Baiern und Franzosen gefallen, im November nahmen diese mit den Sachsen vereint auch Böhmen ein, und da Friedrich, erzürnt, daß man den Klein-Schnellendorfer Vertrag doch veröffentlicht hatte, von neuem zu den Waffen griff und Mitte Dezembers Mähren besetzen ließ, so sah es um Maria Theresias Sache immer noch übel aus. Der große Unterschied war aber, daß sie jetzt ein starkes Heer hatte. In raschem Fluge drang dasselbe unter dem General Khevenhiller längs der Donau hinauf, jagte die Baiern und Franzosen vor sich her und fiel verwüstend in Baiern ein. Karl Albert war seiner Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen; eitel und unfähig zu allem Tüchtigen, vergnügte er sich in Prag bei seiner Krönung, dann in Frankfurt a. M., wo ihn (am 24. Januar 1742) die Kurfürsten als Karl VII. zum Kaiser wählten, mit prunkenden Festlichkeiten. Ebenso unfähig zeigten sich die französischen Generale Belleisle und Broglie. Überdies bestand zwischen ihnen und ihren deutschen Verbündeten viel Eifersucht und Uneinigkeit. Der einzige, der Plan und Ordnung in das Ganze hätte bringen können, König Friedrich, ward mit seinen Ratschlägen nicht gehört, weil die anderen, besonders Sachsen, ihm nicht trauten. So kam es, daß die Österreicher in Böhmen Fortschritte machten und in Baiern sich sogar der Hauptstadt München bemächtigten. Vielleicht wäre Khevenhiller noch weiter vorgedrungen, wenn nicht Friedrich, obwohl von den Sachsen schlecht unterstützt, Wien bedroht hätte, indem er 5000 Preußen in Österreich einfallen und brandschatzen ließ; Zietensche Husaren streiften bis Stockerau, vier Meilen vor Wien. Nun wendete sich die Hauptmacht der Österreicher nach Mähren, und Friedrich, der hier nur geringe Streitkräfte zur Verfügung hatte, zog sich, wie die Sachsen, nach Böhmen zurück, während der alte Dessauer Oberschlesien deckte.

Seit Monaten wurde der wiener Hof von dessen treuestem Verbündeten, dem Könige von England, mit Ratschlägen bestürmt, den gefährlichsten Gegner, Friedrich II., in Güte zu befriedigen, damit man die Arme gegen die übrigen frei bekomme. Maria Theresia zog es aber vor, erst noch einmal das Glück der Schlachten zu versuchen, und befahl daher ihrem Schwager, dem Prinzen Karl von Lothringen, dem sie ihr Heer anvertraut hatte, nachdrücklich anzugreifen. In der Mitte des Monats Mai 1742 rückte dieser gegen die Preußen, die am südlichen Ufer der oberen Elbe bei der böhmischen Stadt Chrudim lagerten, ins Feld. Gern hätte er zwischen ihnen und Prag Stellung genommen, um sie von den Sachsen und Franzosen, die dort standen, ganz abzuschneiden; er marschirte daher auf Czaslau und Kuttenberg zu, aber wie er am 16. Mai in Ronnow, südöstlich von dem Städtchen Czaslau anlangte, war ihm Friedrich mit einem Teile des preußischen Heeres schon zuvor-

gekommen und hatte durch einen Gewaltmarsch Kuttenberg erreicht, während der andere Teil, der ihm unter dem Prinzen von Dessau nachfolgte, soeben vor Czaslau vorbeimarschirte. Beide Heere, einander nun so nahe, brannten vor Begierde, sich mit einander zu messen. Prinz Karl hoffte, den Feind in den Dörfern zwischen Czaslau und Kuttenberg zerstreut zu finden und überfallen zu können; er eilte daher noch in der Nacht zum 17ten mit seiner Streitmacht nach Czaslau. Hier aber erfuhr er, die Preußen seien bereits in einem Lager weiter nördlich vereinigt; in der That langte der König eben von Kuttenberg her bei Chotusitz, wo ihn der Prinz Leopold von Dessau erwartete, an.

Das Dorf Chotusitz liegt kaum eine Meile nördlich von Czaslau; es bildete jetzt (am frühen Morgen Donnerstags den 17. Mai) den Mittelpunkt der preußischen Stellung. Der linke Flügel unter dem Prinzen Leopold von Dessau breitete sich nach dem Butlinka-Bach aus, er bestand größtenteils aus Reiterei, die aber hier auf vieldurchschnittenem Boden sich nur schlecht entfalten konnte; den rechten Flügel, gelehnt an die Czirkwitzer Seen und Teiche, machten die von Friedrich selbst soeben hergeführten Bataillone aus. Das preußische Heer zählte 28 000 Mann mit 88 leichten Geschützen, das österreichische 30 000 Mann mit 40 Kanonen. Um den Eifer der Seinigen noch mehr anzufeuern, ließ Prinz Karl bekannt machen, das Avancement solle von jetzt an ohne Rücksicht auf die Religion, vielmehr nur nach der Tüchtigkeit geschehen. Um 7 Uhr Morgens marschirte er heran, da eröffneten die preußischen Geschütze auf der ganzen Linie die Schlacht. Dann warf sich alsbald die preußische Reiterei des rechten Flügels mit blinkenden Säbeln auf die österreichische; sie zeigte hier, daß ihr König sie nicht umsonst seit Mollwitz neu gestaltet und eingeübt hatte. Bald wälzt sich der ungeheure Staubwirbel — der Boden war sandig, das Wetter heiß und trocken — schneller und schneller nach Süden, denn die Österreicher fliehen; auch zwei österreichische Fuß-Regimenter werden niedergesäbelt. Aber nun rückt die Kavallerie-Reserve des Feindes vor, und die Preußen haben hier keine frischen Schwadronen zur Hand. So hält, schwankt der Reiterkampf bald unentschieden und wirr hin und her.

Auch auf der andern Seite erringt der Feind Vorteile, treibt die preußischen Schwadronen, die vor Chotusitz stehen, zurück, bringt auch ein Bataillon vom Regiment Prinz Leopold, welches sich vor dem Dorfe entgegenstellt, zum weichen; schon ist er in Chotusitz und steckt es in Brand. Da wirft sich den Wankenden, Fliehenden der Feldprediger des Regiments Prinz Leopold, der junge Magister Seegebart*), entgegen; er bittet, beschwört, er bringt einen Trupp zum stehen, sammelt noch einen; sein begeisterndes

*) Joachim Friedrich Seegebart, geb. am 14. April 1714 im Magdeburgischen.

Wort hallt weiter und weiter. Von neuem Kriegsfeuer erfüllt, kehren die Regimenter in die Schlachtlinie zurück, wo der größte Teil des Fußvolks noch unerschüttert, aber mit letzter Kraft hält. Die preußische Infanterie mit ihrem sichern und schnellen Feuern und ihrer eisernen Standhaftigkeit thut hier abermals Wunder. Da liegt z. B. ein ganzes österreichisches Regiment, das löwenkühn heranstürmte, niedergestreckt in Reih und Glied, die Musketen neben sich. Wie zuchtlos dagegen die österreichische Reiterei! Wo sie siegt, zerstreut sie sich alsbald, um zu plündern.

So wogt der heiße Kampf vier Stunden lang. Da stellt sich Friedrich in eigener Person an die Spitze seines Fußvolks und macht auf Front und Flanke des linken feindlichen Flügels mit Kanonen- und Musketenfeuer Angriff auf Angriff, bis dieser weicht. Prinz Karl, um den Rest seines Heeres zu retten, räumt das Schlachtfeld und tritt um 12 Uhr Mittags den Rückzug nach Süden an.

Der Sieg war gewonnen, Dank der Tapferkeit der preußischen Truppen, die für sie um so ehrenvoller war, als bei der fehlerhaften Aufstellung ihrer mehr als die Hälfte mit geschultertem Gewehr hatten stehen, der kleinere Teil also die ganze Arbeit allein verrichten müssen; Dank auch dem lutherischen Gottvertrauen, das selbst den Feldprediger zum Helden machte. Einen großen Anteil an dem Siege konnte der König jedoch sich selber zuschreiben. Der mangelhafte Schlachtplan, den ihm die Umstände aufgenötigt, war wesentlich durch seine Umsicht und Entschlossenheit wieder gut gemacht worden. Am meisten aber freute es ihn, daß seine Schöpfung, die Kavallerie, sich so gut bewährt hatte, wenn auch die Infanterie es war, die den Tag entschied. Der Sieg kostete den Preußen 4000 Mann an Toten und Verwundeten, während die Feinde an Toten, Verwundeten und Gefangenen über 6000 Mann und 18 Kanonen verloren; aber er trug eine schöne Frucht, den Frieden, den Maria Theresia, obschon widerstrebenden Herzens, nun anbot. Sie hörte jetzt williger auf Englands Ermahnungen und entschloß sich zu großen Opfern. Friedrich aber, mit ebenso viel Recht gegen Frankreich und seine anderen Verbündeten mißtrauisch, wie diese gegen ihn, auch von Anfang an gemeint, nur für Preußen, nicht für andere zu arbeiten und keineswegs Österreich zum Nutzen Frankreichs zu unterdrücken, schlug gern in die dargereichte Hand ein. So kam das Friedenswerk, welches der preußische Minister v. Podewils und der englische Gesandte Hyndford im Namen Friedrichs und Maria Theresias vorbereitet hatten, zu Breslau am 11. Juni 1742 glücklich zustande; diesem Vertrage folgte dann (am 28. Juli) der förmliche Friedensschluß zu Berlin. Die Bedingungen waren im wesentlichen folgende: Österreich tritt ganz Niederschlesien und Oberschlesien bis zur Oppa, sowie die Grafschaft Glatz und

das mährische Ländchen Katscher für immer an Preußen ab; dagegen verpflichtet sich der König von Preußen in dem österreichischen Erbfolgekriege neutral zu bleiben, auch die Summen, welche holländische und englische Kaufleute zur Zeit des polnischen Erbfolgekrieges dem Kaiser Karl VI. auf Schlesien geliehen (im ganzen etwa vier Millionen Thaler) zu bezahlen.

Es war ein herrlicher Preis, den Friedrich so seinem Staate gewann: bis auf den bergigen Strich im Süden mit den Städten Troppau, Teschen, Jägerndorf, der fortan das österreichische Schlesien hieß, gehörte nun ganz Schlesien zu Preußen, ein so fruchtbares, volkreiches Land, 680 Geviertmeilen, mit 1,400 000 Einwohnern, die in 161 Städten, in 5000 Dörfern lebten, gewerbfleißige, tüchtige Menschen, fast zu zwei Dritteln Protestanten und deutschen Stammes, in Kultur und Charakter, in Sitte und Religion den Stämmen verwandt, zu denen sie nun geschart wurden. Der preußische Staat war durch diesen Zuwachs an Umfang um ein Drittel, an Volkszahl und Einkünften fast um die Hälfte vergrößert und konnte nun in der großen Politik ganz auf eigenen Füßen stehen.

Und welch ein Ansehn hatte der junge König von Preußen sich verschafft! Sein Ruf als Feldherr stand fest, wenn schon wenige ahnten, daß hier nicht bloß ein militärisches Talent, daß hier ein Feldherrngenie ersten Ranges vorhanden, daß seine bisherigen Thaten nur ein kleiner Anfang zu einer glänzenden Reihe von Siegen waren. Ebenso bewunderte man die Gewandtheit und Umsicht seiner Staatskunst. Selbst daß er seine Bundesgenossen im Stiche gelassen, erhöhte ihn eher in den Augen der damaligen Diplomatie und Fürstenschaft, die (mit seltenen Ausnahmen) den Grundsatz befolgte, Verträge gerade so lange zu beobachten, als sie dem eigenen Staat zum Vorteil gereichten. Worin aber die seltenste Eigenschaft, das größte Verdienst des Königs beruhte, das deutete er selbst an, indem er mit Bezug auf den Friedensschluß sagte: „man müsse wissen, zu rechter Zeit inne zu halten.“ Die Selbstbeherrschung, die er in der Schule der Leiden, unter der Zucht Friedrich Wilhelms und im Gefängnis zu Küstrin gelernt, hier brachte sie dem Staate ihren ersten reichen Segen: die weise Mäßigung drückte dem kühnen und glücklichen Krieger, dem klugen Staatsmann den Stempel der wahren Größe auf. So war es keine Prophezeiung mehr, sondern bereits das Urteil aller Scharfblickenden, jene Transparent-Inschrift, die bei des Königs festlichem Empfange zuerst in Jauer am 15. Juni 1742 aufleuchtete:

„Friderico Magno!“

Ostfriesland.

Bald nach der Eroberung Schlesiens vergrößerte Friedrich seinen Staat noch nach einer andern Seite, doch auf ruhigem Wege ohne allen Aufwand von Geld oder Blut, bloß durch rasches Zugreifen. Im Frühling 1744 nahm er Ostfriesland in Besitz.

Der germanische Volksstamm der Friesen war einst über die ganze Nordseeküste von der Weser bis zur Schelde verbreitet; von diesen Ursitzen aus besiedelte er auch die Inseln und Küsten des westlichen Schleswig. Im steten Kampfe mit den Fluten, deren er sich durch Deiche und Dämme zu erwehren suchte, verlor er viel Boden; im Süden gegen die Stämme des Hinterlandes schützten die weiten Moore. Nachdem Karl der Große Friesland mit dem fränkischen Reiche vereinigt, folgte der größere Teil der Friesen den Geschicken der Niederlande und ist jetzt holländisch; das an der Ems belegene Ostfriesland dagegen bewahrte bis tief in das Mittelalter seine Selbständigkeit und kam dann zum deutschen Reiche. Noch im vierzehnten Jahrhundert lebten diese Friesen, ein Volk von Bauern und Fischern, nach eigenen Gesetzen, ohne Fürsten und Adel und berieten ihre gemeinsamen Angelegenheiten in Volksversammlungen beim Upstalsboom in der Nähe von Aurich. Innerer Hader und die Unruhen der seeraubtreibenden Vitalienbrüder begünstigten um 1400 die Erhebung von Häuptlingen, welche die Gerichtsbarkeit in ihrem Bezirk erblich an sich brachten, sonst aber die Freiheit des Volkes nicht beschränken konnten. Solche Häuptlinge waren die Cirksena zu Greetsiel, die 1454 vom deutschen Kaiser zu Reichsgrafen, 1654 zu Fürsten von Ostfriesland erhoben wurden. Sie erweiterten ihr Ländchen, das zuerst nur ein geringes Gebiet am Ausfluß der Ems umfaßte, durch die Erwerbung des Harlinger Landes östlich von diesem Flusse (1604). Aber sie stürzten sich dadurch in Schulden und in Folge dessen in Streit mit den Ständen. Ostfriesland war seitdem voll Zwist, in den auch auswärtige Mächte gezogen wurden, wie denn namentlich der große Kurfürst sich einmischte und 1682 im kaiserlichen Auftrag Emden besetzte. Dieser Umstand war dann die Veranlassung, daß sein Sohn Friedrich III. nachmals (1695) die Anwartschaft auf das Fürstentum erhielt. Als nun am 25. Mai 1744 das Haus Cirksena mit Karl Edzard ausstarb, ließ Friedrich der Große kraft jenes Rechtstitels auf der Stelle durch 500 Mann Preußen, die zu diesem Zwecke schon seit 1740 in Emden lagen, überall im Lande die preußischen Adler und die Besitzergreifungspatente anschlagen. Es waren im Namen der weiblichen Verwandten Karl Edzards dänische Truppen eingetroffen, aber sie machten sich nun eiligst davon. Der alte Parteihader im Lande verstummte jetzt, die Stände

traten in Aurich zusammen und huldigten dem Könige von Preußen, der dagegen die ostfriesische Verfassung bestätigte.

Friedrich brachte die Verwaltung, die Rechtspflege bald in die beste Ordnung; das Land blühte unter seinem Zepter herrlich auf; es empfing nur Wohlthaten von seiner Verbindung mit Preußen; eine Menge vortrefflicher Anstalten und Einrichtungen wurden aus den alten Provinzen hieher übertragen, und die Gegenleistung dafür war nicht beträchtlich; denn die ganze Steuer, die Ostfriesland jährlich dem Könige gab, betrug nur 24 000 Thaler, und die Rekrutenstellung kaufte es mit 16 000 Thalern jährlich ab. Doch war dieser Besitz (54 Quadratmeilen mit 97 000 Einwohnern) für den preußischen Staat insofern von Wert, weil er in Emden nun einen vortrefflichen Nordseehafen hatte. Die Ostfriesen wurden bald gute Preußen, sie liebten und verehrten ihren großen König aufs höchste. Als er im Jahre 1751 seinen ersten Besuch bei ihnen machte, ward er mit einem Jubel empfangen, wie er keinem der alteinheimischen Fürsten jemals zu teil geworden.

Der zweite schlesische Krieg.

Die Nachricht vom breslauer Frieden traf Frankreich und die andern Feinde Österreichs wie ein Donnerschlag; man erzählt, der Marschall Belleisle, damals die Seele der französischen Politik, sei über die unerwartete Neuigkeit in Ohnmacht gefallen, der französische Premier, Kardinal Fleury, in Thränen ausgebrochen bei dem Gedanken, daß Frankreichs hochfliegende Pläne nun scheitern müßten, und daß sie selbst, die alten geriebenen Politiker, von einem Neuling sich hatten hinter das Licht führen lassen. Aber sie mußten ihre Erbitterung niederkämpfen, mußten an sich halten, um nicht Friedrich ganz auf Österreichs Seite zu treiben und so ihre Niederlage zu besiegeln. Schon jetzt nannte Fleury den jungen Preußenkönig l'arbitre de l'Europe, den Schiedsrichter Europas. Er war es. Von beiden Parteien umworben, entschied er sich vor der Hand für keine, sondern wartete ab, wie sich die Dinge nunmehr entwickeln würden.

Sie nahmen bald eine Wendung, die sein Einschreiten wieder nötig machte. Denn die Franzosen führten den Krieg ohne Glück und Geschick, Belleisle wurde nach tapferm Widerstande aus Böhmen gedrängt; im nächsten Frühjahr (1743) verlor Karl VII. sogar sein eigenes Erbland Baiern, von welchem Maria Theresia förmlich Besitz ergriff. Auch die sogenannte pragmatische Armee — ein Heer, welches Georg II. im Bunde mit den Holländern zusammengebracht hatte und nun an den Main führte — erfocht bei Dettingen unweit Aschaffenburgs (im Juni 1743)

über die Franzosen einen Sieg, während das Heer des Prinzen Karl gegen den Oberrhein heranzog. Noch vor Ende des Sommers war Deutschland von den Franzosen gesäubert, und die Österreicher griffen ihrerseits den Feind in seinem eigenen Lande an; sie drangen ins Elsaß ein. Auch in Italien schlugen sie ihre Gegner aus dem Felde. Welch ein Triumph für Maria Theresia! Von Schlesien abgesehen, war ihr nun alles wiedergewonnen und Baiern dazu erobert. Vergebens bat Karl VII. um Frieden; sie gedachte, ihm auch noch den Zierat der Kaiserkrone zu nehmen. Aber mit ihrem Glücke erneuerte sich der herbe Schmerz um den Verlust Schlesiens und der Racheburst für den Schimpf, den Österreich durch einen im Verhältnis so kleinen Staat wie Preußen erlitten hatte. „Ihr Schmerz", schrieb der englische Gesandte seinem Hofe, „ist sehr groß. Alle Übel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht". Diese Thränen, die sie beim Abschluß des breslauer Friedens geweint, brannten auf ihrem stolzen Herzen; sie wünschte nichts sehnlicher, als nun auch Friedrich II., diesen Atheisten, dem man alles zutrauen könne, zu demütigen und ihm Schlesien wieder zu entreißen.

In dieser Absicht wurde sie auch von dem Könige von England bestärkt, dem das Entstehen einer neuen Großmacht keineswegs angenehm, dem als Welfen und als Kurfürsten von Hannover der Aufschwung Preußens sogar höchst widerwärtig war. Er hatte den breslauer Frieden nur darum angeraten und (durch Vertrag von Westminster am 29. November 1742) gewährleistet, damit Österreich erst wieder aufkommen könne. Eifersüchtig wünschten die hannöverschen und ihrem Könige zu Gefallen auch die englischen Staatsmänner vielmehr, daß das Haus Brandenburg, wie früher immer, eine untergeordnete Stellung in Europa spiele; sie meinten, „wenn Österreich jetzt Frieden mit Baiern schließe, so werde der größte Vorteil darin bestehen, daß es Preußen erdrücken könne", und Georg II. schrieb an Maria Theresia die bedeutsamen Worte: „Was leicht genommen ist, kann auch leicht wieder herausgegeben werden." In diesem Sinne war es, daß Österreich, England und Sardinien am 13. September 1743 zu Worms einen Vertrag mit einander schlossen, in welchem sie sich mit Bezugnahme auf eine Unzahl von Verträgen alle ihre Besitzungen gewährleisteten, Schlesien aber und die Verträge von Breslau und Westminster mit vielsagendem Stillschweigen unerwähnt, also zweifelhaft ließen. Auch die holländischen Staatsmänner waren der Ansicht, Maria Theresia habe das Recht, Schlesien zurückzufordern, und Sachsen gewährleistete dem wiener Hofe durch Bundesvertrag vom 20. Dezember 1742 die pragmatische Sanktion, ebenfalls ohne Schlesien auszunehmen. Dabei rüstete Maria Theresia immer stärker, und Kur-

mainz und Kurköln gaben für Geld Truppen an England und Österreich, während Sachsen und Rußland ganze Heere versprachen.

Alles dies beobachtete Friedrich mit steigender Besorgnis; immer bestimmter drängte sich ihm die Überzeugung auf, er werde zur Behauptung Schlesiens noch einen Krieg zu bestehen haben. Er war entschlossen, eher die andern zu überraschen, als sich überraschen zu lassen. Auch hatte er die Zwischenzeit vortrefflich benutzt.

Schlesien war nun im wesentlichen ganz nach dem Muster der übrigen preußischen Provinzen eingerichtet. Auch hier zentralisirten Kriegs- und Domänenkammern die Verwaltung der Landeskräfte, während die kirchlichen Angelegenheiten von Oberkonsistorien, die Rechtspflege von Oberämtern in den Hauptstädten Glogau, Breslau, Oppeln beaufsichtigt wurden. Der Adel verlor den größten Teil seiner Macht, und den Rest derselben, den natürlichen Einfluß, den er auf dem platten Lande behielt, zog der Staat dadurch in seinen Dienst, daß er aus den adligen Gutsbesitzern die Landräte nahm, die nun als königliche Beamte die Polizei in den 48 Landkreisen handhabten. Die Geistlichkeit mußte sich ebenfalls ganz dem Staate unterordnen; die evangelische that es gern, die katholische, geleitet von dem milden und verständigen Kardinal v. Sinzendorf, Fürstbischof von Breslau, fügte sich wenigstens ohne Widerstreben, weil der König zwar den protestantischen Glauben in alle seine Rechte einsetzte, aber den katholischen unangetastet ließ. Ebenso genossen alle andern Sekten Duldung, wie denn die Schwenkfeldianer, welche Kaiser Karl VI. im Jahre 1720 durch die Jesuiten hatte vertreiben lassen, schon im März 1742 von Friedrich waren zurückgerufen worden. Überhaupt erhielt das schlesische Volk nun nach Menschenaltern zum ersten Male wieder einen wirklichen Landesvater; der König reiste selber häufig im Lande umher, untersuchte den Zustand aller Nahrungszweige und besserte an jedem. Dabei zeigte er so viel freundliche Herablassung, erteilte auch dem Geringsten so bereitwillig Gehör, schrieb seine Verfügungen in so humanem Tone und Geiste, daß er allgemeine Zuneigung gewann. Höchst wohlthätig wirkte seine Reform des Steuerwesens. Die Grundsteuer war hier bisher sehr ungleich verteilt, daher drückend und ungerecht gewesen; der König erleichterte die Last, indem er sie gleichmäßig machte. Alle Grundstücke ohne Ausnahme, sie mochten der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bauernstande oder als Domänen dem Landesherrn gehören, wurden besteuert; die Vorstellungen des Adels und der Geistlichkeit, die steuerfrei sein wollten, wurden zurückgewiesen. Diese neue Ordnung brachte zunächst dem Könige, brachte aber auch den Schlesiern selbst die größten Vorteile; das empfanden sie schon damals; und diese Provinz ist dafür den Hohenzollern immerdar so treu und ergeben gewesen, wie nur irgend ein altes Stammland.

Die Einkünfte der Provinz beliefen sich im Jahre 1744 auf 3265000 Thaler, fast ein Drittel der gesamten Staatseinnahme; der Rekruten, die der König — jedoch ohne jede gewaltsame Werbung — aus Schlesien zog, waren 18000. So lieferte das Land selbst einen großen Teil der Mittel zu seiner Verteidigung. Durch Ordnung und Sparsamkeit war auch der Staatsschatz, den der erste Krieg fast geleert hatte, nun wieder auf 5840000 Thaler*) angewachsen, enthielt also Geld zu zwei Feldzügen. An der Vermehrung und Vervollkommnung des Heeres, namentlich der Reiterei, arbeitete der König unablässig; er verbot den Kavallerie-Offizieren bei Strafe infamer Kassation, sich je und irgendwo vom Feinde angreifen zu lassen, vielmehr immer den Feind zuerst anzugreifen. Die schlesischen Festungen wurden verstärkt, zum Teil neu angelegt. Im Frühling des Jahres 1744 hatte der König 120000 Mann schlagfertiger Truppen und war in der Verfassung, das Seinige gegen das wieder erstarkte Österreich verteidigen zu können. Als daher um diese Zeit die Überzeugung, Österreich werde nach vollständiger Besiegung der Franzosen über ihn herfallen, bei ihm zur Gewißheit wurde, beschloß er, dem Feinde zuvorzukommen, verbündete sich insgeheim (15. April 1744) zu Schutz und Trutz mit Frankreich und schloß dann öffentlich am 22. Mai 1744 mit dem Kaiser, mit Kurpfalz und Hessen-Kassel einen Vertrag (die sogenannte frankfurter Union), des Zwecks, Karl VII. gegen den wiener Hof zu unterstützen. Die Franzosen, so ermutigt, führten den Krieg in den Niederlanden und am Rhein nun mit größerem Nachdruck, während Friedrich, als „Beschützer des deutschen Kaisers und der deutschen Freiheit", Ende August mit 80000 Mann in Böhmen einfiel und Prag einschloß. Am 17. September ergab es sich nach heftiger Beschießung.

Diese Waffenthat, glänzend an sich, war noch durch mancherlei Umstände für den kriegerischen Schwung des Heeres nicht wenig erhebend. Die Offiziere hatten von neuem einen Prinzen ihres Königshauses auf dem Felde der Ehre fallen sehen: Markgraf Wilhelm von Schwedt war in den Laufgräben vor Prag geblieben, wie sein älterer Bruder Friedrich auf dem Blachfeld von Mollwitz. Die Gemeinen befeuerte ein anderes Beispiel: beim Sturm auf Prag hatte der Grenadier Krauel zuerst den Wall erstiegen und nachdem er sich verschossen, mit dem Degen so lange gefochten, bis die andern folgten und das Werk erobert war. Dafür zog ihn der König in seiner gemeinen Montur zur Marschallstafel, machte ihn zum Leutnant und gab ihm eine fette Pfründe in Magdeburg.

Nach der Eroberung Prags fiel ohne Widerstand ganz Böhmen in

*) Droysen, Preuß. Politik V. 2, 119.

die Gewalt des Siegers. Aber die Franzosen unterstützten Friedrichs Bewegungen nicht, wie er es doch mit ihnen abgemacht. Anstatt Hannover anzugreifen und dadurch den goldnen Strom, der aus dem englischen Schatz in Österreichs Taschen floß, zu unterbrechen, oder wenigstens in Süddeutschland vorzugehen, ließen sie das Hauptheer der Österreicher ungestört vom Rhein nach Böhmen abziehen. Inzwischen hatte sich auch der dresdner Hof mit dem wiener verbündet, und so rückten im Oktober von Norden her 20000 Sachsen, von Süden 60000 Österreicher in Böhmen ein. Die Bewegungen der letzteren leitete ein alterfahrener Strateg, der Feldmarschall Traun, so geschickt, daß er durch seine Manöver dem Könige rasch Terrain abgewann, und dieser sich zuletzt genötigt sah, sein durch schlechtes Herbstwetter, Mangel an Lebensmitteln und den kleinen Krieg mit den Bauern und den leichten ungarischen Reitern erschöpftes Heer im Dezember aus Böhmen wieder zurückzuführen. Nun ging auch Mähren, dessen sich der preußische General von der Marwitz bemächtigt hatte, wieder verloren, und die Österreicher konnten von dort aus in Oberschlesien eindringen; bereits forderte Maria Theresia sieghoffend alle Schlesier zum Abfall auf. Auf Friedrichs Befehl jagte indes der alte Dessauer im Januar 1745 den Feind hier wieder heraus und besetzte auch den österreichischen Anteil dieser Provinz.

Die Heere bezogen nun endlich die Winterquartiere; desto emsiger arbeiteten die Federn der Diplomaten. Am 8. Januar 1745 schlossen Österreich, Sachsen und die Seemächte im Vertrage zu Warschau sich enger gegen Frankreich und Preußen aneinander; am 20. Januar starb Kaiser Karl VII., und im April vertrug sich dessen Sohn Max Josef zu Füssen mit Maria Theresia dahin, daß diese ihm Baiern zurückgab, er aber seinen Ansprüchen an das habsburgsche Erbe entsagte; damit zerfiel die frankfurter Union. So wurde Friedrichs Lage immer ungünstiger. Schon waren alle andern deutschen Fürsten für Maria Theresia gewonnen, und mit Englands Hilfe hatte sie auch die russische Kaiserin Elisabeth ganz auf ihre Seite gebracht. Bereits dachte sie daran, nicht nur Schlesien wieder zu erobern, sondern gar Preußen zu teilen, und am 18. Mai 1745 in einem Vertrage mit August III. von Sachsen und Polen, der, angestachelt von seinem Minister Brühl, den „bösen Nachbar" aufs äußerste haßte, wurde ihr Gedanke zur diplomatischen That; die beiden setzten fest, Sachsen solle Magdeburg, Krossen, Züllichau, Schwiebus, das Haus Habsburg aber Schlesien und Glatz erhalten.

Die Gefahr für Friedrich, für Preußen war furchtbar; aber der König sah ihr mit festem Blick ins Auge; der Übermacht gegenüber, nur auf die eigene Kraft angewiesen — denn Frankreich hatte genug zu thun, um nur sich selbst zu verteidigen — blieb ihm ein unerschütterlicher

Halt in seinem Willen. Seine Minister, sein Hof zagten; er beschämte sie mit seiner Seelengröße, indem er ihnen eine fremde vorhielt: „Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien, ihre Provinzen besetzt waren! Sollten wir nicht den Mut dieser Frau haben?“ Er war entschlossen, alles zu behaupten oder alles zu verlieren, lieber mit Ehren unterzugehen als ein ruhmloses, ohnmächtiges Leben zu führen. „Es ist keiner unter uns“, schrieb er aus seinem Kriegslager in Schlesien nach Berlin, „der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Erde aufzugeben.“ Diese seine mannhafte Gesinnung hatte er in der That seinem ganzen Heere eingeflößt; jeder Soldat war wie der König bereit, seine Pflicht zu thun; in Friedrichs, in Preußens Ehre sah jeder die seinige. So erwarteten sie mit kaltem Blut den Feind.

Dieser zog Ende Mai mit seiner Hauptmacht, 75 000 Österreicher und Sachsen unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Lothringen, über das Riesengebirge gegen Schweidnitz hin, um Niederschlesien zu erobern, während ungarische Reiterei in Oberschlesien längs der Oder hinab streifte. Die letztere ließ der König durch den Markgrafen Karl von Schwedt und den Husarengeneral Zieten zurücktreiben; er selbst ging mit 60 000 Mann dem Prinzen Karl entgegen und bezog zwischen Jauernik und Striegau ein durch Anhöhen gedecktes Lager. Von hier aus sah er am 3. Juni, wie die Feinde unvorsichtig aus den Gebirgspässen und die Höhen bei Hohenfriedberg herab kamen, in der Richtung auf Striegau marschirten und dann sorglos zwischen Hohenfriedberg und Striegau sich zur Rast legten, ihr linker Flügel, die Sachsen, voran. Hier in ihrem Feldlager gedachte sie der König zu überraschen und zog hurtig sein Heer näher an Striegau. Als der Morgen graute, Freitags vor Pfingsten am 4. Juni 1745, gab er den Generalen seine Befehle zur Schlacht. Der preußische Vortrab vertrieb die Sachsen von den Höhen; sie setzten sich dann in der Ebene hinter Gräben, Moräften, Hecken, aber vom preußischen rechten Flügel unter dem Prinzen Dietrich von Dessau und den Generalen Rothenburg, Stille und Winterfeld, die rasch über das striegauer Wasser kamen, heftig angegriffen, mußten sie nach tapferem Widerstande weichen; um 7 Uhr waren sie in voller Flucht. Nun stürzte Friedrich auf die Österreicher, die sich unterdessen langsam in Schlachtordnung gestellt hatten. Ein wütender Kampf entbrannte. Von einem Hagel von Kartätschen empfangen, erlitten die Angreifenden große Verluste; eins der Regimenter (Bevern) hatte 500 Verwundete, 200 Tote. Dennoch wichen sie nicht. Da entschied die preußische Kavallerie den Tag. Der verwegene General v. Geßler stellte sich mit dem pommerschen Dragoner-Regiment „Baireuth“ an ihre Spitze, jagte mit ihr zwischen dem preußischen Fußvolk hindurch auf das österreichische

und hieb es nieder. Binnen einer Stunde sprengte er zwanzig Bataillone, eroberte 66 Fahnen. Um 8 Uhr Morgens war der Feind überall geschlagen, seine Trümmer ins Gebirge geworfen. 4200 tote oder verwundete Preußen, 9500 Österreicher und Sachsen lagen auf dem Schlachtfelde. Außerdem verloren die Verbündeten über 7000 Mann an Gefangenen, 66 Kanonen, 76 Fahnen.

Furchtbar hatte der Donner der Schlacht an das Riesengebirge geschlagen; so weit man ihn hörte im schlesischen Lande, fielen die Protestanten scharenweise auf die Kniee und beteten zu Gott um den Sieg für die evangelische Sache. Welch ein Jubel in Breslau, als spät Abends blasende Postillone den Sieg verkündeten! Friedrich selbst empfand, daß hier noch etwas Höheres gewaltet als tapferer Mut und überlegene Kriegskunst: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar geschützt“, sagte er zu dem französischen Gesandten. Nach Berlin meldete er freudenvoll: „Unsere Kavallerie hat Wunder gethan; alle Corps haben geschlagen, alle vortrefflich; auch meine Brüder (die Prinzen) haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee.“

Die Engländer setzten nun die Diplomatie wieder in Bewegung, um einen billigen Frieden herzustellen; Maria Theresia wollte indes noch einmal das Waffenglück versuchen. „Wenn ich morgen“, sagte sie, „mit Friedrich abschließen müßte, so würde ich ihm noch diesen Abend eine Schlacht liefern.“ Eben errang sie ja auf einer andern Seite einen Erfolg, der ihrem Stolze sehr schmeichelte: ihr Gemahl, Franz von Lothringen, Großherzog von Toskana, wurde (am 13. September 1745) von der Mehrzahl der Kurfürsten zum Kaiser gewählt; freilich konnte diese Würde ohne Macht den unbedeutenden Mann nicht größer machen, aber sie bot dem wiener Hofe eine Handhabe, um bei Gelegenheit, wie früher, aus dem Verfall des deutschen Reichs in der einen oder andern Weise Nutzen zu ziehen. Die „Kaiserin-Königin“ forderte also eine neue Schlacht; Friedrich gewährte sie ihr. Zwar seine Lage an der oberen Elbe in Böhmen, wohin er dem geschlagenen Feinde gefolgt, war bedenklich genug; denn in der Hoffnung auf nahen Frieden hatte er sich darauf beschränkt, durch den General v. Nassau Oberschlesien von dem ungarischen Aufgebot (den sogenannten Insurgenten) und den aufständischen polnischen Bauern des Gebirgs, den Gorallen, säubern, Kosel wieder erobern und den österreichischen Anteil besetzen, durch den alten Dessauer aber bei Halle ein Heer gegen Sachsen aufstellen zu lassen. Er selbst war unthätig geblieben, sein eigener Gegner, Prinz Karl, daher im Stande gewesen, sein Heer wieder bis zur Übermacht zu verstärken. Es fragte sich nun, ob der österreichische Feldherr daraus werde Nutzen ziehen können.

Das preußische Heer lagerte, 22 000 Mann stark, bei Soor, einem Dorfe unfern Trautenau, in einer ungünstigen Stellung, bereit nach Schlesien abzumarschiren, wenn Prinz Karl mit seinen 33 000 Mann es nicht verhinderte. Dieser machte den Versuch; er wollte den König unvermutet überfallen, zog sich in der Nacht zum 30. September, einem Donnerstag, nahe an Trautenau heran und besetzte eine wichtige Höhe (jetzt Bataillеberg genannt) bei Neu-Rognitz mit einer starken Batterie, 28 Kanonen; von hier überragte sein linker Flügel weit den preußischen rechten. So brach der Morgen an und zeigte dem Könige die ganze, große Gefahr. Aber schnell gefaßt erkannte er auch sofort den Punkt und die Mittel, auf die es nun ankam. Sofort mußten sich die Seinigen zum Angriff formiren und rechtshin gegen den linken österreichischen Flügel abschwenken; von einem Nebel begünstigt, den die aufgehende Sonne noch nicht durchbrach, wurde diese Bewegung rasch und glücklich ausgeführt. Dann, ohne Zaudern, ging es die steilen Höhen hinan, wo der Feind stand. Unter einem Kanonen- und Bombenfeuer, dessen gleichen sie noch nie ausgestanden, stürzte sich die preußische Reiterei, 20 Schwadronen Buddenbrock's, General v. Goltz voran, in den Grund vor dem Bataillеberg, dann diesen hinauf, den der Feind für unangreifbar hielt, und auf die 44 Schwadronen des linken feindlichen Flügels, der hier in drei Treffen hintereinander und neben der großen Batterie stand. Die heldenmütige That gelang, die österreichische Kavallerie wurde geworfen und floh. Nun rückte preußische Infanterie, sechs Bataillone, unter dem verheerenden Feuer der Batterie hinan, gegen die starke feindliche Infanterie auf der Mitte des Bataillеberges; aber von dem entsetzlichen Feuer gelichtet, wankten ihre Reihen, und die Österreicher unter dem Ruf „Maria Theresia" stiegen zur Verfolgung hinab. In diesem Augenblick erschienen durch die Zwischenräume der ersten preußischen Linie fünf frische Bataillone Preußen unter La Mothe und Bonin mit klingendem Spiel, zum Tode bereit, warfen den Feind, erstürmten Berg und Batterie. Der linke österreichische Flügel war geschlagen. Mit gleicher unwiderstehlicher Tapferkeit eroberten die Preußen nun unter den Augen ihres Königs auch die anderen Höhen und Gehölze im Zentrum und auf der rechten Seite. Um 11 Uhr Vormittags war der Sieg erfochten, Prinz Karl mit Verlust von 7000 Mann und 22 Kanonen auf dem Rückzuge über die Elbe. Das preußische Heer zählte 4000 Tote und Verwundete; unter den ersteren befand sich auch ein Schwager des Königs, der Prinz Albert von Braunschweig, der an der Spitze seines Regimentes fiel. „Ich bin nahe daran gewesen überrascht zu werden", schrieb Friedrich noch an demselben Abende nach Berlin, „aber Gott sei gelobt, alles ist gut. Die Schlacht war furchtbar, aber glorreich."

Vorerst war der Ruhm der Unüberwindlichkeit der Truppen und des Feldherrngenies ihres Königs das einzige, was die preußische Taktik und Mannszucht bei Soor errungen hatten. Denn Maria Theresias Stimmung blieb kriegerisch. Die Österreicher und Sachsen, durch russische Verheißungen kühn gemacht, entwarfen sogar den Plan, gerade jetzt mit verdoppelter Kraft den Krieg zu führen, ihn ins Herz von Preußen zu spielen; während des Königs Heer sich in Schlesien in die Winterquartiere legte, rüsteten sie, um nicht bloß diese Provinz, sondern selbst die Mark zu überfallen. Die Absicht war, das sächsische Hauptheer sollte sich in der Lausitz mit dem Heere des Prinzen Karl vereinigen und Schlesien von der Mark abschneiden, ein anderer österreichischer Heerhaufen, der eben unter dem General Grünne vom Rhein heimkehrte, sollte dann aus der Lausitz ins Brandenburgische einfallen und auf Berlin ziehen. Friedrich durchkreuzte aber rasch entschlossen diesen Plan, sobald er ihn gemerkt; im November ging er aus Berlin zum Heere nach Schlesien ab, zog es zwischen Löwenberg und Bunzlau zusammen, überraschte am 23. November die Vorhut des sächsisch-österreichischen Heeres bei Katholisch-Hennersdorf (in der Nähe von Görlitz), schlug hier die Sachsen, die von ihren Bundesgenossen nicht unterstützt wurden, schob sich wie ein Keil zwischen die Heere des Prinzen Karl und des General Grünne und nötigte jenen, nach Böhmen zurückzugehen, diesen aber, sich von der brandenburgischen Grenze auf das sächsische Hauptheer bei Dresden zurückzuziehen. So war Friedrich „unerwartet wie eine Bombe“ mitten unter seine Feinde gefallen und hatte sie nach allen Seiten auseinander gesprengt. Er besetzte nun die sächsische Lausitz, und da die Österreicher hier mit Verwüstung und Plünderung übel gehaust, so nahm ihn das sächsische Landvolk wie einen Befreier auf. Denn wenn er auch starke Kontributionen ausschrieb, so hielt er doch gute Mannszucht.

Nicht mit demselben Feuer rückte unterdes der alte Fürst von Dessau vor, sondern mit methodischer Langsamkeit, bis der König, aufgebracht und nicht gemeint, irgend jemand zu schonen, durch den die Wohlfahrt des Staats verletzt schien, ihm aufs gemessenste befahl, den Sachsen schneller auf den Hals zu gehen. Es geschah; der alte Dessauer, so angestachelt, brannte vor Begier, durch eine große That seinen Ruhm in den Augen des Königs wiederherzustellen. Mit 33 000 Mann zog er über Meißen auf Dresden los. In der Nähe dieser Stadt, am linken Elbufer, stand Grünne mit etwa 9000 Mann hinter Morästen, die ihn schützten, aber auch hemmten. Noch weiter westlich hatte das sächsische Heer mit einigen Österreichern, 26 000 Mann unter dem General v. Rutowski, eine überaus starke Stellung hinter Felsschluchten und Bächen auf den steilen und von Eis und Schnee bedeckten Höhen bei Kessels-

dorf inne; es schien unmöglich, diese Berge, die mit Kanonen gespickt waren, zu erstürmen. Dennoch griff Leopold von Dessau ohne Zaudern an. Um 2 Uhr Nachmittags, Mittwoch den 15. Dezember, rief er sein altgewohntes „Nun in Gottes Namen!“, stellte sich mit gezogenem Degen an die Spitze seines Fußvolks und begann den Sturm. Mit geschultertem Gewehr, unter den Klängen des Dessauer Marsches kletterten die ersten sechs Bataillone hinauf über Eis und Schnee in den mörderischen Kugelhagel, der ihre Reihen furchtbar lichtete. Andere drangen hinauf in das Dorf; doch jetzt vor noch stärkeren Batterien wichen sie wieder. Schon glaubten die Sachsen und Österreicher den Sieg in Händen zu haben. Aber unerschrocken führte der alte Fürst die übrige Infanterie seines rechten Flügels in das Feuer hinein, ließ auch die Reiterei einhauen, eroberte Kesselsdorf, den Schlüssel der feindlichen Stellung, noch einmal und zwang hier den Feind zur Flucht..

Unterdessen griff auch der linke preußische Flügel an; ihn schied der morastige Tzschonengrund von dem rechten sächsischen. Aber der Führer, Prinz Moritz von Dessau, ein geschulter Soldat wie alle seine Brüder, dem Vater gleich an Heldenmut wie an Bedachtsamkeit, sprang selber zuerst in das morastige Gewässer, die ganze Brigade in Front ihm nach; dann die Felsen hinan und wieder durch Schluchten hinauf; rottenweise mußten sie die von Eis und Schnee schlüpfrigen Abhänge hinabrutschen, um auf der andern Seite, einer den andern unterstützend, hinaufzuklimmen; dies alles unter dem Feuer der Feinde. Darauf schnell formirt, drangen sie mit lautem Siegesgeschrei auf die Sachsen ein, die bald, Reiter und Fußvolk, sich zur Flucht wandten. Um 5 Uhr war alles entschieden, und der alte Dessauer in seinem von Kugeln durchlöcherten Mantel ritt vergnügt auf dem Siegesfelde umher. 6800 Gefangene und 48 Kanonen der Sachsen waren seine Trophäen. An Blut hatte der Tag freilich den Siegern mehr gekostet als den Besiegten, da diese in gedeckter Stellung gefochten; es waren von den Preußen 4800 Mann tot oder verwundet, von den Sachsen 3800. Rutowski zog sich auf Pirna zurück. Es war die letzte Schlacht, welche die Sachsen selbständig — als Nation — schlugen. Das österreichische Hauptheer, das ihnen auch hier keinen Beistand geleistet, kehrte nach Böhmen zurück; doch plünderte es auf dem Wege noch die Dörfer der ketzerischen Sachsen erbarmungslos aus.

Friedrich war auf dem Marsche nach Meißen, als er von Südwesten her Kanonendonner hörte und den Himmel gerötet sah; bald brachten ihm sächsische Flüchtlinge die Siegesbotschaft von Kesselsdorf. Am 17ten besuchte er die Wahlstatt. Umgeben von allen Generalen ritt er dem alten Fürsten entgegen, stieg ab, umarmte ihn entblößten Hauptes, sagte ihm viel Schmeichelhaftes und ließ sich von ihm auf dem

Schlachtfelde umherführen. Das war ein süßer Moment in dem Leben des greisen Helden*), dieser wohlverdiente Triumph, mit dem er seine lange ehrenvolle Soldatenlaufbahn so ruhmreich abschloß. Fünfzig Jahre lang war er der brandenburgischen, der preußischen Fahne gefolgt, und immer hatte er die Preußen zum Siege geführt, jetzt wie ehedem; glorreich einst gegen Franzosen, Baiern und Schweden, glorreich nun wieder gegen Sachsen und Österreicher. Und hatte er nicht auch an den Siegen, die sein junger König selbst erfochten, einen Anteil? Gewiß, die straffe Zucht, die mechanische Fertigkeit, der harte Kriegersinn, die zumal das preußische Fußvolk auszeichneten, waren größtenteils des alten Dessauers Werk, der so lange es gedrillt. Nun hatte er bei Kesselsdorf auch sein altes Feldherrntalent neu und schön bewährt. Auch die Truppen ernteten die verdienten Lobsprüche ihres Königs, namentlich das pommersche Infanterie-Regiment von Zeetz, das allein 24 Geschütze erbeutet und sich überhaupt höchst tapfer geschlagen hatte. Alle Offiziere desselben erhielten den Orden pour le mérite, den Friedrich im Jahre 1740 gestiftet und den er nur an wirklich hochverdiente Kriegsleute vergab. Das Regiment bekam ein neues Siegel mit der Inschrift des Schlachttages, eine gleiche Auszeichnung, wie nach der hohenfriedberger Schlacht das Regiment Baireuth, welches in sein Siegel die Zahl 66 (der erbeuteten Fahnen) aufnehmen durfte.

Der Feldzug war nun entschieden, ganz Sachsen in Friedrichs Gewalt, am 18ten zog er in Dresden ein. Die Kriegslust der Verbündeten war gebrochen. König August III. von Polen bat um Frieden, England erklärte, dem wiener Hofe keine Subsidien mehr zahlen zu wollen, wenn derselbe nicht nachgebe; so ließ denn Maria Theresia ihre stolzen Pläne fahren und bot wieder die Hand zum Frieden. Friedrich zeigte auch jetzt eine weise Mäßigung; er wollte nur das Seinige behalten, nicht das Glück unnütz herausfordern. Er hatte in ungleichem Kampfe die Übermacht der Feinde mit eigener Kraft siegreich bestanden, und war es nicht Ruhm genug, daß er mit August von Sachsen in dessen eigener Hauptstadt abschloß, und der österreichische Bevollmächtigte daselbst erschien, um Frieden nachzusuchen? Sein Kampf hatte einen ehrenvollen Frieden bezweckt, einen solchen nahm er nun an. Derselbe, am 25. Dezember 1745 zu Dresden zwischen Preußen einerseits und Sachsen und Österreich andererseits abgeschlossen, bestätigte in der Hauptsache einfach den breslauer Frieden; Maria Theresia verzichtete noch einmal feierlich auf Schlesien und Glatz, Friedrich erkannte ihren Gemahl als Kaiser an, und August III. zahlte an Preußen eine Million Thaler Kriegskosten. Die Preußen räumten nun Sachsen. Das Vaterland begrüßte freudig

*) Geboren am 3. Juli a. St. 1676, gestorben am 9. April 1747 zu Dessau.

die Sieger, die mit den Lorbern auch die Friedenspalme brachten, und wohl hatte es Grund, seinem jungen Könige dankbar zu sein; so viel Ruhm, so viel Zuwachs an Macht, wie ihm durch die beiden schlesischen Kriege zu teil ward, kostete dem Lande selbst fast nichts. Der Krieg, nur in Feindesland und in dem südlichen Schlesien geführt, hatte die alten Provinzen nicht beschädigt, hatte ihnen nicht einmal neue Steuern oder dem Staate Schulden auferlegt, sondern nur den Staatsschatz erschöpft. Selbst der Verlust an Blut war vergleichsweise gering, und die Anzahl des Heeres eher vergrößert gegen den vorjährigen Bestand; denn von den 45 000 Gefangenen, die Friedrich in diesem Kriege gemacht, nahmen sehr viele bei ihm Dienste. Kurz, Schlesien, diese große Erwerbung, war mit wenig Kosten gewonnen; freilich war Preußen der Einsatz und Friedrich der Spieler gewesen.

Am 29. Dezember kam der König in Berlin an, umjauchzt von unermeßlichem Jubel der Bevölkerung, die ihn mit Pracht einholte und feierlich als den „Großen“ begrüßte. Dafür erkannte ihn nun auch das Ausland an. Friedrich aber, von Waffenruhm gesättigt, gedachte fortan in Ruhe an dem Glücke seiner Unterthanen zu arbeiten; er wußte, größer als er war, konnte er nur noch werden im Frieden.

Die Jahre des Friedens von 1745—1756.

Wenn Friedrich in der auswärtigen Politik für seinen erhabenen Zweck, Preußens Größe und Macht, auch verwerfliche Mittel, nämlich Zweideutigkeit und Vertragsbruch, nicht scheute, so konnte er sich einigermaßen damit entschuldigen, daß in der Diplomatie seiner Zeit überhaupt es die Regel war, lieber andere zu hintergehen, als sich täuschen zu lassen. Wie oft ist sein ehrlicher Vater von dem wiener Hofe übertölpelt worden! Friedrich meinte nun, sich derselben Waffe bedienen zu dürfen.

In der inneren Politik wenigstens blieb er jenen Idealen getreu, die er als Kronprinz sich gebildet und in seinen Schriften verkündigt hatte: Aufklärung und Duldung, Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetz, Regsamkeit und Vernunft in allen Teilen des Staats; sein lebelang hielt er hier fest an den edelsten Grundsätzen der Regentenkunst. „Die Bürger“, so schrieb er noch als Siebzigjähriger, „haben einem ihresgleichen den Vorrang nur wegen der Dienste eingeräumt, welche sie von ihm erwarteten, nämlich Aufrechthaltung der Gesetze, Handhabung der Gerechtigkeit, Verteidigung des Staats gegen dessen Feinde, Widerstand gegen Sittenverderbnis und Hebung des Wohlstandes. . . . . Es giebt kein Wohl als das allgemeine des Staates, mit dem der Fürst

unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufhörlich zurückrufen, daß er Mensch, wie der geringste seiner Unterthanen, und daß er der erste Diener des Staats ist." Diesen freisinnigen Geist atmen auch die Lehren, welche er 1744 dem für volljährig erklärten Herzog Karl von Würtemberg auf den Weg mitgab. „Glauben Sie nicht", so schloß er seine Ermahnung, „daß das würtemberger Land Ihretwegen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen." Seine Perlen der Weisheit und des Edelsinns waren freilich bei dem schlechten Herzen jenes Prinzen fortgeworfen. Und doch waren diese Perlen echt. Friedrich sprach schön, aber er handelte ebenso. In jedem Augenblicke blieb er sich seiner Pflichten gegen den Staat bewußt; er meinte, der Fürst werde gut genug bezahlt für sein Amt, um ordentlich zu arbeiten; darum geizte er mit der Zeit, und seine Erholungen, würdig an sich, waren ihm nur Mittel, um seine Arbeitskraft zu stärken.

Er gönnte sich kaum fünf bis sechs Stunden Schlaf, obwohl der Schlaf auch ihm süß war. Im Sommer stand er um drei, im Winter um vier Uhr auf, las dann im Schlafrock die wichtigeren Schreiben der Behörden und Privatleute, hörte den Armeebericht des Generaladjutanten und erteilte ihm die Befehle. Darauf folgte eine Pause, in welcher er einige Gläser Wasser und Tassen Kaffee trank und, im Zimmer auf- und abgehend, auf seiner Flöte phantasirte, während seine Kabinetsräte den Rest der eingegangenen Briefe in Auszüge brachten. Diese las er dann und gab mündlich oder schriftlich auf alle Bescheid. Dazwischen aß er etwas Obst, das er sehr liebte und sich zu allen Jahreszeiten von seinen Gärtnern schaffen ließ. Dann zog er seine Uniform an, die er nun bis zur Nacht nicht wieder ablegte. Darum hielt er auf bequeme Kleidung, und schwerlich hätte ein wohlhabender Privatmann so abgetragene und geflickte Röcke, Beinkleider und Stiefel angezogen, wie der König gewöhnlich trug. In wenigen Minuten hatte er sich gewaschen, angekleidet und rasirt. Dann gab er dem Kommandanten die Parole, schrieb Familienbriefe, las, erteilte Audienz, ritt oder ging spazieren und speiste um 12 Uhr zu Mittag, sechs Schüsseln in zwei Gängen, gewöhnlich in Gesellschaft von sieben bis zehn Personen. Er liebte stark gewürzte und leckere Speisen der französischen und italienischen Küche und trank dazu etwas mit Wasser gemischten Wein. Die Unterhaltung mußte lebhaft und geistvoll sein; er selbst, witzig und kenntnisreich, beteiligte sich dabei durch manches scharfe Witzwort und hatte es gern, wenn die anderen ebenso von Geist sprüheten; doch wahrte er seine Würde; am wenigsten durfte man ihm mit plumper Schmeichelei kommen. Von ihm selbst hörte man nie etwas Plattes; worauf auch das Gespräch fallen mochte, er wußte selbst das Gewöhnlichste ins Bedeutende zu erheben; er adelte

alles.*) Nach der Tafel blies er wieder Flöte, unterzeichnete die Bescheide und Verordnungen, die seine Kabinetsräte hatten ausarbeiten müssen, schrieb auch oft selbst noch einige kurze treffende Worte hinzu, trank Kaffee und hörte entweder seine sogenannten Vorleser, Franzosen, welche ihm Nachricht von den neuesten Erscheinungen der Literatur gaben, oder schrieb an seinen Werken, historischen, politischen oder philosophischen Aufsätzen oder Gedichten. Dann folgte die musikalische Unterhaltung. Bei den Konzerten, die er sich halten ließ, blies er oft selbst die Flöte oder hörte berühmte Künstler, wie Quantz und Benda, oder Stücke von Johann Sebastian Bach. In den ersten Jahren besuchte er gern die Oper und das Ballet, für welche er von Frankreich und Italien Künstler von Ruf bezog, z. B. die berühmte Tänzerin Barberini. Dann speiste er zu Abend, wieder in Gesellschaft feingebildeter und geistvoller Männer, mit denen er sich über Literatur und Kunst, Geschichte und Philosophie unterhielt.

So lebte er regelmäßig des Winters zu Berlin oder Potsdam, des Sommers (seit 1747) im Schlosse Sanssouci, und diese schön geordnete Lebensweise, die eine ernste und angestrengte Thätigkeit mit edler Erholung verband, erhielt ihm seine ungemeine geistige Spannkraft.

Friedrich war ein Selbstherrscher wie nur je ein Fürst. Da war schlechterdings niemand, der ihn beeinflußt hätte; vielmehr ging alles Wesentliche von ihm persönlich aus; die Beamten, auch die obersten, waren nie mehr als seine Werkzeuge, die ausführten, was er angab. Sein Scharfblick, seine Menschenkenntnis ließen ihn überall den rechten Mann für jedes bedeutendere Amt finden; jeder wurde nach seinem Talent und seiner Einsicht gebraucht. Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit — das waren die vornehmsten Eigenschaften, die er von seinen Beamten verlangte, und er sah streng darauf, daß sie diesen Ansprüchen genügten. Er duldete bei ihnen weder Übergriffe noch Nachlässigkeiten; den deutschen Schlendrian ließ er so wenig, wie sein Vater in Preußen aufkommen. Überhaupt hielt er es immer für seine Aufgabe, der tüchtigen Verwaltung, die er vorfand, ihre ganze Wirksamkeit zu sichern, aber dabei ihre Schroffheiten und den Druck, den sie übte, zu vermeiden. Von oben bis unten hatte ein jeder Beamte blindlings zu gehorchen, aber der König befahl auch nur, was für den Staat recht und notwendig war. Übrigens wollte er zugleich ehrenhafte und gebildete Beamte und behandelte die verdienten mit gebührender Achtung.

Allwöchentlich versammelte sich das Staatsministerium zur Verhand-

*) Mémoire du prince de Ligne sur le roi Frédéric le Grand, p. 31: jamais on n'entendit de lui rien de vulgaire; il ennoblissoit tout.



lung derjenigen Landesangelegenheiten, die es dem Könige zur Entscheidung vorzulegen hatte. Die Finanz-, Handels- und Fabriksachen verblieben dem Generaldirektorium. Unter dem letzteren standen in den Provinzen als höchste Verwaltungsbehörden die Kriegs- und Domänenkammern und unter diesen in den Kreisen die Landräte, die indes seit 1743 eine größere Wichtigkeit erhielten. Denn sie bekamen Sitz und Stimme in den Kammern und erstatteten dem Könige, wenn er die Provinzen bereiste, mündlich Bericht. So lernte dieser die Verhältnisse der einzelnen Kreise genauer kennen als bisher, und das war für einen Staat, in dem der König alles machte, sehr heilsam.

Diese wohlgegliederte und streng beaufsichtigte Maschine, die preußische Beamtenschaft, arbeitete denn auch ganz vorzüglich und förderte unaufhörlich neue Hilfsquellen im Lande an den Tag; zumal in der neuen Provinz Schlesien, wo man unter österreichischer Verwaltung es sich und andern bequem gemacht, aber eben darum auch wenig geleistet hatte. Jetzt herrschte auch dort preußische Thätigkeit, die zwar manchmal in Vielregiererei ausartete, aber im ganzen äußerst wohlthätig wirkte.

Dem geschilderten Charakter des Staates entsprach die kastenmäßige Gliederung des Volkes. Friedrich, der sie vorfand, war daher weit entfernt, sie bekämpfen zu wollen; er hielt die scharfe Absonderung der Stände vielmehr für nützlich. Denn wenn jeder in seiner Stelle verharrte, und der Sohn später in die des Vaters trat, so kam die Maschinerie des Staates nicht in Unordnung, und ihre Dauer schien durch die Sitte des Volkes selbst gewährleistet. Das war der vornehmste Grund, warum Friedrich, obwohl er gelegentlich über Adelstolz und Titelsucht philosophisch spottete, dennoch es ungern sah, wenn jemand aus seinem Kreise in einen andern hinübertrat. Nichts war für den Staat wichtiger, als tüchtige Beamte, namentlich aber ein tüchtiges Offiziercorps zu haben. Als natürliche und beste Bezugsquelle galt hier nun auch dem Könige der Adel; er meinte, ein bürgerlicher Offizier, der sich feige gezeigt und weggejagt worden, finde immer noch ein Unterkommen, nicht aber ein adliger, der seiner Geburt halber kein bürgerliches Gewerbe betreiben dürfe und in der Regel auch nichts weiter gelernt habe, als den Kriegsdienst. Darum besitze der Adel allerdings von Natur und durch Erziehung mehr Ehrgefühl und also mehr Tapferkeit als andere Stände. Auch war es noch immer Thatsache, daß der Bauer als Soldat lieber einem Landjunker gehorchte als sonst jemandem, daß der Adel überhaupt mehr Ansehen beim gemeinen Mann hatte. Aus diesen Gründen, denen bei Friedrich ein aristokratischer Zug in seiner Natur noch mehr Gewicht verlieh, geschah es, daß er die höheren Ämter und die Offizierstellen wo möglich nur an Edelleute gab, und aus eben denselben Gründen suchte er den Adel in seinem Besitzstande zu erhalten, verbot Bürgerlichen und

Bauern adlige Rittergüter zu erwerben, wie er andererseits den Edelleuten verbot, die Bauern auszukaufen. Diese Bevorzugung des Adels, irrtümlich wie sie war, schadete dem Staate erst später, als die Sitten und der Geist des Volkes sich geändert hatten, und als der kluge Menschenkenner nicht mehr auf dem Throne saß, der die Tüchtigen von den Unfähigen zu unterscheiden wußte. Denn Friedrich verlangte natürlich bei Besetzung der Ämter, daß zur adligen Geburt noch persönliches Verdienst hinzukomme. Einem hannöverschen Grafen, der für seinen Sohn eine Offizierstelle nachsuchte, erwiederte er: „wenn der junge Mann dienen wolle, helfe ihm der Titel Graf zu nichts; er werde befördert werden, wenn er sein Handwerk gut gelernt", und setzte eigenhändig hinzu: „die jungen Grafen, welche nichts gelernt haben, sind in allen Ländern ignorants; wenn par miracle ein Graf zu etwas gut sein könnte, so müßte er sich nichts auf seinen Titel zu gute halten, denn das sind nur Possen. Alles hängt vom persönlichen Verdienst ab."

Überhaupt verwendete der König auf das Heerwesen eine ganz vorzügliche Sorgfalt; fortwährend übte und vermehrte er die Truppen, nach dem Grundsatz des Vegetius, daß der Friede das Studium, der Krieg die Ausübung der Kunst sei. Die Kriegszucht blieb eisern wie die altrömische; die Aushebung und Werbung drückend, wenn auch durch Friedrichs strenge Ordnung und Aufsicht gemildert. Selbst die vornehmsten Generale, z. B. den alten Dessauer, traf scharfe Zurechtweisung, sobald sie sich Übergriffe erlaubten. Übrigens wurden die Wohlhabenden und manche Städte, wie Berlin und Potsdam, und Bezirke, wie Ostfriesland, von der Kantonspflicht ganz ausgenommen; dagegen, um dem platten Lande nicht zu viel Arbeitskräfte zu entziehen, jährlich 7—8000 Mann geworben, meist Fremde, oft der Auswurf aller Länder. Daher mußte denn auch die Kriegszucht, die solche Leute in Ordnung und Gehorsam halten sollte, barbarisch streng bleiben. Von den jungen Offizieren forderte der König nicht allein untadelhaftes Betragen und Kenntnisse, sondern auch Geist. Alle sollten mit Leib und Seele dienen; daher sah er es nicht gern, wenn die Offiziere heirateten; Husarenoffiziere durften es gar nicht. Die Obersten und Generale sollten nicht nur die Mannszucht aufs strengste beobachten und darin für ihre Untergebenen verantwortlich sein, sondern auch die Eigenschaft besitzen, in dringenden Fällen ihren Entschluß auf eigene Hand zu fassen. Ausschweifungen, Spiel und Trunk ließ er nirgends einreißen. Von den Gemeinen durfte höchstens der dritte Mann verheiratet sein. Dagegen gab es z. B. bei der Garde sogenannte „Liebstenscheine", d. h. der Kompaniechef erlaubte, daß der Soldat mit einem Frauenzimmer, das er irgendwo eingemietet, in wilder Ehe lebte. Scheidungen solcher Ver-

hältnisse fanden selten statt. Von den Kindern der Soldaten, den sogenannten „Eisenkindern“, wurden die Knaben in der Regel wieder Soldaten, die Mädchen, oder wie der preußisch-litauische Ausdruck war, die „Margellen“, wurden Soldatenliebsten.

Jährlich vom Februar bis Juni bereiste der König die Provinzen und musterte überall die Regimenter, führte auch, um die Offiziere im größeren Dienst zu üben, große Feldmanöver ein. Seine eigenen Erfahrungen und Erfindungen im Kriegsfach legte er in einem Buche nieder, das er seinen Generalen zum Studiren mitteilte, übrigens geheim hielt. Da die Gleichförmigkeit in allen Äußerlichkeiten viel Einfluß auf den mechanischen Teil der Taktik hat, so wurde das Drillen unablässig fortgesetzt. Auf beides, den kleinen wie den großen Dienst, legte der König viel Wert. Er war daher bei den Musterungen schonungslos streng, furchtbar schon sein zorniger Adlerblick, und ein donnerndes „Scher Er sich zum Teufel“ fegte ohne Ansehen der Person den General aus dem Dienst, dessen Regiment nicht zur Zufriedenheit erschien. Aber dafür waren auch die Truppen unübertrefflich in Zucht und in militärischer Fertigkeit. Die fremden Gesandten staunten, wenn sie bei den Übungen sahen, wie die Schwadronen im vollen Lauf auf das erste Signal halt machten und eine treffliche Ordnung behaupteten, oder wie eine Infanterielinie von 19000 Mann vorrückte, 80 Schritt in einer Minute, so gerade, als wenn sie nach der Schnur abgemessen wäre. Übrigens richtete Friedrich alle Übungen zu *einem* Zwecke ein, zum Siege in der Feldschlacht; auf den Krieg war alles berechnet. Der stärkste und edelste Trieb zum Siege, die Vaterlandsliebe, fehlte einem großen Teile seiner Soldaten, den fremden Geworbenen. Das konnte Friedrich nicht ändern und war in den übrigen Staaten nicht anders. Um so mehr kam es ihm darauf an und war sein vornehmstes Bemühen, die kriegerische Tugend des Heeres auch im Frieden aufrecht zu erhalten. Er setzte sie in drei Dinge: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit. Die zur Gewohnheit gewordene Ordnung bewirke, daß in der dringendsten Gefahr die Verwirrung der Preußen doch noch mehr Haltung in sich habe als der gewöhnliche Zustand des Feindes. Der Gehorsam mache, daß niemals über die Ausführbarkeit einer gebotenen Unternehmung hin und her geredet, daß allemal auf der Stelle zur Ausführung geschritten werde, und daß niemand verzweifle. Die Tapferkeit beruhe darauf, daß die Offiziere nur von den Waffen ihr Glück erwarten, nur darin ihren Ehrgeiz finden, und daß auch der Soldat Zutrauen zu sich selbst habe und es als Ehrenpunkt betrachte, niemals zu weichen.

Um das Jahr 1750 bestand das Fußvolk aus 48 Feld- und 13 Garnisonregimentern, zusammen 122 Bataillonen, jedes durchschnittlich zu 870 Köpfen, im ganzen 106000 Mann; die Reiterei aus 80 Schwa-

dronen Husaren, jede zu 120 Mann, und 130 Schwadronen Kürassiere und Dragoner, jede zu 158 Mann, insgesamt etwa 30 000 Mann; das ganze Heer also aus 136 000 Mann. Der König vermehrte es indes noch von Jahr zu Jahr. Denn durch die Eifersucht der großen, die Mißgunst der kleinen Staaten von allen Seiten bedroht, mußte er immer Gewehr bei Fuß stehen; Nachbar und Feind waren für ihn dieselben Begriffe; daher bei jeder Steigerung seiner Einkünfte immer sein erster Gedanke, ob er nicht ein par neue Regimenter errichten könne.

Eben deshalb blieb er auch im Finanzwesen dem System seines Vaters treu; er ließ es im wesentlichen, wie es war. Aber er schärfte dem Generaldirektorium ein: „Das Plus ist verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird. Und wenn in Steuersachen zwischen einem königlichen Amt und einem Rittergut ein Streit ausbreche, so solle das Direktorium lieber dem Könige Unrecht thun als dem Gutsbesitzer, denn was für ihn ein kleiner Verlust sei, das rette diesen oft vom Untergang.“ Er suchte, wo er konnte, die Lasten zu erleichtern. „Das Herz blute ihm“, sagte er einmal, „wenn er an zwei Auflagen denke, das Servis in den Städten und die Kavalleriegelder auf dem platten Lande; er würde sie so gern aufheben, aber der Zustand der Kassen gestatte es noch nicht.“ Mit den Einkünften Schlesiens, die unter seiner Verwaltung rasch auf $3^1/_2$ Million Thaler stiegen, beliefen sich die gesamten Einnahmen des Staats im Jahre 1752 auf mehr denn 12 Millionen Thaler, und im Schatze lagen damals schon wieder 7 Millionen, zu denen jährlich zwei hinzugefügt wurden; das Ergebnis einer seltenen Sparsamkeit. Für sich selbst nahm der König jährlich nur 190 000 Thaler, davon verbrauchte er für Reisen 20 000, für Besoldung und Pension des Hofstaats 17 000, für die Königin-Mutter 50 000, für seine drei Brüder je 12 000, für die beiden Schwestern je 3000 Thaler. Er bekümmerte sich um die geringsten Kleinigkeiten des Staatshaushalts, um, wo es mit Anstand möglich war, zu sparen; die Höflinge meinten bald, er sei fast geiziger als sein Vater. Aber er wußte, wie sauer es dem Volke fiel, die Abgaben aufzubringen, und hielt es daher für die größte Sünde, mit dem Gelde des Landes verschwenderisch umzugehen. Er legte auch keine neuen Steuerlasten auf, denn die vorhandenen waren schon schwer genug.

Überhaupt ging er in der Pflege der Steuerkraft die Wege seines Vaters. Den Landbau, den er immer als die Grundlage des Wohlstands im Staate betrachtete, hat er, wo er nur konnte, gefördert. Ansiedler aus dem sächsischen Voigtland, aus der Pfalz und vom Rhein, auch böhmische Hussiten wurden herbeigezogen, wüste Landstriche in Kultur genommen. In den Wäldern und Brüchen Pommerns gründete er 59 Ansiedelungen; bis zum Jahre 1755 hob sich die Bevölkerung des platten Landes in dieser Provinz von 228 559 auf 280 342 Seelen. Im ganzen

legte er während dieser Zeit des Friedens etwa 280 neue Dörfer an. Sehr verdienstvoll war die Entwässerung des Nieder-Oderbruchs, die er in den Jahren 1747 bis 1756 unternahm. Die Berge zwischen Hoch- und Niederwrietzen wurden durchstochen und ein Kanal gegraben, der den Strom ableitete. Bald kam hier eine neue Landschaft zum Vorschein, die nun unter dem Einfluß von Luft und Sonne ein fruchtbares Feld für den Anbau wurde und sich rasch mit Dörfern bedeckte. Eine Menge von Edikten sollte der Landwirtschaft immer mehr aufhelfen. Der König befahl z. B., auf dem Lande alle leeren Plätze mit Obstbäumen zu bepflanzen, neben den Häusern Gemüse- und Hopfengärten anzulegen; forderte die Bauern auf, Flachs, Wein, Waid, Kümmel, Anis, Safran, Luzerne, Rübsen und Kartoffeln zu bauen; schenkte der Stadt Potsdam auserlesene Weinstöcke zum Anpflanzen; befahl, nicht nur in der Mark, sondern selbst in Pommern Maulbeerbäume anzupflanzen; ließ — der erste in Deutschland — zur Verbesserung der Schäfereien Merino-Widder aus Spanien kommen.

Allein dies stete Treiben und Drängen nützte doch weit weniger, als er sich davon versprach. Es hätte die Lage des Landmanns von Grund aus umgestaltet, derselbe hätte zum völlig freien Manne mit ganz freiem Besitz gemacht werden müssen, wenn eine Kultur, wie der König sie wünschte, erblühen sollte. Woher sollte dem Bauer, dessen Land, Zeit und Kraft fast überall ganz oder zum größten Teil der Gutsherrschaft gehörte, woher sollte ihm der Trieb kommen, sich so eifrig zu bemühen? Aber ihn zu einem freien Erbbesitzer zu machen — das wäre eine Revolution gewesen, welche Friedrich nicht unternehmen konnte. Denn woher die Entschädigung nehmen für so ungeheure Opfer, die der Adel hätte bringen müssen? Mit Gewalt aber dessen Eigentum und Vorrechte in einem so großen Maßstabe zu beschneiden, das schien ihm nicht nur ungerecht, sondern auch für den Staat schädlich, weil der Adel es war, der die Offiziere lieferte. Überdies war der Sinn des niederen Volkes selber auf einen solchen Umsturz jetzt noch nicht gerichtet, war vielmehr knechtisch; mußte doch der König noch im Jahre 1783 den gemeinen Leuten in Schlesien, welche ihm Bittschriften überreichten, durch Kabinetsordre verbieten, auf die Erde niederzufallen; sie sollten nur vor Gott knieen. Darum beschränkte er sich darauf, die Lage der Bauern einigermaßen zu erleichtern. Er befahl dem Generaldirektorium (1747), gründlich zu untersuchen, ob die Domänenpächter bisher den Bauern hart gefallen oder christlich mit ihnen umgegangen und auf ihre Erhaltung thätlich bedacht gewesen. „Ist der Amtmann", sagte er, „ein Bauernplacker, so soll er, wenngleich er sonst gut gewirtschaftet und richtig gezahlt hat, aus dem Amte geschafft und ein anderer, billiger, ehrlicher Pächter aufgesucht werden." Jeder Kammerpräsident, der über Bitten

der dürftigen Unterthanen um Nachlaß saumselig und zu spät berichte, solle 30 Dukaten Strafe zahlen. Auch befahl er, die Frohnden der Bauern überall, sowohl auf den Domänen als auf den adligen Gütern zu beschränken; wöchentlich fünf oder gar sechs Tage für die Gutsherrschaft zu scharwerken, sei für den gemeinen Mann unerträglich; da müsse einmal durchgegriffen werden, die Bauern sollten wöchentlich nur drei Tage dienen. Indessen die Beamten, Domänenpächter und Edelleute hielten gegen den Bauer zusammen, und die Befehle fruchteten wenig. Ebenso vergeblich bemühte sich der König, die Adligen im guten zur Aufhebung der Leibeigenschaft und der Erbunterthänigkeit zu bewegen, wie er selbst wenigstens auf seinen litauischen Domänen vielfach that, und zur Gewalt konnte er in diesem Punkte eben nicht greifen. Dagegen setzte er eine bessere Behandlung der Landleute durch. Er befahl (1749), ein Beamter, der einen Bauer mit dem Stock schlage, solle mit sechsjähriger Festungsstrafe belegt werden. Er bestrafte einen Grafen Frankenberg zu Gräditzberg, der seine Bauern tyrannisirte, und jagte dadurch auch den andern kleinen Despoten in Schlesien einen heilsamen Schrecken ein; unter ihm konnte das alte Junkerregiment nicht fortbestehen. Ebensowenig durften die Hauptleute und Obersten fortfahren, die Enrollirten gewissermaßen als Leibeigene zu behandeln und für Beurlaubung ihnen Geld abzupressen. Mit einem Wort, er duldete überhaupt nicht, daß Gewaltsamkeiten, sei es von den Herrschaften oder den Behörden gegen die Unterthanen verübt wurden; man sollte ihm nicht durch Bedrückung die Leute aus dem Lande scheuchen, nicht durch Mißhandlung die Soldaten aus Reih' und Glied treiben.

Die Städte blieben durchaus unabhängig von der königlichen Verwaltung; aber der König nahm darauf Bedacht, daß jeder bei seinem Gewerbe bestehen könne. So z. B. verbot er, zu Gunsten königlicher Domänen den Städten das Recht des Bierausschanks zu beschränken; das sei gottlos und strafbar, „indem dadurch den Bürgern ihre Nahrung entzogen und der Hals abgeschnitten werde.“ In der Beförderung der Industrie, die er die rechte Quelle des Mehrertrags für den Staat nannte, faßte er weitere Gesichtspunkte als Friedrich Wilhelm I., insofern er nicht nur die alten Gewerbe verbesserte, sondern auch neue einführte und nicht den Luxus verhindern, sondern nutzbar machen wollte. Damit das Geld, das für fremde Fabrikate ins Ausland ging, im Lande selbst verdient werde, zog er auch geschickte fremde Handwerker und Fabrikanten herbei, die Einheimischen zu unterrichten und anzuspornen, und schützte die einheimische Arbeit durch Verbot fremder Ware. Diesen Schutz hielt er, wenn Preußen sich im Warenbezug der Abhängigkeit vom Auslande entwinden und eine eigene Industrie bekommen sollte, für durchaus notwendig. Wie sein Vater, trieb er nicht bloß unablässig zum

Fleiß, sondern legte auch selbst neue Fabriken an, z. B. 1743 in Neustadt-Eberswalde eine Eisen- und Stahlfabrik, in der Mark (1753) ganze Wollspinner-Dörfer. So kam auch mancher jüngere Industriezweig, namentlich die Zuckersiederei und die Papierfabrikation, mit geringerem Erfolg die Seidenfabrikation in Aufnahme. 1741 wurde die Kattundruckerei, 1744 die Baumwollen-Spinnerei und Weberei eingeführt. Wie sehr seine Fürsorge bis ins einzelne ging, ersieht man aus Aufzeichnungen, die er zu seiner eigenen Erinnerung einst auf einer Reise in Schlesien gemacht hat. „In Schweidnitz und Neiße, bemerkte er, fehle es noch an Ziegeldächern, er müsse daran denken, sie zu schaffen; in Schmiedeberg fühle man sich von der Kaufmannschaft gedrückt, die Sache verdiene Überlegung. In Pleß sei eine neue protestantische Kirche nötig, an anderen Stellen Kirche und Schule zu weit entfernt, um von den Einwohnern benutzt zu werden. Er denkt daran, wie das schlechte Land hie und da zu verbessern, das Holz, dessen man sonst einmal entbehren werde, mehr zu schonen sei. Er merkt sich an, wo es in den Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehle. Striegau bedürfe einer Manufaktur; er wisse nichts anderes als etwa Vitriol daselbst bereiten zu lassen; aber besonders gebreche es in Oberschlesien an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen anlegen; in Tarnowitz würden Kunstschreiner beschäftigt werden können; für Waren, wie die nürnberger, zu denen es an Holz nicht fehle, würden Krakau und Teschen einen guten Markt darbieten. Wie ein Hausvater, der sein Besitztum im ersten Frühjahr durchschreitet, um sich die Arbeiten des Sommers zu überlegen, bemerkt er an jeder Stelle woran es gebricht, und was sich thun lasse.“ *)

Hungersnöte, wie sie zu unserer Zeit z. B. in der Provinz Ostpreußen eingetreten, konnten unter Friedrichs bevormundendem Regiment nicht vorkommen. Er beherrschte, wie schon sein Vater gepflegt, durch stets gefüllte Speicher die Getreidepreise und hielt sie in bestimmten Schranken; der Scheffel Roggen sollte nie weniger als 16 Groschen und nie mehr als 1 Thlr. 8 Gr. gelten. Diese Grenzen hat derselbe denn auch in der That während der ganzen langen Regierung Friedrichs d. Gr. selbst nach Mißwachs und im Kriege nur selten und wenig **) überschritten.

Manchmal freilich schadete diese unablässige Einmischung. Denn um nur das Geld im Lande zu behalten, wurde der Unterthan oft ge-

---

*) Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte, III. 413.

**) Nämlich im Juni 1740 1 Thaler, 12 Groschen.
„ „ 1762 4 Thlr. schlechtes Geld (etwa 2 Thlr. gutes Geld).
„ „ 1772 1 Thlr. 18 Gr.

Sogar im siebenjährigen Kriege stieg der Roggen (außer im Jahre 1762) im Preise nie zu 2 Thlr. guten Geldes.

zwungen, statt guter ausländischer Ware schlechte einheimische zu kaufen. Der Handel, der seiner Natur nach freie Bewegung liebt, gedieh daher unter der übereifrigen obrigkeitlichen Bevormundung weniger, als wohl geschehen wäre, wenn man den Unterthanen selbst größeren Spielraum gelassen hätte. Doch waren die Erfolge der Regierung selbst hier nicht unbedeutend; die allgemeine Handelsbilanz soll sogar z. B. für das Jahr 1752 eine Gesamtausfuhr des Landes von etwa 22 Millionen Thaler, eine Gesamteinfuhr von 17 Millionen ergeben haben. Das Beste, was Friedrich zur Beförderung des inneren Verkehrs that, waren seine Kanalbauten. Er ließ in den Jahren 1743 bis 1745 den $4\frac{1}{2}$ Meile langen plauenschen Kanal von der Havel über Genthin in die Elbe, in den Jahren 1744 bis 1746 den $6\frac{1}{2}$ Meile langen Finow-Kanal zur Verbindung der Havel mit der Oder anlegen, baute 1740 den Swinekanal und 1746 die Stadt Swinemünde. Hiedurch und durch Ermäßigung der Oderzölle hob sich der Oderhandel und besonders die Stadt Stettin ganz ungemein. Der überseeische Handel aber, zu dessen Gunsten er Emden zum Freihafen machte (1752) und eine asiatische und eine bengalische Handelsgesellschaft stiftete, wollte nicht aufblühen.

Wenn Zunahme des Wohlstandes und der Bevölkerung ein günstiges Zeugnis für die Regierung ist, so muß man sagen, Friedrichs Bemühungen um die Pflege des Nährstandes waren überaus heilsam und segensreich. Denn daß der Wohlstand beträchtlich wuchs, ersieht man aus der obenerwähnten Steigerung des Steuerertrags, da neue Auflagen nicht hinzugekommen waren; auch die Einwohnerzahl stieg in den alten wie in den neuen Provinzen sehr bedeutend; sie betrug 1756 im ganzen preußischen Staate fünf Millionen.

Das größte Verdienst in der inneren Verwaltung erwarb sich Friedrich um die Rechtspflege. Er fand sie ganz verwahrlost, zumal auf dem platten Lande. Dort hatten die königlichen Amtleute die Justizverwaltung gepachtet und übten sie meistens ohne Sachkenntnis und nur als Erwerbsquelle. Es gab z. B. in der Neumark nicht einen einzigen verpflichteten und rechtskundigen Gerichtsverwalter. Sie erhöhten willkürlich die Sporteln, und ihr corpus juris war der Stock. Sie samt ihren Gerichtsverwesern lebten vom Raube. Die Obergerichte waren auch voll Mißbräuche; die schlecht besoldeten Räte legten sich auf Nebenverdienste, die Richter verschleppten die Akten; die Advokaten waren großenteils unwissende Menschen. Viele hatten ihre Stellen gekauft. Die Prozesse waren langwierig und kostbar; in der Regel verlor der Arme, gewann der Reiche. Friedrich Wilhelm I. hatte gemeint, diesen Zustand dadurch verbessern zu können, daß er willkürlich in den Gang der Rechtspflege eingriff und selbst entschied. Aber damit half er doch nur in einzelnen Fällen, und zuweilen machte sein Einschreiten die Ver-

wirrung nur ärger; es bedurfte einer gründlichen Reform. Diese nahm nun Friedrich II. vor. Er beauftragte den Justizminister Cocceji, den Verfall der Justiz bis in die Wurzeln zu untersuchen und abzustellen. Cocceji, trotz seiner 70 Jahre ungemein rüstig und energisch, legte schon im März 1746 seinen Entwurf vor; derselbe ging auf drei Punkte, Umbildung der Kollegien, des Verfahrens und der Gesetzgebung, und erlangte in allen Stücken die volle Zustimmung des Königs. Die Reform wurde nun zuerst in Pommern, wo die Mißbräuche himmelschreiend waren, sodann in den anderen Provinzen eingeführt, und die Landstände gaben bereitwillig eine Geldbeihilfe für die Kosten des Werkes her. Zunächst erschien 1747 der Codex Fridericianus, ein Gesetzbuch, welches die neue Gerichtsordnung enthielt. Die Obergerichte wurden danach mit lauter gelehrten, erfahrenen und zuverlässigen Richtern besetzt, die bei hinreichender Besoldung sich ganz ihrem Amte widmen konnten; die Untergerichte kamen wieder in die Hände wirklicher Juristen. Neu war das Institut der Auskultatoren und Referendarien. Die Gebühren wurden ermäßigt und festgestellt, die Prozesse rasch und ohne Schikanen erledigt.

Der Haupterfolg der Coccejischen Reform bestand jedoch darin, daß sie den preußischen Juristenstand gleichsam neu begründete, ihn auf seine eigentliche Bestimmung hinwies und ihm die Möglichkeit verschaffte, seinem Berufe zu leben; ferner darin, daß die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt und nur wissenschaftlich Befähigten anvertraut wurde. Friedrich enthielt sich den Gerichten gegenüber jeder Eigenmächtigkeit. „Ich habe mich entschlossen“, sprach er, „den Gang der Prozesse nie zu stören. Die Gesetze müssen sprechen und der Souverän schweigen“. In der That kam es ausnehmend selten vor, daß er ein gerichtliches Urteil abänderte, und dann nur in den Fällen, wo er überzeugt war, man habe ungerecht entschieden, oder das Gesetz sei zu hart. Und wenn er hier zuweilen eingriff, so geschah es allemal zu Gunsten der Armen und Gedrückten gegen die Großen und Reichen; wie er z. B. nicht dulden wollte, daß man einen armen Wilddieb um eines geschossenen Hasen willen auf zwei Jahre ins Zuchthaus stecke, während die Gesetze gegen weit größere Verbrechen viel milder waren. Überhaupt behielt er allein sich das Recht vor, die grausamen Strafen, welche die Gerichte nach Lage der Gesetzgebung damals erkannten, zu bestätigen oder zu verwerfen. Er wollte die Gründe jedes Todesurteils selbst prüfen, er allein willkürliche Verhaftung und Einsperrung, wenn sie nötig war, verfügen; „seinen Beamten und Ministern wollte er die gefährliche Waffe der Eigenmacht nicht anvertrauen, wie in den anderen Staaten seiner Zeit geschah, wo Minister, Mätressen, Hofleute oder der erste beste Beamte über Leben, Freiheit und Eigentum des Staatsbürgers verfügten. Die

Festungskommandanten durften durchaus keine Gefangene annehmen ohne einen von dem Könige eigenhändig unterzeichneten Befehl, durch welchen die Natur und Dauer der Haft genau vorgeschrieben war. Dies war damals in keinem andern Staate der Fall und ein Mittel, daß sich niemand hierin die geringste Ungerechtigkeit erlauben durfte." *) Übrigens übte Friedrich selbst jene strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, die er den Richtern zur Pflicht machte. Er schärfte den Justizbehörden ein, die Rechtssachen nicht nur zu entscheiden, sondern auch in Ausführung zu bringen und sich dabei auch durch königliche Verordnungen nicht stören zu lassen. Denn ihre höchste Pflicht sei die Justiz, auf die sie geschworen.

Diese neue Rechtsordnung sicherte also Personen und Eigentum gegen Willkür und gewaltsame Eingriffe der Verwaltung, indem sie jeden unter die alleinige Herrschaft der Gesetze stellte. So gab sie dem Unterthan das Selbstgefühl und das Bewußtsein eines Rechtsdaseins und machte den preußischen Staat, der bis dahin ein Militärstaat war, auch zu einem Rechtsstaat. Die Justiz bekam also zugleich einen politischen Beruf; eben darum nahmen die Stände überall im Lande einen lebendigen Anteil daran. Sie priesen das Unternehmen des Königs als ein herrliches vaterländisches Werk. Cocceji entwarf 1749 auch ein allgemeines deutsches Landrecht, das, in der Vernunft und Landesverfassung gegründet, die Herrschaft des römischen Rechts beschränken und ein zeitgemäßes deutsches Gesetzbuch darstellen sollte. Das war der Anfang des späteren „preußischen Landrechts", dessen Vollendung der hochverdiente Mann nicht mehr erlebte. Von seinem Könige mit Ehren überhäuft und zum Großkanzler erhoben, starb er im Jahre 1755. Friedrich sagt von ihm die schönen Worte, die ihn und jenen ehren: „Cocceji war wie Tribonian für die Gesetzgebung und das Glück der Menschen geboren." **)

Denselben Grundsatz: „Gleichheit vor dem Gesetz" hielt der König auch in den kirchlichen Verhältnissen fest. Die Religionen wurden alle von ihm geduldet, und sie sollten gleiche Duldung unter einander üben. „Ich bin neutral", sagte er, „zwischen Rom und Genf; wer den andern beeinträchtigt, wird verurteilt." Die Reformirten, bisher in Schlesien ausgeschlossen, erhielten hier jetzt Religionsfreiheit, ebenso wie die Lutheraner. Die katholische Geistlichkeit in Schlesien wurde nicht bedrückt, aber mit ihrer Herrschaft war es vorbei; sie mußte sich in das Staatswesen, wie es in Preußen war, schicken lernen, und dies wurde ihr erleichtert, weil der gemäßigte, friedliebende Mann, der auf dem Bischofsstuhl von Breslau saß, die Duldsamkeit des Königs auf jede Weise unterstützte.

*) Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh. II. 274.

**) Oeuvres IV. 2.

So bildete sich zwischen beiden Teilen ein gutes Einvernehmen. Gern erlaubte der König den Katholiken auch den Bau einer katholischen Kirche zu Berlin (die Hedwigskirche). Aber gehorchen mußte ihre Geistlichkeit ihm eben so gut wie die evangelische. Als das Domkapitel in Breslau sich seinen Bestimmungen über den Nachfolger des Bischofs (1743) widersetzte und in Briefwechsel mit Rom und Wien trat, wurden die Domherren scharf verwarnt: „Ich habe und will euch im Gewissen und in der Religion nichts thun", sprach er zu den Versammelten, „aber wenn ihr fortfahrt, mit dem Auslande zu konspiriren und meinen Willen nicht zu thun, so habe ich Festungen, ungehorsame Leute dort einzusperren. Wenn ich euch alle auf einmal fortgejagt hätte, kein Hahn würde danach gekräht haben." Er setzte seinen Willen durch; nach langem Sträuben wählte das Kapitel, als Sinzendorf 1747 gestorben war, den Domherrn Grafen Schaffgotsch zum Bischof. Eben so wenig durften die katholischen Geistlichen in Schlesien ihre früheren Rechte über Evangelische behalten; hinsichtlich der gemischten Ehen bestimmte der König schon 1743, daß die Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der Religion der Mutter erzogen würden; übrigens stellte er es durchaus jedem frei, sich zur katholischen oder zur evangelischen Kirche zu bekennen. Die übergroße Anzahl der katholischen Feiertage wurde beschränkt. Außer den Sonntagen sollten die Katholiken nur noch 13, die Evangelischen 9 Festtage feiern. Die Evangelischen in Schlesien erbauten sich bis zum Jahre 1750 über 200 neue Kirchen; dennoch stieg ihre Zahl bei weitem nicht wieder so hoch, als sie vor dem dreißigjährigen Kriege gewesen; zu große Verheerungen hatte die kirchliche Reaktion unter dem habsburgischen Zepter hier angerichtet.

Obgleich nun der König unparteiische Gerechtigkeit gegen beide Kirchen übte, so wußte er doch gar wohl, daß nur die evangelische ihn von Herzen liebte, und daß sein Staat wesentlich ein protestantischer war. Aus politischen Gründen beharrte er denn auch an der Spitze des protestantischen Deutschlands. Ihm selbst waren die Glaubensmeinungen gleichgiltig, aber als Staatsmann erkannte er, wie unendlich wichtig sie für die Menschheit seien. Er hielt darauf, daß das Volk in seinem religiösen Glauben nicht erschüttert würde, und er schickte einmal einen Buchhändler auf sechs Monate nach Spandau, weil derselbe eine deutschgeschriebene, also dem großen Publikum zugängliche Spottschrift gegen die christliche Religion verbreitet hatte. Doch konnte der Theologe Edelmann es in Berlin unter allen Deutschen zuerst wagen, (1747) drucken zu lassen, Jesus sei ein bloßer Mensch gewesen, von Gott mit vortrefflichen Gaben ausgerüstet, um eine Religion der Liebe und Vernunft zu lehren; die Welt sei ewig, die Seele unsterblich und ein Teil Gottes; es gebe weder Engel

noch Teufel; die Bibel sei von Menschen geschrieben; die Gründe unserer Erkenntnis beruhten allein in der Vernunft, in der Erfahrung und Wahrscheinlichkeit. Diese und andere rationalistische Lehren durfte Edelmann verkündigen, ohne daß Friedrich, wie die Geistlichen verlangten, ihn dafür bestraft hätte. Seine Schriften wurden dann zwar als gemeinschädlich verboten, Edelmann selbst aber sonst nicht behelligt; er lebte ruhig in Berlin bis an seinen Tod (1767).

Ein Staat, dessen Lebensprinzip die unbedingte Hingebung aller an den Fürsten, als an die Seele des Staates, war, konnte nicht wohl die Preßfreiheit gestatten. Eine solche verträgt sich überhaupt nur mit Gemeinwesen, in denen das Volk der Bevormundung von oben her wirklich entwachsen ist. Dies war in Preußen so wenig wie anderwärts auf dem europäischen Festlande der Fall, etwa Holland ausgenommen. Daher kam Friedrich II. sehr bald von jener unbeschränkten Entzügelung der Presse, die er bei seinem Regierungsantritte versucht hatte, wieder zurück und führte aufs neue die Zensur ein. Schon 1743 erschien die Haude- und Spenersche Zeitung in Berlin statt mit dem früheren Motto: „Wahrheit und Freiheit!“ mit der Umschrift um den preußischen Adler „Mit Königlicher Freiheit.“ Aber zu Zensoren wollte der König nur vernünftige Männer, die nicht jede Kleinigkeit aufmutzten, und er ließ sie ihr Amt mit so großer Freisinnigkeit üben, daß man später glaubte, es habe unter ihm immer völlige Preßfreiheit bestanden, was doch nicht der Fall war. Freilich im Vergleich zu den andern Staaten und zu den beiden folgenden Regierungen war Friedrichs Zensur fast Preßfreiheit zu nennen.

Bei dem traurigen Zustande, in welchem sich damals das geistige Leben der Deutschen befand, bei der Geschmacklosigkeit und Roheit fast aller ihrer literarischen und künstlerischen Erzeugnisse, war es dem Könige nicht zu verübeln, daß er die feine französische Bildung, die er selbst besaß, der einheimischen vorzog. Er traute den Deutschen auch kein Interesse für Literatur zu; in der That war ein solches selbst in Berlin so gering, daß eine Literaturzeitung, die 1750 von Formey herausgegeben ward, aus Mangel an Lesern eingehen mußte. Da er es nun weder für möglich noch für wünschenswert hielt, die Deutschen in den Wissenschaften und Künsten zu Franzosen zu machen, so überließ er sie hier ihrer eigenen Weise. Aber sein Beispiel — die Thatsache allein, daß ein so großer König selber schriftstellerte, selber Mitarbeiter an der berliner Akademie war und seine Erholung nur in ästhetischen und philosophischen Bestrebungen suchte — die hohe Achtung, die er den fremden Gelehrten und Künstlern erwies, alles dies bewirkte vielleicht mehr, als Kabinetsbefehle vermocht hätten, daß der Sinn für geistige Bestrebungen allmählich erwachte, daß sich fähige Köpfe auf jene Dinge warfen, die

Friedrich dem Großen so teuer waren. Der König selbst ahnte von dieser langsamen Erhebung des Nationalgeistes nichts; doch wo er ein höheres Streben wahrnahm, unterstützte er es bereitwillig. So begünstigte er z. B. das Unternehmen des Predigers bei der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin Johann Julius Hecker, der hier im Jahre 1747 eine Schule von ganz neuer Art anlegte, eine „ökonomisch-mathematische Realschule“ mit dem Zweck, junge Leute für das Handelsfach oder für Künste, Gewerbe, Landwirtschaft auszubilden. Man pflegte damals solche neue Anlagen durch Lotterien emporzubringen, so geschah es auch bei der Gründung dieser Anstalt. Der König erteilte ihr den Namen einer königlichen Realschule und erwies ihr mancherlei Wohlthaten; nach ihrem Vorbilde sind später alle anderen Realschulen entstanden, die heute im deutschen Schulwesen einen so breiten und wohlverdienten Platz einnehmen. Im ganzen freilich geschah zu dieser Zeit für die Schulen und Universitäten sehr wenig; Friedrich ließ bei ihnen fast alles beim alten. Desto eifriger bemühte er sich um die Akademie der Wissenschaften, die, durch Maupertuis umgestaltet, im Jahre 1744 ihre Sitzung eröffnete und sich nun auch mit philosophischen Forschungen beschäftigte. Sie war wesentlich französisch, und ihre Denkschriften erschienen in dieser Sprache. Es gab indes unter ihren Mitgliedern außer den Franzosen und französisch gebildeten Schöngeistern doch auch manche tüchtige deutsche Gelehrte, wie den Mathematiker Euler und den Naturforscher Lieberkühn, der die elektrischen Versuche Ludolfs und Winklers weiter verfolgte. Einer der fleißigsten und literarisch bedeutendsten Mitarbeiter war Friedrich II. selber. Er schrieb in dieser Zeit die Geschichte seines Hauses und Landes, 1746 die Geschichte seiner Zeit und der beiden ersten schlesischen Kriege; Werke, an denen namentlich die große Treue und Wahrhaftigkeit der Darstellung zu rühmen ist. Indem nun Friedrich dadurch zeigte, daß sich der Degen mit der Feder gar wohl vereinigen lasse, brachte er die Schriftstellerei als solche zu Ehren — und das war immerhin ein Verdienst auch um die deutsche Literatur. Einer der besten Dichter, die Preußen überhaupt hervorgebracht hat, Ewald v. Kleist, der berühmte Sänger des Frühlings, dichtete damals und war ein preußischer Offizier. Auf anderem Gebiete, als gelehrter Schriftsteller, that sich in dieser Zeit zu Berlin der Geistliche Süßmilch hervor, der Begründer einer wissenschaftlichen Statistik.

Friedrich besaß zu viel Sinn für die Kunst, als daß er nicht gleich nach seinem Regierungsantritt sich beeilt hätte, seine Umgebung durch sie zu schmücken. Zahlreiche Schönbauten gaben Berlin, welches jetzt (im Jahre 1750) 113 000 Einwohner zählte, bald das Ansehen einer europäischen Hauptstadt. Schon 1742 wurde das von Knobelsdorf in edlem Stile erbaute Opernhaus mit einer Graunschen Oper eröffnet. Dann

wurde das Akademiegebäude, das Invalidenhaus, die katholische Kirche, die neue Domkirche (1750), der Palast des Prinzen Heinrich gebaut; der Tiergarten, der bisher mehr einem Jagdrevier glich, durch Knobelsdorf 1741 in einen geschmackvollen Park umgewandelt, und auf dem Weinberg bei Potsdam erhob sich (1746) nach einem gleichfalls von Knobelsdorf entworfenen Plane inmitten prächtiger Parkanlagen ein Schloß, welches Friedrich anfangs la Vigne (den Weinberg), dann sein „Sanssouci" nannte. Am meisten indes kam die Musik in Aufnahme. Der König verwendete auf die italienische Oper und die französische Bühne viel Geld. Damit auch in den Schulen die Singekunst besser als bisher betrieben werde, führte er (1746) in ihnen drei Singstunden wöchentlich ein. Übrigens drang die Liebe zur Kunst nicht tief in das Volk; sie beschränkte sich mehr auf den nächsten Kreis, der den königlichen Hof umgab.

Als Privatmann hat Friedrich viel Unglück gehabt. Er befand sich noch im jüngeren Mannesalter, als er bereits die Hoffnung auf Vaterfreuden aufgeben mußte; ein häusliches Glück war ihm versagt. Er vermißte es freilich nicht sehr; sein Herz war für Frauenliebe nicht geschaffen. Desto empfänglicher war er für die Freundschaft; bei dieser suchte er Freude und Trost. Aber die Reihen der Jugendfreunde, an denen er mit fast zärtlicher Zuneigung und mit unerschütterlicher Treue hing, lichtete allzurasch der Tod. Bis zum Jahre 1746 waren Suhm, Keyserlingk, Camas, Jordan, Dühan gestorben; bald folgten Golz, Stille, Knobelsdorf. Er fühlte sich wie verwaist. Der einzige, den er in seinem Mannesalter nicht nur achten, sondern auch lieben lernte, der ihm ein wirklicher Freund wurde, war der Marquis d'Argens, ein Mann von edlem Herzen und feiner Bildung und dem Könige aufrichtig ergeben. Dagegen machte Friedrich mit Voltaire, den er so hoch schätzte, schlimme Erfahrungen. Er berief ihn 1750 zu sich, erhob ihn zu seinem Kammerherrn, überhäufte ihn mit Ehren und Geschenken. Aber Voltaire zeigte in Berlin die ganze Häßlichkeit seines Charakters. Seine Eitelkeit, Eifersucht, Habsucht und Rachgier erregten fortwährend die ärgerlichsten Auftritte; er suchte jedes fremde Verdienst zu unterdrücken und stiftete am Hofe allerlei Ränke an. Da er auf Friedrichs wohlwollende, doch ernste Vorstellungen nicht hörte, so fiel er 1753 in Ungnade und ging wieder nach Frankreich zurück. Dort vergalt er des Königs langjährige Freundschaft dadurch, daß er dessen Gedichte, die er ihm gestohlen, veröffentlichte und überdies in einer niederträchtigen Schmähschrift dessen Charakter verleumdete. Auch dies verzieh ihm der König; sie traten später wieder mit einander in Briefwechsel, der erst mit Voltaires Tode aufhörte. Friedrich brauchte ihn als Grammatiker und Stilisten. „Es ist recht Schade", schrieb er schon 1749 an Algarotti, „daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein kann; allein ich habe seiner zum

Studium der französischen Sprache nötig. Man kann Schönes von einem Bösewicht lernen. Ich will sein Französisch, was geht mich seine Moral an!" Dennoch begann Friedrich nach solchen Erfahrungen, sein Gemüt immer mehr zu verschließen. Er gewöhnte sich auf persönliche Verhältnisse zu verzichten, und fand seine Befriedigung bald nur noch in der unermüdlichen Arbeit für den Ruhm und die Wohlfahrt seines Volkes; er hatte nur noch eine Leidenschaft: Preußens Ehre und Glück. Selten hat ein Mensch ein so lebendiges und starkes Pflichtgefühl gehabt wie er. „Ein Fürst", sagte er in seinem politischen Testament 1752, „der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu befördern, ist nicht allein auf dem Throne unnütz; er macht sich sogar eines Verbrechens schuldig. Denn nicht dazu ist der Fürst zu seinem hohen Range erhoben und mit der höchsten Gewalt betraut, um sich mit dem Marke des Volkes zu mästen und im Glücke zu schwelgen, während das Volk leidet. Der Fürst ist der erste Diener des Staates und gut genug bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten, aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohle des Staates arbeite."

Ein König von solcher Gesinnungs- und Handlungsweise durfte wohl die Volkssouveränität verkünden und doch selber unumschränkt herrschen. Für einen solchen König trug man auch die Lasten gern. Sie waren in Preußen hart genug: welche schwere Steuern, welch drückender Kriegsdienst! Aber das Geld und die Kinder des Volks dienten einzig und allein echt vaterländischen Zwecken: Preußens Ruhm und Größe. Allerdings, die Stärke des Heeres war für den kleinen Staat unnatürlich hoch (150 000 Mann im Jahre 1755); aber alles, was Friedrich für Aufklärung, Duldung, Gerechtigkeit, Gleichheit vor dem Gesetze that, ward nur dadurch möglich, daß er allen alten Vorurteilen waffenstark trotzte. War er doch mit seinen Ideen der Zeit vorausgeeilt, als er die Aufklärung auf den Thron erhob. Wie haßte ihn die ganze alte Gesellschaft, die unfähigen und unwürdigen Fürsten, die auf den meisten andern Thronen saßen, mit ihren geistlichen und weltlichen Schranzen und Schmarotzern! Sie wanden sich unter den Geißelhieben seines bittern Spottes, dem er rücksichtslos die Zügel schießen ließ; sie waren beschämt von seinen Thaten; sein ganzes Wesen war eine ungeheure Neuerung und eine stete Drohung für sie. Und nun der Neid der großen Mächte ringsum! Wie hätte gegen solche Feindschaft Preußen bestehen mögen ohne ein übermäßig großes Heer! Das fühlte Friedrichs Volk gar wohl; es fragte nicht danach, ob es wie alle anderen Deutschen in der Form der Despotie beherrscht wurde, das verstand sich damals in Deutschland von selbst; es war zufrieden, daß es — ein seltener Fall — gut regiert wurde. Denn darin eben lag der unermeßliche Unterschied zwischen Friedrichs

Absolutie und derjenigen fast aller andern deutschen Fürsten, daß er alles für sein Volk, diese aber alles für sich thaten; daß seine Herrschaft edel und ruhmreich, die Herrschaft jener schmachvoll und erbärmlich war; daß in Berlin ein tüchtiger König, anderwärts ein Haufe von Günstlingen, Schranzen und Gunstdamen regierte. Und dann die reichen Ehren, die der Staat durch ihn erwarb, waren nicht schon sie der Opfer wert, die gebracht wurden? Es entbrannte eine preußische Begeisterung, die über manche Leiden hinweghalf und zu größeren Leistungen befähigte. Kurz, Friedrich war ein rechter Volkskönig und wahrer Vater des Vaterlandes, der seines gleichen nirgends hatte. Mit Recht nannten ihn seine Preußen Friedrich den Einzigen.

Der siebenjährige Krieg.

Durch Friedrichs Genie und seines Volkes Tapferkeit war das Ziel erreicht, welches der große Kurfürst einst seinem Hause vorgesteckt, und welchem Sohn und Enkel mit Anstrengung und Talent und mit Glück zugestrebt hatten: der norddeutsche Staat als Hort des Protestantismus auf dem Kontinent war festgestellt, Brandenburg-Preußen eine Groß- und Weltmacht geworden. Dieses Ereignis, obwohl aus der Natur der Dinge und Menschen hervorgegangen, erweckte doch, wie jedes große Neue, zunächst nur den Widerspruch und Widerstand aller der Mächte, die ein Interesse an dem Fortbestehen des Alten hatten oder zu haben vermeinten. Es war natürlich, daß diese sich wider den Eindringling und Emporkömmling vereinigten, und notwendig, daß letzterer auch gegen alle zusammen seinen Platz behauptete. Dieses sachliche Verhältnis erhielt nun dadurch einen ganz besonders schroffen Ausdruck, daß es sich sofort in ein persönliches umsetzte. Denn zu einer Zeit, wo fast alle Staaten despotisch verfaßt waren, kam es in der Regel weit mehr auf die Stimmung der Fürsten als auf die Interessen der Staaten an. Und es traf sich damals, daß im größten Teile Europas beides zu Ungunsten Preußens zusammenfiel. Das Aufkommen dieser neuen Großmacht, zunächst und am meisten auf Kosten Österreichs geschehen, war doch auch ein Nachteil für die beiden anderen Hauptmächte des Festlandes, für Frankreich und Rußland. Denn jenes büßte seinen alten und ihm bisher so vorteilhaften Einfluß in Deutschland ein, wenn hier der Norden von Preußen wie der Süden von Österreich beherrscht ward; Rußland aber konnte nicht hoffen, so ungestört nach dem Westen vorzudringen, wenn es hier auf zwei deutsche Hauptmächte, statt auf eine stieß. Die deutschen Kleinstaaten endlich mußten fürchten, allmählich von einer Macht verschlungen zu werden, die sich in Deutschland so erfolgreich aus-

breitete. Selbst Schweden durfte sich von ihr bedroht fühlen, so lange es noch ein Stück von Pommern besaß.

Um so energischer konnten sich auf diesem Boden nun die persönlichen Leidenschaften bewegen. Die europäische Fürstenschaft haßte Friedrich den Großen; seine geistige Überlegenheit erbitterte, seine selbstvergessene Regententhätigkeit beschämte sie; die freisinnigen Grundsätze, die er in politischen und religiösen Dingen verkündigte, erregten ihren Abscheu und ihren Schrecken. Bei den königlichen und kaiserlichen Höfen, die bisher die Mittelpunkte der hohen Politik gewesen, kam noch der Ärger hinzu, daß man nicht bloß einen neuen Nebenbuhler in der Welt habe, sondern daß der Kollege in Berlin so widerharig sei und lediglich auf eigenen Füßen stehen wolle. In der That, Friedrich der Große wußte seine Würde, wenn auch sein Staat die kleinste unter den Großmächten war, überall aufrecht zu erhalten; ohne glänzenden Aufwand spielte seine Diplomatie doch eine große Rolle. „Denke Er, daß ich mit 100 000 Mann hinter Ihm stehe“, schrieb er einem seiner Gesandten, der sich über die karge Besoldung beklagte, die dem Ansehen des Staats Abbruch thue. Die Franzosen waren seit hundert Jahren gewohnt an deutschen Höfen die Gönner und Beschützer zu spielen; damit kamen sie in Berlin schlecht an. Die Russen hätten den König von Preußen gern wie einen polnischen Satrapen behandelt; damit war es auch nichts. Ebensowenig konnte in Berlin von einem Ansehen des deutschen Kaisers, d. h. des wiener Hofes, die Rede sein. Friedrich trat ihnen allen voll Selbstgefühls entgegen; er wich nicht einen Zoll breit von seiner Würde und seinem Vorteile ab.

Aber nicht nur unbequem war er allen, sie fürchteten ihn auch. Er galt für ehrgeizig, für ebenso unternehmend als unruhig und unzuverlässig, für einen Mann, der rücksichtslos in der Wahl der Mittel nur seinen Zweck verfolge, für einen sehr gefährlichen Mann, der zu allem fähig, von dem man sich des Schlimmsten versehen dürfe, der mit seinem vollen Schatz und überstarken Heere immer bereit sei, die Nachbarn anzufallen und zu berauben. Sie hatten ja erfahren, wie klug und gewandt dieser Eroberer seine Macht brauchte, wie sein Glück seinen Fähigkeiten gleich war, und sie meinten, er laure nur darauf neue Gewaltstreiche zu vollführen.

Kurz, die erlauchte Gesellschaft betrachtete ihren ruhmgekrönten Mitfürsten voll Mißtrauens und Mißvergnügens. Friedrich wußte es wohl, aber er verachtete sie zu gründlich, um sich mit ihnen auf freundlicheren Fuß stellen zu mögen. Von Natur zu stachlichtem Witz geneigt, ersparte er keinem der Machthaber, ob gekrönt oder ungekrönt, die beißenden Spottreden, die ihm in reicher Fülle auf die Zunge kamen. Er spielte den Satyr mündlich und schriftlich gegen alle und jeden. Es war auch

schwer, nicht zu spotten, wenn man betrachtete, wie es damals um die Regierungen Europas stand. In Frankreich ein Ludwig XV., der, nur seinen Vergnügungen lebend, den Staat kopflosen Ministern und einer Favoritin, der Marquise von Pompadour, überließ; in Petersburg eine Kaiserin Elisabeth, bei der die Trägheit und die Liederlichkeit um die Herrschaft stritten; in Wien die Bigotterie der Maria Theresia und die Wechselgeschäfte ihres Strohmanns, des Kaisers; in Schweden eine brutale und unfähige Adelsherrschaft; in Sachsen ein Fürst, der als solcher absolut nichts that und seinen Minister Brühl das Land ruiniren ließ; an den übrigen deutschen Höfen meistens Pfaffen und Junker oder Günstlinge beiderlei Geschlechts am Ruder, oder gar biedere Landesväter, wie jener Karl Friedrich Wilhelm von Ansbach (1723—1757), der einmal seiner Mätresse zum Spaß einen Schornsteinfeger vom Dache schoß, weil sie den Mann gern wollte herunterpurzeln sehen, und der nachher der hungernden Witwe des Ermordeten als Entschädigung fünf Gulden gab. Sollte da ein so geistreicher und witziger Fürst wie Friedrich an sich halten und nicht diese Menschen geißeln, wie sie es verdienten! Natürlich wurde jedes bittere Wort denen, die es traf, hinterbracht; sein Spott reizte sie zur Wut und entflammte die Rachsucht, die um so heftiger aufloderte, da die mächtigsten unter den Getroffenen Weiber waren.

Niemand schürte den allgemeinen Haß gegen Friedrich II. eifriger als Maria Theresia; sie bildete den Mittel- und Vereinigungspunkt aller seiner Widersacher. Niemand hatte auch so viel Grund zur Feindschaft wie sie. Den Kampf um ihres Vaters Erbe hatte sie gegen die alten Mächte Europas glücklich bestanden; im aachener Frieden 1748 war der österreichische Erbfolgekrieg ehrenvoll für sie beendigt worden; außer einem kleinen Gebiete in Italien, Parma und Piacenza, das sie an Spanien abtrat, hatte sie das Ihrige glücklich behauptet. Nur dem Könige von Preußen, diesem Staate, den Habsburg bisher als Vasallen zu betrachten pflegte, war sie erlegen; nur an ihn hatte sie Schlachten und eine Provinz verloren; auf ihre Kosten war er groß und berühmt geworden. Und was für ein Verlust war jene Provinz! Zog Friedrich nicht aus den schlesischen Domänen jetzt zehnmal so viel und aus ganz Schlesien zwei Millionen Thaler mehr als einst ihr Vater, und 40 000 Soldaten, wo dieser kaum 4000 erhalten? Dies alles schien ihr auf die ungerechteste und gehässigste Weise entrissen zu sein. Und wer konnte wissen, ob der böse Nachbar nicht wieder einmal über sie herfalle; er rüstete ja von Jahr zu Jahr stärker. Und nicht bloß Habsburgs Größe und Macht und ihr eigener Ruhm, auch die katholische Religion, die ihr ebenso sehr am Herzen lag, hatte durch Friedrich schwere Einbuße erlitten. Denn war nicht Schlesien schon auf bestem Wege gewesen, ganz katholisch zu werden? nun triumphirte dort wieder der Protestantismus! Alles, was

ihr schlimmes je zugestoßen, war ihr von Friedrich II. gekommen, von diesem abscheulichen Freigeist; wie haßte sie diesen bösen Dämon ihres Lebens, ihres Hauses! Ihn zu demütigen, zu vernichten, mindestens das Verlorene wieder zu erobern, das war ihr fester Entschluß. Darum brachte sie die Verwaltung ihrer Staaten in bessere Ordnung, namentlich die Finanzen und das Heer, welches auf 200 000 Mann erhöht wurde. Darum trieb sie ihre Diplomaten zu verdoppelter Emsigkeit, um die beiden Vorbedingungen, die sie sich stellen mußte, zu verwirklichen: sie wollte den Frieden nicht ohne weiteres brechen, sondern unter irgend einem guten Vorwande; und sie wollte nicht allein angreifen, dazu war Österreich einem Friedrich dem Großen gegenüber nicht stark genug, sondern im Bunde mit mehreren, mit Übermacht. Sie arbeitete also daran, einen großen europäischen Bund gegen den gefährlichen Emporkömmling zusammenzubringen.

Da bot sich ihr nun zuerst Rußland als Bundesgenosse dar. Die Kaiserin Elisabeth, erbittert durch Friedrichs Spottreden und angetrieben von ihrem Kanzler Bestuschef, den Österreich bestochen hatte, schloß mit ihr schon 1746 ein enges Bündnis, in welchem sie der Kaiserin-Königin Schlesien wieder zu erobern versprach, falls Friedrich einmal Österreich oder Rußland oder Polen angreifen sollte; und auch der russischen Nation suchte Elisabeth ihren Haß gegen Preußen mitzuteilen, wie sie denn (1753) den Senat in Moskau die Erklärung abgeben ließ: „man müsse suchen, das aufstrebende Preußen wieder zu dem früheren mittelmäßigen Zustande zurückzubringen." Der dritte im Bunde war August von Sachsen und Polen, oder vielmehr sein Günstling Brühl, der Friedrich den Großen mit der ganzen Kraft seiner kleinen Seele haßte und dem wiener Hofe beim Ränkeschmieden eifrig handlangerte. Gern hätte Maria Theresia ihren alten Freund, den König von England herbeigezogen; aber so abgeneigt dieser seinem Neffen auch war, in England entschied nicht die Laune des Fürsten, sondern das Interesse des Staates, und zu diesem stimmte die Unterdrückung des protestantischen Preußens keineswegs.

Dagegen gelang dem wiener Hofe eine Verbindung, die niemand, auch nicht Friedrich der Große, für möglich gehalten hatte; so sehr widersprach sie aller politischen Vernunft: Frankreich wurde dafür gewonnen, Preußen zu Gunsten Österreichs zerstören zu helfen. Zwar lag es im französischen Interesse, Preußen wieder zu einem Mittelstaate herabzudrücken, aber doch nur in dem Falle, daß Habsburg davon keinen Nutzen zog. Dennoch geschah das Unerwartete; ein Meisterstück der Diplomatie, welches der österreichische Kanzler, Graf Kaunitz, Maria Theresias rechte Hand, zustande gebracht hatte. Freilich kostete es viele Mühe; die französischen Staatsmänner wollten sich nicht überreden lassen,

der uralte Gegensatz zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg sei nur ein Vorurteil, Frankreichs jahrhundertelanges Ringen mit Österreich ein Irrtum gewesen; Kaunitz kannte aber die Hebel, die hier anzuwenden waren. Auf seinen Rat vergaß sich die stolze Kaiserin, die sittenstrenge Maria Theresia so weit, daß sie die Vermittelung der Pompadour in Anspruch nahm, ihr Artigkeiten erwies, Geschenke machte. Es hieß sogar, sie habe eigenhändig an sie geschrieben. Wie stach dies gegen Friedrichs Verhalten ab, der jener Person immer seine Verachtung bezeigte und seinem Gesandten verbot, ihr Besuche abzustatten, was doch alle übrigen Gesandten thaten. Ludwig XV. selbst, der seine Ausschweifungen durch Frömmelei gut zu machen meinte, wurde dadurch von Preußen abgewendet, daß man ihm vorstellte, Friedrich sei ein Gottesleugner, und Preußens Unterdrückung ein Gewinn für den Katholizismus.

Den Ausschlag gab aber das Verhältnis zu England. Im Jahre 1755 brachen zwischen den Engländern und den Franzosen in Nordamerika und zur See Feindseligkeiten aus, welche die Vorboten eines Krieges zwischen diesen beiden Nationen waren. Georg II. lag nun alles daran, sein geliebtes Kurfürstentum Hannover durch eine Hilfsmacht decken zu lassen. Er wandte sich an Österreich, aber Maria Theresia wies ihn ab, weil ihr jetzt die Freundschaft Frankreichs wichtiger war. Er wandte sich nun an Preußen. Friedrich wußte zum großen Teil von den österreichischen Entwürfen und Umtrieben, namentlich kannte er die Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Dresden und Petersburg; ein bestochener sächsischer Kanzelist, Namens Mentzel, hatte ihm Abschriften davon verschafft. Eben darum rüstete er ja so unablässig, weil er den Sturm heraufziehen sah. Als nun Georg II. ihm ein Bündnis antrug, so ging er darauf ein, weil er meinte, es werde den Frieden in Deutschland sicher stellen. Denn die Engländer hatten durch ihr Gold bei der russischen Kaiserin viel Einfluß, und was Frankreich betraf, so schien es allzu unwahrscheinlich, daß es zu Österreichs Nutzen wirklich mit ihm brechen werde. Er schloß also zu Westminster am 16. Januar 1756 mit England einen „Neutralitätsvertrag“, kraft dessen beide Teile sich Beistand gegen jeden Angriff in Deutschland versprachen. In Paris schrie man nun abgeschmackter Weise über den „Abfall des Königs von Preußen“, der seine alten Verbündeten, die Franzosen, verlasse; man war dort fest entschlossen, Deutschlands Neutralisirung nicht zu dulden; unter keiner Bedingung wollte man darauf verzichten, den König von England in seinem hannöverschen Besitz anzugreifen. So gelang es denn Kaunitz jetzt, Ludwig XV. dahin zu bringen, daß er (am 1. Mai 1756 zu Versailles) mit Maria Theresia ein förmliches Verteidigungsbündnis einging, dessen Spitze gegen Preußen gekehrt war. Nun durfte Maria

Theresia hoffen, mit französischem Gelde auch Schweden, die deutschen Fürsten und besonders Rußland ins Feld zu bringen. In der That, die russische Kaiserin gab unbedenklich die Freundschaft mit England auf; ihr Haß gegen Friedrich II. war so leidenschaftlich, daß sie am liebsten sogleich losgeschlagen hätte. Dies verhinderte Kaunitz indessen; man kam überein, in diesem Jahre die diplomatischen und militärischen Rüstungen zu vollenden und im nächsten Frühjahr den König von allen Seiten anzugreifen. Maria Theresia sah schon im Geiste ihre alten Teilungspläne verwirklicht und den verhaßten König von Preußen zu einem bloßen Markgrafen von Brandenburg herabgedrückt. Denn nach ihrem Entwurfe sollte Schlesien mit Glatz an Österreich, das Königreich Preußen an Polen, dafür Kurland und Semgallen an Rußland, Magdeburg an Sachsen, Pommern an Schweden kommen; Frankreich aber durch das Herzogtum Luxemburg oder Kleve belohnt werden, während die spanischen Bourbonen für Parma und Piacenza Belgien bekämen. Die Absicht war, Rußland sollte angreifen und der Katze die Schelle anhängen, Österreich als Bundesgenosse folgen, die Franzosen (die ihren Krieg gegen England zur See schon jetzt eröffneten) würden dann, nebst den Schweden, Beistand leisten; Sachsen wollte sich erst auf den Turnierplatz wagen, wenn der Ritter im Sattel wanke.

So verschwor sich Europa gegen Preußen; eine Todesgefahr auch für den Protestantismus, für ganz Deutschland, dessen aufdämmernde Aufklärung den Dunkelmännern, dessen Grenzmarken dem Auslande überliefert werden sollten. Es fragte sich für Friedrich, nicht ob der Krieg zu vermeiden, sondern wie er am besten aufzunehmen sei. Vor die Wahl gestellt, abzuwarten, bis das Netz sich rings um ihn schließe, oder rasch und kühn selber anzugreifen, entschied er sich für das letztere; denn er selbst war kampfbereit, jeder Augenblick aber, den er den Feinden zur Vollendung ihrer Rüstungen ließ, vermehrte deren Kraft und erschöpfte die seinige. So erhob er sich wie der gereizte Löwe zu einem Hauptschlage. Wenn er Kursachsen überfalle, dann Österreich bedränge, so werde die Hauptlast des Krieges auf dessen Verbündete fallen, er selbst aber den Vorteil haben, den Krieg in Feindesland zu führen und für Preußen die Streitmittel zu gewinnen, welche Sachsen an Österreich geben wollte. Dann werde sich, so hoffte er, die furchtbare Verschwörung gegen ihn in Rauch auflösen. Er griff zu den Waffen aus Vorsicht.

Denn dies — der Wunsch nach einem sichern Frieden, und nicht Ruhm- oder Eroberungssucht — war es, was jetzt ihn trieb. Gern hätte er den Degen in der Scheide gelassen; jenen verhängnisvollen Vertrag von Westminster war er ja eben darum eingegangen, weil er gemeint hatte, dadurch sich und Deutschland vor Krieg zu behüten. Und noch

jetzt mochte er nicht jede Hoffnung aufgeben. Vielleicht würde Österreich sich noch im letzten Augenblicke besinnen; er versuchte es; zweimal ließ er durch seinen Gesandten am wiener Hofe in freundlicher Weise Aufklärung über den Zweck der österreichischen Rüstungen verlangen und fragen, ob die Truppen, die man in Böhmen zusammenziehe, vielleicht gegen ihn gerichtet seien; ob ihn die Kaiserin-Königin wenigstens darüber beruhigen wolle, daß sie ihn weder in diesem, noch im folgenden Jahre angreifen werde. Aber Maria Theresia erteilte nur ungenügende und ausweichende Antworten (21. August). Da war er entschieden: „Besser zuvorzukommen als sich zuvorkommen zu lassen", schrieb er dem Könige von England. Am 29. August 1756 brach er mit 67 000 Mann und 224 Geschützen in Sachsen ein. Der Krieg begann.

Kursachsen, ein Land fast so groß wie Schlesien und noch bevölkerter und wohlhabender als dieses, mußte schon seiner geographischen Lage, der böhmischen Pässe wegen, sich bei jedem Kriege zwischen Preußen und Österreich im Besitz der norddeutschen Großmacht befinden, wenn diese mit Aussicht auf Erfolg kämpfen sollte. Seine Besetzung war daher ebensowohl eine militärische wie eine politische Notwendigkeit. In vierzehn Tagen war sie vollbracht; die sächsischen Truppen, 17 000 Mann, befehligt vom Feldmarschall Rutowski, zogen sich in ein verschanztes Lager bei Pirna zurück. König August mit Brühl und dem Hofstaat flüchtete auf den Königstein, von wo er alle Anträge Friedrichs, sich mit ihm zu verbünden, entschieden abwies und seine Sachsen ermahnte, für ihn bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Friedrich schloß nun das sächsische Heer bei Pirna ein und zwang unterdessen alle Kräfte des Landes in seinen Dienst. Es wurden starke Lieferungen beigetrieben, aber gute Mannszucht gehalten und auch sonst das ganze sächsische Land so behandelt, als wäre es eine preußische Provinz. Verwaltung und Handel gingen ihren Gang; den sächsischen Unterthanen wurde, wo sie es bedurften, Brot und Satkorn geliefert. Die Beamten wurden durch Handschlag in Pflicht genommen oder, wenn sie sich weigerten, entlassen und durch Preußen ersetzt.

Die Einschließung des sächsischen Lagers dauerte jedoch länger, als Friedrich erwartet hatte. Es war sehr fest, geschützt durch die Höhen zwischen dem Sonnen- und Königstein, und Friedrich wollte nicht stürmen lassen, weil er die sächsischen Truppen schon als seine eigenen ansah; er befahl, sie durch Hunger zur Ergebung zu nötigen. Unterdessen hatte Maria Theresia, hocherfreut, daß der Verhaßte ihr den lange gewünschten

Vorwand gab, Europa gegen ihn in Waffen aufzubieten, ihre Rüstungen beschleunigt und schickte nun ein Heer ab, welches versuchen sollte, die Sachsen zu befreien. Der Feldmarschall Browne, Österreichs namhaftester General, rückte mit 33 000 Mann und 94 Geschützen längs der Elbe nach der sächsischen Grenze vor. Friedrich ging ihm, nachdem er eine Abteilung seines Heeres bei Pirna zurückgelassen, mit einer andern, 24 000 Mann und 100 Geschützen, entgegen; er traf ihn am 30. September beim böhmischen Städtchen Lowositz am rechten Elbufer. Eilig besetzte er in der Nacht den Schlüssel der feindlichen Stellung, zwei vor derselben liegende Höhen, links den Loboschund rechts den Homolkaberg, und befahl Morgens 7 Uhr des 1. Oktobers den Angriff. Ein dichter Nebel verhüllte ihm anfangs die Aufstellung der Österreicher; erst als derselbe gegen Mittag fiel, kam es zu einer regelmäßigen Schlacht. Nach einem heftigen, doch unentschiedenen Reitergefechte stürmten die Österreicher tapfer den Loboschberg, das preußische Fußvolk trieb sie aber mit Gewehrfeuer, dann, als es sich verschossen, mit gefälltem Bajonett und mit Kolbenschlägen zurück. Nun drangen die Preußen bis Lowositz nach, das mit österreichischen Truppen überfüllt war, steckten die Stadt in Brand und jagten den Feind hinaus. Um 3 Uhr Nachmittags trat Browne mit Verlust von 3000 Mann, 3 Kanonen, 3 Fahnen, 700 Gefangenen den Rückzug an. Die Sieger verloren 3300 Mann an Toten und Verwundeten; „das sind nicht mehr die alten Österreicher!“ meinte Friedrich, und von seinen eigenen Kriegern sagte er: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe sie zu kommandiren.“ Die Folgen dieses Sieges waren für ihn sehr günstig; er hatte die aus den beiden ersten schlesischen Kriegen überkommene Ansicht von der Unbesiegbarkeit der Preußen und von der überlegenen Feldherrnkunst ihres Königs von neuem bestätigt, das Heer wieder für den Kriegsruhm begeistert und, was zunächst am wichtigsten war, Sachsen behauptet und dem sächsischen Heere die Hoffnung auf Beistand abgeschnitten.

Diese braven Truppen duldeten bereits die äußerste Not, während ihr König und Brühl es sich an nichts fehlen ließen, und die Welt sich über das eingeschlossene „sächsische Piket“ lustig machte. Endlich, da ein Versuch am 11. Oktober aus dem Lager herauszubrechen und mit Browne, der sich zu diesem Behufe bis Schandau herangewagt, in Verbindung zu treten, vollständig mißglückte, so waren zwar die immer schmählich vernachlässigten und jetzt durch Hunger, Kälte und Nässe erschöpften Truppen noch zum Widerstande gegen die Preußen bereit, aber mit Recht erklärte ihre Generalität, es sei unmöglich mit den durch 72stündigen Hunger abgematteten Soldaten, den völlig unbrauchbaren Pferden, ohne Brot, Futter, Geschütz und Munition durch die preußischen

Verhaue zu dringen, und selbst wenn das gelänge, sich weiter zurückzuziehen; ein solches Unternehmen würde das kleine Heer nur unnütz auf die Schlachtbank führen. Rutowski knüpfte daher mit dem preußischen General Winterfeld, der die Belagerer befehligte, Verhandlungen an. Dieser ließ sofort 72 000 Pfund Brot für die ausgehungerten herbeischaffen. König August aber wollte den Beschluß des Kriegsrats nicht bestätigen, befahl vielmehr den Angriff, obgleich er selbst sich wohl hütete, den sichern Königstein zu verlassen. Als man ihm aber sagte, auch der Königstein könne leicht ausgehungert werden, gab er nach, und so wurde die Kapitulation zu Pirna am 15. Oktober abgeschlossen. Das ganze sächsische Heer, noch 14 000 Mann mit 49 Kanonen, wurde kriegsgefangen; die Offiziere wurden auf das Versprechen, nicht ferner gegen Preußen dienen zu wollen, samt dem Könige und dem Hofstaat entlassen, die Gemeinen in das preußische Heer gesteckt. Brühl reiste mit seinem Könige nach Warschau, wo er fortfuhr zu schwelgen und Schätze zu sammeln. Sachsen aber mußte die schlechte Politik seines Fürsten schwer büßen; auf kein Land fiel die Last des Weltkrieges, der nun entbrannt war, schwerer.

Seit Menschenaltern hatten die Sachsen von ihrem Fürstenhause schweren Schaden und eine arge Mißregierung erlitten. Man durfte annehmen, daß sie keine Anhänglichkeit an eine Familie haben könnten, die weder auf ihre Achtung noch auf ihre Liebe Anspruch besaß, die nicht einmal die Religion ihres Landes und ihrer Väter sich bewahrt hatte. Ohne Bedenken verleibte daher Friedrich die sächsischen Truppen seinem Heere ein. Aber die Sachsen blieben ihrem Fürstenhause unerschütterlich treu und hielten es im Herzen mit Österreich, obwohl dessen Truppen auch in der Folge viel übler in Sachsen hausten als die Preußen; sie liefen einzeln oder massenhaft davon oder fochten schlecht, brachten ihrem neuen Kriegsherrn also mehr Nachteil als Nutzen. Übrigens hatte ihre Ausdauer bei Pirna der Sache Österreichs sehr wesentlich genützt. Denn Maria Theresia, die andernfalls Böhmen verloren hätte, erhielt nun Zeit ihre Kriegsrüstungen zu beendigen. Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß Sachsen zu größtem eigenem Schaden die Habsburger rettete. Und doch betrachtete man in der wiener Hofburg nach dem alten dort herrschenden Grundsatze solche Aufopferung im Grunde nur als Pflicht.

Die preußischen Heere bezogen nun in Sachsen und Schlesien die Winterquartiere, und die Muße bis zum nächsten Feldzuge wurde beiderseits mit Rüstungen und mit einem erbitterten Federkriege ausgefüllt. König August erfüllte die Welt mit seinen Klagen; Kaiser Franz richtete ein drohendes Abmahnungsschreiben (Dehortatorium) an Friedrich, der von seiner „Empörung“ abstehen solle, und an die preußischen Offiziere,

die er aufforderte, ihren König zu verlassen. Natürlich hatte dies keinen Erfolg. Der deutsche Reichstag zu Regensburg beschloß (am 17. Januar 1757) mit einer Majorität von 60 Stimmen, die von Frankreich erkauft waren, den Reichsexekutionskrieg gegen den „Friedensstörer“, und der Kaiser setzte dann noch einen neuen Trumpf hinauf, indem er an Friedrich den Großen eine mit der Acht drohende „Citation“ erließ*). Dieselbe sollte dem preußischen Gesandten in Regensburg „insinuirt“ werden. Dieser aber, ein Herr v. Plotho, der schon früher den Reichstag verhöhnt hatte, indem er darauf bestand, durch das Diktiren einer 15 Bogen starken Schrift die alterprobte Schreibgeduld der Reichstags-Pedanten zur Verzweiflung zu bringen, warf den kaiserlichen Notar, Doktor April, der ihm die „citationem fiscalem“ überbrachte, zur Thür hinaus (14. Oktober). Übrigens bewies Friedrich II. durch den Abdruck der Akten des geheimen Archivs in Dresden, deren er sich gleich bei seiner Ankunft daselbst trotz des persönlichen Widerstandes der Königin von Polen bemächtigt hatte, daß sein Kriegszug nichts anders als eine That der Notwehr war. Witzlinge sagten, der Krieg sei von Friedrich II. aus Vorsicht, von den Gegnern aus Spekulation unternommen.

Es schien doch, als wenn Maria Theresia ganz richtig spekulirt hatte. Welch eine Übermacht brachte sie ringsum gegen Preußen ins Feld! Am 22. Januar 1757 sicherte ihr die russische Kaiserin vertragsmäßig gegen Subsidien und den Besitz Ostpreußens ein Hilfsheer zu. Am 1. Mai schloß Frankreich mit ihr einen ähnlichen Vertrag, worin es sich verpflichtete, ihr 105 000 Mann Franzosen und 10 000 Baiern und Würtemberger als Hilfstruppen zu stellen, auch jährlich 12 Millionen Gulden Subsidien zu zahlen. Ihrerseits versprach Maria Theresia, 80 000 Soldaten aufzubringen, und trat an Frankreich einige Stücke Belgiens ab. Im Falle des Sieges sollten Schlesien, Glatz und Krossen an Österreich; Magdeburg, Halberstadt und der Saalkreis an Sachsen; Stettin an Schweden; Kleve und Obergeldern an Kurpfalz; Luxemburg

*) Die Citation lautete: „. . . . Also heischen und laden Wir Ihn, Churfürsten zu Brandenburg, von Römisch-Kaiserlicher Macht, auch Gerichts- und Rechtswegen, hiemit ernstlich und wollen, daß derselbe innerhalb zwey Monaten demnächst nach Insinuir- oder Verkündigung dieser Unser Kaiserlichen Ladung — selbst oder durch einen gevollmächtigten Anwald an Unserm Kaiserlichen Hofe, welcher Orten derselbe alsdann seyn wird, — erscheine, um zu sehen und zu hören, daß Er, Churfürst zu Brandenburg, oberzehlter Ursachen wegen in Unsere und des Reichs Acht mit Verlustigung aller von Uns und dem Reich habenden Lehen, Gnaden, Privilegien, Expectationen und Freyheiten mit Urthel und Recht gesprochen und erkläret werde, oder aber erheblich beständige Ursachen, ob er einige hätte, warum sothane Erklärung nicht geschehen solle, dagegen in Rechten fürzubringen und darauf der Sachen und aller deren Gerichtstäge und Termine bis zum Beschluß und endlichen Bescheid abzuwarten . . . . Darnach weiß Er, Churfürst, sich zu richten“, schloß das Schriftstück (22. August 1757). Schäfer, der siebenjährige Krieg, I. 445.

und Belgien für Parma und Piacenza an die spanischen Bourbonen fallen. Später trat auch der schwedische Reichstag, durch französisches Geld bestochen, dem Bunde förmlich bei und versprach gegen Subsidien ein Heer von 25 000 Mann.

Ebenso leicht ließen sich die Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten erkaufen; gern hätten sie sowohl von Frankreich als von England Geld genommen; die meisten indes verkauften sich oder vielmehr ihre Landeskinder an Frankreich. Der Herzog von Würtemberg zog während dieses Krieges 7 500 000 Livres, Kurpfalz 11 300 000, Kurköln 7 300 000, Baiern (bis 1768) 8 700 000, Sachsen (von 1750—63) 8 768 882, Baireuth 1 100 000, der Herzog von Zweibrücken (bis 1772) 4 379 000, Hessendarmstadt erhielt 1759 ein Almosen von 100 000, Kurmainz 500 000, Waldeck 50 000, Lüttich, Mecklenburg, Nassau-Saarbrücken zusammen etwa 3 000 000. Sehr große Summen empfing Österreich, nämlich (von 1757—1769) 82 652 479 Livres. Maria Theresia verwendete aber dieses Geld wenigstens im Interesse ihres Staates; die anderen Fürsten trieben einfach Menschenhandel, verkauften ihre Unterthanen zu Zwecken, die dem Vorteil Deutschlands oder ihrer engeren Heimat ganz fremd waren. Auch die Schweizer dienten dem Auslande für Sold, zogen das Geld aber für sich; bei den Deutschen zogen es die Fürsten und verpraßten es mit ihren Günstlingen und Beischläferinnen, während ihre armen Soldaten als Kanonenfutter dienten und, wenn sie nicht in der Fremde eingescharrt wurden, nachher als zerschossene Krüppel betteln gingen. Mußte da nicht jeder wahre Vaterlandsfreund für den König von Preußen Partei nehmen, für den großen Gegner dieser erbärmlichen Gesellschaft, die sich unter Habsburgs Auspicien verschwor, um Ostpreußen russisch, ganz Pommern schwedisch, Luxemburg spanisch zu machen! In der That war die öffentliche Meinung nicht bloß in Preußen, dessen Volk seinem Heldenkönig mit Begeisterung anhing, sondern auch in dem übrigen protestantischen Deutschland für Friedrich gestimmt; um so mehr, da der Papst diesen Krieg für einen Religionskrieg erklärte und den katholischen Mächten erlaubte, ihre Geistlichkeit zu diesem Zwecke zu besteuern.

Obgleich nun Friedrich offenbar die Sache der Freiheit und des Protestantismus verfocht, so blieben die Engländer doch anfangs unthätig, und in Deutschland standen nur einige kleine Staaten, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, die thüringischen Herzogtümer und Schaumburg-Lippe auf Preußens Seite oder vielmehr auf Englands, denn dieses zahlte ihnen das Geld, wofür sie ihre Soldaten zur Verteidigung Hannovers abschickten. Friedrich war also in der Hauptsache auf seine eigenen Kräfte angewiesen.

Auch erkannte er vollkommen die Größe der Gefahr; er wußte, daß

es ein Kampf um das Dasein war, der ihm bevorstand. Zu den Vorbereitungen, die er traf, gehörte auch eine Art Testament, welches er zu Berlin am 10. Januar 1757 niederschrieb. Es war eine geheime Instruction, in der er seinen Minister Grafen Finckenstein anwies:

„Im Falle, daß ich getötet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringsten Änderungen ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in andern Händen befinden; in diesem Falle muß man die Huldigung an den Prinzen von Preußen hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, so verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im allergeringsten darauf achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen so wie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze, ganz so als hätte ich niemals in der Welt existirt. Zum Zeichen, daß dies nach klarer und reifer Überlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf.

Friedrich."

Nicht um seine Person, nur um den Staat war seine Sorge; das war die Gesinnung, mit der er nun — im Frühling 1757 — in den Krieg wider halb Europa zog.

Das Spiel schien sehr ungleich. Von allen Seiten rückten die Feinde heran; 175 000 Österreicher (darunter 13 000 bairische, würtembergische und sächsische Söldner), 105 000 Franzosen, 32 000 Mann Reichstruppen (darunter 10 000 von Frankreich gemietete Baiern und Würtemberger), 100 000 Russen, 22 000 Schweden, im ganzen 434 000 Mann. Dieser Übermacht hatte Friedrich nur 200 000 Mann gegenüber zu stellen; freilich gehörten sie ihm unbedingt und waren die besten Truppen dieser Zeit, sowie er der größte Feldherr des Jahrhunderts. Natürlich wartete er die aus allen Himmelsrichtungen langsam und ohne rechten Plan herankommenden Scharen der Feinde nicht ab, sondern führte nach seiner Art den Krieg in der Offensive. Seine Mittel waren zu gering, um die entlegenen Provinzen Ostpreußen und Kleve zu verteidigen; er mußte sich auf die Behauptung Niederdeutschlands beschränken. Hannover sollten die Engländer decken helfen; er selbst übernahm die wichtigste Aufgabe, nämlich die Verteidigung Sachsens, Schlesiens, der Marken. Als die beste Verteidigung betrachtete er mit Recht den Angriff. In drei Kolonnen brach er daher im April nach Böhmen ein.

Die Österreicher zogen sich auf Prag zurück. Vor dieser Stadt nahm der österreichische Oberfeldherr, Karl von Lothringen, mit 72 000 Mann eine stark verschanzte Stellung, zur linken den Ziska- und Taborberg, davor steile Hügel, rechts die Höhe von Sterboholi mit Teichen und Sümpfen. Freitag am 5. Mai Morgens 10 Uhr griff Friedrich mit 64 000 Mann ihn hier an. Während die preußische Reiterei unter Zieten nach heftigem Kampfe die feindliche in die Flucht trieb, arbeiteten sich die Infanteriebataillone durch den Schlamm und über die Stege zu den Höhen von Sterboholi heran; aber rottenweise stürzten sie zerschmettert vor den Batterien nieder, und der österreichische Unterfeldherr, Browne, warf sie dann mit seinen Grenadieren völlig zurück, bis er selbst tötlich verwundet wurde. Vergeblich suchten Schwerin und Fouqué die geschlagenen Bataillone wieder zu ordnen. Hier war es, wo der 73jährige Schwerin vom Pferde sprang, sich selbst an die Spitze eines Regiments stellte, eine Fahne ergriff mit den Worten: „Heran meine Kinder!" und sie in den Kartätschenhagel führte. Fünf Kugeln streckten ihn tot nieder, die Fahne bedeckte den sterbenden Helden. Hier ward dem ritterlichen Fouqué die rechte Hand zerschmettert, in die linke nahm er den Degen und führte seine Scharen weiter.

Auch Prinz Heinrich, Bruder des Königs, sprang vom Pferde und befeuerte die Seinigen; an der Spitze des Regiments Itzenplitz erstieg er eine feindliche Geschützhöhe, den Taborberg. Aber die Entscheidung brachte Friedrich selber. Mit 12 Bataillonen seines linken Flügels marschirte er heran und trieb die österreichischen Grenadiere vom Schlachtfelde; dann durchbrach auch des Königs Schwager, Prinz Ferdinand von Braunschweig, der einige Regimenter des rechten Flügels herbeiführte, das feindliche Zentrum. Die Österreicher traten nun überall den Rückzug an, um 8 Uhr Abends war die mörderische Schlacht beendet.

Sie kostete dem Sieger 13 000 Mann, die tot oder verwundet auf der Wahlstatt lagen, und den Feldmarschall Schwerin, den Vater seiner Soldaten und erfahrensten Feldherrn seiner Zeit. Friedrich der Große sagt von ihm: „Schwerin allein war mehr als 10 000 Mann wert. Sein Tod machte den Siegeslorber welk, der durch ein zu kostbares Blut erkauft war. Dieser Tag sah die Säulen des preußischen Fußvolks fallen." Auch das Offiziercorps hatte schwer gelitten; dem Beispiel der Generale hatten die unteren Befehlshaber nachgeeifert; man sagte damals, es habe, wie bei Lowositz der Soldat, so bei Prag der Offizier das meiste gethan.*) Von den Österreichern wurden ungefähr auch 13 000 Mann getötet oder verwundet, und sie verloren ebenfalls einen

*) Die Feldzüge der Preußen wider die Sachsen und Österreicher, wider die Franzosen und Reichstruppen, wider die Russen und Schweden, Frankfurt 1760 II. 38.

vorzüglichen Feldherrn, den Marschall Browne. Sie büßten außerdem 5000 Gefangene, 60 Kanonen und eine Anzahl Fahnen und Standarten ein.

Das geschlagene Heer warf sich voll Verwirrung nach Prag, wo nun 50 000 Mann lagen. Dennoch unternahm es der König, diese feste und weit ausgedehnte Stadt zu belagern. Denn wenn sie fiel, stand ihm der Weg nach Wien offen, wo der Schrecken so groß war, daß man bereits Vorkehrungen traf, die Archive fortzuschaffen. Aber Prag hielt sich, weil das nötige Belagerungsgeschütz nicht rasch eintraf, und weil dann Entsatz kam. Der Mann, der ihn brachte, der in dieser Not und überhaupt in diesem Kriege die habsburgische Monarchie rettete, war der österreichische Feldmarschall Graf Leopold v. Daun.

Daun hatte nach dem aachener Frieden das Heerwesen Österreichs auf einen besseren Fuß hergestellt, was schon in der Schlacht bei Lowositz zu merken war. Von seiner Kaiserin nun zum Kriegsführer berufen, zeigte er sich durch Charakter und Fähigkeiten ganz geeignet, Österreichs natürliche Vorteile zur Geltung zu bringen. Höchst bedächtig und vorsichtig in seinen Maßregeln wollte er nie etwas aufs Spiel setzen, gab sich aber auch nie eine Blöße; ein gelehrter und überaus behutsamer Feldherr, aber für diesen Krieg der rechte Mann. Denn er wußte, es kam darauf an, Zeit zu gewinnen, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit sich die ungeheure Übermacht entwickeln und den kleinen preußischen Staat erdrücken könne. Der stürmischen Genialität Friedrichs setzte er eine zähe, nüchterne Kriegführung entgegen; er kannte die Überlegenheit des Königs im Entwerfen und Durchführen großer, geistvoller Pläne; sein Ziel war daher nicht sowohl, Friedrich zu schlagen, als vielmehr sich nicht von diesem schlagen zu lassen. Denn das an Hilfsquellen reiche, alte, feststehende Österreich, zumal mit halb Europa im Bunde, konnte den Krieg länger aushalten als das viel ärmere, junge, aufstrebende Preußen. Eben darum mußte Friedrich schlagen und immer wieder schlagen, und jedes Mal siegen; denn Zögerung verzehrte die materiellen Mittel seines Staates, und eine verlorene Schlacht warf ihn an den Rand des Unterganges. So lagen in der That die Dinge. Eins freilich wog den Unterschied an Geld und Menschenzahl auf: in seinem eigenen, an Hilfsmitteln unerschöpflichen Geiste und in der Stärke und Größe seines Charakters fand Friedrich stets den Ersatz für die Ungunst des Geschickes, für die Mängel seiner äußeren Lage. Doch war es richtig, einem solchen Schlachtenmeister gegenüber eine Feldschlacht zu vermeiden; ein Hannibal mußte mit den Zauberkünsten eines Fabius bekämpft werden. Darum liebte es Daun, unangreifbare Stellungen zu wählen und sich durch nichts herauslocken zu lassen.

So that er auch jetzt, als Friedrich mit einem Teile seines Heeres

(34 000 Mann) von Prag herbeieilte, um den Gegner, den er allzu gering achtete, zu schlagen und dadurch die Übergabe jener Stadt zu beschleunigen. Er verschanzte sich mit den 60 000 Mann, die er von allen Seiten an sich gezogen, auf den Bergen bei Kollin am linken Ufer der oberen Elbe. Am 18. Juni (einem Sonnabend) griff der König an, und mit solchem Erfolg, daß Daun schon den Rückzug anordnete; aber die preußische Reiterei unter Zieten unterstützte den Angriff der Infanterie nicht gehörig, und diese selbst hatte keine Reserven mehr, weil ein Teil des Fußvolks (unter v. Manstein) vorschnell in den Kampf eingetreten war.*) So ging durch mancherlei Fehler und Mißgriffe, an denen der König selbst die wenigste Schuld hatte, der halbgewonnene Sieg wieder verloren; der preußische Angriff wurde abgeschlagen, die Preußen von den schon erstürmten Höhen wieder herunter geworfen. Mit neuem Mute hieben die Österreicher und besonders die sächsischen Söldner ein, die hier wie bei Pirna das Haus Habsburg retteten. Der König bemühte sich vergebens, seine weichenden Scharen zu sammeln; mit wenigen Leuten ritt er gegen eine österreichische Batterie vor, bis er von einem Begleiter gefragt wurde, ob er allein sie nehmen wolle. Da hielt er an, betrachtete durch sein Glas die Stellung des Feindes, ritt gelassen nach seinem rechten Flügel hin und gab den Befehl zum Rückzuge, der bei der heldenmütigen Tapferkeit der Truppen des linken Flügels, namentlich Zietens, ungestört erfolgte. Fast 14 000 Preußen lagen in ihrem Blute auf dem Schlachtfelde, darunter fast das ganze erste Bataillon Leibgarde, in Reih und Glied tot, wie einst vor Pyrrhus die römischen Legionen. Daun auf seinen Höhen hatte nur 8000 Tote und Verwundete. Hocherfreut blieb er stehen, wo er war, zufrieden, daß er gesiegt. Diese Thatsache: Friedrich der Unüberwindliche endlich, wenn auch durch große Übermacht, geschlagen, Österreich zum ersten Mal Sieger über ihn, erregte in Wien und bei allen Feinden Preußens einen ungeheuren Jubel, in der Umgebung des Königs und in seinem Heere eine tiefe Bestürzung, eine um so tiefere, weil diese Niederlage so unerwartet kam. Maria Theresia veranstaltete glänzende Triumphfeste und belohnte ihr Heer mit reichen Geschenken, stiftete auch zum Andenken dieses großen Tages den Theresienorden.

Friedrich selbst war anfangs tief erschüttert; in Nimburg, wo sich seine Truppen sammelten, saß er auf einer Brunnenröhre wie Marius auf den Trümmern von Karthago; in trübem Sinnen zeichnete er mit dem Stock Figuren in den Sand, und als er den kleinen Überrest seines ersten Bataillons Leibgarde vorbeimarschiren sah — vor wenig Stunden

*) Vgl. M. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs d. Gr. und Friedr. Wilh. III., Leipzig 1876, S. 49 ff.

noch das prachtvollste der Welt — da rollten über sein Antlitz stille Thränen. Es war seine erste Niederlage, und wie mußte sie auf die Zukunft wirken! Lange saß er so trauernd da; sein Gefolge stand schweigend um ihn. Da trat ein alter Husar heran, reichte ihm einen Trunk Wasser und sprach treuherzig: „Trinken Sie, Majestät, und lassen Sie Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben! Unser Herrgott giebt uns schon noch einen Sieg." Der wohlgemeinte Trostspruch freute den König; er faßte sich, fand seine philosophische Ruhe wieder. Sein elastischer Geist erhob sich rasch von dem schweren Schlage. „Wie sehr würde der große Kurfürst erstaunen", konnte er sich sagen, „wenn er seinen Urenkel mit den Russen, den Österreichern, mit fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handgemenge sähe? Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird zu unterliegen; aber das weiß ich, daß wenig Ruhm dabei sein wird, mich zu erdrücken." Übrigens war er entschlossen und wußte sich fähig, die Scharte von Kollin wieder auszuwetzen. Zunächst freilich sah er sich in die Verteidigung gedrängt, und auch in ihr zeigte er sich als Meister. Da die Belagerung Prags nun aufgehoben werden mußte, so benutzte er die Langsamkeit Dauns und des Prinzen Karl und brachte sie durch einen höchst geschickten Rückzug nach Sachsen wenigstens um die andern Früchte des kolliner Sieges.

Mit dem größeren Teile des Heeres sollte der Prinz Wilhelm von Preußen das nördliche Böhmen behaupten; er ließ sich aber vom Feinde herausdrängen und erlitt überdies auf seinem Rückzuge in die Lausitz beträchtliche Verluste. Friedrich machte ihm darüber öffentlich die bittersten und härtesten Vorwürfe. Als er (am 29. Juli zu Bautzen) vor der Armee des Prinzen erschien, ließ er die Generale vor sich kommen und einen Kreis schließen; dann mußte sein Adjutant auf den Prinzen zutreten und folgende Erklärung abgeben: „Seine Majestät befiehlt mir, Eurer Königlichen Hoheit zu melden, daß er Ursach hat, mit Ihnen sehr unzufrieden zu sein, und daß Sie verdienen vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, welches Sie und alle Ihre Generale zum Tode verurteilen würde, aber daß Seine Majestät die Sache nicht so weit treiben wolle, da er in Ihnen nicht den Bruder vergessen kann." Darauf ritt der König, ohne den Prinzen eines Blickes zu würdigen, weg. Übrigens war diese Strafe wohlverdient. Denn Prinz Wilhelm war ein sanfter und liebenswürdiger Mann, aber ohne seines Bruders Energie und Geist, und wenn auch persönlich tapfer, doch ohne Befähigung zu dem Feldherrnamt, welches er übernommen; der König hatte ihm daher den General Winterfeld zum Berater gegeben, aber der Prinz dessen Ratschläge oft nicht befolgt, weil er Winterfeld haßte. Er nahm sich die erlittene Kränkung sehr zu Herzen; sie soll seinen bald darauf erfolgten

Tod verschuldet haben. Er starb, noch ehe ein Jahr verging, zu Oranienburg, ohne vorher, wie er sehnlichst gewünscht, in einer Schlacht seine Hingebung zeigen zu können. Friedrich wollte ihm keine 10 Mann mehr anvertrauen. In Preußen galt nun einmal kein Ansehen der Person; Friedrich war auch darin groß; er duldete schlechterdings nicht, daß irgend wer, sei er ein gemeiner Soldat oder Prinz von Geblüt, den Staat durch seine Unfähigkeit beschädigte. Denn seine und seiner Unterthanen Rettung beruhte einzig und allein darauf, daß Prinzen, Generale und Gemeine allzumal vor dem Gesetz der Not gleich waren. Österreich konnte es eher aushalten, daß seine Geschäfte von hohen Adligen und Prinzen schlecht geführt wurden, und Prinz Karl hatte dort nicht zu fürchten, daß es ihm gehen werde, wie Friedrichs Bruder; aber in Preußen mußte ein jeder fast das Übermenschliche leisten, wenn das Ganze sollte gerettet werden.

Kollin war die Losung für die andern Mächte, die preußischen Staaten jetzt mit allem Eifer anzufallen. In Ostpreußen rückten, alles nach ihrer Art verwüstend, die Russen ein, 100 000 Mann mit 300 Kanonen, unter dem Feldmarschall Apraxin. Friedrich konnte ihnen dort nicht mehr als 30 000 Mann entgegenstellen, die der greise Feldmarschall Lehwald befehligte. Sie griffen am 30. August die russische Übermacht bei Großjägersdorf (zwischen Wehlau und Insterburg) an, wurden aber nach tapferem Kampfe besiegt und mußten dem Feinde diese Provinz überlassen. Unterdessen drangen 100 000 Franzosen unter greulichen Verwüstungen über die Weser; es befehligte sie der Marschall d'Estrées, ein General von geringem Wert. Allein ihm stand ein noch unfähigerer Feldherr gegenüber, der Herzog von Cumberland, Sohn König Georgs II. Durch die Schuld dieses Prinzen erlitt das hannöversche Beobachtungsheer (54 000 Mann) am 26. Juli bei Hastenbeck unweit Hameln eine Niederlage. Zum Unglück taugte das hannöversche Ministerium, dem die Regierung Hannovers an Stelle des in England residirenden König-Kurfürsten oblag, nicht mehr als der General. Es bestand, wie fast immer, seit die Dynastie nach London übergesiedelt war, aus selbstsüchtigen Junkern und beschränkten Juristen. Diese Männer gaben nun feige und eigennützig Ehre, Vaterland und die Mitbürger preis, um die Landgüter der adligen Herren und ihre eigene Beamtendespotie zu retten, und überlieferten durch eine Kapitulation den Franzosen das ganze Land; der Herzog von Cumberland, der seit Hastenbeck den Kopf völlig verloren hatte, bestätigte diese schimpfliche Ergebung, indem er am 8. September mit dem Feinde die Konvention zu Kloster Zeven abschloß, von weiterem Kampfe abstand und sein Heer auflöste. Die Franzosen konnten nun das Land in aller Ruhe aussaugen; sie verübten denn auch gegen die unglücklichen Hannoveraner allerlei Schand-

thaten, und ihr neuer Befehlshaber, der Herzog von Richelieu, ging dabei mit dem Beispiel zuchtloser Ausschweifung voran; er raubte und erpreßte Hunderttausende, und von dem Vermögen derer, die er in Deutschland an den Bettelstab gebracht, bezahlte er in Paris seine Schulden und ließ sich ein prachtvolles Lustschloß bauen. Ein anderes französisches Heer unter dem Prinzen Soubise stieß zu dem Reichsheer, welches der Prinz von Hildburghausen in Franken sammelte; beide schickten sich nun an, durch Thüringen nach Sachsen vorzudringen.

Der König versuchte mittlerweile in der Lausitz die Österreicher, den nächsten und gefährlichsten Feind, zu einer Schlacht zu bringen. Daun vermied eine solche; als dann aber der König nach Sachsen zog, um die Franzosen und das Reichsheer abzuwehren, überfielen die Österreicher unter Nadasty am 7. September beim Dorfe Moys (in der Nähe von Görlitz) eine preußische Heeresabteilung unter Winterfeld und brachten ihr eine Niederlage bei; Winterfeld selbst, Friedrichs Liebling, erhielt eine tötliche Wunde. Die Niederlausitz, Niederschlesien, die Mark standen nun den Österreichern offen; sie schickten auch eine Streifpartie unter Haddik nach Berlin, welche (am 16. Oktober) eine Vorstadt besetzte, aber dann nach Erhaschung einer Geldsumme rasch wieder abzog, da es hieß, der König komme. Auch die Schweden setzten sich in Bewegung; 22 000 Mann stark, gingen sie über die Peene und brandschatzten in Vorpommern und in der Uckermark. Es war keine Provinz mehr, wo nicht Feinde standen. „Der Untergang des Hauses Brandenburg", schrieb damals der englische Gesandte Mitchell nach London, „ist wahrscheinlich, und damit fällt die Freiheit der Menschheit zu Boden. Nur die Wahl bleibt, ob man ein Sklave Österreichs oder Frankreichs sein will — welche jammervolle Aussicht!"

Auch Friedrichs Familie hielt alles für verloren. Sie war mit diesem Kriege von vornherein nicht einverstanden gewesen; sie glaubte, er gehe weit über Preußens Kräfte. Hatte doch Prinz Heinrich schon im Oktober 1756 dem Könige erklärt: er sehe keinen Grund, die Sache aufs äußerste zu treiben; Friedrich sei nicht der erste Fürst, der eine Provinz habe abtreten müssen. Jetzt meinten die Verwandten alle, mit dem Hause Hohenzollern sei es aus.

In dieser schrecklichen Lage — seine sämtlichen Länder von übermächtigen Feinden überzogen und zum Teil widerstandslos in deren Händen; sein Heer geschwächt und entmutigt durch die Schlacht von Kollin, durch die Verluste in der Lausitz, zu erschöpft durch Entbehrungen und Märsche, um den überall vordringenden zahlreichen Gegnern überall die Spitze zu bieten; seine Brüder, seine Feldherrn ohne Vertrauen, ja ohne Hoffnung auf die Möglichkeit eines günstigen Erfolges; er selbst außer dem öffentlichen auch durch häusliches Unglück (den Tod seiner Mutter

am 28. Juni) schwer getroffen; rings Trübsal und Ruin — stand Friedrich allein aufrecht gegen das halbe Europa, nur die Kraft seines Geistes gegen das Unglück, entschlossen zu siegen oder zu sterben, und ehe er das von ihm geschaffene Reich aufgebe, sich mit dem Schwerte in der Hand unter dessen Trümmern zu begraben: „Ein wahrer, ein echter König, groß wie je einer, der in der weiten Vorzeit auf einem Throne saß; ein König, dessen Andenken unter den Preußen, unter den Deutschen wird genannt werden, so lange ihre Sprache noch das Wort Groß bewahrt, so lange noch ein Deutscher Gefühl für dieses Wortes Bedeutung haben wird." *)

Der Triumph der Feinde schien gewiß; Friedrich war bereit, wie Cato und Brutus sich eher das Leben zu nehmen, als ihn zu verherrlichen. Die Philosophie, die dem Schicksal sich beugt, war nicht für ihn; er wies solch Ansinnen zurück. Voltaire riet ihm, sich philosophisch ins Unvermeidliche zu fügen und nachzugeben. Der König antwortete: „Voltaire in seiner Einsiedelei kann sich in Frieden den Tugenden des Weisen hingeben; aber ich, vom Schiffbruch bedroht, muß dem Sturme trotzend als König denken, leben und sterben."

Diese großartige Gesinnung, eherne Eingeweide und ein stählernes Herz wider das Unglück, diese bewundernswürdige Selbstbeherrschung hielt ihm Auge und Sinn klar; und während er zum Kampfe auf Leben und Tod ging, behielt er soviel Seelenruhe, um sich in den Augenblicken der Muße mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen. Als er auf seinen Märschen durch Leipzig kam (am 15. und am 26. Oktober), unterhielt er sich dort ein par Stunden lang mit dem berühmten Professor Gottsched über französische und deutsche Literatur und sprach einem Gelehrten gleich, der sein lebtag nichts anders getrieben. In seinem großen Geiste fand er denn auch die Mittel zu seiner Rettung — und damit zur Rettung Preußens und der besten Interessen Europas. Zunächst beschloß er Sachsen zu verteidigen, welches die vereinigten Franzosen und Reichstruppen von Thüringen aus bedrohten.

Die Reichsarmee, die den Exekutionsbeschluß des regensburger Reichstags ausführen sollte, befand sich, wie zu erwarten war, in elender Verfassung, schlecht ausgerüstet und von unfähigen Generalen geführt, auch unlustig und zuchtlos. Es waren die Truppen der Reichsstände, die gegen Preußen Partei genommen, hauptsächlich Baiern, Pfälzer, Würtemberger, außerdem schwäbische, fränkische, oberrheinische Kontingente; ein buntes Gemisch, zum Teil das schlechteste Gesindel, das man hatte einfangen können. Jeder Reichsgraf und Prälat stellte sein Dutzend Leute, die Beschaffenheit kümmerte ihn wenig. Am besten waren noch

*) Stenzel, preuß. Gesch., V. 71.

die Truppen der größeren Kleinstaaten. Aber auch sie hatten mehr Lust zum Davonlaufen als Friedrich den Großen zu bekriegen. Es zeigte sich sogar ein Geist unter ihnen, der in Deutschland ganz neu war, obwohl man sich eher wundern mußte, daß er so spät kam. Das Volk in den Kleinstaaten fing an zu räsonniren, es wollte nicht länger verkauft werden! Als der würtemberger Despot in Stuttgart dem französischen Kommissär 4000 Soldaten übergab, empörten sie sich gegen diesen Menschenhandel und zogen in hellen Haufen nach Hause. Sie meinten, sie seien nicht dazu da, für das Ausland sich totschießen zu lassen. Ähnliches geschah in Baden. Die meisten dieser braven Leute gingen scharenweise nach Franken, um sich dem Freicorps des preußischen Obersten v. Mayr anzuschließen, der dort gerade alles in Schrecken setzte. Auch die anderen, die von den Franzosen und Österreichern mitgeschleppt wurden, nahmen jede Gelegenheit wahr, zu Friedrich dem Großen überzulaufen. War er doch der einzige, dem zu dienen trotz aller Gefahr und Beschwerde für diese fast vaterlandslosen Deutschen noch rühmlich schien. Das deutsche Volk, wenigstens die Protestanten, war überhaupt gut preußisch gesinnt. Und die Franzosen sorgten dafür, daß sich diese Gesinnung befestigte. Denn wohin sie kamen, plünderten und mißhandelten sie ihre deutschen Bundesgenossen, besonders die protestantischen Thüringer und Sachsen, Franken und Schwaben, ebenso wie die hannöverschen und hessischen Ketzer, bis aufs Blut, verbrannten die Dörfer, besudelten die Kirchen. „Auf 100 Lieues in der Runde", schrieb einer ihrer Generale, „ist das Land verheert, als sei Feuer vom Himmel darauf gefallen." Daher wurde denn auch in vielen protestantischen Reichslanden, selbst in Würtemberg, von den Geistlichen für den König von Preußen gebetet. Er galt für die Schutzwehr des Protestantismus gegen die Papisten von Wien und Paris. Die Gebildeten, auch in den katholischen Ländern, bewunderten längst den großen König. Die Freimaurer sämtlicher deutschen Provinzen boten ihm ihre Hilfe an, „da das Augenmerk seiner Feinde nur dahin gerichtet sei, erst ihn als den mächtigsten Beschützer des deutschen und besonders protestantischen Volkes klein zu machen, um nachher die deutsche Freiheit umzustürzen." Doch nahm er den Antrag nicht an. Am größten war natürlich die Begeisterung in Preußen selbst; die Pommern insbesondere errichteten auf ihre Kosten Landmilizen und berittene Freischaren, welche bei der Verteidigung der Landesfestungen und im kleinen Kriege gegen die Schweden und später gegen die Russen treffliche Dienste leisteten. „Alte Edelleute, die schon seit Jahren auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, nahmen die Schwerter wieder von der Wand und traten als Offiziere bei diesen Milizen ein." Selbst in Kursachsen betete man für Friedrichs Sieg; denn die französisch-reichsländischen Truppen hausten hier greulich.

Dieses Heer war, 64 000 Mann stark, unter dem Befehle Soubises und Hildburghausens an die Saale gerückt und lagerte zwischen der Unstrut und der Saale südlich von Merseburg, in jener Ebene, die so viele Schlachten gesehen hat. Ihnen gegenüber nahm der König, der mit 22 000 Mann von Leipzig herangezogen war, eine Stellung zwischen den Dörfern Roßbach und Nebra. Die Franzosen, namentlich der Flügel, den der Marschall Broglie befehligte, hatten eine sehr vorteilhafte Stellung. Der König machte daher eine Bewegung, welche die Gegner für einen Rückzug nahmen. Sie wurden übermütig, glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten, und gaben ihre Stellung auf, um das preußische Lager bei Roßbach einzuschließen. Sonnabend den 5. November früh Morgens begannen sie den linken Flügel der Preußen zu umgehen; sie wollten Friedrich den Großen wie in einem Sack fangen. Vom Dach des Schlosses in Roßbach sah Friedrich diesem Manöver zu, das ihm anfangs unglaublich schien; sehr vergnügt stieg er dann hinab und verzehrte mit vielem Appetit sein Mittagsmahl; ebenso gemächlich speisten seine Soldaten; das preußische Lager stand unbeweglich. Die Franzosen hielten diese Gemütsruhe für dumpfe Verzweiflung. Um 1 Uhr stieg Friedrich wieder auf den Turm und besah sich den ringsherumziehenden Feind, um $2\frac{1}{2}$ Uhr befahl er die Zelte abzubrechen und in Schlachtordnung zu treten. In einem Augenblick war es gethan — „so plötzlich", sagt ein französischer Berichterstatter, „wie wenn sich im Opernhaus die Scene verändert." Dann setzte sich das kleine Heer in Marsch, des Königs schneidigster General, v. Seydlitz,*) mit der Reiterei voran, links ab, verdeckt durch einen schmalen Höhenzug. Um $3\frac{1}{4}$ Uhr war er am Feinde und stürzte wie ein Donnerwetter drein. Ohne ihnen Zeit zum Aufreihen zu lassen, fiel er mit seinen 38 Schwadronen auf die 52 der Feinde und sprengte sie wie Spreu vor dem Winde auseinander; in panischem Schrecken flohen sie bis über die Unstrut. Unterdes eröffnete der König mit der preußischen Infanterie auf die französische und reichsländische vom Janushügel aus ein entsetzliches Kanonenfeuer, dem, wie bei Musterungen, ein regelmäßiges Musketenfeuer folgte. In einer Viertelstunde waren auch hier die Feinde über den Haufen geworfen, und Seydlitz vollendete ihre Niederlage, indem er mit seiner Reiterei in ihren Rücken einhieb. Um sechs Uhr befand sich das ganze französisch-deutsche Heer auf der Flucht, nur die Finsternis des Abends rettete die Besiegten vor völliger Vernichtung. „Unser größtes Glück", berichtete Hildburghausen an den Kaiser, „war, daß es Nacht wurde; sonsten wäre bei Gott nichts davongekommen." Die Preußen, von denen übrigens nur die kleinere Hälfte wirklich zum Schlagen gelangt war, verloren nur

*) Friedr. Wilh. v. Seydlitz geb. 3. Febr. 1722 zu Kalkar bei Kleve, gest. 7. Nov. 1773.

165 Tote und 376 Verwundete. Unter den letzteren befand sich auch Prinz Heinrich. „Der Prinz", schrieb der Feldmarschall Keith an seinen Bruder, „ist, obwohl nicht gefährlich, verwundet; diese Familie kann nicht lange leben, so sehr setzt sie sich der Gefahr aus. Der König war an dem gefährlichsten Posten." Die Feinde ließen 700 Tote, 2000 Verwundete, 5000 Gefangene auf dem Schlachtfelde. Einige tausend andere fielen auf der Flucht in preußische Hände oder wurden niedergesäbelt, manche von den erbitterten Bauern wie Wölfe totgeschlagen; die übrigen eilten in voller Auflösung nach Franken zurück. Prinz Soubise selbst, von einem pommerschen Dragoner, der ihn lebendig fangen wollte, hart verfolgt und braun und blau geschlagen, verdankte nur der Schnelligkeit seines Pferdes seine Rettung. Alle deutschen Völkerschaften, groß und klein, Freund und Feind, Protestanten und Katholiken, waren mit diesem Siege über die Franzosen sehr zufrieden und betrachteten ihn als einen Nationaltriumph. Denn die Franzosen hatten durch ihre Verachtung alles Deutschen, durch den Übermut, womit sie Deutschland gesellschaftlich wie politisch und militärisch zu mißhandeln gewohnt waren, durch den Vorzug, den die Fürsten ihnen überall vor den Eingebornen einräumten, sich beim ganzen deutschen Volke verhaßt gemacht.

Nachdem dieser Feind vor der Hand beseitigt und Sachsen gerettet war, eilte Friedrich mit seinem kleinen Heere trotz der schlechten Wege in Geschwindmärschen nach Schlesien, das seiner Gegenwart dringend bedurfte. Diese Provinz hatte der Herzog August Wilhelm von Bevern, ein Vetter der Königin, mit 30 000 Mann decken sollen; aber er hatte so viele Fehler begangen, daß die Österreicher die wichtige Festung Schweidnitz erobern und sich in einer Masse von 90 000 Mann durch Oberschlesien und die Grafschaft Glatz ins Niederschlesische ergießen konnten. Am 22. November ließ er sich gar bei Breslau eine Niederlage beibringen und Tags darauf gefangen nehmen. Die Reste des geschlagenen Heeres führte Zieten dem aus Sachsen heraneilenden Könige zu. Da am 24. November auch Breslau in die Hände der Österreicher geriet, so schien Schlesien für Maria Theresia wieder gewonnen, sie redete in öffentlichen Ansprachen die Schlesier bereits als ihre Unterthanen an; die katholische Bevölkerung, besonders die Geistlichkeit, war ihr ohnehin geneigt; viele Beamte leisteten ihr die Huldigung, voran der Fürst-Bischof Graf Schaffgotsch, der dem Könige, seinem Wohlthäter, jetzt mit schnödestem Undank lohnte.

So galt es denn für Friedrich, Schlesien durch einen großen Schlag von neuem zu erobern; zwar zählte sein Heer, auch nach der Vereinigung mit Zieten (am 1. Dezember in Parchwitz) nur 32 000 Mann, und die Österreicher unter Karl von Lothringen und Daun hatten eine fast dreifache Übermacht und eine gute Aufstellung; aber Friedrich war fest ent-

schlossen sie anzugreifen, „und wenn sie auf den Kirchtürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberg ständen". Es war ein Wagstück von äußerster Gefährlichkeit; doch den Heldenmut, der ihn selbst erfüllte, wußte er seinen Truppen mitzuteilen; die Sieger von Roßbach glühten von frischer Begeisterung, die bei Breslau Geschlagenen brannten, es jenen gleich zu thun. Nachmittags am 3. Dezember vor dem Abmarsch von Parchwitz versammelte Friedrich die höheren Offiziere um sich: „Ich werde", sprach er, „gegen alle Regeln der Kunst das fast dreimal stärkere Heer des Prinzen Karl angreifen, wo ich es finde. Es ist hier nicht die Frage nach der Zahl der Feinde oder nach der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren des Heeres bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, welche bald folgen werden. Kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzugs nicht unwürdig machen. Ist aber einer, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." Er hielt etwas inne. Keiner rührte sich, begeistertes Schweigen war rings die Antwort; nur einem, dem tapfern Major v. Billerbeck, fuhr es laut heraus, was alle dachten: „Das müßte ja ein infamer Hundsfott sein!" Mit freundlichem Lächeln fuhr der König fort: „Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie in das Lager und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört." Dann des Eindrucks gewiß, den seine Worte in jedem Herzen gemacht, sprach er mit kurzem, festem Kommandoton: „Das Kavallerieregiment, welches nicht sofort, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich sogleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregiment. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, zu stocken anfängt, verliert Fahnen, Säbel und Borten der Montirung. „Nun, meine Herren", endete er, „leben Sie wohl; in kurzem haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder!"

Als der König dann gegen Abend durch das Lager ritt und mit einzelnen Leuten jedes Regiments freundlich sprach, empfing ihn überall

begeisterter Jubel. Die alten Krieger drängten sich um ihren König, mit dem sie so manche heiße Schlacht gewonnen, und schworen ihm Sieg oder Tod zu. Einem pommerschen Regiment von bekannter Tapferkeit sagte er: „Nun Kinder, wie wird's aussehen? Der Feind ist noch einmal so stark als wir!" „Lat man goot sin", antworteten die Soldaten, „do sin doch keene Pommern mang! ju weet woll, wat wi könne." „Freilich weiß ich das", erwiderte der König, „sonst könnte ich die Schlacht nicht liefern. Nun schlaft wohl. Morgen haben wir den Feind geschlagen, oder wir sind alle tot!" „Man too!" rief das Regiment.

In dieser Stimmung marschirten sie am 4ten dem Feinde entgegen. Prinz Karl stand mit mehr als 80 000 Mann und 208 Geschützen in einer sehr festen Stellung an der Lohe bei Breslau. Daun riet, sie nicht zu verlassen. Aber Prinz Karl und die meisten andern Generale meinten, es sei unter ihrer Würde mit einer so ungeheuren Übermacht einer Hand voll Volks, dieser „berliner Wachtparade" gegenüber, hinter Verschanzungen stehen zu bleiben. Sie gingen daher bis über die Weistritz dem Könige entgegen; als der sie so keck ins offene Feld kommen sah, sprach er freudig: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gegangen, nun will ich seinen Übermut bestrafen." Am folgenden Tage, Montag den 5. Dezember, stellte Prinz Karl sein Heer in Schlachtreihe, die Linie war eine Meile lang; sie erstreckte sich von Nipern (nordwestlich von Breslau) über Frobelwitz nach Leuthen und Sagschütz. Es war das erste und das letzte Mal, daß die Österreicher es wagten, bei hellem Tage und zu offener Feldschlacht Friedrich dem Großen entgegen zu gehen.

Kampfesfroh, geistliche Lieder singend, rückten die Preußen an: „Gieb, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret, Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet; Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich's soll, Und wenn ich's thu, so gieb, daß es gerate wohl!" Der Geist mußte ersetzen, was der Zahl gebrach; es waren ihrer nicht mehr als 32 000 Mann mit 166 Geschützen.

Der König entfaltete an diesem Tage die ganze Größe seines Feldherrngenies. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, mit der einst Epaminondas bei Leuktra die Spartaner besiegte. Durch verstellte Bewegungen gegen den rechten feindlichen Flügel hielt er diesen in Unthätigkeit, während er in Wirklichkeit den linken bedrohte. Er erfand dazu eine Stellungsart, nicht unähnlich der macedonischen Phalanx, indem er seine Hauptkraft auf seinem rechten Flügel vereinigte, in einen kleinen, tiefen und dichten Schlachtkörper, der, aus der Ferne gesehen, einem höchst unordentlich zusammengestellten Menschenhaufen glich. So schob er aufmarschirend einen Trupp nach dem andern in Keilform nach rechts dicht aneinander. „Die guten Leute paschen ab", sagte Daun, „lassen wir sie ziehen!" Da, auf Friedrichs Wink, entwirrte sich plötzlich der lebendige

Knäuel zu schönster Ordnung und fiel mit ungeheurer Wucht auf den linken österreichischen Flügel. Mit äußerster Genauigkeit und Raschheit wie auf dem Übungsplatze ward jeder Zug des Feldherrn von seinen Soldaten ausgeführt. Um 1 Uhr erfolgte der furchtbare Anprall. Die Kriegswut der Preußen war so heftig, daß der Feind bald zu wanken begann. Zuerst wichen die Würtemberger und Baiern, die, von den Österreichern ins Vordertreffen geschoben, wenig Lust hatten, der Kaiserin als Kanonenfutter zu dienen. Dann schlugen Moritz von Dessau mit dem Fußvolk und Zieten mit der Reiterei auch die Österreicher, warfen ein Regiment aufs andere, während der König selbst das Dorf Leuthen, wohin sich jetzt endlich der rechte österreichische Flügel zog, eroberte. Die ganze Schlachtreihe des Feindes wurde so von den Preußen aufgerollt, von allen Seiten hieb ihre Reiterei in die verwirrten feindlichen Massen, schoß ihr schweres Geschütz Bresche. Um $4^1/_2$ Uhr war Friedrichs Sieg überall entschieden, und das große österreichische Heer zertrümmert. Die früh anbrechende Nacht war der einzige Schutz der Fliehenden. Bis in die Nähe von Lissa drangen die Preußen nach.

Es war ein glorreicher Tag, glorreich durch die Leistung des siegreichen Feldherrn — „das Meisterstück des großen Friedrich" hat Napoleon I. diese Schlacht genannt —; glorreich durch die unerhörten Erfolge — der Feind hatte 10000 Tote und Verwundete, 21000 Gefangene, 116 Kanonen, 59 Fahnen verloren; glorreich durch die moralische Größe des kleinen preußischen Heeres. 5000 Mann waren ihm getötet oder verwundet, aber die Gefallenen bluteten und starben mit der nämlichen Begeisterung, mit der sie fochten. Ein gefangener bairischer General stieß auf einen preußischen Grenadier, der in seinem Blute schwamm; beide Füße waren ihm abgeschossen, aber er rauchte ruhig Tabak. Der Baier wunderte sich, der Preuße versetzte kaltblütig: „Ick sterw for Fritze!" Ein anderer preußischer Grenadier verlor sein Bein; er stützte sich auf sein Gewehr als Krücke und schleppte sich an die vorbeimarschirenden Gefährten. „Fechtet als brave Preußen!" schrie er, „siegt oder sterbt für euren König!" Waren je die Thaten der alten Griechen und Römer bewundernswürdiger? Und als das Heldenheer gesiegt und in der dunkeln kalten Winternacht auf dem gewonnenen Blutfelde stand, da stimmte ein Grenadier das Lied an: „Nun danket alle Gott!" und Regiment auf Regiment, zuletzt das ganze Heer singt mit: „Nun danket alle Gott!"

Unterdessen war der König mit einigen Bataillonen nach Lissa vorangeeilt, um hier die Brücke über die Weistritz zu besetzen. Das Städtchen war voll Österreicher, der König begab sich mit wenigen Begleitern aufs Schloß. Da war er mitten unter den Feinden; seine Freiheit stand auf dem Spiel. Voll Geistesgegenwart rief er den Erstaunten zu: „Guten Abend, meine Herren! Sie haben mich hier wohl nicht vermutet. Kann

man hier auch noch unterkommen?" Verblüfft bückten sie sich ehrfurchtsvoll; bald darauf kam das Gefolge des Königs und nahm sie gefangen.

Der wichtigste Erfolg der leuthener Schlacht war für die Preußen die völlige Wiedereroberung Schlesiens. Schon am 19. Dezember ergab sich Breslau mit 17 000 Mann; nur Schweidnitz hielt sich etwas länger. Die Verfolgung des geschlagenen Heeres betrieben Zieten und Fouqué so eifrig, daß Prinz Karl nur 37 000 Mann und zwar im elendesten Zustande nach Böhmen zurückführte; er legte nun endlich den Oberbefehl nieder.

Auch auf den anderen Kriegsschauplätzen endete der Feldzug günstig. Die Russen zogen sich bald nach der Schlacht bei Großjägersdorf wieder aus Preußen zurück, und der Feldmarschall Lehwald wurde nun anderwärts verwendbar; er ging mit seinem kleinen Heere nach Pommern und vertrieb dort die Schweden, eroberte sogar Schwedisch-Vorpommern bis auf Stralsund und Rügen. Noch wichtiger war der Umschlag, den die Kriegsangelegenheiten in Hannover erhielten. Der König Georg II. bestätigte den schimpflichen Vertrag von Kloster Zeven nicht, beschloß vielmehr den Krieg fortzusetzen und wurde darin von seinem großen Minister Pitt aufs kräftigste unterstützt. Pitt sah ein, wollte England seinen Krieg gegen die bourbonischen Mächte mit Erfolg führen, so mußte es ihm zu Lande eine bessere Wendung geben; Amerika, das war Pitts Ansicht, mußte in Deutschland erobert werden. Auch hielt er es für „unehrenhaft, den wundervollen Mann zu Grunde gehen zu lassen, welcher Englands Bundesgenosse und gegen seine Absicht und Erwartung durch seinen Anschluß an England in eine so gefährliche Lage gekommen sei. Friedrich stehe da als das unerschütterte Bollwerk Europas wider die mächtigste und boshafteste Verbindung, die jemals die Unabhängigkeit der Menschen bedrohte, und sei — was für England das Wichtigste — allein noch im Stande, den Franzosen in Deutschland die Spitze zu bieten." So dachte auch das englische Parlament. Georg II. erbat sich daher von Friedrich dem Großen einen Feldherrn für das wiederherzustellende hannöversche Bundesheer und zwar als solchen ihren beiderseitigen Verwandten, den bisher preußischen General Prinz Ferdinand von Braunschweig.*) Gern willigte Friedrich ein, und so übernahm denn Ferdinand sofort den Oberbefehl über die von England besoldeten Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger und vereinigte sie mit englischen und einigen preußischen Hilfsscharen zu einem neuen, tüchtigen Heere. Ferdinand war der beste, geeignetste Mann für diesen schwierigen Posten

---

*) Er war ein jüngerer Bruder der Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrichs des Großen, und am 12. Januar 1721 geboren. Gestorben ist er am 3. April 1792.

als Befehlshaber eines so gemischten Heeres; er wußte mit feinem Takt die verschiedenen Elemente, die es bildeten, jedes nach seiner Natur zu behandeln, und seine Unparteilichkeit, seine Milde und Uneigennützigkeit gewannen ihm rasch aller Herzen. Er besaß Feldherrntalente, angeborene und in der Schule Friedrichs gebildete, und er hatte das Glück, was ihm an solchen noch etwa fehlte, in einem Gehilfen zu finden, der nichts sein wollte, als sein ungenanntes Werkzeug. Es war sein Privatsekretär Philipp Westphalen*), ein militärisches Genie, das bald die Seele der Kriegführung Ferdinands wurde. Dem Prinzen war die Aufgabe gestellt, Hannover zu schützen; es zeigte sich bald, daß er noch mehr vermochte.

Das Jahr 1757 lief ab; wie reich an staunenswerten Schauspielen und Wechselfällen war dieser ewig denkwürdige Feldzug gewesen! 700000 Krieger der gebildetsten und kriegerischesten Nationen der Welt auf deutschem Boden in Waffen gegen einander; ein Bündnis fast aller Großmächte gegen den einzigen Mann, und es hatte ihm nichts anhaben können. Seine Staaten waren gerettet, Kursachsen behauptet; in zahlreichen Treffen und in fünf Hauptschlachten hatten die Preußen glorreich mit der Übermacht gerungen und meistens gesiegt. Friedrich hoffte, Maria Theresia werde nun zum Frieden neigen; aber sie beharrte um so fester bei ihrem Vorsatz, weil Elisabeth von Rußland und Ludwig XV. fortfuhren, die Kräfte ihrer Staaten der österreichischen Politik zum Opfer zu bringen. Von beiden Seiten wurde im Winter eifrig gerüstet. Die Gegner konnten dies bei der Größe ihrer Staaten leichter; Friedrich erhielt die erforderlichen Mittel nur durch den nachdrücklichsten Wirkeifer. Das Beste mußten natürlich seine eigenen Staaten leisten und thaten es auch mit opferfreudiger Hingebung; namentlich Pommern und die Mark zeichneten sich dabei aus, wie sie denn auch die tüchtigsten Soldaten lieferten. Auch leisteten sie nicht bloß für die Feldarmee das ihrige; nach dem Vorgange Pommerns wurde noch von den Ständen Magdeburgs, der Kurmark und Ostpreußens eine freiwillige Landwehr errichtet, die besonders in Pommern sich sehr nützlich machte. Sie hat dort unter Wedell und Belling aufs tapferste gegen die Schweden und Russen gefochten und höchst wirksam die Festungen geschützt.

Aber der König durfte seine Völker nicht durch Überbürdung erschöpfen; sie waren ohnehin schwer belastet und litten durch die Verwüstungen des Krieges viel. Deshalb erhöhte er die Steuern nicht, die bereits im Frieden auf Kriegshöhe gestanden hatten. „Wenn es sein

*) Er hieß eigentlich Westphal und war Sohn eines Postmeisters; 1764 wurde er geadelt. — Vgl. über ihn die Einleitung zu seiner „Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg“, herausgegeben von seinem Enkel H. v. Westphalen, Berlin 1859.



muß", meinte er, „will ich lieber feindliches Land als meine armen Unterthanen treten." Er bedrückte also die Feinde.

Zu diesen gehörte teils offen, teils insgeheim auch die katholische Geistlichkeit in Schlesien; sie erfuhr daher manche Härte. Doch war der Druck, der sie traf, sehr unbedeutend gegen die schwere Last, welche Sachsen, Anhalt, dessen Regenten sich zweideutig benommen, Mecklenburg-Schwerin und überhaupt alle diejenigen Länder erduldeten, die, gegen Friedrich verbündet, in seine Gewalt gerieten, und die er nun lehrte, wie er sich in seinem Berlinisch ausdrückte, „ménagements für einem großen Nachbarstaate zu haben". Denn die Not zwang ihn zu Maßregeln, die er aus freien Stücken nie gethan hätte. Namentlich Sachsen mußte ihm die Mittel an Geld, Getreide, Pferden, Rekruten liefern, die noch fehlten. Leipzig, welches schon 1756 eine halbe Million Thaler gezahlt, mußte jetzt wiederum 900 000 Thaler entrichten. Ebenso wurden im Verhältnis die anderen Städte besteuert. Die Lieferungen von Kriegsbedürfnissen aller Art nahmen kein Ende; an 13 000 Mann wurden als Rekruten ausgehoben. Man berechnete später, daß Friedrich während des siebenjährigen Krieges im ganzen aus Sachsen wohl 70 000 Rekruten und an Kontributionen, Lieferungen von Lebensmitteln und anderm Bedarf 40 bis 50 Millionen Thaler gezogen habe.*) Auch Mecklenburg-Schwerin mußte büßen, was sein Fürst verbrochen. Der Herzog hatte vor allen eifrig auf die Achtserklärung gegen Friedrich gedrungen; jetzt war er entflohen und ließ seine Unterthanen leiden. Friedrich hat aus diesem Lande während des Krieges über acht Millionen Thaler**) und 16 000 Rekruten gezogen. Er hielt aber hier wie überall streng auf Ordnung, litt keine Erpressung im Einzelnen, keine Plünderung und machte den Druck erträglich, indem er ihn auf das Ganze verteilte, während seine Feinde, wohin sie kamen, eben so stark erpreßten, aber außerdem plünderten und unnütz zerstörten. Ein sächsischer Schriftsteller jener Zeit bemerkt: „Das weiß ich, daß die Bedrückungen und Plünderungen der Österreicher und Reichstruppen in Sachsen alle Herzen von ihnen abwandten, und man öffentlich sagte, man wolle lieber die ordentliche Last der Preußen als den beschwerlichen Trost der Befreier tragen." Den übelsten Ruf im Brennen und Sengen, Plündern und Zerstören hatten die Kroaten und Panduren; die Russen und besonders die Franzosen machten es fast noch schlimmer, hausten in der Regel barbarisch. Die Kriegführung der Preußen war im Vergleich da-

*) Verhältnismäßig mehr hatte der Schwedenkönig Karl XII., als er vom September 1706 bis zum September 1707 Sachsen besetzt hielt, diesem Lande entnommen, nämlich in Geld und Geldeswert 23 Millionen Thaler und 12 000 Rekruten. Vehse, Gesch. d. Höfe d. Hauses Sachsen IV. 322.

**) Boll, Gesch. Mecklenburgs II. 307.



mit milde und menschlich zu nennen; bei ihren Einfällen in Feindesland begnügten sie sich mit starken Brandschatzungen, die namentlich in den fränkischen Bistümern durch preußische Parteigänger, wie den Oberst Mayr, oft beigetrieben wurden.

Ein anderes trauriges Mittel, wozu Friedrich die Umstände nötigten, war das Prägen leichten Geldes; das thaten auch andere deutsche Fürsten, die sich nicht wie er mit der Not entschuldigen konnten.

Eine dritte sehr ergiebige Hilfsquelle floß ihm aus seinem Bündnis mit England. Hier hatte der Sieg bei Roßbach ungeheuren Jubel erregt; das ganze englische Volk erglühte voll Bewunderung für den großen König; es feierte ihn wie einen Abgott, diesen Helden des Protestantismus, wie ihn Pitt nannte. Mit Freuden bewilligte das Parlament im April 1758 die Erneuerung des Bundes dahin, daß England nicht nur die Besoldung des hannöverschen Heeres übernahm, sondern auch an Friedrich für die Dauer des Krieges jährlich ein Hilfsgeld von 670000 Pfund Sterling (4½ Million Thaler) zahlte.

Durch rastlose Thätigkeit hatte Friedrich im Winter 1757/58 die Lücken in seinem Heere ausgefüllt. Er setzte seinen Feinden, die im ganzen diesmal 316000 Streiter aufstellten, 175000 Mann Feldtruppen entgegen; darunter war das hannöversche Heer von anfangs nur 30000 Mann, welches Prinz Ferdinand befehligte. Der letztere eröffnete den Feldzug. Mitte Februars überfiel er die Franzosen, die unter dem Oberbefehl des Grafen Clermont, von Goslar bis zur Ems zerstreut, im Winterquartier lagen. Sie leisteten nirgends wirksamen Widerstand, sondern zogen sich mit großem Verlust bis über den Rhein zurück. Ferdinand ließ ihnen auch dort keine Ruhe, ging über den Fluß, griff am 23. Juni bei Krefeld mit 33000 Mann Clermonts 47000 an und schlug sie aufs Haupt. Auch Clermonts Nachfolger, Contades, und ein anderes französisches Heer, das unter Soubise am Main stand, richteten nichts aus. Westfalen bis zum Rhein, Niedersachsen und Hessen bis zur Lahn blieben von ihnen befreit.

Unterdessen hatten die Preußen Schweidnitz wieder erobert (17. April) und waren dann durch Oberschlesien in Mähren eingefallen, um Olmütz zu belagern. Diese starke Festung ließ sich aber mit so unzureichenden Mitteln, als Friedrich gegen sie zur Hand hatte, nicht einnehmen, und das österreichische Heer unter Daun und Laudon gewann Zeit, das preußische Lager so zu umstellen, daß die Zufuhr aus Oberschlesien abgeschnitten wurde. Der König sah sich (am 1. Juli) zum Rückzuge genötigt; er war in der schwierigsten Lage, ohne Schießbedarf und Lebensmittel einem überlegenen Feinde gegenüber, der alle Pässe aus Mähren nach Schlesien versperrte und sicher hoffte, ihn auf dem Marsch durch das gebirgige Land zu vernichten. Was Friedrich rettete, war wieder die

Erfindsamkeit und die Stärke seines Geistes. Er schlug plötzlich den Weg nach Böhmen ein, gewann dadurch einen Vorsprung, und als nun Daun folgte, Laudon von der einen, die leichte österreichische Reiterei von allen Seiten drängte, schlängelte er sich, immer zum Fechten bereit, durch meisterhafte Wendungen Schritt vor Schritt durch Feinde und Hohlwege, über Berg und Thal, samt seinem unermeßlichen Wagenzug unbeschädigt hindurch. So kam er am 9. August glücklich über Königingrätz und Friedland nach Landshut in Schlesien und brachte alle seine 4000 Wagen, Geschütz und Gepäck, Kranken und Verwundeten wohlbehalten heim. Ein Rückzug, der hochberühmt ist in der Kriegsgeschichte.

Der König wandte sich nun gegen einen Feind, der ihm bisher noch nicht vor die Augen gekommen war, die Russen. Im Januar bereits waren sie, diesmal befehligt vom Grafen Fermor, wieder in Ostpreußen eingerückt; doch behandelten sie das Land jetzt mit etwas mehr Schonung, weil sie es bereits als einen Teil ihres Reiches betrachteten. Auch mußten die Stände sofort — am 24. Januar (also am Geburtstage des Königs!) — in Königsberg der russischen Kaiserin den Huldigungseid leisten. Daß sie es thaten, daß manche, in denen noch der Geist Kalcksteins und Rodes sich regen mochte, es sogar anscheinend gern thaten, hat Friedrich der Provinz nie vergessen; er hat Zeit seines Lebens Ostpreußen mit keinem Fuße mehr betreten. Vier Jahre lang, bis zum Frühling 1762, hat die Provinz unter dem russischen Doppeladler gestanden. Das Volk fügte sich unter die neue Herrschaft, weil es eben mußte; aber immer ersehnte es den Augenblick der Befreiung*).

Nachdem Fermor von Ostpreußen im Namen Elisabeths Besitz ergriffen, zog er langsam und planlos durch das polnische Westpreußen, wo ihm nur Danzig die Thore schloß, der Oder zu. Anfangs August fielen seine Horden wie ein Heuschreckenschwarm auf die Neumark. Sie verübten hier die furchtbarsten Greuel; namentlich die Kosaken und Kalmücken plünderten, sengten, marterten, schändeten, mordeten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, verbrannten eine Unzahl Dörfer und

*) Ein Prediger in Tollmingkemen erhielt, wie die andern Geistlichen der Provinz, den Befehl, ein großes russisches Fest zu feiern; er that es in folgender Weise: „Mir ist“, sprach er, nachdem er die Kanzel bestiegen, „mir ist befohlen den heiligen Alexander zu feiern. Es mag ein guter Mann gewesen sein; allein ich kenne ihn nicht und ihr kennt ihn nicht. Deshalb lasset uns, lieben Brüder, die Stelle der heiligen Schrift 2. Timoth. 4, V. 14: „„Alexander der Schmied hat mir viel Böses bewiesen, der Herr bezahle ihm nach seinen Werken““, zum Text für unsere heutige Betrachtung nehmen.“ (J. D. E. Preuß, Friedrich d. Gr. 2. Aufl. Berlin 1837, I. 272.) Dieser kühne Prediger war der als litauischer Dichter berühmte Donaleitis.

die Stadt Küstrin, da sie die Festung, welche der Oberst Schack von Wuthenow aufs tapferste verteidigte, nicht zu erobern vermochten. Ingrimmig eilte Friedrich von Schlesien herbei, diese Wilden zu züchtigen und sein Land vor gänzlichem Ruin zu retten. Am 12. August schrieb er aus Liegnitz an den General Grafen Dohna, der jenseit der Oder kommandirte und zu schwach gewesen war, die Neumark zu retten. „Wir müssen nun anfangen die Russen tüchtig abzuprügeln, und wenn Ihr über die Oder gehet, so saget allen Euren Offizieren: Meine Devise wäre siegen oder sterben, und derjenige, welcher nicht so dächte, möchte diesseits bleiben und könnte sich zum Teufel scheren." Am 22. August war er bei Küstrin, wo er sich mit den Truppen Dohnas vereinigte. Diese, meist ostpreußische Regimenter, sahen besser aus, als die seinigen, hatten aber auch nichts geleistet; „meine sehen aus wie die Grasteufel", sagte Friedrich, „aber sie beißen."

Fermor stellte nun sein Heer, 52 000 Mann, bei Zorndorf (nördlich vom Einfluß der Warthe in die Oder) auf. Mit 32 000 griff ihn Friedrich am Freitag den 25. August Morgens 9 Uhr an. Er befahl, keine Gnade zu geben, sondern die Barbaren samt und sonders niederzumachen; doch verachtete er den Feind zu sehr, wenn er auf einen leichten Sieg hoffte. Einige preußische Bataillone wurden anfangs sogar zurückgetrieben. Aber Seydlitz mit der Reiterei leistete hier wieder Großes; seinem Ansturm erlag erst die Kavallerie, dann die Infanterie des Feindes; gegen Mittag war der russische rechte Flügel teils niedergehauen, teils in Moräste gedrängt, wobei es sich zeigte, daß die Russen leichter zu besiegen als vom Felde zu treiben waren. Sie standen wie die Mauern und ließen sich stumpfsinnig abschlachten. Auch auf dem anderen Flügel — wo Dohnas Regimenter zum großen Teil die Flucht ergriffen — rettete der Scharfblick und die Entschlossenheit des tapfern Seydlitz die Schlacht; mit 61 Schwadronen, welche seit 12 Stunden im Sattel waren, stürzte er sich auch dort auf die russische Reiterei und warf sie auf ihr Fußvolk, bis der Feind um 8½ Uhr Abends vom Schlachtfelde wich. Mangel an Schießbedarf hinderte die Sieger, ihn zu vernichten. Doch war das Morden so wütend gewesen, daß diese Schlacht zu den blutigsten gehört, die je gefochten wurden; die Russen verloren an Toten und Verwundeten 18 000 Mann, die Preußen 10 000. Fermor, der die Brücken über die Mützel abgebrochen fand, blieb notgedrungen an diesem Flüßchen stehen, bis er eine andere Rückzugslinie gefunden hatte; in der darauf folgenden Nacht zog er sich unbemerkt nordwärts ab und ging langsam durch Hinterpommern nach Polen zurück. Friedrich mußte ihn entkommen lassen, weil seine Reiterei zu abgemattet war und die Infanterie keine Munition mehr hatte. Übrigens

rief ihn die Bedrängnis seines Bruders Heinrich, den er als Wächter Sachsens zurückgelassen, dorthin.

Dieser Prinz*), der an Talent wie an feiner Geistesbildung dem Könige nahe kam, war unter allen Generalen gerade für einen Verteidigungskrieg am meisten befähigt; denn er besaß eine ungemeine Geschicklichkeit, sich selbst keine Blöße zu geben, aber die Blößen des Gegners zu benutzen. So ergänzten die Brüder einander, der jüngere mit seiner klugen Umsicht, vorsichtigen Besonnenheit; der ältere mit seiner kühn andringenden Willenskraft und gewaltigen Lebendigkeit. Den ganzen Sommer hindurch hatte Prinz Heinrich mit einem kleinen Heere Sachsen glücklich gedeckt; es zog sich nun aber eine zu große Übermacht, das Hauptheer der Österreicher unter Daun und das neugebildete Reichsheer unter dem Prinzen von Zweibrücken, gegen ihn zusammen und drohte ihn in seinem Lager bei Dresden von vorn und im Rücken anzugreifen. Auf die Kunde von Friedrichs eiliger Annäherung aber wich Daun sofort in ein festes Lager bei Stolpen zurück und beschränkte sich seinerseits auf die Defensive, die er mit gewohnter Behutsamkeit führte. Vergebens suchte ihn der König zu einer Schlacht herauszulocken; jener folgte ihm zwar, wie er östlich in die Lausitz ablenkte, aber stets auf den Bergen in unangreifbaren Stellungen.

Hier beging nun der König die Unvorsichtigkeit, dicht vor dem hochgelegenen österreichischen Lager bei Hochkirch (unfern Bautzen) am Nordabhange des lausitzer Gebirges, in einer so gefährdeten Stellung, daß alle Generale widersprachen, ein Lager zu beziehen, und hielt eigensinnig daran fest; er verachtete den Feind, der doch doppelt so zahlreich war (60 000 gegen 30 000), und meinte, Daun würde auch jetzt nicht wagen, ihn anzugreifen. Aber auf Antrieb seines Unterfeldherrn, General Lascy, entschloß sich Daun wirklich die Gunst der Umstände zu benutzen. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober brach er mit seinem Heere in aller Stille gegen das preußische Lager auf, wo Friedrich mit seinen Kriegern sorglos schlief. Rasch waren die Wachen überwältigt, die Österreicher standen mitten im Lager, fielen über die Schlaftrunkenen her und richteten auf die Preußen deren eigene Geschütze. Nur Zieten mit seinem Husarenregiment wurde nicht überrumpelt, er hatte vorsichtiger Weise nicht wie die andern absatteln lassen und griff nun tapfer an. Desto vollständiger war die Überraschung bei allen übrigen Truppenteilen. Aber jetzt bewährte sich wieder die preußische Mannszucht. In dieser entsetzlichen Not wäre gänzlicher Untergang das Los jedes andern Heeres gewesen; denn was halfen hier Mut und Tapferkeit?

---

*) Geboren am 18. Januar 1726 zu Berlin, gestorben am 3. August 1802 zu Rheinsberg.

aber die Mannszucht half. Kaum hatte das Kriegsgeschrei sich durch das Lager verbreitet, so sprangen die Soldaten halb nackt aus den Zelten heraus; in der dichten Finsternis der Nacht ergriffen sie ihre Waffen, stellten sich in Reih und Glied. In wenig Augenblicken stand der größte Teil des Fußvolks und der Reiterei in Schlachtordnung, warf auch hie und da den Feind zurück. Stundenlang wütete der erbitterte Kampf Mann gegen Mann. Zweimal eroberten und verloren die Bataillone Keiths die große Batterie mitten im Lager, welche die Preußen, wie sie zu den Fahnen eilten, reihenweise zu Boden streckte. Hier fiel Keith, fiel Prinz Franz von Braunschweig, ein Schwager des Königs. Von vorn und im Rücken angegriffen, mußten die Preußen diesen Schlüssel ihrer Stellung, sowie das in Brand geratene Dorf Hochkirch aufgeben. Nur den Kirchhof verteidigte der Major v. Lange, ein zweiter Leonidas, gegen alle Angriffe einer achtfachen Übermacht. Ebenso hielt Major v. Möllendorf einen Hohlweg beim Dorfe Dresa. Um 7 Uhr Morgens zerteilte sich der Nebel, der bisher das Gewühl von Freund und Feind bedeckte. Friedrich, der gleich allen andern sich dem stärksten Feuer ausgesetzt hatte, befahl nun ruhig und gefaßt den Rückzug; das Heer marschirte in größter Ordnung ab und stellte sich eine Meile vom Schlachtfelde wieder in Schlachtordnung auf. Daun aber verschanzte sich in seinem Lager und ließ den ambrosianischen Lobgesang anstimmen. Ihm waren 6000 Mann tot oder verwundet und 1000 gefangen; die Preußen dagegen hatten 9000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen und 101 Geschütze verloren, dazu zwei ihrer besten Generale, nämlich Keith, der gefallen war, und Moritz von Dessau, der eine Verwundung erlitten hatte, an welcher er (1760) starb.

Friedrich, nie größer als nach einem Unfall, weil dann die ganze Stärke seines Charakters und die Vielgewandtheit seines Geistes ins Mittel traten, machte alle Pläne zunicht, die Daun auf seinen Sieg bauen konnte. Dieser hatte gehofft, ihn von Schlesien, wo ein österreichisches Heer Neiße belagerte, abzuhalten, und während Laudon diese Provinz erobere, selbst ganz Sachsen zu besetzen. Daraus wurde nichts. Friedrich kam ihm durch Gewaltmärsche im Bogen um Görlitz zuvor, ließ bei Hirschberg den Prinzen Heinrich gegen ihn zurück und gelangte glücklich nach Neiße, dessen Belagerung nun aufgehoben werden mußte. Nachdem er Schlesien vom Feinde gesäubert, eilte er dann rasch wieder nach Sachsen, wohin mittlerweile Daun marschirt war, und befreite auch dieses Land. Die Österreicher gingen darauf in die Winterquartiere nach Böhmen und Mähren; und der einzige Gewinn, den Daun von dem Überfall bei Hochkirch zog, war der geweihte Hut und Degen, welchen ihm der Papst für den Sieg über die Ketzer schenkte.

Ebenso wenig glückte es den Russen und Schweden; jene waren im

Oktober wieder in Pommern eingebrochen und belagerten Kolberg, konnten es aber nicht nehmen und kehrten nach entsetzlichen Verwüstungen wieder in ihre Quartiere in Polen zurück. Die Schweden aber, die nun auch wie Räuberbanden den Krieg führten, wurden von Dohna mit leichter Mühe aus der Uckermark nach Stralsund zurückgescheucht. Am Ende des Feldzugs stand man auf dem alten Fleck. Friedrich war immer noch unbesiegt; man hatte ihm weder Schlesien noch Sachsen entreißen können, und für Ostpreußen und Kleve fand er reichen Ersatz in Sachsen, Mecklenburg, Schwedisch-Pommern, Anhalt und Westfalen.

Alle Teilnehmer dieses verwüstenden Krieges waren geneigt zum Frieden; nur Maria Theresia nicht. Eben hatte sie vom Papst (Klemens XIII.) für ihre Verdienste gegen den Ketzerkönig den Titel „Apostolische Königin" erhalten. Aber sie bedurfte dieses neuen Ansporns nicht einmal; denn sie war überzeugt, die Übermacht müsse endlich obsiegen. Sie wendete daher alles an, um den Kriegseifer ihrer Verbündeten neu zu beleben. Dies gelang ihr auch. In Frankreich sah zwar jedermann außer dem Könige, der ganz in den Händen seiner Umgebung war, das Verkehrte einer Politik ein, die Frankreichs Kräfte in Habsburgs Dienst vergeudete; es wurde in Paris sogar Mode, den König von Preußen zu bewundern; aber der Hof beharrte in seinem blinden Hasse, und die Nation hatte damals nur zu gehorchen. Ähnlich stand es in Rußland, dessen Staatsmänner und Feldherren nicht viel Lust hatten für Österreich zu kämpfen, auch voraussahen, daß nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth, welcher bei ihrer Trunksucht und sonstigen Liederlichkeit nicht fern schien, die Politik des Staates sich völlig ändern würde. Indessen Maria Theresia bestach die russischen Großen und gewährleistete dem russischen Staate überdies den Besitz Ostpreußens. Sie besoldete auch mehrere deutsche Reichsfürsten; andere wurden, wie die Schweden, von Frankreich erkauft. Kurz, der große Bund blieb bestehen. Er schickte im Frühling 1759 zusammen 350 000 Mann ins Feld, nämlich 109 000 Österreicher, 76 000 Russen, 12 000 Schweden, 28 000 Mann Reichstruppen, 10 000 von Frankreich besoldete Sachsen und 115 000 Franzosen. Dagegen konnte Friedrich mit der äußersten Anspannung seiner Kräfte und bei härtester Bedrückung der eroberten Länder nur 130 000 Mann eigener Truppen aufstellen, während das Heer des Prinzen Ferdinand auf 75 000 Mann gebracht wurde. Diese Ungleichheit der Zahl war desto gefährlicher, weil sich im preußischen Heere bereits ein fühlbarer Mangel an tüchtigen Offizieren und alten Soldaten zeigte. Die überall zusammengebrachten Werblinge konnten trotz der Begeisterung, welche Friedrich bei seinen Soldaten erregte, doch die Kerntruppen nicht ersetzen, die auf so vielen Schlachtfeldern verscharrt lagen; noch weniger waren die mit Gewalt in Feindesland Ausgehobenen ein

guter Ersatz für die Preußen. Andrerseits hatten die Feinde, namentlich die Russen und Österreicher, in diesem Kriege viel gelernt und nahmen an Kriegstüchtigkeit zu, während es ihnen an Rekruten nie gebrach.

Ferdinand von Braunschweig eröffnete auch diesmal den Feldzug. Er griff am 13. April 1759 das französische Heer Broglies bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt a. M.) an, wurde zwar zurückgeschlagen, hinderte aber die Fortschritte der feindlichen Hauptmacht unter Contades und nötigte sie durch geschickte Wahl der Stellungen, an der Weser eine Schlacht anzunehmen, in der er sie vollständig besiegte. Diese Schlacht, am 1. August bei Minden 45 000 Franzosen von 37 000 Verbündeten geliefert, wurde vornehmlich durch die Tapferkeit des englischen, hannöverschen und hessischen Fußvolks gewonnen, welches binnen zwei Stunden drei Schlachtreihen feindlicher Reiterei und das Zentrum des Gegners durchbrach. Die Franzosen verloren dabei über 7000 Mann und wären ganz vernichtet worden, hätte nicht der englische Reitergeneral Lord Sackville sich feige und kopflos benommen. Sie mußten nun nicht bloß ihre Entwürfe auf Westfalen und Hessen fahren lassen, sondern auch bis zum Schlusse des Jahres sich wieder über den Main und Rhein zurückziehen.

Während Ferdinand von Braunschweig im westlichen Deutschland so glücklich und ruhmvoll kämpfte, ging es den Preußen im Osten sehr schlecht. Es kam darauf an, auch diesmal die Vereinigung der russischen und österreichischen Heere zu verhindern, nach welcher Maria Theresias Feldherren in den vorigen Feldzügen vergebens gestrebt hatten. Friedrich sandte daher den General v. Wedell mit unbedingter Vollmacht, gleichsam als Diktator, zu den preußischen Truppen, die zwischen Oder und Warthe den aus Posen heranziehenden Russen gegenüber standen. Er sollte den Feind aufhalten, während der König selbst von Sachsen aus den Österreichern Schach biete. Aber Wedell, obwohl wegen seiner stürmischen Tapferkeit ein Liebling Friedrichs, zeigte sich als Feldherr ungeschickt und einsichtslos. Mit seinem kleinen Heere von 28 000 Mann griff er am 23. Juli die russische Hauptmacht, 72 000 Mann, die unter Soltikow bei dem Dorfe Kay (unfern Züllichau) sehr vorteilhaft aufgestellt war, ungestüm an, wurde aber, so tapfer seine Truppen auch kämpften, von der Überzahl zurückgeschlagen, und jetzt war die Vereinigung Soltikows mit dem österreichischen Heere, welches der Kroatengeneral Laudon*) eilig durch die Lausitz herbeiführte, nicht mehr abzuwenden; sie erfolgte am

*) So, oder auch Laudohn, schrieb er selbst seinen Namen. Er war aus Liefland, aus einer Familie, die dort ursprünglich aus Großbritannien eingewandert und mit der schottischen Familie Loudon verwandt gewesen sein soll. Vgl. Wraxall, memoirs of the courts of Berlin, Dresden cet. 1799, I. 339.

3. August; das verbündete Heer verschanzte sich, 88 000 Mann stark, am rechten Oderufer bei Frankfurt.

Sofort verließ der König Sachsen, übergab Schlesiens Wacht seinem Bruder Heinrich und eilte mit dem Kerne seines Heeres nach der Neumark. Am 12. August führte er dasselbe (48 000 Mann) gegen die Höhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf, auf denen das fast doppelt so zahlreiche russisch-österreichische Heer gelagert war. Schon hatten die Preußen durch das Kartätschenfeuer hindurch und über die meisten Höhen und Batterien hinweg, vor denen sie tausende ihrer Brüder, darunter auch den Dichter Major Ewald von Kleist, gelassen, den ganzen linken russischen Flügel bezwungen und mehr als 80 Kanonen erobert; ihr Sieg war gewiß, wenn der König inne hielt. Denn die Truppen, erschöpft von einem Eilmarsch von 6 Meilen, von einem vielstündigen Kampf in größter Sonnenglut, und gelichtet durch den Kugelhagel, konnten zwar den Gegner besiegen, aber nicht vernichten. Doch eben dieses verlangte der König; er schnitt selbst den schon flüchtenden Russen die Rückzugslinie ab und befahl einen neuen Angriff. Das brachte die Russen zur Verzweiflung; vom Terrain unterstützt, wehrten sie den letzten Anfall ab, und Laudons frische Truppen, die im entscheidenden Augenblicke den ermatteten Preußen in die Seite fielen, neigte die Schale völlig. Todesmüde erliegt das preußische Heer, gerät in Unordnung, in Flucht. Umsonst sucht sie der König zu sammeln, der unerschüttert im stärksten Feuer ausgehalten. Zwei Pferde wurden unter ihm erschossen, und nur ein goldenes Etui hielt eine Musketenkugel ab, die ihn selbst erreichte. Verzweiflungsvoll rief er: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?" Ein Rittmeister v. Prittwitz riß ihn endlich aus dem Gewühl heraus und rettete ihn vor der Gefangenschaft. Er war wie betäubt, hielt alles für verloren. In der That, es war ein furchtbarer Schlag. Die Preußen büßten hier 17 000 Mann an Toten und Verwundeten und 1400 an Gefangenen ein; ihr Heer war fast aufgelöst.

Auch die Russen und Österreicher hatten 16 000 Tote und Verwundete; aber wenn sie ihren Sieg benutzten, wie schlimm stand es dann um Preußen! Doch zum Glück war dies eben einer der Unterschiede zwischen Friedrich dem Großen und seinen Gegnern, daß er Siege zu benutzen verstand, und sie nicht. Soltikow schrieb seiner Kaiserin: „Noch einen solchen Sieg, und ich bringe dir die Botschaft davon mit dem Stabe in der Hand allein." Er meinte übrigens nicht mit Unrecht, die Russen hätten genug geleistet; Daun müsse nun seinerseits auch etwas thun. Da dies nicht geschah, so blieb er ebenfalls unthätig, und Friedrich gewann Zeit, sich wieder aufzurichten. Schon wenige Tage nach der fürchterlichen Niederlage war er wieder ganz der alte, voll Selbstvertrauen und Thatkraft, entschlossen mit den gesammelten Trümmern seines Heeres diesseit

der Oder eine neue Schlacht zu wagen. „Ich will mich den Feinden in den Weg stellen", schrieb er am 16. an d'Argens, „und mich töten lassen, um meine Hauptstadt zu retten. Wenn ich mehr als ein Leben hätte, ich würde es für mein Vaterland opfern." Die Feinde rückten aber nicht vor, und er konnte von allen Seiten, aus Pommern, Sachsen, selbst vom Heere des Prinzen Ferdinand Verstärkungen an sich ziehen, Geschütze aus seinen Festungen kommen lassen, kurz sein Heer wieder in guten Stand setzen. Im September gingen die Russen endlich nach Niederschlesien, wichen aber dem Könige, der ihnen folgte und hier eine Schlacht anbot, aus und kehrten im Oktober nach Polen zurück, weil auch Daun aus der Lausitz wieder nach Sachsen zurückgegangen war.

Eben hier trafen den König noch sehr empfindliche Verluste. Nach der kunersdorfer Schlacht hatte er dem Befehlshaber von Dresden, dem General v. Schmettau die Weisung erteilt, im äußersten Notfall, jedoch unter günstigen Bedingungen die Stadt zu räumen. Als nun Schmettau, der zur Verteidigung der großen Stadt nur über 5000 Mann unsicherer Truppen verfügte, von Haddik mit 28000 Österreichern und Reichssoldaten belagert wurde, übergab er am 9. September die Stadt gegen freien Abzug der Besatzung. Auch die Vorräte und die Kriegskasse von 5½ Million Thaler rettete er dem Könige. Die Umstände hatten sich aber für diesen inzwischen so viel günstiger gestaltet, daß er über Schmettaus allzu eilfertige Befolgung seines Befehls sehr ungehalten war. Das übrige Sachsen wurde durch die Tapferkeit des Generals v. Wunsch, der die Reichstruppen und Haddik abwehrte, und besonders durch die vortrefflichen Maßregeln des Prinzen Heinrich, der Daun durch meisterhafte Bewegungen bei Dresden festhielt, für den König behauptet. Diese Leistung des Prinzen war um so dankenswerter, als er damals körperlich — an Gicht und Hämorrhoiden — viel litt und seine Seele voll trübster Besorgnisse vor der Zukunft war. Auch der König war zu dieser Zeit, wie sehr oft während des Krieges, krank. Er hatte die Gicht in der linken Hand, im Knie und rechten Fuß, außerdem das Fieber. Nichtsdestoweniger läßt er sich Ende Oktober in diesem Zustande von zwei Soldaten in einer Sänfte von Sophienthal in Schlesien nach Sachsen schleppen und erscheint mit seinem Heere im Fluge vor Meißen! Als er in Sachsen ankam, war ihm hier noch nicht genug geschehen; die Österreicher sollten auf der Stelle genötigt werden, nach Böhmen zurückzugehen, und er schickte daher den General von Fink mit 13000 Mann in Dauns Rücken. Fink aber ließ sich in seiner allerdings sehr ungünstigen Stellung im Gebirge bei Maxen, südwestlich von Pirna, von Daun, der ihn mit 36000 Mann Österreicher und Reichstruppen umstellte, einschließen und gab sich nach kurzem Kampfe gefangen (21. November). Ein preußisches Kriegsgericht verurteilte Fink dafür zu ein-

jähriger Festungsstrafe. Am 3. Dezember überwältigten die Österreicher noch eine andere preußische Heeresabteilung, 1400 Mann unter dem General Diericke, bei Meißen und zwangen sie trotz heftigen Widerstandes zur Ergebung. Dresden mit seiner Umgebung konnte nun nicht wieder gewonnen werden; es war vergebens, daß Friedrich mitten im strengen Winter Dauns Heer gegenüber bei Wilsdruf ein Lager bezog; beide Teile litten sehr von der Kälte, ohne etwas auszurichten; Friedrich mußte sich begnügen, daß das ganze übrige Sachsen in seiner Gewalt verblieb.

So endete der Feldzug doch weit weniger nachteilig, als man nach der kunersdorfer Schlacht erwarten mußte. Allein Friedrichs Macht bestand hauptsächlich in seinen Heeren, seiner Person und seinem Geiste; nun war er selbst zwar trotz körperlicher Leiden, trotz der Gicht, die ihn marterte, trotz des Ergrauens seiner Hare, des Ausfallens seiner Zähne noch immer der ungebeugte Held voll schnellkräftigsten Geistes; aber die Truppen waren so arg gelichtet, daß ihre Vernichtung durch einen letzten Feldzug erwartet werden konnte. Die Feinde rüsteten daher aufs neue mit altem Hasse, und im Frühling 1760 standen dem hannöverschen Bundesheer von 75 000 Mann wieder 115 000 Franzosen, dem Könige selber 130 000 Österreicher, 120 000 Russen, 20 000 Reichssoldaten, 10 000 Schweden gegenüber. Diesen 280 000 Mann sollte er mit 90 000 die Spitze bieten; auch diese Zahl hatte er wieder nur mit der größten Anstrengung, nur durch härtesten Druck, namentlich auf das unglückliche Sachsen, erreicht. Die Lieferungen an Geld, Lebensmitteln, Pferden waren ungeheuer; der Druck steigerte sich hier und in den andern eroberten Ländern mit jedem Jahre. Aber was sollte Friedrich machen? Seine Gegner beherrschten mehr als 60 Millionen Menschen*), er selbst kaum fünf; überdies waren Kleve und Ostpreußen nicht in seiner Gewalt. Wollte er nicht untergehen, so mußte er, was er in Händen hatte, unbarmherzig ausnützen. Es mangelte ihm denn auch nicht an Geld, er verstand es sogar, immer über die Kosten seiner Feldzüge hinaus etwas übrig zu behalten. Sein Budget lautete so: Preußen bringt für die Armee 4 Millionen Thaler auf, Sachsen und das übrige eroberte Gebiet 7, England, dessen Gold mit Kupfer versetzt wird, 8, das Münzregal 7, macht 26 Millionen; das Heer kostet 25 Millionen; bleibt dem Könige noch 1 Million. Schwerer hielt es immer die nötige Mannschaft zu beschaffen. Er überschwemmte daher das ganze deutsche Reich mit seinen Werbern, die offen oder heim-

*) Nach meiner Schätzung hatte damals Frankreich etwa 22 Millionen Einwohner Rußland 20, Österreich 14, die wider Preußen stehenden deutschen Reichsländer (mit Ausschluß von Kursachsen, welches 1 680 000 Einwohner zählte) zusammen $5^2/_3$, das schwedische Reich $2^3/_4$ Millionen.

lich durch alle Mittel Menschen zu erhaschen suchten. Und der Ruhm der preußischen Waffen war so groß, die Verheißungen der Werber so lockend, daß gar viele aus Franken, Schwaben und vom Rhein selbst ohne Handgeld kamen; andere wurden, besonders in Sachsen, mit Gewalt ausgehoben, auch feindliche Gefangene ohne weiteres ins preußische Heer gesteckt.

Wie kam es nun, daß ein solches Gemisch zusammengeraffter Rekruten doch zu so vorzüglichen Soldaten wurde und Thaten vollführte, die den nächsten Feldzug ruhmvoll machten wie je einen? es war nicht der Korporalstock, nicht die eiserne preußische Mannszucht allein, die an ihnen so Großes leistete; sondern ein Edleres, Friedrichs begeisternde Persönlichkeit und der Zauber kriegerischer Ehre, der um die schwarzweiße Fahne schwebte. Und dann, der Kern des Heeres war doch eingeboren, und was für ein trefflicher Geist beseelte ihn! Die Veteranen, so viele ihrer noch übrig waren, teilten ihren alten Spartanersinn rasch den Neulingen mit. Die Bauernjungen, die in Pommern und Brandenburg vom Pfluge geholt wurden, die halberwachsenen Kadetten, die Knaben der pommerschen und märkischen Junker, die man zu Offizieren machte, weil ihre tapfern Väter und Brüder im Spital oder auf den Schlachtfeldern lagen, — wie stritten sie alsbald so wacker; es war, als hätten sie ihr lebtage nichts anderes gethan als marschiren und fechten! Wahrlich, nicht Friedrich der Große allein, wie später Napoleon verkleinernd sagte, sondern eben so gut sein preußisches Volk hat den siebenjährigen Krieg geführt und gewonnen. Er stellte den Geist, die Brandenburger und Pommern stellten jene schlachtenfrohen Heldenscharen ins Feld, die den anderen Preußen zum Muster dienten. Auch die fremden Deutschen in seinem Heere erfüllten sich rasch mit preußischer Gesinnung. Für sie war Preußen *das kriegerische Gemeinwesen deutscher Nation*, das sich zu Deutschlands Ruhm mit Franzosen und Russen, mit Schweden und Ungarn, Kroaten und Panduren und allen den andern Slawen Österreichs herumschlug. Wenn irgendwo, so war Deutschland damals im preußischen Lager.

Friedrich pflegte sonst selbst den Feldzug zu beginnen; diesmal nötigte ihn die kleine Zahl seiner Streitmacht abzuwarten, was die Feinde thun würden. Sie begannen mit einem Angriff auf Schlesien; Laudon fiel mit 50 000 Mann in die Grafschaft Glatz ein und bedrohte von hier aus zugleich die Festungen Glatz, Schweidnitz und Breslau. Von den Scharmützeln, die hierbei vorfielen, verdient eins erwähnt zu werden, weil es so recht den Geist der preußischen Truppen bezeichnet. Am 15. März 1760 traf Laudon auf das pommersche Infanterieregiment von Manteuffel, welches auf dem Marsche von Neustadt in Oberschlesien nach Neiße begriffen war. Er wollte es abschneiden und ließ es zu diesem Zweck vorn von einem Dragoner-Regiment, hinten von einem Kürassier-

regiment, in der Seite von einem Husarenregiment, im ganzen von 5000 Reitern angreifen. Er bot ihm Kapitulation an, drohte und versprach. Manteuffel führte den kaiserlichen Offizier vor die Front und teilte die Botschaft mit: „Wir wollen euch was . . . . . .“ war die Antwort der Pommern. Nun von allen Seiten im offenen Felde angefallen, verteidigte sich das Regiment Schritt vor Schritt vorwärts, zwei Meilen weit, bis es in Steinau in der Nähe von Neiße ankam. Hier kehrte Laudon endlich um, weil er zwischen zwei Feuer zu kommen fürchtete. Das Gefecht hatte ihm 300 Mann, dem tapfern Regiment nur 140 Mann gekostet.

Als Friedrich den Einfall der Österreicher in Schlesien erfuhr, befahl er von Sachsen aus dem General Fouqué, der mit 13 000 Mann vor Breslau stand, den Feind wieder nach Böhmen zurückzujagen; ein Auftrag, der bei solchem Mißverhältnis der Kräfte Übermenschliches verlangte. Doch ging der ritterliche Fouqué dem Feinde sofort auf den Leib; er wurde aber (am 23. Juni Morgens 2 Uhr) bei Landeshut von Laudon mit dreifacher Übermacht (31 000 gegen 10 000) von allen Seiten angegriffen und nach sechsstündigem, verzweifeltem Kampfe übermannt. Nur ein kleiner Teil schlug sich durch; 3000 Preußen lagen tot oder verwundet, 4000 wurden gefangen, darunter auch der heldenmütige Fouqué, der, schwer verwundet, sein Leben nur der Treue seines Reitknechts Trautschke verdankte. Fouqué machte hier wie überall seinen Namen des preußischen Bayard wahr. Laudon aber befleckte seinen Sieg, der ihm übrigens auch 3000 Tote und Verwundete kostete, durch barbarische Behandlung der wehrlosen Stadt Landeshut, wo die Österreicher auf ihres Feldherrn Erlaubnis nicht bloß plünderten, sondern auch, würdige Nachfolger der Tillyschen, die greulichsten Schandthaten verübten. Nun fiel auch Glatz; der Kommandant d'O (der dafür kriegsrechtlich zum Tode verurteilt wurde) übergab diese Festung fast ohne Schwertstreich, mutlos teils wegen der Schwäche ihrer Besatzung, teils wegen der Einverständnisse, welche Laudon mit den Jesuiten und überhaupt mit den Katholiken in der Stadt unterhielt.

Jetzt sollte Prinz Heinrich Schlesien gegen die Russen im Nordosten und gegen die Österreicher im Südwesten schützen; er hielt wenigstens beide hin, entsetzte Breslau, das vom General v. Tauentzien tapfer verteidigt wurde, und verhinderte überhaupt hier weitere Unfälle; bei seinen geringen Mitteln kein kleiner Erfolg.

Der König suchte inzwischen Daun, der mit weit überlegenen Streitkräften in Sachsen stand, zu einer Schlacht zu bewegen, was ihm jedoch nicht gelang. Auch die Belagerung von Dresden (14. bis 30. Juli) mißglückte, wenngleich das Bombardement in der Stadt große Verheerungen anrichtete. Zuletzt entschloß er sich, auf die Nachricht, die

Russen näherten sich Schlesien wieder, selbst dorthin zu gehen. Ein denkwürdiger Marsch! Vor ihm zog das österreichische Hauptheer unter Daun, begierig, Schlesien vor ihm zu erreichen und die Vereinigung mit Laudon und Soltikow zu bewerkstelligen; hinter ihm Lascy mit einem andern österreichischen Heere. Durch meisterhafte Bewegungen kam er zwar glücklich nach Schlesien, aber bei Jauer vereinigten sich alle österreichischen Truppen, 100 000 Mann; bei Neumarkt, nicht weit davon, standen 20 000 Russen unter dem General Tschernitschew; dazwischen bei Liegnitz Friedrich mit 30 000 Mann. Die Österreicher gedachten, ihn hier wie in einer Falle zu fangen, mindestens ein Seitenstück zu Hochkirch zu liefern. Die Nacht zum 15. August bestimmten sie zu dem Überfall. Friedrich erhielt aber noch am Abend vorher Nachricht von diesem Plane, verließ mit derselben Heimlichkeit wie der Feind sein Lager, stellte sein Heer in der Nacht um 12 Uhr auf den Höhen in Schlachtordnung und erwartete den Feind. Es war eine stille sternhelle Sommernacht. Die Soldaten lagerten mit dem Gewehr im Arm und unterhielten sich durch Erzählungen; die Offiziere gingen spazieren, die Generale ritten beobachtend umher. Der König —

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht.“

Es fing eben an zu dämmern, als Laudon mit 35 000 Mann anrückte, um den Überfall rechts zu beginnen, während Daun mit dem übrigen Heere an der Katzbach links und Lascy vom Schwarzwasser her im Rücken angreifen sollten. Er war sehr erstaunt, so plötzlich auf den König zu stoßen, faßte sich aber schnell und marschirte unter dem feindlichen Feuer auf. Denn er rechnete auf Dauns und Lascys Hilfe. Jener aber wurde durch den rechten preußischen Flügel unter Zieten an der Katzbach festgehalten, und Lascy konnte nicht über das schwarze Wasser kommen; unterdessen warf sich Friedrich mit den 15 000 Mann seines linken Flügels auf den doppelt so starken Feind und schlug ihn nach zweistündigem Kampfe in die Flucht. Um 5 Uhr Morgens trat Laudon mit Verlust von 4000 Mann an Toten und Verwundeten, 6000 an Gefangenen, 82 Kanonen, 28 Fahnen den Rückzug an. Die Arbeit war gethan, die Morgensonne beleuchtete den blutigen Wahlplatz, auf dem auch 1400 Preußen tot oder verwundet lagen. Sie beschien zugleich einen angenehm rührenden Auftritt. Der König hielt vor dem Regiment Bernburg; es war bei Dresden wegen zu geringer Leistung herabgesetzt, seiner Ehrenzeichen, Borten und Seitengewehrs, entkleidet worden; jetzt hatte es mit verzweifelter Tapferkeit gefochten, die verlorene Ehre wieder zu erkämpfen. Der König blickte es gerührt an. Vier alte Soldaten

traten heraus, fielen ihm in den Zügel und umfaßten flehend seine Kniee. „Ja Kinder, ihr sollt sie wieder haben!“ antwortete Friedrich. Das Regiment war begnadigt, erhielt seine Ehrenzeichen wieder und vom Könige ein öffentliches Lob.

Darauf setzte sich Friedrich mit dem ganzen Heere und der ganzen Beute, allem Geschütz, allen Gefangenen und Verwundeten wieder in Marsch. Um 9 Uhr morgens war das müde, mit dem ungeheuren Troß belastete Heer in vollem Zuge nach Parchwitz gegen die Russen, die nun Schlesien wieder räumten. Die Furcht vor dem Könige lähmte dann auch die Bewegungen der Österreicher wieder.

Inzwischen legte sich (am 26. August) eine russisch-schwedische Flotte, fast 40 Segel stark, vor Kolberg und bombardirte die Stadt, die zugleich von der Landseite mit 15 000 Mann bestürmt wurde. Allein der tapfere Kommandant, Oberst v. d. Heyde, schlug, unterstützt von der wackeren Bürgerschaft, unter welcher sich schon jetzt der Schiffer Joachim Nettelbeck, damals ein junger Mann, durch patriotischen Eifer auszeichnete, alle Angriffe tapfer ab, und zuletzt brachte der General Werner, der aus Schlesien herbeieilte, Entsatz (18. September). Dagegen glückte dem Feinde ein Handstreich auf Berlin. Ein russisches Streifcorps unter Tottleben, das hier am 7. Oktober erschien, wurde zwar von der kleinen Besatzung zurückgeschlagen, die Russen erhielten aber Verstärkung, außerdem kam ein österreichisches Heer unter Lascy heran, der Feind zählte nun 42 000 Mann; so mußte die unbefestigte Stadt am 9. Oktober Tottlebens Bedingungen annehmen: den Einwohnern wurde Sicherheit des Eigentums und der Person, auch Freiheit von Einquartierung ausgemacht; dagegen zahlte die Stadt den Russen 1 700 000 Thaler. Tottleben, der dem Könige insgeheim zugethan war, hielt gute Mannszucht; nur königliche Vorräte ließ er, wie er mußte, ausräumen. Der reiche Kaufmann Gotzkowsky erwarb sich damals um seine zweite Vaterstadt*) Berlin große Verdienste; durch sehr beträchtliche Geldopfer, die er freiwillig darbrachte, rettete er wichtige öffentliche Anstalten, wie das Lagerhaus, vor dem Unheil, das sie sonst betroffen hätte; er war es auch, der für die Stadt jene günstigen Bedingungen hatte erwirken helfen. Während die als Barbaren verrufenen Russen sich in Berlin wie zivilisirte Leute benahmen, hausten die Österreicher und deren sächsische Söldner in den Vorstädten und besonders in Charlottenburg wie Wilde; nur

*) Er war in Konitz (1710) geboren. Gotzkowsky hat auch der Stadt Leipzig während des Krieges große Wohlthaten erwiesen. Nachmals kam er selbst in Not, da half ihm keiner; weder Itzig noch Ephraim, die großen Häuser, die er einst unterstützt, noch die Magistrate und Kaufmannschaften von Berlin und Leipzig standen ihm bei. Der König hatte ihm schon vordem 150 000 Thaler gegeben und hielt dies für genug. Kurz, Gotzkowsky machte (1766) ohne seine Schuld Bankrot und starb (1775) in Armut.



Potsdam, wo Esterhazy befehligte, wurde mit Schonung behandelt. Übrigens machten sich die Feinde auf die Nachricht „Der König kommt!“ schon am 12. Oktober schleunigst davon und zogen verwüstend, die Russen durch die Neumark nach Polen, die Österreicher durch die Mittelmark nach Sachsen. Dorthin wendete sich auch Daun, entschlossen, in Verbindung mit den Reichstruppen dieses Land zu behaupten; dorthin zog auch Friedrich, ebenso fest entschlossen, es wiederzugewinnen, denn Sachsen war seine beste Vorratskammer, und der Winter nahte heran. Verlor er die Schlacht, die er suchte, so wollte er zum Letzten schreiten. „Ich betrachte den Tod“, schrieb er damals an d'Argens, „wie ein Stoiker. Nie werde ich mich zu einem nachteiligen Frieden zwingen lassen; keine Überredung wird mich je dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn das Schicksal, welches mich verfolgt, diesen Trost für zu süß hält, werde ich meinem Unglück selbst ein Ende machen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert, glaube ich mit Recht über mein Alter verfügen zu können. Habe ich für andere gelebt, so will ich für mich sterben. Wenn man alles verloren und keine Hoffnung weiter hat, dann ist das Leben eine Schande und der Tod eine Pflicht.“

In dieser Stimmung ging er auf den Feind los. Daun stand, durch Lascy verstärkt, mit 65 000 Mann und 400 schweren Geschützen in einer sehr festen Stellung auf den Höhen zwischen dem Dorfe Süptitz und der Stadt **Torgau**, Sümpfe und Gräben vor sich. Hier griff ihn der König mit 44 000 Mann und 250 Kanonen Montag am 3. November Nachmittags 2 Uhr an. Sein rechter Flügel — 16 000 Mann unter Zieten — sollte die Süptitzer Höhen umgehen und so den Österreichern den Rückzug verlegen, der linke Flügel, 28 000 Mann, vom Könige selbst geführt, den Feind inzwischen durch heftigen Ansturm im Zentrum und näher an Torgau zum Weichen bringen. Daun empfing die bergan marschirenden Preußen mit einem Geschützfeuer, wie es seit Erfindung des Pulvers nicht erlebt worden war. Hunderte von Kanonen, wie auf einen Punkt gerichtet, sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen*). Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie ein solches Feuerschauspiel gesehen; selbst der König brach in die Worte aus: „Welch furchtbare Kanonade! hat man je eine ähnliche gehört?“ Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Grenadiere, die der König herangeführt, in ihrem Blute, nachdem sie dreimal Sturm gelaufen; dem Könige selber wurden zwei Pferde

*) Worte des Augenzeugen v. Archenholz, siebenjähriger Krieg, S. 366.

unter dem Leibe getötet, eine Gewehrkugel traf seine Brust, wurde aber durch den mit Sammet gefütterten Pelz aufgehalten, so daß sie ihn nur leicht verwundete und betäubte. Kaum wieder zu sich gekommen, rief er: „An meinem Leben liegt heute am wenigsten. Laßt uns unsere Schuldigkeit thun! Weh dem, der sie nicht thut!“ Er griff mit dem Fußvolk immer von neuem an; man rückte im Kartätschenfeuer immerfort zusammen, um die Lücken auszufüllen. Die Dunkelheit brach ein, die Kräfte waren erschöpft; Daun schien den Sieg zu behalten. Er fertigte Eilboten nach Wien und Warschau ab, sein Glück zu melden.

Aber er hatte zu früh triumphirt. Denn als Zieten den Kanonendonner der Schlacht schwächer werden und sich entfernen hörte, schloß er daraus, daß des Königs Angriff mißlungen sei, und brach nun aus seinem Hinterhalte los, marschirte vor, in Dauns Rücken, griff Abends 5 Uhr den linken Flügel auf den Süptitzer Höhen an. Es galt hier den Schlüssel der feindlichen Stellung. Das erkannten die preußischen Generale, die in der Nähe standen, die Untergebenen Zietens, Möllendorf und Saldern, wie die von des Königs Flügel, Hülsen und Lestwitz. Rasch besetzte Möllendorf einen Paß, der hinaufführte, und mit Saldern vereint drang er von vorn durch das brennende Dorf Süptitz, während von hinten Zieten selber gegen die Anhöhen stürmte, die es beherrschten. Hülsen und Lestwitz endlich sammelten einige Truppen des linken preußischen Flügels, und da dem erstern alle seine Pferde totgeschossen waren, und Alter und Wunden ihn verhinderten zu Fuß zu marschiren, so ließ sich der tapfere Degen auf einer Kanone ins feindliche Feuer schleppen. So wurden die Höhen in der Dunkelheit, wo der Preuße sich oft nur nach dem steten Wirbel seines Dessauer-Marsches orientirte, nach hartem Kampfe erstürmt, und Zietens, Salderns, Hülsens Veteranen schlugen alle Angriffe Lascys, der sie wieder erobern wollte, standhaft zurück. Um halb zehn Uhr Abends war der Sieg für die Preußen entschieden. Von der Dunkelheit begünstigt, führte Daun sein geschlagenes Heer über eilig hergestellte Schiffbrücken auf das rechte Elbufer hinüber.

Die Verwirrung in der finstern Nacht war groß. Scharen von Freund und Feind irrten auf dem Schlachtfelde umher, auf den Höhen und im torgauer Walde. Hier lagerten in der Heide bei zahllosen Feuern hunderte von Versprengten, blaue Preußen und weiße Österreicher, friedlich neben einander; sie wußten nicht, wer gesiegt habe, und waren übereingekommen, sich bei Anbruch des Tages derjenigen Macht zu ergeben, die das Feld würde behauptet haben. Friedrich selbst verbrachte die Nacht in der Kirche des nahen Dorfes Elsnig; hier ließ er sich seine Wunde verbinden und schrieb dann auf den Stufen des Altars seine Befehle für den morgenden Tag. Wie entlastete sich sein Herz, als bei Aufgang der

Sonne die Niederlage des Feindes zu sehen war! Und für Hans Joachim v. Zieten*), den braven märkischen Landjunker, war es der Gipfel des Glücks, da der König ihn vor der Front umarmte und die Soldaten jubelten: „Es lebe der König! es lebe unser Fritz! es lebe Zieten, unser Vater, der König der Husaren!“

Die Österreicher verloren in dieser mörderischen Schlacht 12 000 Tote und Verwundete, 8000 Gefangene, 45 Kanonen, 29 Fahnen; der Verlust der Preußen betrug im ganzen 14 000 Mann. Der Preis des Sieges war Sachsen, das mit Ausnahme Dresdens wieder in preußische Gewalt fiel.

Nicht glücklicher führten Friedrichs Feinde auf den anderen Schauplätzen den Krieg. Die Schweden wurden von den Freischaren des unternehmenden Obersten v. Belling und des ebenso kühnen Generals Werner wieder über die Peene gedrängt, und die Franzosen fanden an dem Prinzen Ferdinand und dessen tapferem Neffen, dem Erbprinzen Karl von Braunschweig, so gewandte Gegner, daß sie trotz ihrer Überzahl im westlichen Norddeutschland nur geringe Fortschritte machten. Nichtsdestoweniger gaben Maria Theresia und ihre Verbündeten die Hoffnung, den König von Preußen doch noch zu unterdrücken, nicht auf, zumal da die politischen Verhältnisse Europas für ihn jetzt noch ungünstiger wurden, als sie es längst schon waren. Am 25. Oktober 1760 starb nämlich König Georg II. von England, Friedrichs einziger Freund und Beistand unter den Königen und Kaisern. Sein Nachfolger, Georg III., war ein Mann von schwachem Charakter und beschränktem Verstande, der sich völlig von einem unwürdigen Günstlinge, dem Lord Bute, leiten ließ. Beide haßten Friedrich, weil er ein großer Mann und ein Freigeist war, und es gelang dem Minister Pitt nur mit Mühe, die englische Politik vorläufig noch in der Richtung zu halten, die sie bisher verfolgt hatte. Das Übelste war, daß die inländischen Hilfsquellen, aus denen Friedrich seine Streitmittel bezog, mehr und mehr versiegten. Seine Erbstaaten waren verheert und konnten zum Teil die Abgaben nicht mehr aufbringen. Die andern Länder, über die er Macht hatte, waren durch fünfjährige Aussaugung erschöpft. Der vorjährige Feldzug hatte 27½ Million Thaler gekostet, der bevorstehende bedurfte nicht weniger. Die Schraube mußte also wieder angetrieben werden, um neue Mittel herauszupressen. Eben auf seine Erschöpfung rechneten ja die Feinde; gegen das Elend des Krieges blieben sie taub; zu ihrer Herrscherhöhe drang es nicht.

„So gingen in Deutschland Bürger und Bauern zu Grunde, während

*) Geboren am 28. Mai 1699 zu Wustrow bei Ruppin, gestorben am 27. Januar 1786 zu Berlin.

Fürsten und Beamte reich wurden, denn sie benutzten für ihre selbstsüchtigen Zwecke auch sogar das allgemeine Elend. Neben den unzähligen kleinen Tyrannen, ihrem Hofgesinde, ihren Schranzen und Knechten steht nur ein einziger Fürst, der ahnt, was wahre Größe ist und verleiht, der seine Regentenwürde fühlt und, wo er kann, das Volk gegen gierige Kasten und beschränkte Pfaffen in Schutz nimmt! Auch Friedrich übte freilich Gewalt und Bedrückungen; aber er stand auch ganz allein gegen halb Europa; er führte blutigen Krieg, aber er teilte auch alle Gefahren, alle Mühseligkeiten, alle Not der geworbenen Soldaten, die nur er allein zu begeistern und mit Patriotismus zu erfüllen verstand. Maria Theresia und ihr hoher Adel folgten dem Grundsatze, dem Österreich seine Größe verdankt, sie zögerten, sie zauderten, sie ließen das Elend des Krieges sich verlängern, fest überzeugt, daß der letzte Fischzug um so reicher ausfallen werde, je trüber das Wasser geworden sei. Kaiser Franz wucherte und spielte eine Nebenrolle in Wien, wie seine Reichsarmee in Deutschland; die Franzosen lagen indessen als Hilfe deutscher Gesetzvollstreckung noch im April 1761 von Frankfurt bis Gotha verteilt. Städte und Dörfer des Reichs verödeten, Getreide, Rindvieh, Pferde waren in Mitteldeutschland kaum mehr anzutreffen. Das Elend hatte den höchsten Grad erreicht; die immer mehr wachsenden Schulden fast aller Gemeinden von Westfalen, Hessen, Gotha raubten auch sogar die Hoffnung einer besseren Zukunft. Während das Volk in Elend unterging, flossen reichliche französische oder englische Subsidien in die Schatullen der Fürsten, und diese zogen sogar (wie z. B. der Landgraf von Hessen) von den Engländern für jedes Glied ihrer verstümmelten Soldaten ein bestimmtes Geld; die Verstümmelten selbst bettelten hernach als Invaliden bei ihren verarmten Mitbürgern." *)

Während des Winters 1760/61 hielt sich Friedrich zu Leipzig auf, beschäftigt mit den Vorbereitungen zu dem neuen Feldzuge und nach seiner Art jeden Augenblick, den ihm die Sorge und die Arbeit seines Berufs übrig ließen, mit künstlerischem Genuß oder wissenschaftlichem Studium ausfüllend. Damals (Mitte Dezember) lernte er hier auch den Dichter Gellert kennen und schätzen, der ihm seine hübsche Fabel vom Maler vortrug. Dieser Aufenthalt in Leipzig sollte auf lange Zeit für Friedrich die letzte Erholung gewesen sein. Schwerer und schwerer wurde mit jedem Jahre die Not und Last des Krieges.

Im nächsten Frühling (1761) rückten wieder 410000 Mann (150000 Franzosen, 130000 Österreicher, 100000 Russen, 18000 Reichssoldaten, 12000 Schweden) gegen den großen König an. Da die Koalition auf Friedrichs Mangel an Streitkräften als auf ihren wirksamsten Bundes-

*) Schlosser a. a. O. II. 387.

genossen zählte, so wechselte sie mit ihm keine Gefangenen mehr aus. Dennoch stampfte Friedrich noch immer die Ersatzmannschaften gleichsam aus der Erde hervor; in unglaublicher Schnelle war die Armee kampfbereit. Zwar die Zahl der alten Soldaten in ihr war nur noch gering, gleichwohl bewährten sich die Neulinge, vermischt mit den Veteranen, die Geworbenen oder gewaltsam Ausgehobenen, vermischt mit den geborenen Preußen, weit besser, als man hätte vermuten sollen. Der Grundsatz schien richtig, den Friedrich seinen Generalen stets einzuprägen suchte, 13 preußische Bataillone seien allemal 30 feindlichen überlegen. Er brachte im ganzen diesmal 171 000 Mann zusammen, nämlich 75 000 Mann des hannöverschen Bundesheeres und 96 000 Mann seiner eigenen Truppen. Die Aufgabe war wieder dieselbe; Ferdinand von Braunschweig hatte die Franzosen abzuwehren, Friedrich nahm die andern, namentlich die Russen und Österreicher, auf sich. Jener eröffnete den Feldzug; mitten im Winter Anfangs Februar überfiel er die Franzosen in ihren Winterquartieren und trieb sie an den untern Main zurück; doch gewannen sie während des folgenden Monats ihre Stellungen wieder. Dagegen erholten sich die Reichstruppen nicht so rasch von dem Schrecken, den ihnen ein ähnlicher Streifzug des preußischen Generals Syburg einjagte. Er warf sie im April aus Thüringen und dem Vogtlande bis nach Bamberg zurück und brachte aus Franken eine Million Thaler erhobener Kriegssteuern, 4000 Gefangene, 16 Geschütze mit nach Sachsen, was den Mut der Neulinge im preußischen Heere nicht wenig hob. Die Hauptsache blieb immer, die Russen und Österreicher abzuwehren, die abermals sich in Schlesien vereinigen und diese Provinz erobern wollten. Friedrich ließ daher den Prinzen Heinrich mit dem kleineren Teile des Heeres zur Verteidigung Sachsens zurück und eilte mit den übrigen Truppen Anfangs Mai in 9 Tagen — dem schnellsten Marsche dieses Krieges — von Meißen nach Schweidnitz. Hier bewies das alte Wort sich wahr, daß die Kraft des Heeres in den Füßen stecke.

Es gelang ihm nun in Schlesien durch geschickte Stellungen und vorsichtige Züge die Gefahr doch bis tief in den Sommer hinein zu verzögern; erst am 15. August konnte Laudon mit seinem Heere bei Jauer zu dem russischen stoßen. Friedrich hatte nun mit seinen 57 000 Mann 132 000 Österreicher und Russen gegen sich; Rettung durch eine Feldschlacht, sonst sein liebstes Mittel, durfte er diesmal nicht versuchen. Denn sein kleines Heer war das größte und beste, das er überhaupt noch hatte; er durfte es nicht aufs Spiel setzen, selbst ein Sieg hätte es einer solchen Übermacht gegenüber ruinirt. Sein erfinderischer Geist gab ihm die beste Auskunft; er beschloß, sich mit den Feinden gleichsam an einem Punkte festzunageln und so sein Land zu decken. Sonst nicht gewohnt sich zu verschanzen, bezog er jetzt am 20. August bei Bunzelwitz

(nördlich von Schweidnitz) ein Lager, das er mit unerhörter Geschwindigkeit zu einer ungeheuern Festung umschuf. Den ganzen Bezirk in einem Umfange von zwei Meilen übersäete er mit Schanzen, Geschützen, Pallisaden, durchwühlte er mit Minen, Wolfsgruben und Gräben; so wurden die natürlichen Schwierigkeiten des Bodens — ein Wald, ein Morast und das Striegauer Wasser, auch mehrere Hügel, wie der Würbener Berg — außerordentlich verstärkt. In drei Tagen und Nächten war das Werk gethan, das kleine Heer bis an die Zähne verschanzt — ein Meisterstück der Kunst, in welchem sich die Lehren der Taktik mit denen der Befestigungswissenschaft wie nie zuvor vereinigt zeigten. Nichtsdestoweniger hätte Laudon es gern angegriffen, weil er meinte, 57000 Mann könnten sich bei der großen Ausdehnung ihres Lagers nicht gegen einen allgemeinen Angriff von 132000 Mann halten; Buturlin, der russische Befehlshaber, wollte aber nichts wagen, und so begnügte man sich die Preußen einzuschließen. Friedrich konnte es kaum glauben, er hielt sich immer kampffertig. In Erwartung eines nächtlichen Angriffs ließ er die Truppen am Tage rasten, jede Nacht aber Gewehr bei Fuß stehen. Das Gepäck wurde Abends nach den Höhen von Würben geschickt und kam Morgens zurück. Es war ein mühseliges Leben. Denn die drückende Hitze vermehrte die Schwere des Dienstes, und dazu kam Mangel an Lebensmitteln, besonders an Schlachtvieh und Gemüse, nur Brot war hinreichend vorhanden. Getreulich teilte der König die Entbehrungen und Anstrengungen der Seinigen; sein Hauptquartier war in einer Schanze, wo seinem Nachtlager oft selbst das Stroh fehlte. Die Preußen hielt auch in dieser Not das Pflichtgefühl aufrecht. Drei Wochen standen die Heere einander so beobachtend gegenüber; da nötigte der auch im verbündeten Lager ausbrechende Mangel die Russen zum Abzuge (10. September). Buturlin ließ 20000 Mann unter Tschernitschew bei den Österreichern zurück und ging mit den übrigen nach Posen; dort aber kam ihm eine preußische Streifschar unter General v. Platen zuvor und verbrannte ihm die Magazine, so daß er noch tiefer nach Polen hinein mußte. Nach Buturlins Abzug glaubte sich Laudon, obwohl noch an Zahl den Preußen weit überlegen, doch zum Angriff zu schwach; er trat daher ebenfalls den Rückzug an und verschanzte sich seinerseits bei Freiburg (westlich von Schweidnitz).

Der König war gerettet; doch sollte dieser Feldzug nicht ohne einige empfindliche Unfälle für ihn endigen. Als er nämlich, um Laudon von Schweidnitz abzuziehen, eine Bewegung nach Glatz hin machte, überrumpelte jener plötzlich die Festung Schweidnitz (in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober). Sie war, wie alle preußischen Festungen, von wenigen und meist untüchtigen Leuten bemannt; denn Friedrich konnte nicht viele, und besonders nicht die guten Soldaten entbehren, er

brauchte sie im Felde. Um so leichter gelang es Laudon bei der Nachlässigkeit des Kommandanten v. Zastrow und mit Hilfe eines Einverständnisses, welches er mit den in Schweidnitz befindlichen Kriegsgefangenen angeknüpft, die Festung zu ersteigen und nach zum Teil heftiger Gegenwehr zu erstürmen. Die Österreicher plünderten nun die unglückliche Stadt mehrere Stunden lang — eine Barbarei, die von den Russen in Laudons Heer nicht nachgeahmt wurde. Der Besitz dieses Stützpunktes ermöglichte es nun den Österreichern, zum ersten Mal in diesem Kriege ein regelmäßiges Winterquartier am schlesischen Gebirge zu beziehen.

Einen andern Erfolg gewannen die Feinde in Pommern, wo nach viermonatlicher Belagerung und hartnäckiger, tapferster Verteidigung die Festung Kolberg endlich durch Mangel an Schießbedarf und an Lebensmitteln gezwungen wurde, sich (am 16. Dezember) dem russischen General Romanzow zu ergeben. So konnten jetzt die Russen im östlichen Teile Hinterpommerns Winterquartiere nehmen. Den Engländern wäre es ein leichtes gewesen, Kolberg zu schützen; sie hätten nur einen Teil ihrer Seemacht in die Ostsee zu schicken brauchen; allein aus Furcht vor Handelsstockungen überließen sie während des ganzen Krieges das baltische Meer dem Feinde. Auf den übrigen Kriegstheatern änderte sich die Lage nicht. In Sachsen machten weder Daun noch die Reichsarmee, die vom Prinzen Heinrich sehr geschickt in Schach gehalten wurden, irgend welche Fortschritte. Mit den Schweden führte Oberst v. Belling den kleinen Krieg so glücklich, daß sie zuletzt immer wieder auf ihr eigenes Land westlich der Peene beschränkt blieben. Die Franzosen endlich, die unter Soubise vom Niederrhein, unter Broglie vom Main her vorgedrungen waren, trieb Prinz Ferdinand trotz ihrer Überzahl (100 000 gegen 60 000) abermals aus Braunschweig und Westfalen zurück, nachdem er ihnen in einer hartnäckigen zweitägigen Schlacht am 15. und 16. Juli 1761 bei Villinghausen an der Lippe eine Niederlage beigebracht. Unfähig zu siegen, bezeichneten sie ihren Rückzug durch völlige Verheerung und Plünderung jener Länder.

Schweidnitz' und Kolbergs Fall waren zwei harte Schläge für die vielgeprüften Preußen; aber ein weit furchtbareres Unheil bedrohte sie gegen das Ende dieses Jahres, ein Unheil, von dem sich der Staat wahrscheinlich nie mehr erholt hätte, wenn es nicht durch Gottes Fügung wäre abgewendet worden. Ein Elender, der schlesische Baron v. Warkotsch, der den König trotz mancher Wohlthaten haßte, weil dieser dem Junkerregiment in Schlesien im Wege war, entwarf den Plan, ihn den Österreichern in die Hände zu spielen. Die Gelegenheit schien günstig. Friedrich hatte in seinem Hauptquartier zu Woiselwitz bei Strehlen, in der Nähe der Güter des Barons, um seine persönliche Sicherheit unbesorgt, nur 13 Mann seiner Leibwache bei sich. Warkotsch verriet dies

dem zunächst bei Strehlen stehenden Kroatenhauptmann Wallisch vom Regimente Laudon. Es wurde verabredet, Wallisch solle in der Nacht zum 1. Dezember heimlich eine Abteilung Österreicher nach Woiselwitz schicken, um sich der Person des Königs zu bemächtigen. Ein katholischer Pfarrer der Umgegend, Namens Schmidt, vermittelte den Briefwechsel zwischen Warkotsch und Wallisch. Aber der Jäger des Barons, Mathias Kappel, der die Briefe zwischen den Verschworenen hin- und hertrug, schöpfte Argwohn; er übergab daher einen Brief seines Herrn nicht an Schmidt, sondern an den lutherischen Ortspfarrer, Gerlach, der ihn damit zum Könige schickte. So wurde der verräterische Anschlag noch in der letzten Stunde (Abends am 30. November) entdeckt und Friedrich gerettet. Warkotsch und Schmidt flohen nach Österreich, wo der erstere sein Leben durch ein Jahrgehalt fristete, welches ihm Maria Theresia zahlte; Kappel erhielt vom Könige zur Belohnung eine einträgliche Försterstelle bei Oranienburg.

Der Feldzug des Jahres 1761 hatte ohne Schlachten Friedrichs Lage doch ungünstiger gestaltet als irgend einer der vorhergehenden; ein Stück von Schlesien, ein Stück von Pommern war verloren und das 1759 eingebüßte Stück von Sachsen nicht wiedergewonnen. Auf einen engeren Kreis als je eingeschränkt, schien der König nicht einmal die geringe Streitmacht mehr aufbringen zu können, die er noch im Frühling des verwichenen Jahres ins Feld gestellt hatte. Denn die Erschöpfung seiner Länder nahm mit jedem Monat zu, und die Hilfsquelle, die bisher aus dem englischen Schatze floß, war versiegt. Im Herbst 1761 verdrängte Bute den großen Pitt aus dem Ministerium, kündigte dem Könige von Preußen den Subsidienvertrag und beraubte diesen so eines beträchtlichen Teils seiner Geldmittel. Maria Theresia und die ihr verbündete Fürstenschaft, zu der jetzt auch der König Karl III. von Spanien als Bundesgenosse Frankreichs trat, sahen schon im Geiste ihren großen Gegner aus seinen Wunden sich verbluten, und so sicher war die Kaiserin-Königin ihres Erfolges, daß sie einen Teil ihrer Truppen verabschiedete, weil sie Ersparungen machen wollte; denn schon längst bezahlte sie aus Mangel an barem Gelde fast nur mit Papier. Auch die Hoffnung, die Friedrich eine zeitlang hegte, daß die Türken und Tataren einen Krieg gegen Österreich und Rußland beginnen, und daß sich dann die gedrückten Protestanten Ungarns erheben würden, verwirklichte sich nicht. Dennoch blieb er ungebeugt; er rüstete mit alter Thatkraft. In diesem schlimmen Winter 1761/2 war es, daß er eine neue Truppe, die „reitende Artillerie", die er schon im Winter 1758/9 erfunden, allgemein in seinem Heere einführte. Die andern Mächte konnten ihm dies aus Geldnot nicht nachmachen. Überhaupt spannte er die Mittel, die ihm noch übrig blieben, aufs äußerste an, um seine auf 60000 Mann zusammen-

geschmolzene Streitmacht nach Möglichkeit zu verstärken, immer entschlossen, bis auf den letzten Fußbreit zu fechten; für den Fall des Erliegens trug er Gift bei sich. Auf alles gefaßt, blieb er mutig; denn noch hatte er Soldaten, so wenige es auch waren. „Nehmen sie mir Land und Leute und lassen sie mir meine Regimenter", pflegte er zu sagen, „so gebe ich nichts verloren."

Übrigens unterstützte ihn die Vaterlandsliebe seines Volkes so eifrig, daß in der That zum Verzweifeln kein Grund war, so lange Friedrichs Geist noch aufrecht und Preußen nicht vertilgt war. Die Landleute zumal, die ihr alles im Kriege verloren und nur ihre Kinder noch übrig hatten, wetteiferten fast, die Söhne als Soldaten bei dem Heere zu haben; ohne Murren und oft mit stolzer Freude gab der Vater einen nach dem andern hin. Ein siebzigjähriger Schäfer im Halberstädtischen rühmte sich sechs Söhne im Dienst des Königs zu haben; als er jetzt auch den siebenten, letzten geben sollte, sagte er: „Herr Hauptmann, sag Er mir ehrlich: brennt es dem König auf den Nägeln? — Nun, dann nehm' Er ihn in Gottes Namen!" Ein anderes Beispiel: in der Grafschaft Ravensberg fanden sich, als die Franzosen das Land in Besitz genommen, 50 preußische aus dem Ravensbergischen gebürtige Deserteure ein, weil sie nun, da ihre Heimat nicht mehr im Besitz des Königs war, ihrer Pflicht los zu sein meinten. Aber die Bauern belegten diese Fahnenflüchtigen mit dem Bann, die Kirche versagte ihnen Beichte und Abendmahl, das väterliche Haus die gastliche Schwelle. Sie mußten zu den Fahnen zurückkehren.*) Ebenso patriotisch bewies sich der Adel; besonders der pommersche. Immer von neuem lieferte er Nachschub für die Lücken im Offiziercorps; er am wenigsten sparte mit seinem Blute.

Die Standhaftigkeit des Königs ward belohnt; am 19. Januar 1762 erhielt er eine große Glückspost: seine erbitterte Feindin, die russische Kaiserin Elisabeth, war endlich (am 5.) gestorben. Dieses Ereignis veränderte die ganze Lage der Dinge. Denn Elisabeths Neffe und Nach-

*) Auch die Markaner, besonders die Sauerländer, zeichneten sich durch opferfreudigste Vaterlandsliebe aus, die ihnen wie den Ravensbergern um so höher anzurechnen war, da sie meist in Feindeshand waren. Eines Tages erschien im preußischen Feldlager vor dem Könige ein langer Zug von Bauerburschen, wahre Enakskinder an Größe. „Wer seid ihr?" fragte der König. „Sauerländer." „Was wollt ihr?" „Dienen." „Wer hat euch hergeschickt?" „Unsere Väter." „Wie viele sind unterwegs desertirt?" „Keiner. Wir hätten ja sonst nicht zu kommen brauchen. — Wir haben auch was mitgebracht!" und damit holte der Sprecher einen schweren Beutel aus dem Quersack und zählte dem gerührten Könige einige hundert Thaler auf den Tisch. — Dieser Geschichte haben sich unendlich oft noch die Kinder und Kindeskinder in den Dörfern der Grafschaft Mark erfreut, und das Ende war immer, daß der alte Erzähler, meist ein narbenvoller Invalide, mit Thränen sein „Vivat Fridericus Rex" rief, und groß und klein voll Begeisterung einstimmte.

folger, Peter III. von Holstein-Gottorp, war ein leidenschaftlicher Verehrer und Bewunderer Friedrichs des Großen; er stellte sofort alle Feindseligkeiten ein, wechselte mit dem Könige die Gefangenen aus und schloß trotz alles Abmahnens der anderen Fürsten, sogar Englands, dessen Ministerium sich nicht schämte, ihm einen Teil Preußens anzubieten, am 5. Mai einen Frieden mit Preußen auf den Stand vor dem Kriege. Er verhandelte selbst um ein Bündnis; er wollte mit Friedrichs Hilfe das Herzogtum Schleswig, auf welches er Familienansprüche hatte, den Dänen entreißen. Beide Fürsten überhäuften sich mit Freundschafts- und Ehrenbezeigungen. Peter ließ sogar die Truppenabteilung, die unter Tschernitschew in der Grafschaft Glatz lagerte, zum Heere des Königs stoßen. Am 22. Mai folgte Schweden dem Beispiele Rußlands und schloß Frieden mit Preußen. Friedrich äußerte sich dabei sehr wegwerfend: „er wisse eigentlich gar nichts von einem Kriege mit den Schweden; Belling, der mit ihnen Händel gehabt, würde sich wohl mit ihnen vertragen." Auch dieser Friede wurde auf den Stand vor dem Kriege hergestellt. Die Königin von Schweden, Friedrichs Schwester, deren Gemahl bei seiner völligen Abhängigkeit von dem schwedischen Adel den Krieg nicht hatte verhindern können, war jetzt die Vermittlerin. Friedrich ließ denn auch dem schwedischen Reichsrat erklären, daß er bloß um ihretwillen die Sachen auf dem alten Fuße lasse.

Wiewohl er nun auf einer Seite Luft bekommen hatte, so blieben doch auch in diesem Jahre noch Feinde genug zu bekämpfen: 155 000 Österreicher und Reichssoldaten, und 140 000 Franzosen. Der König verteilte seine Streitkräfte — es waren diesmal, abgesehen von den 70 000 Mann des Prinzen Ferdinand, 120 000 eigene Soldaten — so daß 42 000 unter dem Prinzen Heinrich gegen das österreichisch-reichsländische Heer in Sachsen, 78 000 unter ihm selbst gegen die Österreicher in Schlesien aufgestellt wurden. Es kam hier darauf an, um jeden Preis Schweidnitz wiederzuerobern. Daun deckte es aber mit 88 000 Mann, die er auf den Bergen bei Reichenbach hinter starken Verschanzungen aufgestellt hatte, und ließ sich durch keine Bewegung der Preußen von der Festung abziehn. Vergebens entsandte der König den Herzog von Bevern, den er wieder zum Heere zurückberufen, mit 14 000 Mann nach Oberschlesien und ließ Troppau einnehmen; auch als eine andere preußische Schar verheerend in Böhmen einfiel, rührte Daun sich nicht. Friedrich schickte sich daher an, ihn durch eine Schlacht zu vertreiben. Schon hatte er alles vorbereitet, als General Tschernitschew, der mit seinen 20 000 Russen ihm bei der bevorstehenden Schlacht helfen sollte, die beiden unwillkommene Meldung brachte, Peter III. sei am 9. Juli von seiner Gemahlin entthront worden, und die letztere befehle ihm, mit seinen Truppen sofort das preußische Heer zu verlassen; zugleich trafen

Nachrichten ein, daß die neue Kaiserin die Feindseligkeiten gegen Preußen wieder aufnehmen wolle. Friedrich faßte sich indessen sehr bald, er beredete den russischen General, seinen Abmarsch noch einige Tage zu verzögern und dem Kampfe, wenn auch nur als Zuschauer, beizuwohnen, damit Daun, der von dem Umschwunge der Dinge in Rußland noch keine Kenntnis hatte, verhindert werde, den gegen die Russen aufgestellten Teil seines Heeres anderwärts zu verwenden. Sofort befahl er dann (am 21. Juli) den Angriff. Der Schlüssel der feindlichen Stellung waren die Höhen von Burkersdorf nebst dem Paß von Leutmannsdorf; sie zu erstürmen wurden die besten preußischen Regimenter unter Anführung der Generale v. Möllendorf und Graf v. Wied verwendet. Auch stritten sie mit gewohnter Tapferkeit; weder die steilen Abhänge, noch die Wälle und Wolfsgruben, Palisaden und Kanonen, die aus jedem Berge eine Festung machten, konnten die Fortschritte der Preußen aufhalten. Denn „heute", hatte der König gesagt, „muß es biegen oder brechen". Wo keine Pferde hinankonnten, schleppten die Soldaten selbst die Kanonen hinauf. In vier Stunden waren Höhen und Paß erobert. Daun trat mit Verlust von 3000 Mann an Toten und Verwundeten, 1000 Gefangenen, 14 Geschützen den Rückzug in das Gebirge an. Den Preußen, deren Heer dem Feinde diesmal an Zahl ziemlich gleich gewesen war, kostete der Sieg nur 1500 Tote und Verwundete.

Der König hatte überdies die Genugthuung, daß seine Preußen allein die Arbeit gethan; denn die Russen standen während des ganzen Kampfes ruhig in ihrem Lager. Sie waren überhaupt in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit nie gebraucht worden: kein Russe blutete für den König von Preußen; er wurde nach wie vor allein mit seinen Feinden fertig. Am folgenden Tage zog Tschernitschew, für seine Gefälligkeit reich beschenkt, nach Polen ab, und bald darauf zerstreuten sich auch die Besorgnisse, die Friedrich vor Rußlands neuer Politik gehabt hatte. Katharina II., obwohl als Frau verächtlich und befleckt durch das Verbrechen des Gattenmordes, war wenigstens durch hohe Klugheit der Krone, die sie an sich gerissen, würdig; sie erkannte sehr bald, daß für Österreich zu fechten nicht im Interesse Rußlands liege, und da sie selbst der Ruhe bedurfte, um sich auf ihrem Throne festzusetzen, bestätigte sie den Friedensvertrag und ließ alle noch in Hinterpommern und Ostpreußen besetzten Plätze sofort räumen. Doch nahm sie auch für Preußen nicht Partei, und so hat Friedrich den Ruhm, nach Englands Abfall und Rußlands Rücktritt den Krieg ohne irgend einen Bundesgenossen doch siegreich beendet zu haben.

Zunächst betrieb er nun die Belagerung von Schweidnitz. Diese Festung fiel jedoch nicht so rasch, wie er gehofft. Sie hatte eine auserlesene Besatzung von mehr als 12 000 Mann, war mit allen Bedürf-

nissen und mit starken Schutzwerken versehen und hatte in dem Kommandanten Guasco einen Befehlshaber, der ihre tüchtigen Verteidigungsanstalten sehr gut zu handhaben wußte. Die Preußen andererseits leisteten überhaupt im Belagern immer weit weniger als in offener Feldschlacht; denn Friedrichs lebhaftem Geiste sagte ein langsames Verfahren, das doch gerade im Festungskriege gut angebracht ist, nicht zu; dagegen entsprach ein solches ganz der bedächtigen Natur der Österreicher. Dies Verhältnis bestätigte sich auch jetzt. Daun griff, um Schweidnitz zu entsetzen, den Herzog von Bevern, der mit 7000 Mann und 88 Geschützen bei Reichenbach stand, hier am 16. August mit 48 000 Mann und 184 Geschützen an, wurde aber, da Bevern sich sehr tapfer und einsichtsvoll verteidigte, auch vom Könige die nötigen Verstärkungen erhielt, mit einem Verlust von 1000 Mann geschlagen und zog sich wieder in das Gebirge zurück. Nichtsdestoweniger hielt sich Guasco noch zwei Monate lang, weil der König durchaus darauf bestand, die Festung solle sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Erst am 9. Oktober ergab sich der tapfere Kommandant; er samt seiner ganzen Besatzung (noch 10 000 Mann) wurden kriegsgefangen.

Unterdessen wußte Prinz Heinrich in Sachsen, der immer ruhmvoll in seinem schwierigen und undankbaren Amte aushielt, mit großem Geschick den kleinen Krieg gegen die Österreicher und Reichstruppen durchzuführen. Die unternehmenden Generale Seydlitz, Kleist und Belling setzten dem Feinde in vielen Gefechten unablässig zu, fielen in Böhmen ein und brandschatzten bis Eger. Zweimal zog sich die Reichsarmee vor ihnen aus Sachsen zurück und überließ Franken den preußischen Husaren; zweimal gab ihnen die österreichische Heeresabteilung Böhmen preis, denn der Reichsfeldherr, der italienische Prinz Serbelloni, betrachtete den Dienst als Nebensache; er war ein vornehmer Mann und sehr phlegmatisch, hörte oft die wichtigsten Rapporte im Bette an, ein Buch in der einen, eine Tasse Chokolade in der anderen Hand, beantwortete die Berichte kaum und hatte beständigen Streit mit dem Hofkriegsrat in Wien, der noch schlechtere Pläne machte als er. Endlich war man doch in Wien seiner müde, und Haddik kam an seine Stelle. Dieser und sein Unterfeldherr, der Prinz von Stolberg, drängten nun die Preußen eine zeitlang zurück, bis Prinz Heinrich, auf Seydlitz' Anregung plötzlich (am 29. Oktober) die Hauptmacht der vereinigten Reichstruppen und Österreicher unter dem Prinzen Stolberg bei Freiberg angriff und nach zweistündigem Kampfe in die Flucht schlug. Das Hauptverdienst auch bei der Ausführung hatte der General Seydlitz, der an der Spitze der Reiterei, dann des Fußvolks, die leichten Truppen der Österreicher über den Haufen warf, das Reichsheer aus seinen Verschanzungen trieb, auch die regelmäßigen Regimenter der Österreicher aus dem Felde schlug und

den Feind weithin verfolgte. Stolberg verlor 7400 Mann (darunter 4400 Gefangene), Prinz Heinrich nur 1400.

Bald nach diesem glänzenden Siege langte Friedrich selbst in Sachsen an, das nun, mit Ausnahme Dresdens, vom Feinde gesäubert wurde; dieser zog sich nach Böhmen zurück, verfolgt von Kleist, der dort abermals einen glücklichen Streifzug unternahm. Dieser Kleist, ein geborner Pommer (aus Stavenow), gehörte mit Mayr und Belling zu den ausgezeichnetsten Parteigängern der Armee. Man nannte ihn den grünen Kleist, weil er Oberst der grünen Husaren war und 1760 noch ein Bataillon sogenannter grüner Kroaten errichtet hatte. Sein Name wurde jetzt weithin ein Schrecken der deutschen Feinde Preußens. Denn kaum war er wieder in Sachsen, als ihn Friedrich (Mitte November) mit 10000 Mann auf einen neuen Streifzug, diesmal ins Reich, schickte; er wollte dadurch die Reichsstände, die ohnehin des Krieges müde waren, zur Neutralität zwingen. Kleist brach also verheerend in Franken ein, brandschatzte Kulmbach, Bamberg, Windsheim, Rotenburg, nahm (am 29. November) Nürnberg ein, erhob auch hier starke Kriegssteuern und ließ seine Husaren bis in die Nähe von Regensburg streifen; sie tränkten ihre Rosse in der Donau. Da mußten die unschuldigen Bürger und Bauern im Reich wieder für die Sünden ihrer Landesväter büßen, die sich an Frankreich und Österreich verkauft hatten. Von ihren großen Bundesgenossen bekamen diese Kleinen nun keine Hilfe. Österreich schloß vielmehr (am 27. November) mit Preußen einen Waffenstillstand auf ruhige Haltung der Winterquartiere in Sachsen und Schlesien und überließ das Reich seinem Schicksal und den preußischen Husaren, die zwar die Barbarei nicht verübten, welche man von Kroaten und Panduren, Russen und Franzosen gewohnt war, aber doch arg genug hausten.

Auch die Franzosen hatten wieder sehr unglücklich gefochten. Im Juni warf sie Prinz Ferdinand über die Diemel bis nach Kassel zurück, und nachdem er ihren sächsischen Söldnern bei Lutternberg am rechten Fulda-Ufer (23. Juni) eine Niederlage beigebracht, schlug er sie selbst bei Wilhelmsthal (24. Juni). Sie zogen dann alle ihre Truppen vom Nieder- und Oberrhein her zusammen und drangen mit großer Übermacht zur Ohm und Lahn vor; aber auch jetzt hielt er ihnen so geschickt den Widerpart, daß er vor ihren Augen Kassel belagern und (am 31. Oktober) einnehmen konnte. Mit dieser Waffenthat schloß hier der Feldzug, dessen Erfolge dem verräterischen Lord Bute höchst unangenehm waren.

Ebenso unglücklich lief für die Franzosen der Seekrieg ab, den sie in Verbindung mit den Spaniern gegen England führten. Die Bourbonen machten daher Frieden mit Georg III. Am 3. November 1762 wurde der Vertrag zu Fontainebleau abgeschlossen. Die Engländer gewannen darin sehr bedeutende Vorteile (den Besitz Kanadas und

anderer überseeischer Länder), ließen aber den König von Preußen treulos im Stich. Denn sie machten rücksichtlich Deutschlands nur aus, daß beide Teile ihre bisherigen Verbündeten auf keine Weise mehr unterstützen sollten. Das hannöversche Bundesheer löste sich nun auf, und die Franzosen räumten langsam die Plätze, die sie in Deutschland besetzt hatten.

Da nun kein französisches Geld mehr in die Säckel der mit Österreich verbündeten deutschen Fürsten floß, so fiel für diese der Hauptgrund zum Kriege fort, und sie hörten jetzt auf die Klagen ihrer Unterthanen, die Kleists verheerender Streifzug zur Verzweiflung brachte. Zwar Österreich hatte, als es Deutschland zum Kriege gegen Friedrich hetzte, sich verbindlich gemacht, den Krieg nicht eher aufzugeben, als bis das Reich völlig schadlos gestellt und die Reichsstände, die ihr Kontingent zum Reichsheere geschickt, die Vergütung aller ihrer Kosten erhalten hätten. Aber wann hatte das Haus Habsburg jemals dergleichen wirklich geleistet? Es dachte auch jetzt nicht daran, und eben um sich aus dieser Verlegenheit herauszuziehen, hatten die Österreicher schlauer Weise jenen einseitigen Waffenstillstand geschlossen, der den Preußen erlaubte, durch Verheerung des Reichs dieses zum Sonderfrieden zu zwingen. In der That riefen die meisten Reichsstände, namentlich Pfalz und Baiern, ihre Truppen vom Reichsheere ab und baten um Frieden. Auch Mecklenburg, Mainz, Würzburg, Bamberg erklärten sich für neutral. So kam die Kaiserin-Königin von ihrer Verpflichtung gegen das Reich los.

Friedrich, der nun niemand mehr zu bekämpfen hatte als Österreich, durfte mit leichtem Mut in die Zukunft sehen. Er ließ wieder stark werben, besteuerte Sachsen nach Möglichkeit, nahm einen Teil der entlassenen Truppen des Herzogs Ferdinand in Sold und machte den Entwurf, den nächsten Feldzug mit 200 000 Mann zu eröffnen, die in Sachsen, Schlesien und am Rhein (gegen die österreichischen Niederlande) zugleich wirken sollten, während eine Abteilung von 25 000 Mann die noch feindlichen Reichsstände, zumal den Despoten von Würtemberg züchtige. Aber die Österreicher verloren jetzt die Lust, den Kampf fortzusetzen. „Sie hatten, wie sie pflegten, bisher mit phlegmatischer Klugheit im Trüben gefischt, ihr reiches Land hatte wenig gelitten; andere hatten für sie gefochten und gezahlt, und ihr guter Kaiser Franz als Bankier die Konjunkturen benutzt." Diese Zeit war vorüber; fremdes Blut und Geld stand ihnen nicht mehr zur Verfügung; es galt nun, allein den Kampf weiter durchzufechten. Aber wie sollte Maria Theresia hoffen, den großen König mit eigener Kraft zu besiegen, den sie im Bunde mit halb Europa nicht hatte überwinden können? Er stand ihr jetzt nach sieben schweren Feldzügen furchtbarer als je gegenüber, denn sie war nun mit ihm allein auf dem Plan. Ihr Haß beugte sich der Klugheit, der Notwendigkeit; sie entschloß sich zum Frieden. Der Kurprinz von Sachsen übernahm die

Vermittelung. Friedrich ging gern darauf ein; er hatte ja immer den Frieden gewollt, freilich nur einen ehrenvollen; einen solchen erlangte er nun. Im Februar 1763 kamen die drei Bevollmächtigten von Preußen, Österreich und Sachsen (die Hofräte von Hertzberg, Kollenbach und Fritsch) auf dem Schlosse Hubertsburg (zwischen Meißen und Leipzig) zusammen und stellten den Frieden auf der Grundlage fest, die Friedrich verlangte: nämlich auf den Stand vor dem Kriege. Am 15. Februar 1763 wurde die Friedensurkunde unterzeichnet, die Österreicher räumten Glatz, die Preußen verließen Sachsen.

Doch ehe Friedrich dieses Land dem Könige August III. zurückgab, ließ er hier noch die rückständigen Kriegssteuern eintreiben, und mit solcher Härte, als gelte es den letzten Thaler, den letzten Wispel Korn herauszupressen; im Kriege hart geworden, blieb er es aus Staatsräson. Auch befahl er, um in seinen Staaten den großen Verlust an Menschen zu ersetzen, die preußischen Soldaten sollten sich in Sachsen rasch noch Frauen oder Bräute nehmen. Hierin gehorchte man gern, denn die Sächsinnen waren bei den preußischen Kriegern so beliebt, wie diese bei jenen. So zog denn im Frühjahr 1763 eine große Menge von Weibern und Mädchen mit den Preußen aus dem Lande; sie trugen das ihrige bei, Friedrichs verheerte Länder wieder zu bevölkern. Auch viele sächsische Schulmänner wurden mitgenommen. Kurz, Friedrich suchte, so lange er noch in Sachsen die Gewalt hatte, von hier aus möglichst viel für die Wiederherstellung seines eigenen verwüsteten Landes zu thun, und wenn sich die Sachsen nach seinem endlichen Abzuge sehnten, so haben sie dann erleben müssen, daß das erste, was ihr lange entbehrter August III. that, darin bestand, daß er dem erschöpften Volke neue Steuern auflastete.

Friedrich war der letzte Preuße, der aus Sachsen ging. Am 30. März spät Abends erschien der vielgeprüfte Heldenkönig wieder in den Ringmauern Berlins. Aber er war nicht mehr der heitere, muntere Fürst, der einst die Freude suchte und verbreitete; ernst und still ging er dem lauten Jubel der Berliner aus dem Wege, die seit dem frühen Morgen die prächtigsten Vorbereitungen zu einem Triumphzuge für ihn veranstaltet hatten. Ihn verließ die Sorge nicht mehr; sie wechselte nur die Gestalt: hinter ihm lag Kampf, vor ihm Mühsal. Aber die Nation jauchzte auf voll stolzer Freude im allgemeinen Friedens-Dankfest. Frohlockend ward in allen Kirchen Preußens gebetet: „Sie haben mich oft bedrängt von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht!“

Der Krieg war beendet; doch welche Opfer hatte er gefordert! Er kostete dem Erdteil über eine Million Menschen; alle Staaten, die an

ihm teil genommen, nur Preußen nicht, waren mit ungeheuren Schulden belastet, die hernach noch den Urenkel drückten. England hatte in Amerika viel erreicht und in Europa viel genützt, aber auch seine Staatsschuld von 12 auf 146 Millionen Pfund vermehrt. Dagegen bezahlte Frankreich die Schande, die es so reichlich davon getragen, mit 677 Millionen Livres, Österreich seine Niederlage mit 100 Millionen Thaler Schulden. Nord- und Mitteldeutschland waren verwüstet, am wildesten, wo die Franzosen gehaust; ein Offizier schrieb 1762, daß er sieben Dörfer in Hessen durchritten und darin nur einen einzigen Menschen gefunden habe; dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte. Sachsen, Anhalt, Mecklenburg waren ausgesogen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Böhmen mehr oder weniger verheert; zahllose Dörfer und Städte zerstört oder ausgeraubt, hunderttausende von Menschen in Armut und Elend gebracht. Und der Zweck dieses ganzen Krieges, die Absicht des großen Bundes europäischer Fürstenschaft war dennoch vollständig gescheitert; man hatte Friedrich dem Großen nicht ein Dorf nehmen können; man hatte mit aller Übermacht doch nur Schimpf und Schande geerntet, denn Friedrich blieb unbezwungen, und sein Ruhm eine Beschämung für seine Widersacher. Das also war das Ende aller der Umtriebe und Anstrengungen, das die Frucht von Maria Theresias Haß, jener Kaiserin, die man in Österreich als die frömmste und tugendhafteste Fürstin Europas feierte.

Man hat den siebenjährigen Krieg mit dem dreißigjährigen verglichen; war's doch beide Male im wesentlichen ein Kampf zwischen Nord- und Süddeutschland, und beide Male vom Hause Habsburg verursacht und genährt. Aber wie anders in allem übrigen! Damals das Ausland siegreich und Deutschland von den Fremden erniedrigt, zertreten, zerstückelt; jetzt deutsche Kraft triumphirend über Russen und Schweden, Franzosen, Ungarn und Kroaten; — damals das deutsche Nationalbewußtsein verkommen und verloren, jetzt aufstrebend, voll neuen Lebens. Denn diese Großmacht, die so trefflich die allerschwerste Feuerprobe bestanden, war eine rein deutsche, und Friedrichs Ruhm ein deutscher Ruhm. In ihm, dem großen Manne des Jahrhunderts, der die Bewunderung der gebildeten Welt, das Staunen der fernsten Völker war, mußte sich jeder Deutsche erhoben fühlen. Mit ihm siegte nicht Preußen allein, siegte auch das deutsche Volk, siegte die neue über die alte Zeit. Friedrichs Sache war ja zugleich die Sache des Fortschritts und der Aufklärung. Der Geist der Deutschen, von allem dem Außerordentlichen, das sie erlebt, in seinen Tiefen aufgeregt, nahm jetzt einen großartigen Schwung; es folgte jene geistige Revolution, die unsere klassische Literatur gebar. Aber wenn im protestantischen Deutschland nun die wundervollen Blüten der Poesie, die reichen Ernten der Kunst und Wissenschaft aufsproßten, so soll man nicht vergessen, daß der beste Tau, der sie be-

fruchtete, das Blut und der Schweiß von Friedrichs und seiner Preußen staunenswerten Thaten war, daß die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur ihre beste Kraft aus dem großartigen Pathos zog, welches vom siebenjährigen Kriege her — dieser Heroenzeit Preußens — die Jugend des protestantischen Deutschlands durchbebte. „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt“, sagt Göthe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“

Vom hubertsburger Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen.

Der Ruhm, den der siebenjährige Krieg dem preußischen Volke gebracht, war ein edles Gut, aber auch der Preis war groß. Man berechnet, daß Preußen dieser Krieg eine halbe Million Menschen (darunter 180000 Soldaten, 1500 Offiziere, 31 Generale) und 125 Millionen Thaler gekostet hat. Friedrich handelte weise, daß er den Frieden annahm, sobald er es mit Ehren konnte. Denn „die Ruhe“, sagte er selbst, „war für Preußen nötiger als für die übrigen Staaten, weil es fast allein die Last des Krieges getragen. Es glich einem Menschen, der von Wunden zerrissen, von Blutverlust erschöpft und in Gefahr war, unter dem Drucke seiner Leiden zu erliegen; der Staat bedurfte einer Leitung, die ihm Erholung gab, stärkender Mittel, um ihm seine Spannkraft wiederzugeben, Balsam, um seine Wunden zu heilen. Der Adel war erschöpft, die kleinen Leute ruinirt, eine Menge von Ortschaften verbrannt, viele Städte zerstört; eine vollkommene Anarchie hatte die Ordnung der Polizei und Regierung umgeworfen; die Finanzen waren in größter Verwirrung, mit einem Worte die allgemeine Verwüstung war groß.“ Am schwersten hatte das platte Land gelitten. Denn gegen Ende des Krieges mußte man, um den fortwährenden Abgang bei den Regimentern zu ersetzen, selbst Burschen von 14 und 15 Jahren als Rekruten einziehen. In vielen Gegenden konnten die Felder aus Mangel an Händen nicht bestellt werden; anderwärts betrieben Frauen und Greise die Geschäfte des Ackerbaues. Unter dem pommerschen und brandenburgischen Adel gab es Familien, welche zwanzig und mehr Mitglieder in diesem furchtbaren Kriege verloren hatten*), Frauen, die zugleich über den Verlust von Vätern, Männern, Brüdern und Söhnen trauerten. Das Geld, d. h. das schlechte, vom Münzjuden Ephraim hergestellte, war im Überfluß vorhanden, aber um so wertloser, da die Lebensbedürfnisse knapp waren und in ungeheuren Preisen standen; um ein Pfund Fleisch zu

*) Es fielen z. B. 19 von Kamele, 20 von Belling, 54 von Kleist.

holen, mußte man fast mit einem ganzen Sacke voll „Ephraimiten" auf den Markt gehen. Sehr übel wirkte dann noch die Herabsetzung dieses schlechten Geldes, die bald nach dem Frieden eintrat und Hunderte von wohlhabenden Leuten an den Bettelstab brachte.

Alle diese Wunden zu heilen, in dem verwüsteten Staate eine frische Sat der Kultur zu bestellen, und doch zugleich in jedem Augenblicke bereit zu sein, die errungene Großmachtstellung zu verteidigen, diese harte und schwere Arbeit hat der alternde König noch 23 Jahre lang mit beispielloser Gewissenhaftigkeit, wenn auch von Irrtümern nicht frei, verrichtet.

Ohne Anleihen zu machen und ohne die Steuern in Preußen zu erhöhen, hatte Friedrich den Krieg durchgeführt; am Ende desselben waren alle seine Feinde und Nachbarn tief verschuldet, er allein hatte noch Geld; nach so vielen Feldzügen, die ihm aus den Kassen seines eigenen Staates im ganzen 90 Millionen Thaler gekostet, behielt er doch den letzten Thaler in der Tasche. Diese Thatsache ist einer der stärksten Pfeiler gewesen, auf denen sein Ansehen bei den andern Fürsten ruhte. Er that daher alles, um das Ausland in dem Glauben, Preußens Kraft sei nicht erschöpft, noch zu bestärken, und begann sofort nach dem Frieden kostbare Prachtbauten, z. B. den Bau des neuen Palais bei Sanssouci, welcher 3 000 000 Thaler kostete und im Jahre 1770 vollendet war. Dabei erreichte er zugleich den Zweck, viele arbeitslose Leute zu beschäftigen und zu ernähren. Aber auch unmittelbare Wohlthaten ließ er seinem Volke reichlich zufließen. Die Vorräte, die er zum neuen Feldzuge gesammelt, 40 000 Scheffel Getreide, 60 000 Pferde, wurden an mittellose Landleute zur Bestellung des Ackers gegeben. Viele Landesteile erhielten auf einige Jahre Steuererlaß, andere außerdem bare Unterstützung, Schlesien allein drei Millionen Thaler. Dem verarmten Adel wieder aufzuhelfen, der ihm ja auch in allen Schlachten so wacker gedient hatte, gab er gern nach und nach Millionen her. Ebenso wenig ermüdete er in seinen Versuchen, die Gewerbe zu befördern, munterte auf, und spendete, wo es notthat, mit vollen Händen Geld; selbst Fehlschläge entmutigten ihn darin nicht, wie denn der fruchtlose Versuch, eine Uhrenfabrik in Berlin anzulegen, dem Könige von 1766—1775 über 141 000 Thaler kostete. Zum Wiederaufbau abgebrannter Städte gab er ebenso reichlich, und als einmal (1785) die Greiffenberger ihm dafür ihren Dank aussprachen, antwortete er: „Ihr habt nicht nötig euch dafür bei mir zu bedanken; es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen aufzuhelfen; dafür bin ich da."

Dagegen legte er aber auch gleich nach dem Hubertsburger Frieden seinen Unterthanen eine Last auf, die sie sehr empfindlich drückte und bei vielen das Andenken an die Wohlthaten dieser Regierung tief in

Schatten stellte; das war die neue Accisenverwaltung, die sogenannte Regie. Friedrich wußte zu gut, was gerade für seinen Staat das Geld bedeute: Preußen hatte unter den andern Staaten keinen aufrichtigen Freund, alle betrachteten es noch mit Mißtrauen, einige mit Haß; es mußte ewig auf Kriegsfuß stehen, bedurfte immer eines übermäßig großen, stets schlagfertigen Heeres und eines vollen Schatzes. Aber zu diesen Leistungen, zu seinem Range als Weltmacht stimmten seine materiellen Mittel schlecht; die Staatseinkünfte mußten daher noch gesteigert werden. Unter den Versuchen, die zu diesem Zwecke geschahen, war auch die Einführung der königlich preußischen Lotterie (1763); aber es bedurfte ergiebigerer Quellen. Der König beschloß daher, besonders die Accise, auf welche die Erhaltung des stehenden Heeres schon von dem großen Kurfürsten begründet worden war, stärker auszubeuten, und da man in Frankreich damals die Kunst am besten zu kennen schien, dem Volke durch geschickte Steueroperationen ohne Schaden viel Geld abzunehmen, so holte er darüber den Rat des französischen Staatsökonomen Helvetius ein (1764) und berief dann aus Frankreich einen Steuerkünstler, de Launay, der nun mit 200 seiner Landsleute nach Preußen kam und eine neue „General-Administration der königlichen Gefälle" einrichtete (1766). Es gelang ihm wirklich, die Steuern in bessere Ordnung zu bringen; aber die Accise wurde zugleich auf alle Arten von Waren ausgedehnt und erhöht, und härter als diese Mehrabgabe drückte die gehässige Art der Eintreibung. Denn unter diesen Franzosen gab es der Gauner nicht wenige, die, wenn sie die königlichen Kassen füllten, zugleich ihre eigenen Taschen bedachten. Am unerträglichsten war, daß die Regiebeamten überall die Häuser nach steuerpflichtigen Waren durchsuchen durften; die Plackerei der Unterthanen war groß.

Am schwersten lastete der Steuerdruck auf den Luxusbedürfnissen. Der König meinte, wenn er solche Artikel sehr verteuere, dem Volke eher eine Wohlthat zu erweisen. Daher dehnte er das Monopolwesen, das in den damaligen Staaten üblich war, namentlich auf den Kaffee und Tabak aus. Mit diesen Waren handelte fortan die Regierung allein; die Kaufleute mußten ihr dieselben zu einem bestimmten Preise abnehmen. Das erregte die meiste Unzufriedenheit. Denn Kaffee und Tabak wurden nicht bloß teurer, sondern von den Kleinhändlern auch oft verschlechtert. Es begann ein heimlicher Krieg des Publikums gegen die Zollbeamten. Niemand machte sich ein Gewissen daraus, die Accise zu betrügen, und der Schmuggel blühte. Denn der von Hamburg eingeschwärzte Kaffee kostete 4¾ Silbergroschen das Pfund, der königliche aber 1 Thaler (= 24 Groschen). Die Zollbeamten ihrerseits, die „Kaffeeriecher", schnüffelten überall nach eigenmächtig, d. h. ohne Steuerzettel, gebranntem Kaffee umher und vergalten den allgemeinen Haß und

Spott durch um so strengere Beaufsichtigung, oder wo es anging, durch Erpressungen. Kamen dann Klagen über die hohe Kaffeesteuer, so antwortete der König: „die Leute möchten sich doch wieder an das Bier gewöhnen, wie ihre Väter; er selber sei in seiner Jugend mit Biersuppe erzogen worden; Bier sei viel gesünder als Kaffee.“ Dieses ausländische Getränk war aber bereits ein Bedürfnis aller Stände, auch des ärmsten Mannes geworden.

Übrigens waren die finanziellen Ergebnisse nicht einmal groß; der Staat zog aus der Regie zuletzt jährlich doch nur eine Mehreinnahme von $1^1/_2$ Million, aus der Tabaksverwaltung 1 200 000 Thaler. Weit bedeutender als diese künstliche Steigerung der Staatseinkünfte war die natürliche, die sich aus dem Zuwachs der Steuerkraft ergab. Und hier hat sich Friedrich wirkliche Verdienste erworben. Was er vor dem siebenjährigen Kriege für die Hebung des Nährstandes gethan, wurde nun wieder aufgenommen; namentlich suchte er die Einwanderung zu befördern. Es sind unter seiner Regierung an 250 000 Kolonisten ins Land gekommen, neben nichtsnutzigem Gesindel auch sehr viele brauchbare Leute, die manche wüste Gegend in blühende Kultur brachten. Mit großen Kosten und reichem Erfolge ließ er z. B. seit 1767 die Brüche an der Warthe und Netze, von 1777 bis 1782 den Finerbruch bei Ziesar, seit 1778 den Drömling in der Altmark anbauen. Er war es auch, der den Kartoffelbau in Preußen allgemein machte. Er ließ ihn von den Kanzeln herab empfehlen, schenkte einzelnen Ortschaften ganze Wagenladungen von Kartoffeln zur Aussat und bewirkte halb mit Überredung, halb mit Zwang, daß diese Frucht seit 1770 massenhaft angepflanzt wurde. Zur Unterstützung des hilfsbedürftigen Adels gründete er in den einzelnen Provinzen (zuerst 1770 in Schlesien) sogenannte „Landschaften“, d. h. Kreditverbände der Rittergutsbesitzer mit dem Zweck, sich gegenseitig in Geldverlegenheiten beizustehen; als Mittel diente die Ausgabe von Pfandbriefen, welche, auf die verschuldeten Güter ausgestellt und mit 5 Prozent verzinst, von der Landschaft wie bares Geld in den Verkehr gegeben wurden. Diese Einrichtung rettete eine Menge von Familien vom Untergange und war eine große Wohlthat für den Adel, die den andern Ständen nicht schadete, und die er verdiente. Denn das soll man nie vergessen, daß der preußische Adel, besonders von Brandenburg und Pommern, dem Staate ganz außerordentlich große Opfer an Gut und Blut gebracht hatte und daher Anspruch auf Dankbarkeit besaß. Friedrich gab seinen Offizieren Ruhestandsgehalte bloß nach Gutdünken, diese waren also reine Gnadensache; daher erklärt nur der Patriotismus des Adels und dessen Waffenlust seine Bereitwilligkeit zu dienen, da der Dienst hart, der Sold besonders in den unteren Stellen karg, die Alters-

versorgung ganz unsicher war. Nur die Ehre entschädigte, denn der Offizier rangirte vor jedermann.

Unbillig aber war es, wenn Friedrich nicht bloß auf alle Weise die Errichtung adliger Majorate begünstigte, sondern auch den Verkauf adliger Güter an Bürgerliche geradezu verbot und, um diese noch sicherer von solchen Käufen abzuhalten, verordnete: kein bürgerlicher Käufer eines Rittergutes solle die damit verbundenen Ehrenrechte — Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Patronat über Kirche und Schule, Kreisstandschaft, Jagdrecht — erlangen. Es floß bei ihm diese Bevorzugung des Adels aus derselben Ansicht von dessen staatlichem Beruf, die ihn dazu bewog, die höheren Verwaltungsämter und Offizierstellen wo möglich nur mit Edelleuten zu besetzen. Wurden doch gleich nach dem Frieden die bürgerlichen Offiziere, die sich während des Krieges bei den Regimentern heraufgedient hatten, größtenteils verabschiedet; nur ausnahmsweise behielt Friedrich Offiziere dieser Art im Dienst, sofern nämlich deren Vorgesetzte ihre Verdienste bezeugten; und dann pflegte er sie zu adeln. Ebenso waren und blieben die Kadettenhäuser bloße Adelsinstitute. Der König verfiel hier in denselben Fehler, der seine ganze Stellung zu der deutschen Gesellschaft kennzeichnete: er hielt das Urteil, das er in seiner Jugendzeit sich gebildet, auch im Alter fest. Damals freilich war der Adel wirklich an Bildung, Fähigkeit und Reichtum allen andern Ständen überlegen und daher die beste Stütze des Staates. Mit der Zeit hatte aber das Bürgertum den Adel in allen Beziehungen erreicht, in vielen überholt; ging doch aus dem dritten Stande jetzt gerade die große geistige Bewegung hervor, welche in Philosophie und Dichtkunst Deutschland an die Spitze der Nationen stellte. Von diesem Umschwung der Dinge hatte Friedrich keine Ahnung.

Dagegen leistete er dem Mittelstande nicht wenig durch seine Förderung des bürgerlichen Gewerbes. Um Schlesiens Linnenindustrie, die er das Peru der preußischen Könige zu nennen liebte, noch zu verbessern, legte er hier Spinnschulen an und erzielte so immer größeren Absatz; schlesische Leinwand ging schon damals bis nach Amerika. Was man in Preußen brauchte, sollte man hier selbst erzeugen und außerdem einen Überschuß an das Ausland verkaufen, diesem dagegen möglichst wenig Waren und möglichst viel Geld abnehmen: das war der leitende Gedanke des Merkantilwesens, wie er es verstand, daher trieb er unaufhörlich, neue Fabriken zu errichten und die alten zu verbessern. Schon 1761 war in Berlin die erste Porzellanfabrik (nach dem Muster der meißner) errichtet worden, sie versah bald das ganze Land mit ihren trefflichen Erzeugnissen; allmählich wurden in den Haushaltungen die zinnernen Geräte durch Porzellan und Fayence verdrängt. Auch die Spitzenklöppelei, zuerst 1743 von den Mädchen im potsdamer Waisen-

hause betrieben, blühte rasch auf; ebenso die Seiden-, Sammet- und Kattunmanufaktur. Die königliche Papiermühle in Eberswalde verschenkte der König, da es ihm bei allen diesen Unternehmungen nur darauf ankam, die einheimische Industrie zu heben. Zu diesem Zwecke sandte er auch einen Beamten nach England, um den Bau der Dampfmaschine zu studiren, und siedelte diese Erfindung nach Preußen über.

Das gesamte Hüttenwesen erhielt durch den Minister v. Heinitz, der Bergbau in Oberschlesien durch den Grafen v. Reden einen hohen Aufschwung. Die Rührigkeit der preußischen Industrie nahm denn auch so zu, daß es im Jahre 1785 16500 Fabrikanten gab, welche Arbeiten im Werte von 30¼ Million Thaler lieferten, wovon 11 Millionen auf Schlesien, 9 auf die Mark Brandenburg fielen. Das Zunftwesen stand bei dem Könige in großer Mißachtung; er erkannte es noch an, wie er denn z. B. im Jahre 1769 die Zahl der Butterhändler in Berlin bestimmt festsetzte (27 bei einer Bevölkerung von damals 132000 Menschen); aber oft verletzte er es auch, besonders um das Meisterwerden zu erleichtern. Feind jedes Müßigganges und jeder Verschwendung, schaffte er bei den Handwerkern den „blauen Montag" ab, wie bei den Katholiken die überflüssigen Feiertage.

Zum Besten des Handels legte der König 1765 in Berlin die königliche Bank an, die den Kaufleuten zu billigen Zinsen Geld vorschoß; Provinzialbanken dienten demselben Zwecke in den Provinzen. 1772 errichtete er die Seehandlungs-Gesellschaft in der Absicht, unter preußischer Flagge einen Handel nach Spanien und anderen auswärtigen Plätzen einzuleiten; sie erhielt den Alleinhandel mit Salz und Wachs und mußte ihren Gewinn zu gemeinnützigen Unternehmungen verwenden. Für den Binnenhandel wurde namentlich der Bau bequemer Wasserwege eifrig fortgesetzt. So ließ er in den Jahren 1764 bis 1766 den johannisburger Kanal bauen, der nun in einer Länge von 12 Meilen die masurischen Seen verband. Zum Besten der Memelschiffahrt legte er 1778 den Gilge-Kanal an. Unter keiner Regierung ist in Preußen so viel für den Flußverkehr gethan worden, wie unter der seinigen.

Aber immer ordnete der König das Interesse des Handels der allgemeinen Wohlfahrt unter; Getreideausfuhr z. B. war nur dann erlaubt, wenn in Berlin der Scheffel Roggen 1 Thaler, in Pommern oder Magdeburg 18 Groschen kostete. Durch solche Beschränkung und durch seine Magazine rettete er in den Hungerjahren 1771 und 1772 sein Volk vor der Hungersnot, die ringsum in den Nachbarstaaten wütete.

Das Heer kostete unter Friedrich dem Großen im Verhältnis bei weitem mehr als heut; es verschlang 5/7, später 4/7 der Staatseinnahmen; dennoch hatte der König für jedes nützliche Unternehmen stets Geld, schenkte, unterstützte, vergütete immerfort mit vollen Händen. Im ganzen hat er

in solcher Weise während der 20 Jahre von 1763 bis 1783 vierundzwanzig Millionen Thaler für Beförderung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe hergegeben. Und woher kamen diese großen Summen, die er dem Volke spendete? Zum Teil eben aus dem Ertrage der verhaßten Regie, zum größeren Teile aber aus den Ersparungen, die der König in seinem eigenen Haushalt machte. Er hatte sich so zu sagen ein Gehalt als König von 1 200 000 Thalern ausgeworfen — eine kleine Summe, wenn man sie mit den Zivillisten der anderen Fürsten verglich. Damit bestritt er seinen Hofstaat. Aber er verbrauchte davon sehr wenig, schränkte seine persönlichen Ausgaben ein, wo er nur konnte; je älter er wurde, desto einfacher und kärglicher bestellte er seinen Haushalt, behalf sich zuletzt mit zwei Leibpagen, während andere Fürsten deren hunderte hatten, strich an dem Betrage der Küchenzettel, was ihm zu viel schien, gab keine glänzenden Feste, kaufte sich keine prächtigen Kleider und kam mit dem sechsten Teil jener Summe aus*). Das übrige verwendete er zur Verbesserung des Landes. „Da Preußen arm ist", sprach er, so muß der Regent dieses Landes sparsam sein und in seinen Angelegenheiten die strengste Ordnung halten. Giebt er das Beispiel der Verschwendung, so werden seine Unterthanen, die arm sind, ihm nachzuahmen suchen und sich ruiniren."

Überhaupt wurden die Fehler, die sich in dem System seiner Verwaltung fanden, durch die persönliche Sorgfalt des Königs zum Teil wieder gut gemacht. Auch durfte er trotz Regie und Adelsbegünstigung mit Recht zu einigen unzufriedenen Unterthanen sagen: „Man solle ihm das Land zeigen, wo es besser wäre, da wolle er mit ihnen hingehen."

Wegen zweierlei Dinge ist Friedrich der Große in ganz Europa beim gemeinen Manne berühmt gewesen: als siegreicher Kriegsheld und als gerechter Richter. Unter den entferntesten Nationen, in Portugal und Sizilien priesen die Bänkelsänger, stellten die Puppentheater die Geschichte vom Windmüller bei Sanssouci dar, der den König von Preußen

---

*) Ein Fremder, der 1770 Friedrichs Kleiderkammer zu besehen Gelegenheit hatte, sah da zwei blaue Röcke mit roten Aufschlägen und zerrissenem Futter, zwei mit Schnupftabak übersäete gelbe Westen, drei Par gelbe Hosen, ein fast unbenutztes, aber 10 Jahre altes, blaues, silbergesticktes Kleid, welches so zu sagen Friedrichs Bratenrock war. Arnim, Vertraute Geschichte des preuß. Hofes III. 69. — Wie der König in seinem Hofhalt auch bei Kleinigkeiten auf größte Sparsamkeit sah, dafür folgendes Zeugnis bei Preuß (Friedrich d. Gr. I. 142): Als 1784, 9. November, eine kleine „Extra-Consumtion" bei der königlichen Hofküche „in Summa" mit 25 Thlr. 10 Gr. 1⅙ Pf. angegeben war, schrieb Friedrich darunter:

„gestollen dan ongefer 100 auster seindt auf den Tisch geweßen Kosten 4 Taller die Kuchen 2 Thaler, quapen Leber 1 Thaler der Fichsch 2 Thaler. Die Kuchen auf Russisch 2 Thaler macht 11 Thaler, das übrige gestohlen da ein Eßen mehr heute ist geweßen Hering und Erpssen kan 1 Thlr. Kosten also was über 12 ist impertinent gestohlen. Fch."

mit dem berliner Kammergerichte bedrohte, und vom Wassermüller Arnold bei Pommerzig, um den so viele vornehme Herren auf die Festung kamen. Der alte Fritz mit seinem Krückstock ward durch sie der populärste Fürst in der weiten Welt. Was war das für ein Jubel, als das Volk in Lissabon ihn einmal leibhaftig vor sich sah! es war aber nur der Schiffskapitän Nettelbeck, den sie faßten und im Triumph durch die Straßen trugen. Nun wissen wir zwar, daß Friedrich in der Sache des Müllers Arnold in Wirklichkeit sich sehr vergriff; die küstriner Richter, die den Mann verurteilten und die Mühle verkaufen ließen, thaten nach dem Gesetz, und der Graf Schmettau, dem sie für rückständigen Zins den Erlös zusprachen, und der Großkanzler und die berliner Kammer-Gerichtsräte, die das Urteil bestätigten, verletzten keineswegs das Recht. Denn die Behauptung des Müllers, daß ihm von einem Dritten durch Anlegung eines Karpfenteichs das Wasser entzogen und er dadurch in die Unmöglichkeit versetzt sei, den Zins zu entrichten, war eine Unwahrheit, obgleich sie vom Könige auf falschen Bericht eines Offiziers hin geglaubt wurde. Zu spät erkannte er nachmals, daß wenigstens hier der kleine Mann gegen den großen Unrecht gehabt habe. Aber die edlen Absichten des Königs, seine strenge Gerechtigkeitsliebe leuchten ewig hell auch aus dieser Übereilung hervor, und gerade dieser Fall trug nicht wenig dazu bei, die Mächtigen zu schrecken und das Vertrauen des Volkes, das jener potsdamer Windmüller einer Drohung des Königs gegenüber in den Worten „es giebt noch Richter in Berlin!“ so einfach schön aussprach, aufs stärkste zu befestigen. In der That, Friedrichs Rechtspflege war des höchsten Lobes wert. Hier hörte bei ihm jede Vorliebe für Personen oder Stände auf, und er war allemal geneigt, eher dem Armen und Geringen beizuspringen. Zu wiederholten Malen schärfte er den Richtern ein, durchaus ohne Ansehen der Person zu richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer*). Auch ließ er bekannt machen, jedermann könne zu jeder Zeit sich persönlich an ihn richten, wenn ihm Unrecht geschehe. Er betrachte sich als Anwalt der Armen und Gedrückten, und während er den Adel sonst vielfach begünstigte, duldete er doch nie, daß derselbe sich

*) In dem Protokoll, das er (am 11. Dezember 1779) über den Müller Arnoldschen Fall aufnahm und allen Gerichten zuschickte, heißt es: „Die Justizkollegia müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja der Bettler eben sowohl ein Mensch ist wie Se. Majestät und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der gegen einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich und muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden ohne Ansehn der Person. Darnach mögen sich die Justizkollegien in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehn der Person und des Standes gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Se. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeit ausübt, ist gefährlicher und schlimmer als eine Diebesbande.“

Übergriffe gegen die anderen Stände erlaubte. Er strafte unnachsichtlich, wenn ihm solche Fälle zu Ohren kamen, und dadurch wurde besonders die Lage der Bauern erleichtert. Sie befanden sich kaum irgendwo in einem so erträglichen Zustande wie in Preußen, hatten nirgends so viel Schutz gegen die Unbill der Beamten und Edelleute wie hier.

Ganz konnten Friedrichs vortreffliche Absichten, die auf Befreiung der Bauern gingen, freilich nicht erfüllt werden, weil dazu eine völlige Erneuerung des gesellschaftlichen Zustandes notwendig gewesen wäre. Er überzeugte sich durch eine Probe selbst davon. Am 23. Mai 1763 erließ er von Kolberg aus den Befehl: „Es sollen absolut und ohne das geringste Räsonniren alle Leibeigenschaften sowohl in königlichen als adligen und städtischen Dörfern von Stund an gänzlich abgeschafft werden.“ Die Stände widersprachen einmütig: „es sei die sogenannte Leibeigenschaft in Pommern und überhaupt in Preußen nur eine Gutspflichtigkeit, die ohne Ruin der Gutsbesitzer nicht könne aufgehoben werden; auch werde die Folge sein: Wegziehen der Bauern, Entvölkerung des Landes, Austreten der waffenfähigen jungen Mannschaft.“ Da ließ es Friedrich in einem Bezirk (im Amte Balster in der Neumark) versuchen, hob die Leibeigenschaft auf und machte die Bauern zu Eigentümern der Höfe und Inventarien. Alsbald ging ein großer Teil der Freigelassenen auf und davon nach der Weichsel, nach der Oder, überhaupt dahin, wo besserer Absatz der Produkte und besserer Lohn zu finden war. Viele verkauften sogar ihr Vieh und entwichen mit dem Erlös. Kurz, die Prophezeiung der Stände traf ein, und der König erneuerte diesen Versuch, der so schlecht abgelaufen war, nicht wieder. Aber wenn er die großen Mißstände des Feudalwesens, die noch auf dem platten Lande herrschten, nicht abschaffen konnte, so bemühte er sich wenigstens sie zu mildern; 1773 entband er den Landmann von allen neuen Frohnden.

Ein bleibendes Denkmal seiner Fürsorge für eine gute Rechtspflege ist das allgemeine preußische Landrecht, das er gegen Ende seiner Regierung durch den Großkanzler Carmer ausarbeiten ließ. Dieses neue Gesetzbuch war das erste, welches in deutscher Sprache erschien, und das Ergebnis der gründlichsten Untersuchungen, der gewissenhaftesten Bemühungen und eines freisinnigen Geistes. Carmer, selbst ein ausgezeichneter Jurist, bediente sich dabei der Hilfe eines vorzüglichen Fachmanns, des durch gediegenes Wissen, wie durch unermüdliche Wirksamkeit hervorragenden Geheimrats Svarez. Im April 1784 legte Carmer auf Befehl des Königs den Entwurf auch dem Publikum zur Prüfung vor. Zugleich wurden für diejenigen, die Verbesserungen angeben würden, Prämien von 50 und 24 Dukaten ausgesetzt. Den Abschluß des Ganzen erlebte Friedrich selbst nicht mehr; es trat erst 1794 in Kraft und bildet noch jetzt eine Haupt-Grundlage des in Preußen geltenden Rechts.

Die materiellen Interessen des Staates nahmen einen so großen Teil der Einkünfte in Anspruch, daß für die geistigen wenig übrig blieb. Es erschien zwar gleich nach dem Frieden ein vortreffliches „General-Landschulreglement“, aber die beabsichtigte allgemeine Verbesserung des Volksschulwesens wurde aus Mangel an Geldmitteln dann doch wieder unterlassen. Was der König nicht leistete, übten unter seinem Schutze patriotische Männer aus; der Minister v. Zedlitz, die Geistlichen Büsching, Hecker, v. Felbiger, v. Rochow erwarben sich um das Schulwesen große Verdienste. Mehr that der König für die Künste, namentlich die Tonkunst, in der er selbst ein Meister war; die Oper und das französische Schauspiel erhielten, letzteres wenigstens bis zum Beginn des bairischen Erbfolgekrieges 1778, aus dem königlichen Privatsäckel beträchtliche Zuschüsse. Unter den vielen Bauten, die er in dieser Zeit aufführen ließ, zeichnen sich außer dem neuen Palais zu Potsdam namentlich die beiden Kirchtürme auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin aus; sie wurden in den Jahren 1780—85 errichtet; ferner ebendaselbst das Bibliotheksgebäude (1777), die Königsbrücke (1778). Seinen treuen und hochverdienten Feldherren Schwerin, Winterfeld, Keith, Seydlitz setzte er auf dem Wilhelmsplatz in Berlin Bildsäulen zum ewigen Gedächtnis ihrer ruhmvollen Thaten und zur Nacheiferung für die Überlebenden; nach seinem Tode kamen noch die Denkmäler Zietens und des alten Dessauers hinzu — in Europa die erste und lange Zeit die einzige Heldengallerie dieser Art.

In die kirchlichen Dinge mischte sich Friedrich nur insofern ein, als er jeden Übergriff einer Sekte in das Rechtsgebiet der andern zurückwies. Wenn nur dem Staate gegeben wurde, was des Staates war, so durfte man glauben, was man wollte. Doch verkannte er den Wert der Religiosität für den Staat und für das Glück der Menschheit keineswegs, und auch er forderte, daß die Jugend in wahrer Gottesfurcht erzogen würde. Zu wiederholten Malen hat er den Schulmeistern eingeschärft, daß sie der Jugend Religion beibringen sollten. Unter allen vorhandenen Religionen hielt er die protestantische für die vergleichsweise beste. Auch wollte er, daß der protestantische Charakter des Staates nicht erschüttert werde. Daher gab er ein wichtiges Zivilamt selten und ungern einem Katholiken, während er in der Armee zwischen den beiden Konfessionen keinen Unterschied machte. Juden ließ er gar nicht zu einem Amte zu. Den von der Akademie 1763 zum Mitglied vorgeschlagenen Philosophen Mendelssohn strich er eigenhändig von der Liste aus. Aufnahme in das Land weigerte er um des Glaubens willen niemandem. Bei ihm fanden alle deshalb Verfolgten Schutz. Er duldete in seinen Staaten sogar die Jesuiten, und als Papst Klemens XIV. deren Orden aufhob, durften sie in Preußen bleiben, weil sie sich damals um den katholischen Jugendunterricht einige Verdienste erwarben; unter Friedrichs Regiment war

nicht daran zu denken, daß Pfaffen Schaden stiften könnten. Übrigens betrachtete er sich als obersten Bischof sowohl der Katholiken als der Protestanten, und wie er (1773), um die Arbeitszeit zu verlängern, den dritten Feiertag der hohen Feste und von den herkömmlichen vier Bußtagen im Jahre drei aufhob, so strich er auch von den 35 katholischen Festtagen 17 ab, wozu der Papst seine Einwilligung geben mußte.

Bezeichnend ist auch eine andere Verordnung; er änderte nämlich das eingeführte Kirchengebet: „Laß Dir, o Gott, empfohlen sein Ihro Majestät, unsern teuersten König" dahin ab, daß es fortan hieß: „Laß Dir, o Gott, empfohlen sein, Deinen Knecht, unsern König." Kirchliche Frömmigkeit besaß Friedrich der Große nicht; er ging fast nie in eine Kirche und spottete über die meisten Glaubenssatzungen; aber er war darum nicht ohne Religion. „Mein System", schrieb er einst, „besteht darin, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und deshalb allein meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, erleichtere, alles übrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe." Die allgemeinsten religiösen Wahrheiten hielt er auch später fest; aber die besonderen Meinungen der einzelnen Bekenntnisse, die sein Verstand sich nicht aneignen konnte, waren ihm teils gleichgiltig, teils lächerlich.

Die allgemeine Denk- und Gewissensfreiheit, die er gestattete, durfte sich auch in der Presse äußern, nur nicht gegen den Staat. Doch wenn man in Büchern und Zeitungen ihn persönlich angriff, so ließ er es ruhig geschehen. Gegen keinen Fürsten sind so viele Schmähschriften erschienen wie gegen Friedrich den Großen, und zwar vor dessen Augen in Berlin selbst. Er kümmerte sich nicht darum oder lachte darüber, wie er that, als er einmal in der Jägerstraße zu Berlin an einem Hause einen großen Auflauf traf und als Ursache eine Karikatur dort angeschlagen bemerkte, die ihn mit einer Kaffeemühle auf dem Schoß darstellte. Er lachte und ließ das Bild niedriger hängen, damit die Leute es besser sehen könnten. Das Volk jubelte ihm zu und zerriß das Bild.

Friedrichs Vorurteil gegen deutsche Literatur konnte durch seine Bekanntschaft mit so mäßig begabten Geistern wie Gottsched und Gellert zwar erschüttert, aber nicht ausgerottet werden; überdies war er, wie er selbst sagte, nun ein zu alter Kerl, um sich die neue deutsche Bildung noch anzueignen. Denn er sprach und schrieb gut französisch, aber schlecht deutsch. Doch bedauerte er diesen Mangel; er vergaß nie, daß er ein deutscher Fürst war. „Was ist", schrieb er 1785, „rühmlicher für einen Deutschen, als rein deutsch sprechen und schreiben!" Noch in seinem späten Greisenalter beschäftigte ihn der Gedanke, wie der deutschen Lite-

ratur aus ihrer Verkommenheit wohl aufzuhelfen sei. Er verfaßte 1779 eine Abhandlung darüber, ein gut gemeintes Schriftchen, das aber beweist, wie ganz unbekannt er mit dem großen Aufschwung war, den die Sprache, die er verbessern wollte, bereits genommen hatte. Freilich die deutschen Aufsätze, die allein ihm zu Gesicht kamen, nämlich die Berichte seiner Justiz-, Finanz- und anderer Kollegien, waren noch immer in jenem barbarischen Stil voll langathmiger, holpriger Perioden, der seinen Schönheitssinn von jeher so schwer beleidigt hatte. Dennoch gab er sich gern der Hoffnung hin, daß einst auch die Musen in Preußen ihren Sitz aufschlagen würden. „Einst werden wir", so heißt es in jener Abhandlung, „unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Freuden sprechen. Schon die Hoffnung macht mich glücklich, daß Kunst und Wissenschaft, wie vormals in Griechenland und in Italien, dereinst in Preußen ihre Wohnstatt finden werden." Der alte Mann gestand es nicht gern, aber es ging ihm nahe, daß er sich um die gelehrten und schönwissenschaftlichen Arbeiten seiner Nation so wenig bekümmert hatte. Auf seine Veranlassung wurde in Königsberg eine „deutsche Gesellschaft" gestiftet, welche die Ausbildung der Muttersprache zu ihrem Hauptzweck hatte; auch befahl er, den deutschen Unterricht in den Schulen hinfort zweckmäßiger zu betreiben. Mehr als diese wenigen Einzelheiten wirkte immer die Anregung, die er dem deutschen Nationalgeist durch seine Großthaten gegeben hatte.

Auswärtige Angelegenheiten.

Die erste Teilung Polens.

Der hubertsburger Frieden beendete zwischen Preußen und Österreich den Krieg, aber nicht die Feindschaft. Die beiden Staaten waren natürliche Nebenbuhler, so lange jeder eine deutsche Großmacht blieb. „Katze bleibt Katze, was sie auch thun mag", pflegte Friedrich von dem wiener Hofe zu sagen; er traute den Österreichern niemals. Auch zu den andern Großstaaten hatte Preußen kein freundliches Verhältnis; es stand einsam da, nur auf sich selbst gestützt, und da es in Hinsicht auf seine materiellen Mittel, auf Bevölkerung und Landgebiet bei weitem die kleinste unter den europäischen Großmächten war, so enthielt diese Vereinzelung große Gefahren. Zu schwer war der Kampf mit halb Europa gewesen, als daß Friedrich sich ihm noch einmal hätte aussetzen mögen, und da von allen seinen früheren Feinden Rußland sich ihm am gefährlichsten erwiesen, so suchte er jetzt dessen Freundschaft. Im Jahre 1764

schloß er mit der Kaiserin Katharina ein Bündnis zu gegenseitiger Unterstützung in Notfällen. Dadurch kam er nun zwar, was ihm zunächst das Wichtigste war, aus seiner Isolirung heraus; aber das Verhältnis, in welches er eintrat, hatte freilich auch sein Bedenkliches. Denn Preußen konnte von seinem Bundesgenossen nicht Nutzen ziehen wollen, ohne seinerseits demselben Vorteile zu gewähren. Es fragte sich, ob die Interessen beider Staaten überall gehörig zusammenstimmten, und dies war doch keineswegs der Fall. Friedrich wußte es wohl, aber er mußte die Dinge nehmen, wie sie lagen; übrigens war er keineswegs gemeint, sich mehr benutzen zu lassen, als billig wäre. Er machte die Freundschaft mit Rußland zu einem Faktor der preußischen Politik, aber er war nicht der Mann, aus der Freundschaft eine Vasallenschaft werden zu lassen. Er brauchte für seine Stellung in der Mitte Europas eine Rückendeckung im Osten; gerade deshalb konnte er nicht darauf verzichten, auf den Osten mitgestaltend einzuwirken. Und eben jetzt bereiteten sich dort die größten Veränderungen vor.

Rußlands gewaltige Naturkraft, klug geleitet und scharf gespornt von einer herrschsüchtigen Fürstin, die sich gern die Semiramis des Nordens nennen ließ, drängte immer gewaltiger gegen die schwachen Bollwerke von Mittel- und Südeuropa, gegen Polen und die Türkei. Friedrichs Wachsamkeit entging keiner der begehrlichen Blicke, die Katharina II. zunächst auf Polen warf. Dieser große, aber verrottete Staat schien zum warnenden Beispiel ausersehen, wohin die ungezügelte Herrschaft von Edelleuten und Priestern ein Volk führen muß. „Lange bevor die treulose Politik der Nachbarn dort gewaltsam in die Dinge eingriff, war das endliche Los dieser zerrütteten Staatsverbindung mit Sicherheit vorauszusehen: erlag sie nicht einem gewaltsamen Stoße von außen, so mußte sie an dem Prozesse innerer Zersetzung zu Grunde gehen, den der Mangel aller gesunden gesellschaftlichen Bildung und jeder staatlichen Organisation langsam, aber sicher vorbereitete. Ein Volk von Sklaven, tumultuarisch geleitet von einer leichtfertigen und abenteuernden Aristokratie, in welcher sich die Untugenden der Barbarei mit Lastern der Zivilisation verschmolzen, rohes Sarmatentum und überfeines, verfaulendes Franzosentum an einander geklebt, — das alles unter einer sogenannten republikanischen Verfassung, welche die Anarchie der Einzelwillkür (das liberum veto jedes der hunderttausend Edelleute) und die Gedanken- und Gesetzesverwirrung auf den Thron erhob, wer wollte von diesem unheilbaren Wuste eine gedeihliche Entwickelung erwarten?" *) Denn auch die Möglichkeit der Besserung fehlte, der Kern jeder Volkskraft, das Bürgertum. Hier gab es keinen Mittelstand, nur Herren und Knechte. Handel und

*) Häusser, deutsche Geschichte I. 138.

Wandel lag in den Händen der Juden, die mit dem Adel und der katholischen Geistlichkeit um die Wette das leibeigene Volk ausbeuteten. In dem Staate wie in den Haushaltungen herrschte jene wüste „polnische Wirtschaft“, die in der ganzen Welt berüchtigt ist. Ein Wahlkönig ohne Macht, ein Reichstag, der keinen Beschluß fassen konnte, ohne die ganze Nation in wilder Parteiung zu spalten — das waren die Lenker des Reichs: sie hatten seit Jahrhunderten nichts gethan, Polen aus den Zuständen des Mittelalters heraus zu führen. Darum mußte es nun, morsch geworden, in Trümmer fallen.

Schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war den Nachbarn der sehr natürliche Gedanke gekommen, dies ohnmächtige, zerrüttete Reich unter sich zu teilen. Sie waren aber damals noch bei weitem nicht groß genug, einen solchen Bissen verschlingen und verdauen zu können. Seitdem hatten sie in materiellem und geistigem Wachstum noch größere Fortschritte als Polen Rückschritte gethan. Namentlich waren mittlerweile Rußland und Preußen Großmächte geworden, und das letztere bedurfte nicht bloß im allgemein deutschen Interesse, sondern was die Hauptsache war, um seiner selbst willen wenigstens desjenigen Stücks von Polen, das durch Naturrecht und Notwendigkeit zu Deutschland und Preußen gehörte, nämlich des polnischen Westpreußens, eines deutschen Landes, das die Polen nur nach dem Rechte der Gewalt besaßen. Seit Ostpreußen mit Brandenburg vereinigt war, seit es einen brandenburgisch-preußischen Staat gab, war die Ausfüllung der Lücke nur eine Frage der Zeit, und Friedrich der Große hatte schon als Kronprinz die Erwerbung Westpreußens als dringend notwendig erkannt.

Dennoch war Rußland für Polen ein viel gefährlicherer Feind; es wollte nicht eine polnische Provinz, es wollte ganz Polen an sich reißen oder dieses Reich doch mindestens in völlige Abhängigkeit von sich bringen. Dies war schon Peters des Großen Absicht, sie vererbte auf seine Nachfolger, und Katharina II. war fest entschlossen sie durchzuführen. Welche ungeheure Gefahr für das ganze Abendland! Die furchtbare, eroberungssüchtige russische Macht, durch Polens Besitz oder Beherrschung zum Koloß gewachsen, stand dann an der Schwelle Deutschlands, des Herzens von Europa. „Es könnte dann wohl“, schrieb Friedrich seinem Bruder Heinrich, „den Österreichern Schmerz und Reue bereiten, daß sie dies barbarische Volk nach Deutschland gerufen und es den Krieg gelehrt haben; aber ihre Leidenschaft und ihr Haß hat sie über die Folgen verblendet, und wie die Sachen jetzt stehen, sehe ich keine Rettung mehr, als daß man mit der Zeit einen Bund der größten Staaten bildet, um sich diesem gefährlichen Strome entgegenzustellen.“ Allein dazu war in der That keine Aussicht. Von den schlaffen Regierungen Frankreichs und Englands konnte Friedrich für sich nichts Gutes, von dem neid- und

haßerfüllten wiener Hofe konnte er nur Schlimmes erwarten. Das einzig Richtige unter den damaligen Umständen war, Preußen teil nehmen zu lassen an der Beute, die Rußland erstrebte.

So faßte es denn auch Friedrich auf. Sein Bund mit Katharina gewährte ihm einigen Einfluß auf die russische Politik; er benutzte diesen sehr gewandt dazu, Rußlands ungeduldige Eroberungssucht zu zügeln und möglichst zu seinem eigenen Vorteil zu wenden. Katharina II. hatte nach dem Tode Augusts III. die Wahl des polnischen Edelmanns Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen erzwungen (1764) und gebrauchte nun ihren Einfluß, um die Lage der Dissidenten in Polen zu verbessern. Als natürliche Schirmherrin der Griechisch-Katholischen forderte sie für diese und, hierbei von Friedrich unterstützt, auch für die Evangelischen gleiche Rechte mit den Römisch-Katholischen. Darüber entbrannte in Polen der Bürgerkrieg; ein Teil des Adels konföderirte sich gegen, ein anderer für die Russen und deren Schützlinge. Katharina ließ Truppen in das Land einrücken und besiegte die Konföderirten. Zugleich bedrohte sie das osmanische Reich, und da es sich emporraffte, um Polen und sich selbst gegen die moskowitischen Übergriffe zu schützen (1768), entriß sie ihm in einem glücklichen Kriege die Moldau und die Wallachei, und schien nicht gesonnen, diese wichtigen Länder wieder herauszugeben. Damit griff sie aber dem habsburgischen Donaureiche an die empfindlichste Stelle; außer der polnischen brannte nun auch die türkische Frage; die eine wie die andere gefährdete Deutschlands Sicherheit und den Frieden Europas. Kam es zum Kriege zwischen Rußland und Österreich, so mußte Friedrich kraft des Vertrages von 1764 dem ersteren einen bewaffneten Beistand leisten; dazu hatte er aber gar keine Lust. Es war ihm schon beschwerlich genug, daß er in Gemäßheit jenes Vertrages an Rußland, seit es mit der Türkei im Kriege war, ein Hilfsgeld (jährlich 480 000 Thaler) zahlen mußte. Er versuchte deshalb eine Annäherung an den wiener Hof; in der That konnte die russische Übermacht nur durch festes Zusammenhalten der beiden deutschen Großstaaten zurückgedrängt werden. Daher veranlaßte er den jungen Kaiser Josef II. ihm einen freundschaftlichen Besuch zu machen, welcher am 25. August 1769 zu Neiße stattfand. Friedrich sprach bei dieser Gelegenheit die beherzigenswerten Worte: „Wir Deutschen haben lange genug unter einander unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem besseren Verständnis kommen können.“ Im folgenden Jahre erwiderte er diesen Besuch zu Neustadt in Mähren. „Für Österreich“, sprach Josef verbindlich, „giebt es kein Schlesien mehr.“

Es blieb indes bei schönen Worten. Denn wenn Josef II. auch nicht umhin konnte, den großen König zu bewundern, so haßte er ihn

im Grunde doch kaum minder, als Maria Theresia selber es that.*) Das gegenseitige Mißtrauen wurde nicht gehoben; doch erreichte Friedrich durch diese Annäherung an Österreich den beabsichtigten Zweck, Rußland einzuschüchtern und es für einen Vorschlag, den er schon im März 1769 zur Lösung der östlichen Wirren hatte thun lassen, williger zu machen. Damals hatte er durch seinen Gesandten in Petersburg bemerklich gemacht, die Differenzen mit Österreich wären zu heben, wenn Rußland den Türken einen billigen Frieden zugestehen und sich mit Preußen und Österreich zu einer Teilung Polens verbinden möchte.**) Damals war Katharina nicht darauf eingegangen. Jetzt aber, da Österreich in betreff der Donaufürstentümer eine drohende Haltung annahm, da die Türken zum Widerstande neuen Mut faßten, und in Polen die Konföderirten sich wieder erhoben, fing sie an ihre Ansprüche herabzustimmen.

Den entscheidenden Anstoß gab dann, daß Maria Theresia (im November 1770) ein Stück polnischen Gebiets, den Zipser Kreis, besetzte. Die Zarin brachte nun ihrerseits — zunächst in einem Gespräch mit dem Prinzen Heinrich von Preußen, der im Januar 1771 Petersburg besuchte — den Gedanken einer Teilung Polens auf die Bahn. Friedrich förderte denselben weiter, vermittelte auf Grund desselben zwischen Wien und Petersburg. Dort wie hier mußte man diesen Ausweg als das kleinere von zwei Übeln, die zur Wahl standen, anerkennen. Am 5. August 1772 schlossen die drei Mächte den Teilungsvertrag. Kraft desselben nahm Rußland Litauen (2000 Quadratmeilen), Österreich Galizien (1300), Preußen aber das untere Weichselland, Westpreußen und den Netzedistrikt (645 Quadratmeilen), in Besitz. Den polnischen Reichstag und König zwangen sie durch Waffengewalt zur Einwilligung. So gelang es Friedrich dem Großen, den Frieden zu erhalten, das osmanische Reich und den größten Teil Polens aus Rußlands Klauen zu erretten und seinen eigenen Staat um eine höchst wichtige Provinz zu vergrößern. Sein Anteil war äußerlich zwar der kleinste, aber durch Lage und Beschaffenheit des Landes ungemein wertvoll. Westpreußen mit Marienburg, Elbing, Kulm, Pomerellen und Ermland (doch ohne Danzig und Thorn, die noch polnisch blieben), dies Gebiet schloß die Lücke zwischen Ostpreußen und dem Kerne der Monarchie und brachte der inneren Kraft des Staates einen beträchtlichen Zuwachs. Denn diese neue Provinz war fruchtbar und ziemlich gut bevölkert, und die 600 000 Einwohner, die darin lebten, waren großenteils Deutsche.

So ward „Neudeutschland", das der Habsburger Kaiser Friedrich III. einst ruhig hatte den Polen ausliefern lassen, durch den hohenzollerschen

---

*) Maria Theresia und Josef II., Correspondenz, herausg. v. Arneth, I. 300 ff. u. a.
**) Vgl. Beer, Erste Theilung Polens II. 39 ff.

Friedrich dem Vaterlande wieder zurückgebracht. War die Teilung Polens auch ein Gewaltstreich, das deutsche Volk hat doch allen Grund Friedrich dem Großen dafür dankbar zu sein; Westpreußen selber segnet den Tag, da Friedrich es wieder deutsch machte. Ganz Europa, am lautesten Frankreich und England, schrie Zeter über die unerhörte Gewaltthat der drei Ostmächte, und da man Friedrich für den Urheber hielt, während er doch nur der Vermittler war, so fiel auf ihn am meisten das Gehässige der That. Aber war es so schlimm, daß ein deutscher Fürst den Polen 1772 ein deutsches Land fortnahm, welches sie 1466 von Deutschland abgerissen hatten? und wenn dies nicht anders geschehen konnte, als daß zugleich polnische Länder an Rußland und Österreich kamen, wo sonst lag die Schuld davon als in dem Unverstand der Polen, welche die Russen ins Land gerufen, in der Zerrüttung ihres Staats, der nicht mehr lebensfähig war, und in der Unthätigkeit der Westmächte, welche der ganzen Entwickelung müßig zugesehen hatten, anstatt rechtzeitig einzugreifen!

Schon am 13. September 1772 nahm Friedrich Westpreußen in Besitz; am 27. ließ er sich in Marienburg huldigen. Er nannte sich seitdem nicht mehr König in Preußen, sondern König von Preußen, weil er nun auch den westlichen Teil besaß. Ein Jahr darauf genehmigte der polnische Reichstag diese Abtretung, verzichtete auch auf den dereinstigen Rückfall Preußens nach dem Erlöschen des brandenburgischen Hauses; ebenso auf die Oberlehnshoheit über Bütow und Lauenburg und auf die Einlösung des Amtes Draheim. Im Mai 1775 ließ Friedrich auch zu Inowrazlaw im Netzedistrikt die Huldigung vornehmen. Gleich in den ersten Jahren baute er zur Sicherung des Gewonnenen eine neue Festung, Graudenz, die 1776 fertig war. Er hatte übrigens die Grenzen gegen Polen etwas weiter ausgedehnt, als er eigentlich durfte. Er that es nach dem Beispiele Österreichs, dessen Beherrscherin die Teilung Polens zwar beklagte, doch zugleich möglichst ausnutzte. „Sie weinte und heulte" (sagte Friedrich der Große von Maria Theresia), „aber dabei riß sie ein weit größeres Stück an sich, als abgemacht war."

Die neue Provinz „Westpreußen" wurde sehr schnell auf preußischen Fuß eingerichtet und aller der Wohlthaten teilhaftig, welche die alten Lande unter Friedrichs Zepter genossen: Gewissensfreiheit (die vornehmlich den zahlreichen und bisher gedrückten Protestanten erwünscht war), rasche und unparteiische Rechtspflege, besseres Schulwesen (das hier ganz im argen gelegen) und eine Verwaltung, die, wenn sie vom Lande an Steuern und Rekruten viel verlangte, dagegen auch alle Erwerbszweige belebte und neue Hilfsquellen eröffnete. In letzter Beziehung wirkte außer der Einführung der Post namentlich der bromberger Kanal sehr heilsam, den Friedrich binnen eines Jahres (1772—73) zur Verbindung

der Brahe bei Bromberg mit der Netze bei Nakel, also der Weichsel mit der Oder, erbauen ließ. Er kostete 750 000 Thaler, aber er hob die Binnenschiffahrt nicht nur in Westpreußen, sondern auch in den weiter westlich gelegenen Provinzen sehr beträchtlich, und der wichtige polnische Getreide- und Holzhandel kam nun großenteils in preußische Hände. Auch der ähnlich nützende Kraffohlkanal zwischen den Flüssen Elbing und Nogat stammt aus Friedrichs Zeit (1783). In den Städten wurde den Evangelischen und Deutschen das Übergewicht, wo sie es verloren, wieder zurückgegeben, und die Jesuitenkollegien in Gymnasien verwandelt. Auf dem Lande begann das Kolonisiren, wie es die Hohenzollern überall gepflegt, wohin sie vordrangen. Friedrich hat in diesen Gegenden 1400 deutsche Familien angesiedelt. Doch auch das eingeborne Landvolk fand Ursache, den Herrschaftswechsel zu segnen. Friedrich schaffte die persönliche Leibeigenschaft der Bauern, die an vielen Orten bestand, samt ihren barbarischen Sitten ab, und indem er zahlreiche Elementarschulen errichtete und die Herrschaft des Gesetzes an die Stelle der früheren Adels- und Priesterwillkür setzte, hob er das niedere Volk allmählich aus der geistigen Stumpfheit empor, in welche es, seitdem das Land zu Polen gehörte, versunken war. Bald kam das deutsche Wesen hier wieder in Blüte, und die alte polnische Wirtschaft zog sich vor ihm immer weiter an die Grenzen zurück.

Die Kultursiege, die Friedrich hier erfocht, gehören zu den schönsten Erinnerungen an seine Zeit; aber der Dank für sie gebührt zum großen Teil auch den eifrigen und umsichtigen Gehilfen, die er bei diesem Werke hatte, den beiden Präsidenten v. Domhardt und v. Brenkenhof, zweien Beamten, die um Westpreußens Hebung und Germanisirung die größten Verdienste gehabt haben. Namentlich hat Brenkenhof viel geleistet.*) Ein Mann von großem praktischem Geschick, ungemeiner Arbeitskraft und hingebendem Eifer, war er bei der Wiederherstellung der Neumark und Pommerns nach dem siebenjährigen Kriege des Königs rechte Hand. Der Wiederaufbau der Ortschaften, die Aufhilfe des Gutsadels, die Entwässerung der Brücher, die Herbeiziehung von Kolonisten, alle Arten von Landverbesserungen wurden hier mit seiner Hilfe ins Werk gesetzt, und viele gingen von ihm selbst aus. Ebenso wirkte er dann nach der Teilung Polens im Netzedistrikt; er hat auch den Bau des bromberger Kanals entworfen und ausgeführt. Achtzehn Jahre lang, von 1762, wo er aus dessauischem Dienste übergetreten war, bis an seinen Tod im Jahre 1780, nützte er so dem preußischen Staate, und er setzte dabei sein Vermögen zu. Der einzige Lohn, den er hinter-

*) Vgl. Leben des Franz Schönberg v. Brenkenhof, Kgl. Preuß. Geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainenrathe (von Meißner), Leipzig 1782.

ließ, war Friedrichs anerkennende Äußerung, „es gehöre unter die Vorzüge seiner Regierung, einen Diener wie Brenkenhof gehabt zu haben."

Der bairische Erbfolgekrieg und der deutsche Fürstenbund.

Als Josef II. nach dem Tode seines Vaters Franz I. 1765 zum deutschen Kaiser gewählt wurde — Friedrich der Große gab ihm gern, wie er es im hubertsburger Frieden versprochen, seine Stimme, denn was bedeutete damals jene Würde? — da gedachte der junge Fürst große Dinge mit seinem neuen, hochklingenden Titel auszuführen, ein starkes deutsches Kaisertum herzustellen und das Reich zu reformiren. Er fand aber sehr bald, daß dieser schöne Traum sich nicht verwirklichen ließ. Auch der kleinste Versuch, in den Wust der Reichsverhältnisse Ordnung zu bringen und die verknöcherten Formen zu beleben, scheiterte. Seine Reformen vermehrten nur den unermeßlichen Ballast von Akten, den die Schreiber des Reichshofrats und Reichskammergerichts seit Jahrhunderten aufgehäuft. Auch der kleinste Landesherr wollte kein Titelchen seines souveränen Rechts oder Unrechts aufgeben; die großen dachten ohnehin nicht daran. Nachdem er sich einige Jahre in diesem hoffnungslosen Beginnen vergeblich abgemüht, gab Josef seine redlichen Absichten notgedrungen auf und schlug sich auf die große Heerstraße, die seine Vorgänger seit Rudolf I. gegangen waren; er beschloß, da er dem Reiche nicht helfen konnte, das Kaisertum zum Nutzen seines Hauses auszubeuten, wie Habsburg es immer und mit so viel Erfolg gethan. Darin traf er mit den alten Überlieferungen der wiener Hofburg und mit der Politik des Ministers seiner Mutter, des Grafen Kaunitz, zusammen. In Wien konnte man es nicht verschmerzen, daß man in Schlesien nicht nur eine schöne Provinz, sondern auch einen großen Teil des alten Einflusses auf Deutschland verloren, daß sich neben Österreich eine andere deutsche Großmacht gebildet hatte. Man beschloß, sich für Schlesien an einem anderen deutschen Lande zu entschädigen, und als im Jahre 1777 die bairische Linie des Hauses Wittelsbach mit dem Kurfürsten Max Josef ausstarb, schien dies eine vortreffliche Gelegenheit, um Baiern zu erwerben. Zwar gab es noch eine pfälzische Linie Wittelsbach, und sie war erbberechtigt. Aber Josef II. bewog das Haupt derselben, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, ihm einen großen Teil von Baiern abzutreten; dagegen wollte er dessen uneheliche Kinder mit Titeln, Einkünften und Ländereien versorgen, auch zum Besten der verschwenderischen Hofhaltung des Kurfürsten ein gutes Stück Geld hergeben. So wurden die Baiern, wie eine Herde Vieh,

verhandelt. Im Januar 1778 besetzten die österreichischen Truppen das Land. Josef II. meinte, so die schlesische Expedition Friedrichs des Großen kopiren zu können.

Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Jede Vergrößerung Österreichs in Deutschland war ein Nachteil für Preußen; Friedrich schritt daher ein, er veranlaßte den nächstberechtigten Erben, den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, gegen Österreichs Gewaltthat zu protestiren und Preußen um Hilfe anzurufen, und als seine Verhandlungen mit dem wiener Hofe nichts fruchteten, zog er, obgleich schon hochbetagt, das Schwert und brach mit einem Heere in Böhmen ein (5. Juli 1778). Die Österreicher, die hier rasch ihre Truppen verstärkten, bezogen eine feste Stellung zwischen Prag und der oberen Elbe. Zu einem bedeutenden Zusammenstoß kam es aber nicht; denn Maria Theresia, nun alt und friedfertig, mochte sich und ihre Völker nicht wieder in die Schrecken eines großen Krieges stürzen, sah auch ein, wie ungerecht dieser bairische Handel war. Auf ihren Befehl mußte Kaunitz die abgebrochenen Unterhandlungen mit Friedrich dem Großen wieder anknüpfen. Auch das Ausland mischte sich hinein, Rußland drohte, Frankreich vermittelte. Zuletzt gab Josef II. nach. So ward am 13. Mai 1779 der Friede zu Teschen geschlossen, in welchem Österreich mit einem kleinen Teile Baierns, dem sogenannten Innviertel, abgefunden wurde, alles übrige aber wieder herausgeben mußte. So war Josefs Plan gescheitert, und Friedrich hatte Baiern gerettet.

Dieser bairische Erbfolgekrieg — Kartoffelkrieg nannten ihn die Soldaten, weil es bei Streifzügen und Fouragirungen geblieben war — kostete dem preußischen Staate doch 29 Millionen Thaler und 20000 Mann, welche durch Seuchen im Lager und auf den Märschen in Böhmen umgekommen waren. Dafür hatte Preußen eine große moralische Eroberung gemacht; es stand als Schützer der kleinen deutschen Fürsten gegen die habsburgische Vergrößerungspolitik da. Selbst katholische Stifter flehten nun in Berlin um Hilfe, weil Josef II. fortfuhr, machtlose Reichsstände zu vergewaltigen. Hatte früher Österreich die Reichsstände in sein Schlepptau genommen, so fiel diese Rolle nun Preußen zu. Friedrich der Große übernahm sie mit gewohnter Thatkraft. Es mochte ihm wohl seltsam vorkommen, jetzt in seinem Alter den Schirmherrn jener verrotteten Reichsverfassung zu spielen, die man abgeschmackter Weise die deutsche Freiheit nannte und die er sein lebelang verachtet hatte; aber er that es gern, weil er dadurch den leitenden Einfluß in den deutschen Dingen in die Hand bekam. Übrigens wenn man, wie es doch sein sollte, mit dem Kaisertum den Begriff des mächtigen Schutzes für die Kleinen und Schwachen und einer starken Anwaltschaft für das Volk verband, so mußte man gestehen, Friedrich der Große entsprach

diesem kaiserlichen Wesen am allerbesten. Denn er war doch der einzige deutsche Fürst, der in seinem Staate einen gewissen Rechtszustand, eine gesicherte Wirksamkeit der Gerichte einführte und aufrecht hielt; er, obwohl Protestant, oder Freigeist, wenn man will, doch der einzige, der selbst die katholischen Kirchengüter und Orden, die damals von den angesehensten katholischen Regierungen auf das gewaltthätigste behandelt wurden, in seinen Landen ungekränkt ließ; er endlich der einzige, der den niederträchtigen Menschenhandel, welchen eben jetzt wieder so viele deutsche „Landesväter", namentlich die von Hannover, Hessen-Kassel, Ansbach, Zerbst, mit ihren geduldigen Unterthanen betrieben, nicht nur mit Worten an den Pranger stellte, sondern auch mit wirksamer That bekämpfte. Er verweigerte im Jahre 1777 den als Kanonenfutter nach Amerika verkauften Truppen den Durchzug durch seine Staaten und erschwerte dadurch diesen Menschenhandel so, daß das Geschäft ins stocken geriet, wie denn namentlich ein von England mit dem Herzog von Würtemberg beabsichtigter Lieferungsvertrag nun, wegen der Sperrung des Rheins bei Wesel, nicht zu stande kam. Friedrich that dies zunächst freilich, um Deutschlands Wehrkraft daheim zu behalten und weil er mit der von England bekämpften jungen Republik sympathisirte — er zuerst von allen unbeteiligten Souveränen hat sie anerkannt, hat ihren Gesandten Benjamin Franklin empfangen und mit der Union einen Freundschafts- und Handelsvertrag voll freisinniger und humaner Grundsätze geschlossen (10. September 1785) —; aber er befeindete jene Seelenverkäuferei doch auch darum, weil sie eben sein Herz empörte. Auch war es noch in frischem Angedenken, wie nachdrücklich er in einem andern Falle sich der Bevölkerung eines deutschen Kleinstaates wider fürstliche Willkür angenommen. Als kurz nach dem siebenjährigen Kriege der Herzog Karl von Würtemberg die Verfassung seines Landes und die Gerechtsame der protestantischen Kirche in demselben verletzt hatte, wurde er von den würtembergischen Ständen vergebens bei dem Reichshofrat in Wien verklagt. Da wandten sie sich um Hilfe nach Berlin. Sofort ließ Friedrich dem Reichshofrat erklären, er fordere ein rasches und unparteiisches Erkenntnis in der würtembergischen Sache, und seinen Gesandten in Stuttgart, den Grafen Schulenburg, wies er an, „wenn der Herzog bei seinem Stück beharre, in hohem Tone zu ihm zu sprechen und ihm die Zähne zu zeigen" (Juli 1766). Dies half; der Herzog lenkte ein, vertrug sich mit seinen Ständen und stellte die würtembergische Verfassung wieder her. Dann hatte die Rettung Baierns gezeigt, daß Friedrich so gut die Fürsten wie das Volk in ihrem Rechte zu schützen verstand. Kurz, gegenüber der revolutionären Politik, die Kaiser Josef mit löblichem Reformeifer, aber ohne Friedrichs praktisches Genie, daher in überstürzender Hast verfolgte — „ein guter Kopf",

sagte Friedrich von ihm, „Schade, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat" — gegenüber dem tumultuarischen Reformiren in Österreich, wo Josef nach seiner Mutter Tode (1780) das unterste zu oberst kehrte, um im nu die zahllosen feudalen und priesterlichen Mißbräuche auszurotten; gegenüber den Angriffen, die der Kaiser, um das Kaisertum zu stärken, gerade nur auf die wehrlosen Reichsglieder versuchte — mußte Friedrichs freisinnige und kühne, aber zugleich besonnene und gerechte Art den Deutschen im besten Lichte einer echt konservativen Politik erscheinen.

So erlebte man es, daß der Friedensbrecher von 1740, der Gründer einer Großmacht, für welche die Fessel des Reichsverbandes nicht mehr vorhanden war, vierzig Jahre darauf die Aufgabe erhielt, das alte deutsche Reich gegen den Kaiser zu vertreten. Es war dies eine natürliche Folge von der Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Großstaaten und von der Politik Josefs II., Vergrößerung auf Kosten des Reichs zu suchen.

Der Kaiser seinerseits, durch den Fehlschlag von 1779 belehrt, nicht abgeschreckt, ging nun geschickter zu Werke; er gewann Rußland für seine Pläne in Deutschland, indem er Katharinas II. Anschläge auf das türkische Reich zu unterstützen versprach. Friedrich war wieder vereinzelt; um so eifriger suchte er eine Stütze der preußischen Macht in Deutschland selbst herzustellen; er arbeitete an einer Union der deutschen Fürsten, deren Haupt Preußen sein sollte. Doch bedurfte es eines sehr dringenden Anlasses, um den schläfrigen Gang der kleinstaatlichen Diplomatie in den Zug und nach der Richtung zu bringen, die Friedrich verlangte. Im Januar 1785 trat ein österreichischer Plan ans Licht, der die Kleinstaaten mit Entsetzen erfüllte und so fein angelegt war, daß er schien gelingen zu müssen. Josef II. machte nämlich dem Kurfürsten Karl Theodor von Baiern den Vorschlag eines Ländertausches; er sollte Baiern an Österreich abtreten und dagegen die österreichischen Niederlande mit dem glänzenden Titel eines Königs von Burgund erhalten. Rußland unterstützte den Vorschlag, Frankreich trat demselben wenigstens nicht entgegen; Karl Theodor, prunksüchtig und eitel, übrigens ohne rechtmäßige Leibeserben und daher nur um die Versorgung seiner Bastarde bekümmert, war dazu bereit; kurz Baiern wurde jetzt doch noch eine österreichische Provinz, wofern nicht Preußen wiederum dazwischen trat. Verzweiflungsvoll meldete der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken diese neue Gefahr nach Berlin: „Eure Majestät", schrieb er an Friedrich den Großen, „sind allein im Stande, die umfassenden Entwürfe eines F[illegible] aufzuhalten, dessen verzehrender Ehrgeiz und Habgier mit seiner [illegible] zunimmt. Ihre Großmut und erhabene Weisheit geben Ihnen den Willen, Ihre Macht die Mittel dazu. Achtungsvoll und dringend flehe ich Sie an, die Vernichtung eines Fürstenhauses abzuwenden, das Eure

Majestät schon einmal so großmütig gerettet haben.“ Friedrich war hurtig genug mit der Hilfe bei der Hand. Diese schöne Gelegenheit, im Bunde mit allen landesfürstlichen Sympathien, die sich durch Österreichs Gewaltschritte schwer verletzt fühlten, im Bunde zugleich mit der Volksstimmung, welche über das schnöde Verhandeln von Land und Leuten empört war, im Interesse endlich des europäischen Gleichgewichts, das durch einen solchen Zuwachs der österreichischen Macht gestört wurde, also mit den besten Rechtstiteln die Hegemonie in Deutschland zu übernehmen — diese Gelegenheit ließ er sich nicht entschlüpfen. Er schickte sofort einen energischen Protest gegen den beabsichtigten Ländertausch nach Wien, nötigte dadurch den Kaiser und den Kurfürsten, den Tauschplan abzuleugnen, was sie ungeschickt genug thaten, und betrieb trotz seiner 73 Jahre mit jugendlichem Feuer den Abschluß eines „deutschen Fürstenbundes“ zur Verteidigung der deutschen Reichs- und Rechtsverhältnisse. Die erschreckten Mittel- und Kleinstaaten gingen gern darauf ein. Am 23. Juli 1785 erfolgte zu Berlin die Unterzeichnung dieser neu gestifteten Union, die, nach Art der schmalkaldischen eingerichtet, nur den Zweck hatte, ihre Mitglieder gegen willkürliche Beschlüsse des Reichsoberhauptes zu sichern. Außer Preußen, dem Haupte dieses Vereins, nahmen teil: Hannover, Sachsen, Kurmainz, Weimar, Gotha, Zweibrücken, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, Anhalt, Ansbach und einige andere Kleinstaaten; namentlich die wehrlosen kleinsten drängten sich scharenweise unter Preußens Ägide. Eine wirkliche Verbesserung der Reichsverhältnisse, eine Heilung der deutschen Zerrissenheit wurde mit diesem Fürstenbunde weder beabsichtigt noch herbeigeführt; aber den Zweck, den Friedrich damit verfolgte, hat er vollständig erreicht: Österreich mußte abermals seine Pläne auf Baiern fahren lassen; mit Josefs Übergriffen in Deutschland war es vorbei, und Preußen stand da im Glorienschein eines Horts der deutschen Reichsverfassung, welche die Nation damals, so sonderbar es uns heute scheinen mag, als ein der Erhaltung wertes Gut betrachtete. Allerdings war jene Verfassung trotz ihrer Erbärmlichkeit doch das einzige politische Band, welches die deutschen Völker noch einigermaßen zusammenhielt. Insofern machte sich Friedrich durch die Stiftung des deutschen Fürstenbundes in der That um Deutschland verdient. Es war das letzte politische Werk in seinem ruhmvollen Regentenleben.

So schloß durch eine seltsame Fügung die Politik, die im Verkehr [illegible] Völker immer die Macht über das Recht gesetzt, die so viel Alt[illegible]achtetes über den Haufen geworfen, mit einer Konservirung des Alt[illegible]nden, deren Motiv wie Rechtsgefühl aussah. Doch verdient der [illegible] Baierns, der Stifter des Fürstenbundes ebensowenig das Lob der [illegible]listen, wie der Eroberer Schlesiens und Westpreußens ihren Tadel.

Denn diese urteilen nach einem Gesetzbuch, welches, wenn es für die Staaten gelten sollte, der natürlichen Entwickelung der Dinge Gewalt anthäte. Aber die oberste Pflicht der Könige ist ihre Pflicht gegen den eigenen Staat, und Preußen mußte wachsen, um zu leben. Wenn sein Wachstum heute diesen beschädigte, morgen jenem aufhalf, so kann man das eine bedauern, sich über das andere freuen, aber man wird von dem Urheber dieses Wachstums nur sagen dürfen, er habe in beiden Fällen seine Pflicht gethan. Es ist wahr, Friedrich handelte gegen auswärtige Mächte ohne Achtung vor Verträgen und ohne Berücksichtigung ihrer Wohlfahrt, er beraubte Österreich, zerstückelte Polen, täuschte Frankreich, er demütigte und verletzte halb Europa, er war in der That ein böser Nachbar; aber er war es nur darum, weil er mit mehr Klugheit und Kraft jene Interessenpolitik trieb, die jeder andere Staat auch verfolgte oder doch anstatt einer dynastischen hätte verfolgen sollen. Er that, was sach- und zeitgemäß, was für Preußen damals nötig und nützlich war — er regierte sein politisch unreifes Volk nicht wie ein konstitutioneller König von England, sondern als ein aufgeklärter und wohlmeinender Despot, und hantirte die fremden Mächte nicht wie ein Jurist, sondern als Schöpfer eines Großstaats. So erwarb er sich den dauernden Dank seines Volkes, welcher den einzig richtigen Maßstab für die Güte eines Regenten giebt. Nur wer Friedrichs Zwecke nicht billigt, oder leugnet, daß er diese erreichen mußte und auf keinem anderen Wege erreichen konnte, nur der wird Friedrichs Politik als gewaltthätig, willkürlich und gewissenlos verdammen; die gerechte Geschichte urteilt über Friedrich den Großen mit Jean Paul: „Es ist leichter, ein großer als ein rechtschaffener König zu sein", und setzt hinzu: „er war beides." Es ist leichter, bewundert als gerechtfertigt zu werden; ihm ist beides zu teil geworden.

Friedrichs des Großen Ende.

Die große Königssonne ging nun zur Ruhe, das Leben glänzte und funkelte nicht mehr in Sanssouci; einer nach dem andern waren die alten Freunde dahin gestorben, und die wenigen Genossen der Jugend waren altersschwach und stumpf geworden; aber die Sorgen blieben. Friedrich selbst bereiteten allerlei Krankheitsfälle vor, das abgetragene Futteral seiner Seele, wie er sich ausdrückte, zu verlassen. Seit er seine Vorderzähne verloren, hatte er auch die treue Flöte fortlegen müssen. Die heiteren Späße seiner Franzosen waren verhallt. Er kam auch von seiner Bewunderung des französischen Wesens zurück: „Ich will keine Franzosen mehr", schrieb er 1777, „sie sind gar zu liederlich und machen

lauter liederliche Sachen.“ Eigentlich hatte er die Franzosen im allgemeinen nie sehr gern gehabt; nur die einzelnen glänzenden Köpfe unter ihnen waren ihm wert gewesen; aber jetzt fehlten auch diese. Freudlos und düster ging's zuletzt an seinem Hofe her. Der sorgenvolle, grämliche König, nur in seiner Arbeit lebend, suchte und spendete kein Vergnügen; er hieß in seiner eigenen Familie nur der „alte Sauertopf“. Nur hin und wieder ergötzte ihn ein interessanter Besuch, z. B. Mirabeau's (am 25. Januar 1786). Seine Hunde waren noch seine einzige Freude; sein altes Herz hing an ihnen mit einer Zärtlichkeit, die es für keinen Menschen mehr empfand.

Aber dieser alte, abgelebte und einsame Mensch verrichtete seine Königsarbeit fort und fort mit derselben Pflichttreue und dem nämlichen Aufwande von Geist und Kraft, wie in den Tagen seiner Jugend. Als ihm im Jahre 1782 die Gicht seine rechte Hand unbrauchbar machte, da lernte der siebzigjährige Greis noch mit der linken leserlich schreiben. Die Schwächen des Alters, die Gebrechen des Leibes bezwangen ihm den großen Willen niemals. „Ein König von Preußen“, sprach er, „darf nicht schlafen.“ Er kannte wohl diese seltene Monarchie. Sie war kein Staat, den gleichsam die Natur hatte erwachsen lassen, „sondern eine äußerst künstliche und sehr zusammengesetzte, auf tiefe Berechnung gegründete Maschine, in der alle Teile genau in einander griffen, für welche der Fürst zugleich Schöpfer, Triebkraft und immer wacher Aufseher war.

Da saß der alte Meister, der wundervolle Mann des Krieges, wie ihn der große Pitt nannte, nun im viele Jahre langen Frieden in seinem Sanssouci und rechnete von früh bis spät und sah nach, daß die Zähne des künstlichen, vielfach abgestumpften Räderwerks vollkommen in einander griffen, daß die Reibung nicht zu stark würde, oder wohl gar die Zapfen aus den Löchern wichen; immer half er Stockungen nach, änderte aber im Wesentlichen nichts, denn er würde das Ganze vernichtet haben, das noch Dauer versprach, sondern suchte nur noch die Bewegung zu erleichtern und zu beschleunigen, ohne doch die Federkraft zu erhöhen, denn diese war schon auf das äußerste gespannt. Er war's selbst. Aber schon ein Blick des alten Zauberers, eine strenge Formel beflügelte alles und spornte zur äußersten Anstrengung. Da saß er bis zuletzt, sein immer waches, durch die Nacht dringendes Auge abwechselnd um sich her werfend und auf die Maschine heftend, ohne der Liebe Freuden, ohne des Glaubens Tröstungen, ohne der Hoffnung Süßigkeit zu bedürfen, wie ein Gott, und schöpfte den Urquell seiner Thatkraft aus sich, zur unabwendbaren Erfüllung seiner Pflicht, der Erhaltung der allgemeinen Ordnung und des Rechts für alle, vom Könige bis zum Bauer, und zum Schutze der Unterdrückten gegen ihre Dränger, eins der größten

Wunder der Welt, welches den Sterblichen erschienen, um ihnen zu zeigen, was die Allmacht des göttlichen Schöpfers vermag, und die Brust mit Glauben und Demut zu erfüllen." *)

Auch vergötterte ihn sein Volk. Fremde, die nach Berlin kamen, z. B. Georg Forster, konnten es nicht begreifen, daß hier „alles bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute den König wie närrisch anbetete", und Wieland in Weimar meinte: „Friedrich ist ein großer Mann, aber vor dem Glück unter seinem Stock zu leben bewahre uns der Himmel!" Und allerdings war der preußische Staat eine Despotie, wenn auch die beste. Aber die anderen deutschen und festländischen Monarchien waren allesamt eben auch Despotien und keineswegs die besten. Und wenn man aus den schönen Worten, die Friedrich kurz vor seinem Tode sprach: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen", eine Anklage gegen ihn selbst hat machen wollen, so war das eine große Ungerechtigkeit. Friedrich hat den Sklavensinn, der in dem deutschen Unterthan steckte, nicht geschaffen, er fand ihn vor als einen Grundpfeiler des absoluten Staates; hätte er den Staat umstürzen und mit einem unmündigen Volke die Gewalt teilen sollen, die niemand so gut zu gebrauchen verstand wie er? Ein so thörichter Gedanke lag ebenso wenig in den Bedürfnissen der Zeit, die vielmehr einen aufgeklärten und edlen Despotismus verlangte, wie in den Neigungen des Philosophen von Sanssouci. Aber indem Friedrich die Unwissenheit und die Vorurteile bekämpfte, die Köpfe aufklärte und die Geister regsamer machte, hat er das seinige dazu gethan, die Dummheit der Völker zu brechen, welche die stärkste Stütze ihrer Knechtschaft ist. Der Instinkt des Volkes selbst, das den alten Fritz mit seinem Krückstock zu seiner Lieblingsfigur gemacht hat, irrt nicht.

Ein Augenzeuge**), der (am 21. Mai 1785) in Berlin den König sah, erzählt: „Der König kam von einer Revue durch das Hallesche-Thor. Er ritt auf einem großen, weißen Pferde. Er trug die einfache, blaue Montirung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband, alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze

---

*) Stenzel a. a. O. II. 5. (Einleitung.) — Anders betrachteten freilich manche preußische Geistliche ihren König. „Friedrich II. ist zur Hölle gefahren" — so sollen gar 1786 zwei stettiner Prediger von der Kanzel herab den Tod des Landesvaters verkündet haben.(?) (Mirabeau de la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand, Londres 1788, I. 233). — Dagegen gab es auch solche, welche die Ehrfurcht vor ihm bis zur Blasphemie trieben: Als Friedrich der Große einst in Potsdam bei dem Kinde eines Offiziers Pate stand (erzählt Bischof Eylert), sprach der Geistliche die Tauffornel so: „ich taufe dich im Namen Friedrichs des Großen." „Sei Er kein Narr!" herrschte dieser ihn an, „taufe Er, wie Seines Amtes ist!"

**) v. d. Marwitz, Nachlaß I. 18 ff.

Sammethosen an und einen alten dreieckigen Montirungshut auf, mit der Spitze nach vorn. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondeel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll von Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palais der Prinzessin Amalie (die er zu besuchen kam) war die Menge noch dichter, der Vorhof gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen herab ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging. Und doch war nichts geschehen: keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis. Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auch die Früchte *seiner* Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen."

Dieses treue Leben lief nun ab. Schon seit Jahren peinigte ihn die Gicht, im Frühling 1786 bildete sich bei ihm die Wassersucht aus; er konnte nicht mehr liegen, mußte Tag und Nacht sitzend auf dem Stuhl zubringen, er litt unendlich, aber ohne Klage und ohne die Regierungsgeschäfte im geringsten zu unterbrechen. Die Kabinetsräte, die sonst erst um 6 Uhr Morgens erschienen, wurden jetzt vielmehr schon um 4 Uhr

gerufen. „Mein Zustand“, sagte er ihnen, „nötigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“ Noch am 15. August, der Krankheit fast schon erlegen, besorgte er seine Regierungsgeschäfte; am folgenden Tage schritt die Auflösung näher; in der Nacht darauf, 2 Uhr 20 Minuten früh, Donnerstag am 17. August 1786 brach sein Auge auf immer.

Erschütternd ging die Trauerkunde vom Tode des größten Fürsten durch die Welt. „Wann wird wieder ein so großer König das Zepter führen?“ sprach der Feind, Fürst Kaunitz in Wien. — Damals wurde von den Astronomen ein neuer Stern entdeckt; mit Begeisterung nahmen ihn alle Akademien als „Friedrichs Ehre“ in ihre Karten auf. Wenn am Himmel ein Stern vergeht, so glänzt sein Licht noch lange in die weiten Fernen; so war es auch mit Friedrich. Er war längst tot, als entlegene Völker ihn noch zu den Wundern der Erde rechneten. Im Jahre 1787 reiste Göthe in Sizilien; aus Caltanisetta berichtet er: „Wir mußten von Friedrich II. erzählen, und die Theilnahme der Einwohner an diesem großen König war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.“

Friedrich hatte gewünscht, im Garten von Sanssouci neben seinen getreuen Hunden begraben zu werden; der Nachfolger erfüllte jedoch diesen Wunsch nicht, sondern ließ die Leiche in der Gruft der Garnisonkirche zu Potsdam beisetzen. Tausende eilten von nah und fern herbei, dem großen Toten das Geleit zu geben. Die Gedächtnisrede wurde im ganzen Lande über die Bibelstelle 1. Chronica 18, 8 gehalten: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben.“ Er selbst aber durfte in seinem Testamente von sich sagen: „Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsichten mich bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen und in die Armee jene Zucht gebracht, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat.“ Er hätte hinzusetzen können: „ich habe eine neue Kriegskunst begründet, indem ich zuerst die Waffen dem Terrain anpaßte und den Kreis der großen Operationen erweiterte, und eine neue Politik, indem ich den Regenten für den ersten Diener des Staats erklärte.“ — Und was für ein Erbe hinterließ er! Aus einem Lande von kaum 2200 Quadratmeilen und $2^1/_2$ Millionen Einwohnern war ein Staat von 3600 Quadratmeilen mit beinahe

6 Millionen Bewohnern geworden, aus einem Heere von 83 000 ein Heer von 200 000 Mann; es gab 800 neu angelegte Ortschaften; die Einkünfte waren von $7^1/_2$ auf 22 Millionen Thaler*) gehoben und der Staatsschatz mit 55**) Millionen Thaler gefüllt. Mehr als dies: Preußen war aus einer Mittelmacht eine Großmacht geworden, und glänzendster Kriegsruhm, starkes Selbstbewußtsein, kräftige Nationalität — diese Errungenschaften waren Güter, die ihm nie mehr konnten ganz verloren gehen, weil auch im Unglück die Erinnerung an Friedrich den Großen ein nie ruhender Sporn sein mußte, die erstiegenen Höhen der Ehre und Macht wieder zu gewinnen. — „Meine letzten Wünsche", so schließt Friedrichs Testament, „in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapferſten verteidigte Staat sein! O möge Preußen in höchster Blüte bis an das Ende der Zeiten dauern!" —

Innere Zustände Preußens unter Friedrich dem Großen.

In einem patriarchalisch regierten Staate nehmen die Unterthanen rasch den Ton des Hofes an, am ersten die Bewohner der Hauptstadt, und da in der Regel das Kleine und Schlechte leichter und angenehmer nachzuahmen ist als das Gute und Große, so kann man sich nicht wundern, wenn Friedrichs Einfluß auf die Weise seines Volks, zunächst der Berliner, weniger heilsam wirkte, als er selber es wünschte. Die Berliner waren von jeher aufgeweckteren Geistes als die anderen Preußen; sie hatten eine Meinung für sich und äußerten sie, wenn's ging; weshalb schon Friedrich Wilhelm I., der kein Räsonniren vertragen konnte, zu sagen pflegte: „die Berliner taugen nichts". Als nun Friedrich II. ans Ruder kam mit seinem geistvollen Wesen, seinem ungebundenen Witz, da wurde es bald Mode, im Denken und Urteilen, im Reden und Schreiben das Kühne und Neue, Feine und Blendende dem schlicht Verständigen und Nüchternen vorzuziehen. Die geschmacklosen Scharteken und seichten Abhandlungen, die noch in den vierziger Jahren erschienen waren, verschwanden, aber sie machten vielfach nur leichtfertigen Schriften

*) Nämlich $6^1/_2$ Million Grundsteuer, $5^1/_2$ Million von den Zöllen und der Regie, 10 Millionen von den Domänen und Forsten.

**) Genau 55 202 003 Thaler. Riedel, der brandenburgisch-preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten, Berlin 1866, S. 121.

Platz; an die Stelle der philiströsen, aber ehrbaren Rede trat oft nichts als ein schlüpfriger Witz, der auch die ehrwürdigsten Dinge in den Kot zog. Freche Spötter hielten sich für Schöngeister, urteilten keck über alles und jedes ab. Eben diese Zügellosigkeit der Presse veranlaßte den König, sie durch Verordnung vom 14. April 1748 wieder zu beschränken, indem er den Druck anstößiger Aufsätze und Schmähschriften verbot; doch handhabte er die Zensur so milde, daß nur das Ärgste fern gehalten wurde.

Die Anregung, die er dem Nationalgeiste gab, trug indes auch gesunde und edle Früchte. Es bildeten sich tüchtige Köpfe; es erschienen wertvolle gelehrte Arbeiten, namentlich im Gebiete der vaterländischen Geschichte: Beckmann's märkische Historien (1750), Dreyhaupt's Beschreibung des Saalkreises, Lenz', Hertzberg's, Gercken's diplomatische Quellenschriften, Buchholtz' Geschichte der Kurmark (1759), Pauli's preußische Geschichte; es erschienen seit 1750 sogar ästhetische Schriften: eine kritische Musikzeitung, die erste in Preußen, eine Literaturzeitung von Ramler und Sulzer, das erste gute kritische Blatt dieser Art in Deutschland.

Einen besonders wichtigen Abschnitt in der Geschichte des geistigen Lebens machte dann der siebenjährige Krieg. Der Geschmack für Lektüre drang durch ihn erst tief in das Publikum. Namentlich der berliner Bürger kümmerte sich angelegentlicher als je um Zeitungen und Flugschriften; man wollte immer das Neueste vom Kriegsschauplatz wissen, man interessirte sich für die öffentlichen Angelegenheiten ebenso sehr als für die eigenen. Damals entstanden denn auch in Berlin die „politischen Kannegießer, die im hiesigen Lustgarten das Schicksal der Staaten und Nationen im voraus entschieden, Blut wie Wasserströme vergossen und im Sande ungeheure Pläne, Lager und Entwürfe zu schrecklichen Belagerungen zeichneten." Indessen die Neugier weckte doch auch eine edle Wißbegierde, und die Teilnahme an den wechselvollen Schicksalen des großen Königs pflanzte in das Volk den ersten Keim zum Staatsbürgertum. Geschichtliche, geographische, politische Kenntnisse stiegen im Wert, und der Buchhandel hob sich ungemein. Die Lust zu lesen erhielt sich auch als der merkwürdige Krieg beendet war; sie artete sogar allmählich fast zur Sucht aus. Der Aufschwung, den die deutsche Literatur damals überhaupt nahm, förderte natürlich diesen Trieb. Belesenheit wurde in Kreisen ein Lob, wo man vordem nur von Dingen des Haushalts geredet. Bald nahm auch das weibliche Geschlecht daran teil; es gab selbst eine Dichterin, die Schuhmacherfrau Anna Luise Karsch*), die in Berlin nicht wenig Aufsehen machte. Sogar Mägde und Bediente fingen an zu lesen; allerorten entstanden Leihbibliotheken, die stark be-

*) Geboren 1722 auf dem Meierhof Hammer bei Schwiebus, gestorben 1791 in Berlin.

nutzt wurden, sowie eine Unzahl von literarischen Zeitschriften und Lesegesellschaften. Neben dem Guten und Schönen, was hieraus floß, zeigte sich freilich auch manche üble Folge; es gab jetzt viel mehr Wissen im Volke, aber dieses Wissen war doch zum größten Teil oberflächlich und unverdaut.

Ein ähnlicher Umschwung erfolgte im Schulwesen; man trieb nicht mehr so pedantisch und einseitig die alten Sprachen, man führte neben den toten auch die lebenden ein und neben den Sprachen die Realien; aber ehe man die rechte Mitte fand, verging doch einige Zeit, und inzwischen brachte man es nur zu einer ungründlichen Vielwisserei.

Im ganzen jedoch war der Fortschritt sehr bedeutend. Viel trug zur Klärung der Köpfe, zur Veredelung des Geschmacks die „allgemeine deutsche Bibliothek“ bei, eine kritische Zeitschrift, welche, seit 1765 in Berlin von dem Buchhändler Nikolai herausgegeben, das Publikum über gute und schlechte Erzeugnisse der deutschen Literatur belehrte. Sie war die Fortsetzung der berühmten „Literaturbriefe“, die, in den Jahren 1759 bis 1765 bei Nikolai in Berlin herausgekommen, hier zuerst ein kritisches Tribunal errichteten. Der vorzüglichste Mitarbeiter an denselben war anfangs Lessing, der Schöpfer der wissenschaftlichen Kritik und der Erneuerer der deutschen Prosa — in beiden Richtungen ein bahnbrechendes Genie; durch Anteilnahme an jener Zeitschrift und durch öfteren, längeren Aufenthalt in Berlin damals dem preußischen Kreise angehörig. Eben hier dichtete er auch sein Lustspiel „Minna von Barnhelm“, die edelste poetische Frucht des siebenjährigen Krieges, ein wahrhaftes Nationaldrama (1764). Berlin war nun einer der Hauptbrennpunkte aller geistigen, namentlich aber der ästhetisch-literarischen Bestrebungen; es zog als große Stadt und als Hauptstadt des gefeiertetsten Königs eine Menge fremder Talente an, die sich freilich auf die Länge hier selten heimisch fühlten, weil es ihnen an Aufmunterung von oben fehlte. Die deutsche Muse ging unbelohnt und „ungeehrt von des großen Friedrichs Throne“, obwohl sie ihm doch nicht bloß in der barocken Gestalt der Karsch näher getreten war. Dafür wurde die deutsche Muse aber auch keine Hofmuse; sie bewahrte sich ihre edle Selbständigkeit; an dem kleinen Fürsten, der ihr in Weimar einen freien, schönen Sitz bereitete, fand sie einen Freund und Pfleger, der seine Bedeutung nicht sich, sondern ihr verdankte.

Es war doch ein sehr ansehnliches Kontingent, das Preußen zu dem Heere deutscher Geister stellte, welches damals in der Wissenschaft und in der schönen Literatur so reiche Lorbeeren errang. Unter den sechs Dichterfürsten, welche als die Heroen deutscher Schriftverfassung gelten, waren zwei geborene Preußen: der erhabene Dichter der Oden und des Messias Friedrich Gottlieb Klopstock (geboren 1724 in Quedlinburg), der zuerst

die drei Hauptelemente unserer Gesittung, den deutschen Geist, das christliche Gefühl und den antik-klassischen Formensinn zu einem schönen, harmonischen Ganzen verschmolz, und der Entdecker der reichsten Quellen der Poesie Johann Gottfried Herder (geboren 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen). Um die Ästhetik erwarb sich Johann Winckelmann (geboren 1717 zu Stendal) als Erklärer der antiken Schönheitsmuster und Begründer der Kunstgeschichte kaum geringere Verdienste. Diese Männer blühten und wirkten freilich nicht in der Heimat. Eigentlich preußische Dichter waren Ewald v. Kleist (geboren 1715 zu Zeblin in Pommern) und Gleim, der Sänger der „Lieder eines preußischen Grenadiers". Gleim (geb. 1719, gest. 1803) machte sich auch als Mäcen verdient; er bildete in Halberstadt den Mittelpunkt eines poetischen Freundschaftsbundes, zu welchem auch Ramler in Berlin (ein geborner Kolberger) gehörte. Eigentümlich in seiner Art war der Humoristiker Theodor v. Hippel aus Gerdauen in Ostpreußen. Würdig reiht sich diesen deutschen Dichtern ein litauischer an, Christian Donaleitis (geboren 1714 zu Lasdinelen bei Gumbinnen, gestorben 1780 zu Tollmingkemen), der Dichter des „Jahres", des einzigen in litauischer Sprache geschriebenen Kunstepos. — Zahlreicher als die Poeten waren in Preußen die wissenschaftlichen Größen: in der Theologie Spalding in Berlin, berühmt als lichtvoller Kanzelredner, die Rationalisten Semler in Halle und Teller in Berlin, welche die Bibel in einer freisinnigen Weise erklärten und auf den Geist, auf die Sittenlehre des Christentums das Hauptgewicht legten; ferner jener geistvolle Mystiker Hamann (geboren 1730 zu Königsberg, gestorben 1788 zu Münster), den man den Magus des Nordens genannt hat; in der Rechtsgelehrsamkeit Cocceji, dann Carmer und Svarez; in der Anatomie Lieberkühn; in der Chemie Pott, Marggraf, v. Kleist, Rose; in der Mathematik Euler, Lambert, Lagrange; in der Naturgeschichte Reinhard Forster, der Weltumsegler; in der Kriegskunst der König selbst, Stille, Gaudi, Tempelhof, Struensee; in der Statistik, Geschichte und Topographie Büsching, Zimmermann, Dohm; in der Pädagogik Hecker, Meierotto, Rochow, der große hallesche Philologe F. A. Wolf, und viele andere, deren Namen und Bestrebungen man in Denina's „gelehrtem Preußen"*) findet; endlich die Philosophen Garve, Engel, der Philosoph für die Welt, und der Jude Moses Mendelssohn, den seine Glaubensgenossen als einen Reformator ihrer Bildung feiern.

Aber unendlich größer als diese in ihrer Art bedeutenden Männer ist der eine Preuße, auf dessen Schultern die ganze deutsche Philosophie steht und dem sie es vornehmlich zu danken hat, daß sie der Forschung

*) La Prusse littéraire sous Frédéric II par l'abbé Denina, 3 T. Berlin 1790, 91.

aller andern Nationen voraus ist: der Königsberger Immanuel Kant. Er gehört auch ganz und gar seinem Vaterlande an, in welchem er am 22. April 1724 geboren war; er kam kaum je über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus, wo er auch (am 12. Februar 1804) starb. Die Denker Englands und Frankreichs hatten es in der Weltweisheit nicht weiter als bis zum Zweifel gebracht; in Deutschland war die Philosophie gar nur in methodischem Geschwätz und in spitzfindiger Dialektik beschlossen. Kant, seit 1750 Professor in Königsberg, deckte das Ungründliche und Unwissenschaftliche in der deutschen, das Unbefriedigende in der ausländischen Philosophie auf und reformirte die Erkenntnis. Denn indem er die Denkkraft in allen ihren Gründen und Äußerungen einer scharfen und erschöpfenden Prüfung unterwarf und an die Stelle einer falschen die wahre Logik setzte, stellte er den Boden fest, von dem aus man bestimmte Erkenntnisse finden könne. Sodann sonderte er in der Metaphysik scharf und genau die Gebiete des Glaubens und des Wissens von einander, womit er der Theologie ebenso sehr nützte wie der Philosophie, und lehrte auch die anderen Wissenschaften in echt wissenschaftlicher Weise behandeln, namentlich die Ästhetik, die Moral, die Naturlehre. Die Hauptwerke, in denen er seine kritische Philosophie veröffentlichte, sind die „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), die „Kritik der praktischen Vernunft“ und die „Kritik der Urteilskraft“ (1790). Es war eine ungeheure Umwälzung, die Kant durch seine kühne und sichere Methode in der gesamten Wissenschaft hervorbrachte. Sie war nicht minder groß und folgenreich als einst in der Naturkunde die That seines Landsmannes Kopernikus.

Während die Wissenschaften in Preußen schön erblühten, gedieh die Kunst nur langsam. Zwar Berlin, wie es der Mittelpunkt der Aufklärung war, zeichnete sich auch durch gar manches aus, was das Leben schmückt, besonders durch viele schöne Werke der bildenden Kunst, aber bei weitem die meisten derselben rührten von ausländischen Meistern her. Die einzigen wahren Künstler unter den einheimischen waren der Maler Antoine Pesne, der 1757 starb, und der Kupferstecher Daniel Chodowiecky, der „preußische Hogarth“ (geb. 1726 zu Danzig, gest. 1801 zu Berlin). Besser stand es um die Tonkunst. Eine ähnliche großartige Erhebung wie in der deutschen Literatur fand damals in der deutschen Musik statt, und einer der bedeutendsten Meister dieser Kunst wurde im Preußischen geboren, siedelte dann freilich ins Ausland über, nämlich Georg Friedrich Händel (geboren am 23. Februar 1685 zu Halle, gestorben 1759 zu London), wie sein größerer Zeitgenoß Sebastian Bach, ein Schöpfer der erhabensten kirchlichen Tongedichte. Letzterer wirkte eine zeitlang in Berlin, ebenso wie Quanz. Berlin selbst durfte sich eines anderen berühmten Komponisten rühmen, des königlichen Kapell-

meisters Graun, der seit 1742 hier seine anmutigen Opern schrieb. Lange haben diese sanften, schönen Graunschen Melodien das berliner Publikum entzückt; es wußte sie beinahe auswendig; sie milderten den Sinn, läuterten den Geschmack, sie drangen auch tief ins Volk und wurden „Gassenhauer“, was gewiß nicht das kleinste Lob für sie ist. 1754 führte Graun in der Domkirche zum ersten Male sein Meisterwerk, den „Tod Jesu“, auf. Er starb am 8. August 1749. Neben ihm wirkten Benda und Kirnberger, später (seit 1776) der Königsberger Reichardt als verdienstvolle Kapellmeister und Komponisten. Der König selbst, der ein so eifriger Liebhaber der Musik war und in den Konzerten bei Hofe oft mitwirkte, gab dieser Kunst Würde und Ansehen; er hielt auch auf einen reinen und edlen Geschmack, auf Natur und Empfindung, wie es denn bekannt ist, daß seine Hauptstärke auf der Flöte in den schmelzenden und rührenden Adagios beruhte, die er meisterhaft und, wie Kenner versicherten, unübertrefflich vortrug. Seine Lieblinge waren die Werke von Graun, Hasse, Händel, Bach. Daß ein so großer König die Musik mit solcher Vorliebe und Sachkenntnis behandelte, war der wirksamste Sporn für bedeutende Virtuosen, in seine Dienste zu treten; denn die Besoldung war bei Friedrichs Sparsamkeit nur gering. Dennoch machten sich auch sehr gesuchte Tonkünstler eine Ehre daraus, ihm anzugehören, und seine Kapelle und Oper war immer vortrefflich besetzt. Sängerinnen, wie die Astroa und Mara, Sänger, wie Salimbeni und Porporino, bezauberten damals das berliner Publikum. „Kunstreisen“ zum Nebenerwerb waren unter der Würde dieser Künstler, so schlecht sie auch im Vergleich zu anderen Höfen bezahlt wurden; Porporino wies eine solche Aufforderung, als man sie ihm einmal machte, stolz zurück: „Meine Stimme gehört nur Gott und dem Könige.“ Dies änderte sich erst in den letzten Jahren Friedrichs des Großen, als er vom Alter gehindert wurde, sich thätig an der Musik zu beteiligen; erst dann riß allmählich ein schlechterer Geschmack und eine weniger würdevolle Behandlung der Musik ein. Das Beispiel des Hofes erweckte den Sinn für musikalische Unterhaltungen auch im Publikum; es wurde in Berlin unter den vornehmen Leuten Mode, sich zu den Liebhaberkonzerten und musikalischen Assembleen, welche seit 1740 von den königlichen Tonkünstlern eingeführt waren, herbeizudrängen; 1749 entstand hier sogar eine „musikübende Gesellschaft“ von Offizieren, Edelleuten und Beamten, deren Zweck war, sich durch Ausübung der Tonkunst gemeinschaftlich zu vergnügen. Mit dem Aufschwung der deutschen Literatur kam auch das deutsche Schauspiel empor, und wie die Tüchtigkeit der Darsteller und des Dargestellten zunahm, so wuchs bei dem Publikum das Interesse. Seit 1771 gab es zu Berlin eine bleibende deutsche Bühne. Auch sonst drang die Kunst mehr und mehr ins Leben der Menge ein; man fand Gefallen an jeder Art von Zierat; namentlich

die Emaillemalerei kam in Mode; doch waren fast alle bildenden Künstler nichts weiter als Handwerker, und was sie lieferten, war höchstens Mittelgut.

Regelmäßige Straßen, schöne große Plätze, zahlreiche Prachtgebäude machten die Hauptstadt Friedrichs des Großen zu einer der schönsten Städte in Europa; der große Fremdenverkehr, die Zunahme der einheimischen Bevölkerung und die Umwandlung in eine Fabrikstadt, die damals stattfand, erhoben sie fast schon zum Range einer Weltstadt. Der Charakter der Bewohner hatte sich ebenso sehr verändert, aber nicht zu seinem Vorteil. Berlin war die französirteste Stadt in Deutschland. An Stelle der bärenhaften, biederen altdeutschen Sitten aus Friedrich Wilhelms I. Zeit trat ein schimmernder ausländischer Firnis, der eine tiefe moralische Verderbnis umhüllte. Die heitere Lebensfreude, die seit 1740 einzog, artete rasch in üppige Genußsucht, die Aufklärung in zügellose Freigeisterei aus, und die Ungründlichkeit im Denken und Reden ging Hand in Hand mit der Grundsatzlosigkeit im Handeln. Zuerst entarteten die höheren Stände. Sie gaben sich ganz der Ausländerei hin, die der Hof trieb. Wer nicht französisch sprechen oder radebrechen konnte, war nicht hoffähig, konnte sich bald auch in weniger vornehmen Kreisen nicht sehen lassen. Mit der Sprache äffte man die Denkart, die Moden und Manieren, dann die Laster der Pariser nach; auch das Unsittlichste galt als elegant, wenn es französisch war. Nach und nach wirkte das Beispiel der Vornehmen auf die Geringeren; immer allgemeiner verdrängten fremde Weisen die altväterische Art. Man wurde gewandter und beweglicher, aber auch leichtfertiger und seichter. Da es Mode war, selbst das Ehrwürdigste und Heiligste zu bewitzeln, so verlor sich die religiöse Gesinnung, und dann die Moralität. Man erlag um so leichter der Versuchung, weil der äußere Wohlstand wuchs. Die materiellen Mittel vermehrten sich hier sogar im siebenjährigen Kriege; während die Provinzen schwer durch ihn litten, floß der Hauptstadt gerade in dieser Zeit viel Geld zu. Ein sehr beträchtlicher Teil der Kriegsbedürfnisse ward aus Berlin bezogen; hier waren die Werkstätten, die Fabriken in rastloser Thätigkeit, Uniformen, Wagen u. dgl. zu verfertigen; hier wurden fortwährend Naturallieferungen und Wechselgeschäfte für das Heer besorgt. Es bildete sich ein zahlreicher Stand von Bankiers. Besonders nahm die Judenschaft an Zahl und Wohlstand zu, sehr wider den Willen des Königs, der ihre Vermehrung vergebens durch allerlei beschränkende Verordnungen zu hemmen bemüht war. Auch gar viele andere Leute wurden schnell reich. Der leichte Gewinnst aber verführte zur Üppigkeit, und nachdem man die Annehmlichkeiten des Luxus kennen gelernt, wollte man ihnen auch dann nicht entsagen, wann die Mittel versiegten. Die Genußsucht mit der Freigeisterei im Bunde erzeugte viel-

mehr einen Materialismus, der zur stärksten Triebfeder alles Handelns das Geld machte. Schwere Verbrechen kamen freilich nicht gerade häufig vor; denn obwohl der König Todesurteile selten milderte, so wurden doch bei einer Bevölkerung von mehr als fünf Millionen jährlich im Durchschnitt nur 14 Hinrichtungen vollstreckt. Aber die kleineren Fehltritte mehrten sich auffallend; es wurde weniger gemordet als ehedem, aber mehr betrogen.

Vielleicht die schlimmste Veränderung trat im Familienleben ein. Zuerst fand das weibliche Geschlecht an dem modischen Wesen in Kleidung und Lebensart Gefallen. Es vergeudete Zeit und Geld in Putz- und Musiksucht; ernste Häuslichkeit, Arbeitsamkeit und jungfräuliche Zucht kamen in Abnahme. Die Männer trieben andern Aufwand; sie suchten in Weinschenken, welche massenhaft entstanden, im Prassen und Spielen ihr Vergnügen. Verschwendung und Unordentlichkeit auf beiden Seiten; so wurden viele Ehen unglücklich. Einen übeln Einfluß hatte in dieser Beziehung auch das Junggesellenleben des Königs. Man glaubte, Friedrich verachte die Ehe und das häusliche Glück, weil er von seiner Gemahlin getrennt lebte. Um so mehr machte sich in Berlin und anderwärts in Preußen jener Wachtstubenton breit, der die Würde der Frauen nicht kennt. Die große Leichtigkeit, Ehen zu scheiden und wieder zu knüpfen, untergrub ebenfalls die Stellung der Hausfrau; dazu der Mangel an Gottesfurcht und die Zügellosigkeit im Denken: so kam es, daß die echten Pflichten der Ehe ganz allgemein verletzt oder doch mißachtet wurden. Verführung und Ehebruch waren an der Tagesordnung. Es war in jener Zeit, daß in Berlin die Mätressen und Kebsweiber, die Cicisbeos und Galane entstanden, die man sonst hier fast nur dem Namen nach gekannt hatte. Außerdem mehrte sich die Zahl der feilen Dirnen in erschrecklicher Menge und zwar hauptsächlich durch die Umwandlung der Residenz in eine Fabrikstadt. Es stellte sich eine sehr zahlreiche Fabrikbevölkerung ein, mit allem dem sittlichen und leiblichen Elend, welches überall ihre Begleitung zu sein pflegt. Die Fabrikherren äußerten wohl selber, sie könnten darum ihre Ware so billig stellen, weil die Arbeiterinnen nur einen sehr geringen Lohn erhielten, aber dabei beständen, da sie das Fehlende abends reichlich als Dienerinnen der Wollust erwürben.

Mit Trauer und Zorn sahen die alten „Friedrich-Wilhelms-Männer", deren Reihen immer dünner wurden, wie die Zucht und Sitte der Väter verschwand, wie die Hetzjagd nach Geld und Genuß alles hinriß, wie die Beispiele von Betrügereien und Veruntreuungen, von Schuldenmachen und Bankrotten, von Ausschweifungen aller Art sich rings um sie von Jahr zu Jahr vermehrten. Die ebenso große Zunahme der Verfeinerung des Schönheitssinnes und der Bequemlichkeit schien dagegen doch ein zweifelhafter Gewinn. Welch ein Unterschied schon im

Äußern gegen die gute alte Zeit! War man sonst zufrieden mit dem wohlfeilen und gesunden bernauer, ruppiner oder Stadtbier und ergötzte sich, wenn es hoch kam, an einem guten Glase unverfälschten Frankenweins, Sekt, Pikardan oder Klaret, so verlangte der verwöhnte Gaumen jetzt nach Rheinwein, Champagner, Burgunder. Das Bier mußte den ausländischen Getränken weichen, es wurde schlecht, und der gemeine Mann griff daher lieber zum Branntwein, dessen schädlicher Genuß nun immer mehr aufkam. Auch in den Wohnungen zeigte sich der Luxus. Es ward Bedürfnis, fast zu jeder Verrichtung besondere Örter im Hause zu haben; man verlangte immer bequemere, weitläufigere Wohnungen; sie sollten auch eleganter sein. Dadurch stiegen die Mieten unverhältnismäßig; die Klagen über ihre Teuerung und über den Häuserschwindel wurden schon damals laut. Selbst in den Zeiten der Dinge wurde geneuert; sonst hatte man um 12 Uhr zu Mittag gegessen, jetzt aß man um 1, ja um 2 Uhr. Auch das alte, dauerhafte Hausgerät mußte weichen; es machte modernen Möbeln Platz, die alle zehn Jahre von einer neuen Mode wieder verdrängt wurden. Besonderen Anstoß erregten den Anhängern des Alten die neuen Kleidertrachten. Dem Beispiel des Hofes folgend erschienen nun die vornehmen Frauen und Mädchen in ungeheuren Reifröcken und den anderen Erfordernissen der pariser Etikette. Nach dem siebenjährigen Kriege fand die fremde Tracht der Hofdamen und der Schauspielerinnen aber auch im Bürgerstande Nachahmung. Da sah man die Berlinerinnen mit entblößten Brüsten, in knappen Korsetten, engen Schuhen, theatralischen Frisuren, geschminkt und mit Schönheitspfläster chen beklebt. Ähnliche Veränderungen gingen in dem Aufzuge der Männer vor. Statt der steifen Zöpfe trug man nun nach Franzosenart große Harbeutel, auf dem gepuderten Haupte ein kleines dreieckiges, mit Treffen besetztes Hütchen, nach Soldatenmanier keck rechtshin ins Auge gedrückt. Der Adel trug darauf eine weiße Feder, der Bürgerstand eine schwarze. Der Rock war von kurzer Taille, mit langen Schößen, breiten Ärmeln, großen Knöpfen und je nach dem Geschmacke des Einzelnen von heller, heiterer Farbe, pfirsichblüten, feuerrot, blau, gelb oder weiß, auch wohl bestickt und betreßt. Eine kostbare pariser Weste galt als unerläßlich für einen modisch gekleideten Mann; desgleichen recht feine Leibwäsche; dazu ein kleiner Galanteriedegen mit einer farbigen Schleife; seidenes Taschentuch; in der Rechten ein Mignonstöckchen mit Bernsteinknopf — so sah ein berliner Stutzer jener Zeit aus.

Noch bis zum siebenjährigen Kriege bestand in der Kleidung und Lebensweise der Berliner ein scharfer Standesunterschied. Alle adligen Männer trugen Degen und dreieckige Hüte mit weißen Straußenfedern, und namentlich diese Federn und bei Maskenfesten der rosa Domino

waren ausschließliches Vorrecht des Adels. Durch den Krieg aber änderte sich die pekuniäre Lage der verschiedenen Stände so bedeutend, daß dies auf ihre Lebensweise nicht ohne großen Einfluß bleiben konnte. Dem Kaufmann, Fabrikanten und Handwerker strömte ein reicher und schneller Erwerb zu, während der Sold des Beamten durch die Entwertung des Papiergeldes, in welchem derselbe gezahlt wurde, und das Gut des Edelmanns durch die Verheerung des Krieges sehr beträchtlichen Abbruch erlitt. Die vornehmeren Klassen mußten sich daher aufs äußerste einschränken; der Bürger dagegen machte großen Aufwand; und da Handel und Wandel sich nach dem Frieden im ganzen noch viel mehr hoben, so behielt der wohlhabende Mittelstand seine luxuriösere Lebensweise bei. Es galt nun nicht mehr für unschicklich, wenn ein Kaufmann oder Handwerker den Aufwand eines Gelehrten, Beamten oder Adligen trieb; vielmehr suchte ein jeder dem andern es im Luxus zuvorzuthun. Der Flitterstaat, der Prunk überhaupt nahm überhand. Reichte das Geld nicht hin, so war Kredit da. Selbst das Gesinde erhöhte seine Ansprüche an das Leben; es wurde schwer, im Äußern Herrn und Diener, Frau und Magd zu unterscheiden; und die Mittel zum Aufwand verschafften sich die Kleinen auf ebenso leichtsinnige Weise wie die Großen.

Da seufzten wohl manchmal die wenigen Anhänger des Alten, die Zeitgenossen und Zöglinge des ehrlichen, schlichten Friedrich Wilhelm, über die Verderbtheit der neuen Generation. Die Söhne waren Stutzer, Spieler, Säufer, Wollüstlinge und Windbeutel geworden, die Töchter aber schlechte Hauswirtinnen und Modenärrinnen oder noch etwas Schlimmeres. Der Schwarm von Fremden, die aus allen Himmelsgegenden hier zusammenkamen, verwischte die noch übrigen schwachen Grundzüge des ehrwürdigen Charakters der alten Berliner, zumal durch die Verheiratungen mit den Landestöchtern, wodurch ein Mischmasch in den Generationen entstand, der buntscheckig und luftig genug war*).

Auch Friedrich der Große bemerkte mit Kummer, wie anders es jetzt um seine Berliner stand. Er hatte das Franzosentum in Mode gebracht, bis er den übeln Folgen zuletzt selbst nicht mehr Einhalt thun konnte. Er äußerte einmal in seinen alten Tagen: „er würde einen Finger drum geben, wenn die Berliner wieder so sittenrein würden, wie sie es unter seinem Vater gewesen", und manchmal, wenn er zur Karnevalszeit im berliner Schloß am Fenster stand und mißmütig die Gecken und Modenärrinnen draußen beobachtete, oder wenn er trotz aller Regie den Luxus immer wachsen sah, so hörte man ihn oft sagen: „die Berliner taugen nichts." Dasselbe hatte schon Friedrich Wilhelm I. gesagt, aber aus anderem Grunde, weil ihm die Berliner nicht willig genug zu pariren

*) König a. a. O. V. 2, 311.

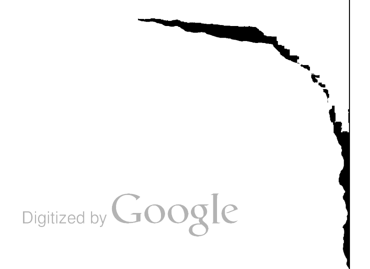
schienen. Diesen Fehler wenigstens hatte sein Sohn nicht zu rügen. Die Berliner verehrten ihn ja fast wie ein göttliches Wesen. „Die Preußen“, schrieb 1772 Lord Malmesbury von Berlin aus, „glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwissenheit und ihr Mangel an Grundsätzen erstickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit, Selbstgefühl und Opposition.“

Malmesbury beurteilt hier das ganze Volk nach der Hauptstadt; was die Unterthänigkeit anbetrifft, so hat er Recht. Überall in preußischen Landen gehorchte man dem Könige mit gleicher Unbedingtheit. Sonst aber war in den Sitten und Gewohnheiten nicht allzuviel Übereinstimmung. Die Französirung und die Sittenlosigkeit drangen besonders in den entlegenen Provinzen bei weitem nicht so tief in das Volk, sie blieben mehr in den vornehmeren Klassen der Gesellschaft, im Kreise der Edelleute, Beamten und Offiziere. Die letzteren bildeten unbestritten den ersten Stand im Staate, der ja ein Militärstaat war. Sie gehörten übrigens dem Adel an und genossen schon darum große gesellschaftliche Vorrechte, die ihnen von den Bürgerlichen in der Regel auch bereitwillig zugestanden wurden. Denn noch war die öffentliche Meinung in Deutschland keineswegs so aufgeklärt, daß man den angebornen Respekt vor adligen Namen und Titeln hätte abschütteln können. Der märkische und pommersche Adel war freilich wenig begütert, sein Besitztum oft nur der Degen, aber man wußte, daß er ihn unter dem großen Könige mit Heldenmut und Aufopferung geführt. Der Offizierstand war daher in der ersten Zeit nach dem siebenjährigen Kriege beim Volke keineswegs unbeliebt. Auch hielt der König ihn scharf im Zaume; er duldete keine Übergriffe. Ebenso wenig ließ er im Heere die Zerfahrenheit und Verweichlichung aufkommen, die ihm an dem neuen Geschlechte so sehr mißfiel, und als gutes Mittel, die alte Tüchtigkeit wiederherzustellen, erschien ihm die Dressur, durch die sein Vater ein so brauchbares Heer geschaffen hatte. Er sah daher streng darauf, daß in Kleidung und Haltung der Truppen, wie in ihren Bewegungen alles bis auf die geringste Kleinigkeit genau vorschriftsmäßig war, und da seinem scharfen Blicke bei den jährlichen Musterungen nichts entging, eine mangelhafte Leistung einer Truppe aber sofort an dem Befehlshaber durch schimpfliches Fortjagen geahndet zu werden pflegte, so war der Dienst mühsam genug. Fortwährend wurde geputzt und exerziert, exerziert und geputzt; allerorten Militär, — unter kaum sechs Millionen Menschen beinahe eine Viertelmillion Soldaten; — da mußte freilich dem italienischen Dichter Alfieri, der 1770 Berlin besuchte, die Hauptstadt wie eine große Kaserne und der ganze preußische Staat wie eine ungeheure, ununterbrochene Wachtstube vorkommen.

Vergleicht man die Berichte, welche fremde Besucher damals über

den Charakter der Berliner entwarfen, so ist es interessant zu sehen, wie jeder etwas anderes zu tadeln weiß. Dem Engländer mißfällt der Mangel an Opposition gegen die unumschränkte Regierung, dem Italiener das uniforme soldatische Wesen; Hamann, der fromme Schwärmer, nennt Berlin, weil es voller Freigeisterei, ein „Babel"; Georg Forster spricht von der „Prasserei, fast Gefräßigkeit" der Berliner (einer Untugend, die man heute ihnen wohl schwerlich Schuld geben würde); in einem stimmen sie alle überein, daß die Sittenlosigkeit hier groß sei. Ohne Zweifel erschien sie noch weit größer, als sie wirklich war, weil sie sich so breit machen durfte, weil kein Friedrich Wilhelm seinen Stock über sie schwang. Übrigens besaßen die Berliner von damals auch manche gar löbliche Eigenschaft: man rühmte an ihnen die Geschliffenheit, die Liebe zur Geselligkeit, die Freiheit im Umgange, den scharfen Blick auf die Gegenstände, welche sie umgaben, und besonders den Hang zum Mitleiden und zum Wohlthun. Es war ein leichtsinniges, frivoles Völkchen, aber gutherzig und nachsichtig gegen andere wie gegen sich selbst, duldsam gegen Andersgläubige, aufgeklärt und milde und voll reger Vaterlandsliebe; dabei rührig und voll Interesse für alles Bedeutende; nur mit Gauklern, Wundermännern, Kraftgenies und Schwärmern durfte man ihm nicht kommen; sie fanden hier selten ihre Rechnung; dazu war man in Berlin schon zu kritisch, wenn auch sonst hier der Wahlspruch galt: „Leben und leben lassen".

Einsichtsvolle Vaterlandsfreunde konnten freilich der übrigen Nation nur Glück dazu wünschen, daß sie zwar nicht so zivilisirt wie die Hauptstadt, aber auch nicht so entartet war; daß sie sich ein gutes Stück des alten Ernstes, der alten Ehrbarkeit bewahrt hatte; kurz, daß die Provinzen trotz des allgemeinen Preußentums, welches sie verband und welches sich am bestimmtesten in der Verehrung des Königs ausdrückte, doch bei weitem nicht in dem Verhältnis zu Berlin standen, wie etwa Frankreich zu Paris, und daher ihre guten Eigentümlichkeiten trotz des Einflusses der Residenz im großen und ganzen festzuhalten vermochten.



Sechstes Buch.

Verfall der alten Monarchie.

Friedrich Wilhelm II.

Friedrich der Große hinterließ keine Kinder. Es folgte ihm daher auf dem Throne sein Neffe Friedrich Wilhelm, der Sohn des 1758 verstorbenen Prinzen August Wilhelm. Das war freilich kein Mann, der die schwere Rolle eines Königs von Preußen würdig hätte weiter spielen können. Friedrich Wilhelm II., oder Wilhelm der Dicke, wie das Volk ihn nannte, war ein „seelenguter" Mann, ein aufrichtiger Menschenfreund, weichherzig und wohlwollend; auch eine stattliche Erscheinung von sechs Fuß Höhe; aber dieses weiche Herz wurde allzusehr von der Sinnlichkeit beherrscht, und in diesem großen Körper wohnten ein mittelmäßiger Verstand und ein schwacher Charakter. So fiel er, unfähig sich selbst zu beherrschen, früh Günstlingen in die Hände, die das Edlere in ihm, die großherzigen Anregungen, denen seine Natur zugänglich war, einen gewissen ritterlichen Geist, der in ihm steckte, irre führten. Und da das Alter — er war bei seinem Regierungsantritt 42 Jahre alt (geboren am 25. September 1744) — sein Urteil nicht reifer gemacht hatte, so blieb er auch als König ein Werkzeug der Leute, welche die Schwächen dieses Gefühlsmenschen zu nützen wußten. Schon als Kronprinz war er Ausschweifungen mit dem andern Geschlecht ergeben gewesen, und weder die Ehe*), noch die herzliche Zuneigung zu einer Jugendgeliebten, der schönen und gut-

*) Er war zuerst verheiratet mit Elisabeth von Braunschweig; dann, nach Trennung dieser Ehe, mit Friderike Luise von Hessen-Darmstadt, die ihm fünf Kinder, darunter den Thronfolger, gebar.

artigen Friderike Enke (Tochter eines Kammermusikus), hatte ihn von diesem Fehler geheilt. Jetzt trat der Hang nach solchem Genuß noch ungescheuter hervor; eine Gunstdame löste die andere ab; nur das Verhältnis zur Enke, die er zum Schein mit seinem Kammerdiener Rietz verheiratet hatte und später zur Gräfin Lichtenau erhob, blieb ein dauerndes, weil es sich auf wahre gegenseitige Freundschaft gründete. Es wäre gut für ihn gewesen, wenn diese Schwäche keine andere Folge gehabt hätte, als das Ärgernis, welches sie gab; denn einigermaßen entschuldigten ihn die Sitten der Zeit, auch sah es in dieser Beziehung damals an anderen Höfen noch bei weitem schlimmer aus, und vor allem, politischen Einfluß gewährte er den Frauen, bei denen er Zerstreuung suchte, niemals. Aber dadurch wirkte dieser Hang sehr schädlich, daß er viel dazu beitrug, den König geistig wie leiblich zu entnerven, ihn der ernsten Arbeit zu entfremden, ihn der Gegenwehr gegen die Stimmungen und Eingebungen des Augenblicks zu entwöhnen. Dazu gesellte sich nun eine andere Schwäche. Keinen lieberen Gefährten hat die Sinnlichkeit, als den Mystizismus. So war es auch bei Friedrich Wilhelm. Das Romantische reizte ihn in jeder Gestalt; aber wenn es sich mit dem Religiösen verquickte, so war es für ihn unwiderstehlich. Hier war er für schlaue Berechnung ein leichtes, bereites Opfer. Auch größere Geister, als er war, ließen sich damals von jener Richtung der Zeit ergreifen, die an den Wundern des Mesmerismus, an den Seltsamkeiten Cagliostros, an den Geheimlehren der Freimaurerlogen Gefallen fand.

So kam es, daß während seine Sinne die Freude suchten, sein Geist umnebelt, sein Wille geleitet wurde von zwei Günstlingen, deren Ränke nur um so gefährlicher waren, weil sie sich in den Mantel der Frömmigkeit hüllten. Der eine war der Major Rudolf v. Bischoffswerder*), ein Höfling von glattester Form, aber dabei ein feiner Intrigant, der die reizbare Phantasie und die romantischen Anwandlungen des Königs mißbrauchte, um ihm durch die Vorspiegelungen übermenschlicher Vermögen zu imponiren. Geheimnisvoll, mystisch-feierlich trat er ihm in den Stunden entgegen, wo jener, vom Genuß ermüdet, nach Höherem verlangte, und enthüllte ihm die Mysterien eines Ordens, dessen übernatürliche Weisheit so alt wie die Pyramiden Ägyptens sei, des erhabenen Ordens der Gold- und Rosenkreuzer. Dieser Orden war eine Art freimaurerischer Brüderschaft, die im Gegensatz zu den freigeistigen Illuminaten in der Kirche die Strenggläubigkeit, im Staate den Absolutismus und die Legitimität verfocht. Jesuitisch wie seine Zwecke waren auch seine Mittel, und das wirksamste darunter war der Mystizismus. Dieses

*) Geboren 1741 in Thüringen und aus sächsischem Dienst 1778 in preußischen getreten.

Mittel machte sich Bischoffswerder zu nutze, nachdem er, damals noch Adjutant des Prinzen von Preußen, in den Orden eingetreten war und dann (1781) Friedrich Wilhelm selbst zum Eintritt bewogen hatte. Wie er den Prinzen umgarnt hatte, so wußte er ihn auch als er König war, in dem Netze festzuhalten. Auf seine Zauberbeschwörung erschienen die Geister, die Stimmen der Luft, die Bilder im Spiegel, und bekräftigten das Wort des Meisters. Wenn dann der tolle Spuk verschwand, so nahm der schlaue Menschenkenner wieder jene unergründliche Zurückhaltung an, die den König längst hatte ahnen lassen, daß er es hier mit einem tiefen und großen Geiste zu thun habe. Gesichert wurde das so gewonnene Ansehn durch die Uneigennützigkeit, welche Bischoffswerder zur Schau trug; er vermied es, für sich etwas zu erbitten oder sichtbar seine Macht zu üben; es wurde ihm, was er wünschte, von selbst zu teil. Er verstand sich eben auf die Kunst, nichts zu scheinen und viel zu sein.

Dabei unterstützte ihn aufs beste der zweite Günstling des Königs, der Geheimrat Christoph Wöllner oder, wie er nun hieß, v. Wöllner*). Er war ein Mensch von noch größerer Gewandtheit und Schlauheit wie Bischoffswerder; geistig begabter und kenntnisreicher, aber auch der durchtriebenste Heuchler und ränkevollste Selbstling. Von Hause aus Theolog, hatte er wie ein Chamäleon die verschiedensten Masken getragen; erst Hauslehrer und Reisehofmeister eines jungen Edelmanns v. Itzenplitz, dann dessen Schwager und nun, durch seine vornehme Frau gefördert, die Dorfpastorei mit Staatswissenschaften, die Provinz mit Berlin vertauschend, Domänenrat des Prinzen Heinrich, daneben eine zeitlang sentimentaler und aufgeklärter Schriftsteller; darauf Mitglied, bald Seele des Rosenkreuzerordens, in welchem er mit Bischoffswerder und dem Prinzen von Preußen vertraut wurde. Jetzt verlegte er sich auf die Frömmelei; denn Friedrich Wilhelm fühlte das Bedürfnis, seine fleischlichen Sünden durch kirchliche Frommheit gut zu machen, und hier bot sich für Wöllner die beste Handhabe, auf den Prinzen Einfluß zu gewinnen. Schon als Ordenshaupt war er diesem ehrwürdig; es gelang ihm, gleichsam dessen geistlicher Rat und Beichtvater zu werden. Nach Friedrich Wilhelms Thronbesteigung kam auch er nun zu Macht; er wurde königlicher Finanzrat, vermochte aber in der That, da er das Ohr des Königs hatte, in allen Sachen oft mehr als die Minister. Sein Ziel war leitender Minister zu werden; und zwar nahm er für sich die Einwirkung auf die innere Politik in Aussicht, während Bischoffswerder mehr die äußere zu beeinflussen suchte. Die beiden Günstlinge und

*) Sohn eines Landpfarrers, geboren 1732 zu Döberitz bei Spandau. Vgl. über ihn: Martin Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen I., Leipzig 1880, S. 69 ff.



Ordensbrüder arbeiteten einander getreulich in die Hände, der eine als Hoftheosoph, der andere als Hoftheolog, beide die Häupter eines Schwarms von selbstsüchtigen Hofschranzen und Dunkelmännern; das waren jetzt die Räte und Diener des preußischen Königtums.

Dennoch empfing die gedankenlose Menge den neuen Herrscher, wie sie pflegt, mit Jubel; und der Anfang seiner Regierung schien ihr Recht zu geben. Friedrich II. hatte die deutsche Sprache und Muse gering geschätzt und unbillig die französische bevorzugt. Friedrich Wilhelm II. schaffte hier erwünschte Wandlung; er setzte bei Hofe und in der höheren Gesellschaft das Deutsche wieder in sein Recht ein; die Höflinge, die so lange französisch parlirt, mußten nun wieder der Muttersprache die Ehre geben. Er zeigte auch zu dem deutschen Geschmack das Vertrauen, das bisher auf dem Throne gefehlt hatte. Auf Antrag des Ministers v. Heinitz stellte er die seit langen Jahren eingegangene Akademie der Künste wieder her.

Noch allgemeiner merkbar war eine andere Besserung des Bestehenden, durch welche der neue König die öffentliche Gunst, die ihm entgegen getragen wurde, zu verdienen suchte. Friedrichs des Großen Regiment war in mancher Beziehung hart gewesen; den Nachfolger trieb schon seine Herzensgüte wohlzuthun. Er hob die verhaßte französische Regie samt dem Kaffee- und Tabaksmonopol auf, entließ die französischen Zollbeamten und ersetzte sie durch Inländer. Auch einzelne andere Schroffheiten des herrschenden Merkantilsystems wurden gemildert, und der Steuerdruck ein wenig erleichtert. Ebenso suchte man in den übrigen Zweigen der Verwaltung zu bessern. Bisher hatte der König persönlich die ganze Kriegsverwaltung geführt, jetzt wurde ein Kriegsdirektorium geschaffen, dessen Leitung der Herzog Karl von Braunschweig (Neffe des berühmten Prinzen Ferdinand) und der Feldmarschall v. Möllendorf erhielten. Verordnungen erschienen, welche das Werbewesen im Auslande besser ordneten, gewaltsames Pressen von Rekruten, sowie die rohe Behandlung der gemeinen Soldaten untersagten.

Auch für das Erziehungswesen geschah manches Gute. Unter Leitung des alten Ministers v. Zedlitz, der auf seinen eigenen Gütern wahre Musterschulen eingerichtet hatte, wurde ein „Oberschulkollegium“ aus praktischen Schulmännern errichtet, welches in den gesamten öffentlichen Unterricht mehr Plan und Zusammenhang bringen, namentlich auch die verschiedenen Bildungsarten, die klassische für das Gelehrtentum, die reale für den Bürgerstand, die elementare für das niedere Volk klarer von einander sondern und jede nach ihren Bedürfnissen behandeln sollte (Februar 1787). Ein anderes königliches Edikt (vom 9. Oktober 1787) verfügte die Aufhebung des Jesuitenordens und die Einziehung der liegenden Gründe desselben und überwies die Einkünfte von diesen teils

an die katholischen Schulen, teils an die Universitäten Halle und Frankfurt a. O.

Aber alle diese Maßregeln berührten nur die Oberfläche des Übels. Es handelte sich um ganz anderes, es galt den Staat von Grund aus neu zu gestalten. Denn diese Großmacht Preußen setzte, um sich zu halten, einen Herrscher voraus von Friedrichs des Großen Gaben. Kein kleinerer Geist konnte den Mangel des Staats an natürlicher Kraft ersetzen. Die alte Monarchie hatte sich in dem Augenblicke überlebt, da Friedrich gestorben war. Einsichtige Zeitgenossen, wie Mirabeau, fragten mit Recht: „Kann man hoffen, daß alle Nachfolger Friedrichs so unermüdlich sein werden wie er, daß sie jährlich, gleich ihm, in allen Teilen des Staats die Inspektionen vornehmen, daß sie alle Berichte über jedes einzelne Regiment lesen und prüfen, daß weder der Einfluß eines Höflings, noch eines Freundes, noch einer Geliebten einen Augenblick das Interesse des Heeres überwiegen, oder niemals irgend eine Parteilichkeit, Genuß oder Intrige auf die Leitung des Ganzen einwirken werden?" „Wenn nach dem Tode dieses Fürsten", so hatte ein anderer französischer Schriftsteller prophezeit, „wenn nach Friedrich dem Großen, dessen Genie allein dieses unvollkommene Gebäude erhält, ein schwacher König ohne Talent folgt, so wird man in wenigen Jahren das preußische Militär entarten und in Verfall geraten sehen; man wird diese ephemere Macht in die Stellung zurückkehren sehen, welche ihre wirklichen Mittel ihr anweisen, und sie wird vielleicht einige Jahre Ruhmes sehr teuer bezahlen müssen." *) Nun folgte in der That ein schwacher König ohne Talent. Um so mehr hätte der weise Rat Mirabeaus befolgt werden müssen: „es sollte die militärische Sklaverei verschwinden, das Merkantilsystem mit seinen nachteiligen Wirkungen beseitigt, die feudale Scheidung der Stände gemildert, das einseitige Vorrecht des Adels in bürgerlichen und militärischen Ämtern aufgehoben, Privilegien und Monopole vernichtet, das ganze System der Besteuerung verändert, dem Volke die Lasten abgenommen werden, die seine Produktion hemmten, Verwaltung, Rechtspflege und Schulwesen eine neue Förderung erhalten, die Zensur fallen, überhaupt dem alten Soldaten- und Beamtenstaat ein frischer Antrieb politischen und geistigen Lebens mitgeteilt werden." **) Aber solche Stimmen verhallten unbeachtet; man wiegte sich in Preußen in stolzer Selbsttäuschung; man hielt die alte Monarchie für unübertrefflich, obwohl nur der alte Monarch es gewesen war; am wenigsten fühlte Friedrich Wilhelm II. den Beruf und die Kraft zu einer so großartigen Reform. Er besaß nicht einmal die Energie, die ver-

---

*) Guibert, Œuvres militaires I. 90.

**) Mirabeau, De la monarchie Prussienne I. 191. IV. 343 etc.

einzelten kleinen Verbesserungen, die er bei seiner Thronbesteigung vornahm, wirklich durchzuführen; er kam aus den Anläufen nicht heraus, und da sich denn bald zeigte, daß man ungestraft an dem überlieferten Staatswesen Einzelnheiten nicht verändern konnte, daß z. B. die Abschaffung der Regie und des Kaffee- und Tabakmonopols einen Ausfall in den Einnahmen herbeiführte, der von selbst sich nicht deckte, so griff man zu neuen Künsteleien, die fast ebenso drückten und doch weniger leisteten. Kurz, die Maßregeln der neuen Regierung waren nichts als eine wohlmeinende Pfuscherei. Sie lenkte aber bald in eine Bahn ein, die geradezu verderblich war.

Zu den schlimmsten Schäden des damaligen Lebens gehörten ohne Zweifel die Frivolität des Meinens und die Verkommenheit des Glaubens; sie erzeugten nicht bloß Gleichgiltigkeit gegen alles Kirchliche und freche Religionsspötterei, sondern auch jene Gottlosigkeit im Handeln, die man unter dem neuen freigeistigen Geschlechte so häufig wahrnahm. Die ungezügelte Aufklärung hatte in der That zu einem „Aufkläricht" geführt, einem widrigen Gemisch von Flachheit und Gemeinplätzen, vor welchem schon 1769 dem edelsten Vertreter der wahren Aufklärung, Lessing, ein Ekel ankam, wenn er sah, wie unverschämt jeder Windbeutel in Berlin seine Sottisen gegen das Unverstandene wie gegen das Unverständliche der überlieferten Religionslehren vorbrachte. Eine Regierung, welche das Volk wieder zur alten Glaubenseinfalt und Frömmigkeit erzogen hätte, würde sich den Dank aller Urteilsfähigen erworben haben. Friedrich Wilhelm II. strebte nach diesem Verdienste. Aber er meinte, durch bloße Machtsprüche und polizeiliche Maßregeln herstellen zu können, was nur durch weise Zucht und durch ein erbauliches Beispiel zu erwirken war. Am 3. Juli 1788 ernannte er Wöllner zum Minister der Justiz und der geistlichen Angelegenheiten. Zedlitz mußte sein Amt niederlegen, und am 9. Juli erschien ein Religionsedikt, welches allen Geistlichen und Lehrern befahl, sofort zur alten Rechtgläubigkeit zurückzukehren und nur die orthodoxe Kirchenlehre zu verkündigen. Es bezeichnete den Charakter dieser Orthodoxie, daß man daneben das Kirchengebet für den König wieder in den alten höfischen Stil veränderte: der König wurde nun Gott nicht mehr als dessen Knecht, sondern als Se. Majestät anempfohlen, und die Bitte, daß ihm Gott königliche Gedanken, heilsame Ratschläge u. s. w. geben möge, wurde fortgelassen. Die Hauptsache war, es wurde die strengste Überwachung der Pfarrer und Lehrer und die Zurückweisung aller Kandidaten angeordnet, welche irgendwie von dem alten Lehrbegriff abwichen. Während das Religionsedikt die Gewissen zu ketten bestimmt war, sollte das Zensuredikt (vom 19. Dezember 1788) die Presse knebeln; die Freiheit derselben, soweit sie unter Friedrich dem Großen bestanden, wurde aufgehoben, und die Zensur Finsterlingen anvertraut,

welche alle Schriften, wissenschaftliche wie populäre, in denen auch nur eine Spur von Freisinn zu finden war, mit gleicher Strenge unterdrückten. So gedachten Wöllner und seine Genossen der Aufklärung Meister zu werden.

Aber das Gute, was man beabsichtigte, wurde verfehlt und nur neues Übel angerichtet. „Wer sind“, so fragte man sich in den Kreisen des Unglaubens, „wer sind diese Leute, die uns Religion predigen und selber so gottlos leben? Ein König, der öffentlich Ehebruch treibt und dann, nicht zufrieden mit seinen Mätressen, sich noch ein Kebsweib zur linken Hand antrauen läßt*); ein Gaukler Bischoffswerder, ein Pharisäer Wöllner — solche Menschen wollen die Richter über die Sitten und den Glauben sein? Es sind Splitterrichter, heuchlerische Frömmler und Mucker!“ Ein allgemeiner Unwille erhob sich unter den Freigeistern gegen die kirchliche Reaktion, und statt den Unglauben auszurotten, nötigte sie ihn nur, sich, wo es nützlich schien, in die Maske religiöser Heuchelei zu hüllen.

Die Wirkungen des Zensuredikts waren nicht besser. Denn die Schandblätter und Schmähschriften, die man mit Recht fern halten wollte, kamen auf Umwegen doch unter das Publikum; es las sie nur um so begieriger, weil sie verboten waren; und die ernsten, tüchtigen Werke, die den großen Haufen weniger anzogen, hatten nun oft auch noch mit einer engherzigen und unverständigen Zensur zu kämpfen.

Übrigens wurde der Minister bei seinen Maßregeln wider die Presse gar nicht selten von seinen eigenen Beamten im Stiche gelassen. So erschien einmal in Berlin eine Schrift, die mit den Worten schloß: „Wehe dem Lande, dessen Minister Esel sind!“ Entrüstet ließ Wöllner den Zensor kommen; es war der Konsistorialrat Cosmar. „Befehlen Euer Excellenz vielleicht“, verantwortete sich dieser, „daß ich statt ‚Wehe dem Lande‘ hätte sollen drucken lassen: ‚Wohl dem Lande, dessen Minister Esel sind‘?“ Wöllner suchte sich zu helfen, indem er ihm mißliebige Bücher, welche die Zensur bestanden hatten, aus eigener Machtvollkommenheit verbot. Aber die Verleger reichten nun gegen den Zensor eine Klage auf Schadenersatz ein, und das Urteil des Kammergerichts fiel zu Ungunsten des Ministeriums aus.

Das Mißvergnügen über den Abfall des preußischen Königtums von der Sache der Aufklärung war namentlich in den höheren Ständen

*) Ein Fräulein Julie von Voß, im Mai 1787. Sie bekam vom Könige den Titel Gräfin von Ingenheim, starb aber schon im März 1789. Ehefrau zur linken Hand wurde dann (im April 1790) eine Gräfin Sophie v. Dönhoff; diese gebar dem Könige zwei Kinder, die den Titel Graf und Gräfin v. Brandenburg erhielten. Da sie sich in politische Dinge mischte und dem Könige überhaupt lästig wurde, so verwies er sie schon 1792 wieder vom Hofe. Vgl. Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Gräfin v. Voß. Leipzig 1876, S. 124 ff.

groß; die Masse des Volkes hatte bald noch andere Gründe, mit dem neuen Regenten unzufrieden zu sein. Die Bürger klagten über neue und schlechter verteilte Steuern an Stelle der wenigen, die abgeschafft worden, über die Fortdauer der Monopole, über die nutzlose Vermehrung des Adels, dem der König bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1786 eine große Zahl neuer Mitglieder durch Ernennung zugesellt hatte. Die Bauern klagten, daß der Edelmann sie wieder überbürden und prügeln dürfe, und daß die gesetzliche Feststellung ihrer Hofdienste, welche Friedrich der Große eingeführt, aber nicht vollendet hatte, wieder in Verfall komme. Die tüchtigen alten Beamten sahen mit Schmerz, wie die Regierung vom Staatsgedanken abwich, die Ämter nur nach Gunst besetzte und die wichtigsten Geschäfte vernachlässigte oder falsch angriff. Je größer die Erwartungen gewesen, mit denen das Publikum den neuen König empfangen — wie hatte man ihn angesungen und beweihräuchert, Friedrich Wilhelm den „Vielgeliebten“ — desto herber war nun die Enttäuschung; der Vielgeliebte ward ein Vielgeschmähter, und diesmal hatte die öffentliche Stimme mehr Recht. Wie erinnerte man sich jetzt mit Reue daran, daß man an dem Vorgänger so manchmal und so boshaft gekrittelt. Die jetzige Mißregierung und besonders Wöllners Geistesdespotie in einem Kulturstaat wie Preußen setzte den Segen der fridericianischen Denk-, Preß- und Rechtsfreiheit erst in volles Licht. Zwang im Gebiet des Glaubens und Meinens hat immer am meisten empört. Jetzt sah man recht, was man verloren.

Mit gleichem Ungeschick behandelte der König die auswärtige Politik. Es schien, als wenn hier die Überlieferungen Friedrichs des Großen, besonders der Grundsatz, sich in keinen Bund oder Krieg einzulassen, bei welchem nicht etwas Reelles zu gewinnen sei, sowie der Gegensatz zu Österreich, in Kraft bleiben würden. Wirklich überließ Friedrich Wilhelm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten anfangs dem alten Minister v. Hertzberg, einem Staatsmanne aus Friedrichs Schule. Aber abgesehen davon, daß Hertzberg bei weitem nicht das praktische Talent seines großen Meisters besaß, sein Einfluß vermochte auf die Dauer wenig gegen die Herrschaft, welche die Kamarilla über den König ausübte. In einem Staate wie Preußen kam eben alles auf die Persönlichkeit des Fürsten an. Hertzbergs Lieblingsgedanke war, die glorreiche Rolle eines Schiedsrichters der europäischen Angelegenheiten und des Gleichgewichts, die Friedrich der Große gespielt hatte, dem Nachfolger zu erhalten, ja noch zu erhöhen. Der erste Anlauf, den die neue Regierung dazu nahm, fiel, wie es schien, ungemein glücklich aus.

In Holland lagen damals die alten Parteien der aristokratischen Republikaner und der monarchischen Oranier wieder mit einander in erbittertem Streite; jene, durch die Erfolge der jungen nordamerikanischen Republik zu neuer Freiheitslust gereizt, strebten die Macht und das Recht

des Erbstatthalters zu verringern, diese waren bemüht, sie vielmehr, nach dem Wunsche ihres Hauptes, Wilhelms V., und besonders seiner stolzen und herrschsüchtigen Gemahlin, einer Schwester des Königs von Preußen, noch über die gesetzlichen Grenzen zu erweitern. Die Oranier suchten, wie immer, bei England eine Stütze, die Gegner lehnten sich an Frankreich. Die Parteiung, die das Land entzweite, ging im Mai 1787 von Demonstrationen zu Gewaltthätigkeiten über und trieb einem Bürgerkriege zu. Friedrich Wilhelm, von seiner Schwester mit Bitten um Hilfe bestürmt, war doch zuerst nicht geneigt, sich mit Waffengewalt einzumischen; er suchte zu vermitteln. Da unternahm die Prinzessin (im Juni 1787) eine Reise mitten durch das aufgeregte Land, auf welcher sie an der Grenze der Provinz Holland von der Bürgerwache in ungeschickter Weise angehalten und zur Umkehr genötigt wurde; diesen unbedeutenden Vorfall stellte sie nun ihrem Bruder als eine schwere Beleidigung dar, und Friedrich Wilhelm glaubte, seine königliche und ritterliche Ehre gebiete ihm hier einzuschreiten. In drohendem Tone verlangte er sofort von den holländischen Behörden Genugthuung, und als diese im Vertrauen auf die Hilfe, welche Frankreich versprach, ausweichend antworteten, ließ er (13. September 1787) preußische Truppen, einige zwanzigtausend Mann stark, unter dem Feldmarschall Herzog Karl von Braunschweig bei Nimwegen und Arnheim in Holland einmarschiren. Die Bürgerwehren und Freischaren, welche die Patrioten, d. h. die republikanische Partei, hier zusammengebracht, erwiesen sich als ganz unfähig, es mit regelmäßigen Truppen aufzunehmen; seit lange war das Volk des Krieges ungewohnt, die Festungen in Verfall, und da Frankreich sich zurückhielt, so fiel fast ohne Schwertstreich das ganze Land in die Gewalt der Preußen; binnen vier Wochen hatten sie alle wichtigen Punkte besetzt, den Aufstand unterdrückt und die Regierung des Erbstatthalters wieder hergestellt.

Allein hiermit endete auch die Unternehmung. Nachdem sie der oranischen Partei das Heft in die Hand gegeben, kehrten die Sieger, die übrigens eine musterhafte Mannszucht gehalten hatten, wieder heim; der König erklärte, er habe nur für die Ehre seiner Schwester zu den Waffen gegriffen und verzichte, da er seinen Zweck erreicht, auf jeden andern Vorteil. Das war freilich sehr großmütig, aber weder gerecht noch verständig; denn die Kriegskosten betrugen viele Millionen; was Friedrich der Große so sorgsam erspart, was das preußische Volk so mühsam erarbeitet hatte, war also für fremde Interessen vergeudet, um eine problematische Beleidigung zu rächen, die den preußischen Staat nichts anging. Der einzige Nutzen bestand in der Bestätigung der hohen Meinung, die man im In- und Auslande von der Macht Preußens hatte, und in der Tripel-Allianz, welche im folgenden Jahre zwischen den Regierungen von Preußen, Holland und England geschlossen wurde. Aber selbst dieser Gewinn war

nur scheinbar; in der That haben die neuen Verbündeten Preußen sehr wenig genützt, und die moralische Wirkung des holländischen Siegeszuges ist sogar verderblich gewesen. Denn jener wohlfeile Triumph über Spießbürger und ungeübte Soldaten bestärkte die preußischen Offiziere in der Einbildung von ihrer absoluten Unüberwindlichkeit und in ihrer Verachtung des Bürgers und jeder Art von Volkswehr. Der Herzog von Braunschweig hielt sich seitdem für einen Cäsar an Feldherrnkunst. Der Übermut und die Verblendung des militärischen Preußentums jener Zeit ließen nun vollends keinen Gedanken an eine Reform des Kriegswesens aufkommen.

Noch ungeschickter benahm sich der König bei dem zweiten und sehr großartigen Anlauf, den die Hertzbergische Politik 1790 that, jetzt gegen Preußens Nebenbuhler, Österreich. Dieser Staat befand sich damals durch Schuld der unruhigen Neuerungssucht Josefs II. im Zustande tiefster Zerrüttung; seine belgischen Provinzen waren im offenen Aufstande, Ungarn in heftigster Gährung. Dazu hatte sich Josef II. vergrößerungslustig in einen Krieg mit den Türken gestürzt, der die Mittel des Reiches aufzehrte, ohne entsprechende Vorteile zu bringen, während seine Bundesgenossen, die Russen, die größten Erfolge errangen, die Krim, die Donaufürstentümer eroberten und sich den Weg nach Konstantinopel öffneten. Sein einziger aufrichtiger Freund endlich, sein Schwager Ludwig XVI. von Frankreich, war selber hilfsbedürftig, lag im Kampfe mit dem eigenen Volke. Im Notfall war auch auf Rußland wenig zu rechnen, denn diese Macht war selbst sehr gefährdet; ihr drohten ein wütender Aufstand in ihren neuen polnischen Provinzen, der Ingrimm der übrigen Polen, der Haß der Schweden, die sich eben jetzt anschickten, ihre verlorenen Besitzungen in Finnland mit den Waffen wieder zu gewinnen. Die preußische Regierung war nicht blind gegen die großen Vorteile, welche diese Verhältnisse, wenn man sie gut benutzte, ihr verschaffen mußten. Hertzberg meinte mit Recht, „noch nie sei der Moment günstiger gewesen für eine Erhebung Preußens auf Kosten der österreichischen und russischen Macht." Sein Plan war, „während in Frankreich der revolutionäre Vulkan unberührt und nicht genährt von auswärtiger Einmischung in sich selber austobe, sollte die vereinigte Macht Mitteleuropas, die Seestaaten, Schweden, Polen und die Pforte, sich unter preußischer Leitung und mit Begünstigung der Volksbewegungen in den belgischen, ungarischen, polnischen Ländern gegen das zerrüttete Österreich und gegen Rußland wenden." So konnte Preußen die Nebenbuhlerschaft des einen, die drohende Übermacht des andern für immer brechen und trat dann in Deutschland die österreichische, in Polen die russische Erbschaft an.

Friedrich Wilhelm ging auf diese kühnen Entwürfe ein; man empfing zu Berlin Abgesandte der Polen und der Ungarn, man unter-

handelte mit Schweden, schloß im Anfang des Jahres 1790 einen Bund mit der Türkei und mit Polen; zugleich wurden die umfassendsten militärischen Rüstungen vorgenommen, um rechtzeitig aus der diplomatischen Verhandlung in den Krieg hinüber zu treten. Im Sommer des Jahres 1790 schien nun dieser, zunächst zwischen Preußen und Österreich, ausbrechen zu müssen. Denn die Konferenzen der Gesandten beider Mächte, welche Ende Juni zu Reichenbach (bei Glatz) begannen, führten zu keinem für Preußen günstigen Ergebnis. Hertzberg verlangte, Österreich solle seinen empörten Unterthanen und den Türken einen billigen Frieden gewähren, den Polen ein Stück von Galizien zurückgeben; Preußen selbst sollte für seine Vermittelung von Polen die Städte Danzig und Thorn erhalten. Natürlich waren die Beteiligten nicht geneigt, das Geforderte ohne Not zu gewähren, zumal da auch die Seemächte jene Vergrößerung Preußens nicht unterstützten; und als es nun darauf ankam, das kühn Begonnene thatkräftig durchzuführen und alle Schwierigkeiten mit dem Schwerte zu durchhauen, da schlug der König plötzlich um. Das diplomatische Ringen mit den schlauen und zähen Österreichern ermüdete ihn, nachdem er es kaum angefangen. Um so williger lieh er sein Ohr den Einflüsterungen der pfäffischen und junkerlichen Kamarilla, die ihm vorstellte, wie bedenklich es sei, sich mit den revolutionären Parteien einzulassen; man wies auf die bedrohlichen Fortschritte hin, welche die Revolution in Frankreich machte; man pries die Reaktion, welche jetzt nach Josefs II. (am 20. Februar 1790 erfolgten) Tode in Österreich zur Herrschaft kam. Und freilich war der neue Kaiser Leopold II. ein Mann, mit dem Friedrich Wilhelm eher sympathisiren konnte. Leopold war in allem seinem Bruder und Vorgänger unähnlich; ein feiner, geschmeidiger Politiker, der mit großer Schlauheit sich aus den Schwierigkeiten, die seinen Thron umgaben, herauszuwickeln verstand; unter dem Anschein der Freisinnigkeit ein gründlicher Reaktionär und Jesuitenfreund; übrigens ein Wollüstling und ein Frömmler. Es geschah, was Hertzberg längst gefürchtet; der König ward unentschlossen, schwankte, ließ im entscheidenden Augenblick seine hochfliegenden Pläne fallen und ging in die Netze der Gegner, die ihn unter dem Scheine, sich die Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen, um alle Früchte seiner bisherigen Politik brachten. Sie faßten ihn bei seiner Großmut, schmeichelten ihm mit dem Gedanken, er vermittele zwischen Österreich und der Türkei den Frieden, ohne sich für seine ehrenvollen Bemühungen mit einem materiellen Vorteil bezahlen zu lassen. Er gab nach und willigte in einen Vertrag (zu Reichenbach am 27. Juli 1790), der den Frieden auf den Stand vor dem letzten Türkenkriege festsetzte, aber alle anderen europäischen Fragen unerledigt ließ. Preußens Einmischung hatte also weiter nichts bewirkt, als daß die Österreicher auf Eroberungen in der Türkei verzichteten, die

sie ohnehin schwerlich hätten behaupten können. Auch wurde die Welt durch Friedrich Wilhelms unzeitige Großmut nicht getäuscht; sie sah, er hatte aus Mangel an Ausdauer und Energie den Rückzug angetreten und wieder einen großen Teil von Friedrichs II. Schatze für nutzlose Rüstungen vergeudet. So bildet der reichenbacher Vertrag den Wendepunkt der preußischen Politik; bis 1790 fortwährend im Aufsteigen, sinkt sie jetzt; die Rolle eines Schiedsrichters Europas war von diesem Augenblicke an ausgespielt; die Welt wußte, daß der Nachfolger Friedrichs des Großen dessen gebietende Stellung zu behaupten nicht vermochte. Zunächst in den deutschen Dingen zeigten sich die übeln Folgen; Sachsen entzog sich der Führerschaft Preußens; der Fürstenbund löste sich thatsächlich auf. Kurz, eine schwere moralische Niederlage, erkauft durch die kostspieligsten Kriegsvorbereitungen, das war das Ende des großartigsten Planes, den Preußen je verfolgt hatte. Der König merkte bald selber, wie sehr er zu Reichenbach überlistet worden war; aber er maß die Schuld nicht sich, sondern seinem Minister bei und hielt seine Niederlage nur für die unvermeidliche Folge der Hertzbergschen Politik, gewissermaßen für eine gerechte Strafe, weil er mit der Revolution geliebäugelt. Die Ereignisse in Frankreich bestärkten ihn vollends in dem Entschluß, die Überlieferungen seines Vorgängers, die Gegnerschaft mit Österreich, die Verfolgung rein preußischer Interessen, aufzugeben und eine neue Richtung einzuschlagen.

Die Feldzüge gegen die französische Revolution.

Der Absolutismus, der im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich zur Herrschaft kam, beugte zwar den ganzen Feudalstaat unter das Joch des Königs, aber er ließ ihn bestehen. Die mittelalterlichen Mißbräuche in Staat und Kirche, die Ausbeutung des Volks durch die bevorrechteten Stände, blieben in Kraft; es kam nur ein neuer Mißstand hinzu, die Bevormundung aller von oben herab, und eine neue Last, die Erhaltung eines verschwenderischen Hofes mit einer Unzahl von Beamten und eines kostspieligen stehenden Heeres, welches meist zu bloßen Kabinetskriegen gebraucht wurde. Nun waren dies Übel, die anderwärts in Europa auch bestanden, aber in Frankreich wurden sie auf die Spitze getrieben. Der Hof wirtschaftete mit den Mitteln des Staats in der sinnlosesten Weise, übte einen Despotismus, wie er schlimmer kaum bei den knechtischen Nationen des Orients je gewesen, und hielt den Adel und die Geistlichkeit dadurch schadlos, daß ihnen erlaubt ward, ihrerseits die Masse des Volkes ungestört zu bedrücken und auszusaugen. Nirgends in der Welt handelte man so schamlos wie hier nach dem Grundsatz, daß das

Volk zunächst um des Königs, sodann um der Edelleute und Priester willen da sei. Unter Ludwig XIV. war doch noch manches geschehen, woran die Nation sich erfreuen konnte, einzelne Verbesserungen in der innern, glänzende Erfolge in der auswärtigen Politik. Seine Nachfolger, der Regent Philipp von Orleans und der König Ludwig XV., leisteten weder nach außen noch im Innern das geringste Gute; sie vernachlässigten und verdarben die Geschäfte; Schmach auf Schmach, erst im siebenjährigen Kriege, dann in den andern Welthändeln, häufte sich über den Staat. Alle Zweige der Verwaltung kamen in Verfall, die Finanzen waren in Zerrüttung, die Rechtspflege parteiisch, denn der Reiche und der Vornehme siegten fast immer über den Armen und Geringen; der öffentliche Unterricht lag in den Händen unwissender Mönche; die Ämter gehörten durchgängig dem Meistbietenden oder dem Günstlinge. Endlich — für die Regierung vielleicht am verderblichsten — das Heer litt unter nicht geringeren Mißbräuchen als die übrigen Organe des Staats. Die Soldaten haßten oder verachteten ihre adligen Offiziere und waren empört über das Prügelsystem, das man nach preußischem Muster bei ihnen eingeführt. Obwohl nun der Staat durch und durch faul war, so untergruben die Machthaber doch selbst die stärkste Stütze, die er noch hatte, nämlich die Meinung von dem göttlichen Recht der herrschenden Gewalten. Die Freigeisterei, die frechste Religionsspötterei war gerade in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft zu Hause. Sie verband sich mit der ärgsten Sittenlosigkeit; der Hof, der Adel, die hohe Geistlichkeit überboten sich in schandbaren Ausschweifungen. Kein menschliches, kein göttliches Recht war ihnen heilig und ehrwürdig; sie traten Menschenwürde und Religion mit Füßen; sie wetteiferten gleichsam durch Wort und That sich eben so sehr die Verachtung als den Haß des Volkes zu erwerben. Après nous le déluge! rief der entartete König Ludwig XV., der mit seinen Orgien die vornehme Welt Frankreichs bis ins Mark verpestete.

Während die bevorrechteten Stände sich in einem Pfuhl von Gottlosigkeit und Sünde wälzten, stach gegen ihren maßlosen Luxus, ihre unersättliche Genußsucht und gedankenlose Verschwendung das Elend des Volkes grell ab. Es war eben so maßlos wie dort die Üppigkeit. Denn nicht genug, daß zwei Drittel des gesamten Grundeigentums sich in den Händen der Krone, des Adels und der Geistlichkeit befanden, der Bürger und Bauer, der das letzte Drittel besaß, mußte auch noch alle Lasten des Staats tragen, dessen Vorteile jenen zufielen.

Solche Zustände mußten den Widerspruch jedes Denkenden herausfordern, und die Lehren der Aufklärer fanden nirgends so allgemeinen Beifall wie in Frankreich; denn sie richteten sich ja nicht bloß gegen die kirchlichen, sondern auch gegen die gesellschaftlichen Vorurteile. Unter

den revolutionären Schriftstellern, die in der Mitte des Jahrhunderts auftraten, war nun einer, der, voll Schwärmerei für politische und soziale Ideale, es verstand, sie in volkstümlicher Sprache und mit hinreißender Begeisterung darzustellen, ein Sohn des Volkes, Jean Jacques Rousseau (geb. 1712, gest. 1778). In seiner berühmten Schrift: „Über den Gesellschaftsvertrag“ besprach er den Ursprung und den Zweck des Staates und stellte den Grundsatz auf, nach Vernunft und Geschichte sei der allgemeine Volkswille die einzig berechtigte Grundlage jeder Staatsverfassung. Begierig nahm die Nation diese Lehre auf; aber es bedurfte eines Beispiels, eines praktischen Vorgangs, um sie zu überzeugen, daß und wie die Theorie verwirklicht werden könne, die sich auf jenen Lehrsatz erbaute.

Dieses Beispiel gab Amerika; Rousseau's demokratisches Ideal, soweit es Menschen möglich, verwirklicht zu haben ist die Leistung der nordamerikanischen Revolution; sie ist die Mutter der französischen. Von ihrem Könige mit Unterdrückung bedroht, erhoben sich 1773 die englischen Ansiedelungen in Nordamerika, das puritanische Massachusetts voran, für ihre Freiheit und setzten der Lehre vom göttlichen Recht der Könige das Bewußtsein vom natürlichen Recht der Völker entgegen, erklärten sich 1776 zur Republik der Vereinigten-Staaten von Nordamerika und erkämpften nach zehnjährigem Ringen unter des großen Washington Leitung ihre Unabhängigkeit. Da sah man Beispiele republikanischer Tugenden, die an die Blüte der Freistaaten des Altertums erinnerten; einen gewählten Volksführer, der die Lorbern des Feldherrn und Staatsmanns bescheiden auf den Altar des Vaterlandes niederlegte und, ein zweiter Cincinnatus, nachdem er das Land gerettet, still in die Reihen seiner Mitbürger zurücktrat. Wie wirkte nun dies erhebende Schauspiel auf die alten Völker Europas? In Deutschland sang man es an; Klopstock vor allen begrüßte in jenem Freiheitskampfe „die Morgenröte eines nahenden großen Tages“. Aber zu Thathandlungen kam es in Deutschland nicht. Und doch gab es auch hier arge Mißstände. Friedrich der Große erkannte sie wohl; er sah mit Besorgnis in die Zukunft; ihm ahnte, daß auch in Europa die Sklaven bald würden an ihren Ketten zerren. „Ich fürchte“, sprach er einmal zu seinem Großneffen Friedrich Wilhelm, „nach meinem Tode wirds pêle-mêle gehen. Überall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu beruhigen und auszutilgen. Die Massen fangen schon an von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los!“ *)

---

*) Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., I. 455 ff.

In der That, überall, wo das Volk mit dem Gedanken eines gewaltsamen Widerstandes gegen verhaßte Machthaber vertrauter war, als in Deutschland, erfüllten sich die oppositionellen Parteien mit neuem Eifer; in Holland, Belgien, Ungarn, Polen rührten sich die Massen; aber diese Bewegungen wurden um so leichter erstickt, weil sie nicht von der Gesamtheit der Völker ausgingen, und weil sie größtenteils Sonderinteressen dienten. Hier entzündeten die Funken, die über den Ozean herflogen, nur Rebellionen, welche aufflackerten und rasch erloschen; in Frankreich entzündeten sie eine Revolution, die zum Weltbrande ward. Denn in Frankreich waren nicht nur die Übel am ärgsten und allgemeinsten; man stand auch im innigsten und lebendigsten Verkehr mit jener Republik und ihrem Freiheitskampfe. Frankreich hatte ja ein großes Verdienst um dessen glücklichen Ausgang; es war der Bundesgenosse der Kolonien gegen die Engländer gewesen. Die edelsten Jünglinge seiner vornehmen Geschlechter, der junge Marquis de Lafayette voran, hatten Seite an Seite mit den Yankees gefochten; ein hochadliger französischer Marschall war des Bürgergenerals Washington Kriegskamerad gewesen. Enthusiastisch, voll unklarer Freiheitsideen und besonders voll Haß gegen die Briten, die so oft über Frankreich triumphirt, waren sie ausgezogen; begeistert von dem Bilde einer echten, leibhaftigen Republik und voll Haß gegen jede Tyrannei kehrten sie heim. Sie wurden die Vorhut des großen Heeres, das bald auch in Frankreich die Theorie der Revolution praktisch anwendete.

Es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um den morschen Staat, dessen Grundlage so unterwühlt war, zum Fall zu bringen. Diesen Anstoß gab der König selbst. Ludwig XVI. (seit 1774 auf dem Throne) war ein gutherziger, wohlmeinender, sittenreiner Mann, aber von schwachem Willen und beschränkter Einsicht. In seiner äußeren Erscheinung linkisch und schwerfällig, in seinem Benehmen philiströs, vermochte er den Franzosen nicht zu imponiren; er war ihnen lächerlich und darum verächtlich. Übrigens haßten sie in ihm den Bourbon; die Sünden der Dynastie konnten sie dem unschuldigen Erben nie verzeihen.

Die schlechte Verwaltung, die unsinnige Verschwendung hatte den Staatshaushalt so zerrüttet, daß ein Staatsbankrot unvermeidlich schien. Der König wußte daher keinen anderen Rat, als sich an die Nation zu wenden; er berief 1787 eine Versammlung von Notabeln aus den Vertretern des Adels und der Geistlichkeit und ließ ihr die Lage des Reiches vortragen. Der Absolutismus hatte sich damit für insolvent erklärt; die französische Aristokratie gedachte in seine Stelle einzurücken; ihr schwebte als Ideal eines Staatswesens die parlamentarische Regierung Englands vor, in welcher der Adel die Hauptrolle spielte. Die „Notabeln" lehnten also die Vorlagen der Krone ab und forderten, wie die öffentliche

Meinung, daß eine wahre Nationalvertretung, daß Reichsstände, gewählt von dem gesamten Volke, einberufen würden. Der König gab nach, und nun begann im ganzen Lande eine ungeheure Wahlbewegung, die alle Köpfe mit Politik und alle Herzen mit Begeisterung erfüllte. Der Reichstag war nach Ständen berufen, Adel, Geistlichkeit und „dritter Stand“ (d. h. Bürger und Bauer). Aber das Volk wollte von dieser bisherigen Teilung des Staats nichts wissen. Eine Flugschrift des Abbé Sieyes sprach es kühn aus: „Was ist der dritte Stand? Er ist das Volk, er soll der Staat sein.“ Am 5. Mai 1789 traten die Reichsstände zu ihrer ersten Sitzung in Versailles zusammen, und sofort entbrannte der Streit über den Punkt, der alles entschied: ob nach Köpfen oder Ständen abgestimmt werden solle. Der „dritte Stand“, geführt vom Grafen Mirabeau, drang kühn und fest vor, erklärte sich am 17. Juni zur „Nationalversammlung“. Die freisinnigen Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit gingen zu ihm über; seine Beharrlichkeit begeisterte das Volk, und der König wagte nicht, mit Gewalt einzuschreiten. Als er dann, von seiner Gemahlin Marie Antoinette überredet, sich der demokratischen Strömung entgegenzustellen versuchte, brach ein Aufstand in Paris aus, die Truppen versagten den Gehorsam, und das Volk erstürmte die Bastille (14. Juli). Der Sieg der Nationalversammlung über den Hof, wie des Bürgertums über das ancien régime, war damit entschieden, und sie nahm nun eine gründliche Erneuerung des Staates vor. Voll edler Begeisterung legte der liberale Teil der Aristokratie selbst dem morschen Feudalwesen die Axt an die Wurzel und veranlaßte, daß in der denkwürdigen Nachtsitzung vom 4. August alle mittelalterlichen Feudallasten und sonstigen Mißbräuche: Leibeigenschaft, Zinspflicht an „tote Hand“, Patrimonialgerichtsbarkeit, Jagdrecht, Zehnten, städtische und provinziale Privilegien, Standesvorrechte, Ungleichheit der Besteuerung, Ämterkauf, Zunftzwang — samt und sonders abgeschafft wurden. Immer weiter griff nun der Brand. Mit dem Feudalstaat fiel die Hierarchie, mit dem Absolutismus die Bevorrechtung. Am 13. Februar 1790 erfolgte die Aufhebung aller Klöster und geistlichen Orden, das Verbot willkürlicher Verhaftsbefehle, die Beseitigung aller äußerlichen Zeichen der Standesunterschiede. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit war fortan die Losung. Dem einmütigen Willen des Volks, mit dem die Truppen gemeinschaftliche Sache machten, konnte der Hof nicht Widerstand leisten; die Anläufe, die er dazu von Zeit zu Zeit nahm, vermehrten nur die Erbitterung des Volks und die Zahl und die Macht derer, welche eine vollkommene Demokratie erstrebten. Sie drangen schon 1791 durch; denn die Verfassung, die man in diesem Jahre entwarf, beruhte auf der unbedingten Anerkennung der unverjähr-

baren Menschenrechte und auf der Souveränität des Volkes; sie machte den König zum bloßen Beamten der Nation.

Auf diesem Punkte war die Revolution angelangt, als die Einmischung des Auslands Öl ins Feuer goß und zum Teil verschuldete, daß jene ebenso maßlos und greuelhaft wurde, wie es die Zustände des ancien régime gewesen waren. Denn sie bot den Demagogen den hochwillkommenen Vorwand, die jakobinische Sache zur Sache der Nation zu machen und alle Gemäßigten als Feinde Frankreichs und Verräter des Vaterlandes darzustellen. Auch gab es in der That solche Verräter; jene Einmischung wurde wirklich von einem Teile der Franzosen selbst herbeigerufen.

Während die Mehrzahl des französischen Adels und Klerus sich mit dem Volke zu einem gemeinsamen Staatsbürgertum verbrüderte oder wenigstens gute Miene zum bösen Spiel machte und sich in die Zeit schickte, wanderten die übrigen, Prinzen und Grafen, Marquis und Barone, Bischöfe, Abbés u. s. w., voll Erbitterung aus und erfüllten die Nachbarländer mit ihren Klagen und Verwünschungen. Nirgends fanden diese Emigranten so gute Aufnahme, als an den zahlreichen deutschen Fürstenhöfen, wo dieselbe aristokratische und pfäffische Wirtschaft herrschte, die in Frankreich zu Fall gekommen war. Man bemitleidete sie als unglückliche Opfer eines nichtswürdigen Pöbels; man beratschlagte, wie ihnen zu helfen sei, und fürchtete, daß am Ende auch das deutsche Volk auf die gallischen Sprünge kommen möchte. Welche Gefahr für das verrottete „heilige deutsche Reich“ mit seinen 289 Landesherrschaften und seinen Millionen geknechteter und ausgesogener Unterthanen, wenn das Jakobinertum jenseit des Rheins siegreich blieb! Die ganze Fürstenschaft Deutschlands, ja Europas stand auf einem Vulkan, der sie jeden Augenblick mit ihren Thronen in die Luft sprengen konnte; und mit den alten Staaten war die Kirche, war der Bestand der ganzen höheren Gesittung in Frage gestellt. So sahen die kleinen weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und Main die Sache an. Aber was konnten sie thun? Sie bewirteten ihre Vettern aus Frankreich, ließen sie auf ihren Gebieten Rüstungen vornehmen, besonders in der „Pfaffengasse am Rhein“, in Worms und in Koblenz, und hofften auf ihre großen Öhme in Wien und Berlin.

Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm waren nun beide dem demokratischen Wesen, den revolutionären Ideen von Herzen abhold, aber die Interessen ihrer Staaten waren hier ganz verschieden. Leopold hatte allerdings Grund, gegen die französische Revolution aufzutreten; denn als deutschem Kaiser lag ihm ob, die Interessen der Reichsstände zu schützen, von denen manche im Elsaß und in Lothringen begütert waren und durch die Abschaffung des Feudalwesens in Frankreich Schaden

erlitten hatten, und als Bruder der unglücklichen Marie Antoinette konnte er den Fall des französischen Königtums nicht gleichgiltig mitansehen. Für Preußen dagegen war jene Umwälzung von Nutzen, weil sie die alte Allianz zwischen Frankreich und Österreich beseitigte. Friedrich Wilhelm verkannte dies nicht; aber der Umsturz von Thron und Altar in Frankreich schien ihm doch auch eine allgemeine Gefahr. Er ging daher auf Leopolds Lockungen ein, der ihm vorstellen ließ, „es sei hohe Zeit, daß die Fürsten Europas bald die Augen öffneten, daß sie ihren politischen Streitigkeiten" (d. h. dem Aufstreben Preußens auf Kostens Österreichs) „und den Kabalen der Diplomaten" (d. h. Hertzbergs) „ein Ende machten, weil sie offenbar dadurch ihrem neuen Feinde, der Revolution, zur Beute gemacht würden. Man müsse sich gegen diese neuen Ideen fest und eng vereinigen." Solidarität der konservativen Interessen — das war das Stichwort, womit Leopold seinen kurzsichtigen Nebenbuhler zu ködern wußte. Bischoffswerder vermittelte; der erste Erfolg der wiener Politik war der Vertrag zu Reichenbach gewesen, der zweite war die Beseitigung Hertzbergs. Der König entzog ihm (1. Mai 1791) die eigentliche Geschäftsleitung und nötigte ihn dadurch abzutreten.

Nun erst nahm Leopold eine feindliche Haltung gegen das revolutionäre Frankreich an. In einer persönlichen Zusammenkunft zu **Pillnitz** (August 1791) besprachen die beiden Monarchen dann zu Ludwigs Rettung Schritte, indem sie eine bewaffnete Einmischung in die französischen Dinge in Aussicht nahmen. Ein förmlicher Bundesvertrag (vom 7. Februar 1792) besiegelte das Einverständnis der beiden Mächte, sie gewährleisteten in demselben einander den Besitzstand und verpflichteten sich zu gemeinsamer Abwehr, falls auf sie selbst oder auf das deutsche Reich ein Angriff gerichtet würde. Obwohl nun Leopold weit davon entfernt war, dem Drachen der Revolution wirklich mit dem Schwerte zu Leibe zu gehen, so waren doch schon seine diplomatischen Umtriebe ganz geeignet, den Zorn der Nation, die er bedrohte, herauszufordern, und die Parteien, die in Paris auf die Errichtung einer demokratischen Republik hindrängten, wetteiferten mit einander, den Volksgeist zur Wut „gegen die Fremden, gegen die Könige Europas, gegen die entarteten Söhne Frankreichs, gegen alle Tyrannen und Tyrannenknechte" zu erhitzen. Ein girondistisches Ministerium nötigte Ludwig XVI. zum Bruch, trieb den Staat zum Kriege mit Österreich; im April 1792 erfolgte Frankreichs Kriegserklärung.

Leopold II. war damals schon gestorben; sein Sohn **Franz** II. (seit dem 1. März 1792 auf dem Throne) war noch weit weniger der Mann dazu, in dem Kampfe zwischen den alten Feudalstaaten und dem neuen revolutionären Frankreich eine ehrenvolle Rolle zu spielen. Von allen den Fürsten, die Europa gegen die „Pest der Demokratie" schützen

wollten, die widerwärtigste Erscheinung: ein vollendeter herzloser Selbstling mit der Miene eines Frommen; klein an Verstand und Willen, außer wo es die Unbeschränktheit seiner fürstlichen Gewalt und überhaupt seinen persönlichen Vorteil betraf, denn für diesen hatte er einen scharfen Instinkt und verfolgte ihn mit zäher Ausdauer; ohne anderes Interesse für den Staat, als sofern dieser seinen Absolutismus bedeutete; voll Haß, Mißgunst, Rachsucht unter der Maske eines gemütlichen Despoten; grob aus Berechnung, weil er bemerkt hatte, daß ihn die Wiener darum für einen derben Biedermann hielten; so war der „gute Kaiser Franz" beschaffen, der in der Verstellungskunst für jetzt zwar nur erst ein Anfänger war (er zählte, da er den Thron bestieg, erst 24 Jahre), aber im übrigen schon jetzt diesem Bilde glich, welches den gereiften Mann abspiegelt. Ohne Lust und Fähigkeit zu den Geschäften der Regierung überließ er dieselben seinen Höflingen, unter denen der Baron v. Thugut, ein geist- und charakterloser Schwätzer, bald die erste Rolle spielte. Die Verwaltung kam denn auch unter Thuguts Leitung in einen Zustand der Verwirrung und Erschlaffung, der an die schlimmsten Zeiten weiland Kaiser Karls VI. erinnerte.

Es war kein Zweifel, wenn die deutschen Großmächte rasch und energisch den Krieg begannen, welchen die französische Demokratie ihnen so leichtfertig erklärt hatte, so war er wirklich der militärische Spaziergang, für den ihn die übermütigen berliner Gardeoffiziere hielten. Denn die französischen Truppen, die zwischen Paris und der deutschen Grenze lagen, waren in diesem Augenblicke fast aufgelöst, ohne Zucht und Ordnung, zum Teil in offener Meuterei gegen ihre Offiziere. Die Regierung war noch ganz ungerüstet; die Revolution hatte vorerst nur ein Chaos geschaffen, in dem sich noch niemand zurecht fand. Aber Österreich und Preußen ließen die kostbare Zeit unbenutzt. Anstatt sofort dem Feind ins Land zu fallen, beratschlagte man höchst methodisch hin und her über den besten Kriegsplan. Zum Oberbefehlshaber bestellte man den Herzog Karl von Braunschweig, einen Feldherrn, dem es an Einsicht in die Verhältnisse nicht fehlte, der aber nicht die rasche, durchgreifende Entschlossenheit besaß, das, was er für richtig erkannte, auch ins Werk zu setzen. Übrigens mißbilligte er im Grunde eben so sehr den Kreuzzug gegen Frankreich wie den Bund mit Österreich, weil beides ein Abfall von den Überlieferungen Friedrichs des Großen war; aber er fügte sich; auch trugen die wohlfeilen Lorbern, die er 1787 gegen die holländischen Republikaner gepflückt, nicht wenig dazu bei, ihm die Widerstandskraft der französischen Demokratie, wennschon er sie nicht ganz verkannte, doch geringer erscheinen zu lassen, als sie immerhin war.

Am 19. Juli 1792 tagte zu Mainz eine glänzende Versammlung: der König von Preußen, der neugekrönte deutsche Kaiser, der König von

Neapel (Franz' II. Vetter), die Kurfürsten von Trier und Köln und viele andere deutsche Fürsten und Prälaten, dazu eine Unzahl von Ministern, Generalen, Prinzen und der ganze Troß der Emigranten, der alles mit aufgeblasenen Prahlereien und lügnerischen Berichten über die Lage Frankreichs erfüllte. Hier hielt zum letzten Male das „heilige römische Reich" eine solenne Galavorstellung; die alte Welt gegen die neue; ein Triumphfest vor dem Siege — man hatte keine Ahnung davon, daß man mit einem Volk in Waffen werde kämpfen müssen: man rechnete nur mit den Kräften, die man kannte. Es war von Marie Antoinette ein Schreiben eingetroffen, in welchem die Königin bat, Europa möge den Jakobinern, die das französische Königtum immer härter bedrängten, endlich ein starkes, drohendes Halt zurufen. Die Verbündeten erließen infolge dessen*) in der Form einer Proklamation des Herzogs Karl von Braunschweig als des Oberbefehlshabers ein „Manifest an die französische Nation" (25. Juli). Dieses Manifest kündigte, wie sich ein französischer Historiker ausdrückt, „den Franzosen allen Jammer einer feindlichen Invasion offen an und überdies die Rückkehr des Despotismus und die Rache." Es drohte, Paris und alle Orte, die sich widersetzen würden, dem Erdboden gleich zu machen. Aber diese Sprache schüchterte die Franzosen nicht ein, sondern entflammte sie zur Wut. Frankreich antwortete mit einem andern Manifest; es war ein Lied, das seine Söhne seitdem auf hundert Schlachtfeldern zum Siege begeisterte, die Marseillaise, die Hymne und das Tedeum der Revolution. Die Erbitterung des Volks erhöhte nur die Macht der demokratischen Partei und stürzte vollends den Thron; der König wurde als „heimlicher Freund und Genoß des Auslands, als Verräter des Vaterlandes und der Volksrechte" abgesetzt und eine jakobinische Regierung hergestellt. Bei den Verbündeten hingegen folgten den großen Worten keineswegs große Thaten; ihre Heere rückten nur sehr langsam vor; erst am 19. August überschritten die preußischen Truppen die französische Grenze und marschirten in die Champagne ein. Hier, auf französischem Boden, sah man bald, wie schwierig der Feldzug sein würde, den die Emigranten so leicht dargestellt. Zwar fielen ein par feste Plätze, Longwy und Verdun, doch von Sympathie unter den Eingebornen war keine Spur zu bemerken; desto größer zeigten sich bald die Hindernisse, die das ungünstige Herbstwetter bereitete: grundlose Straßen, im Heere durch Nässe und Kälte, Hunger und Strapazen die Ruhr. Am übelsten wirkte die fehlerhafte und widerspruchsvolle Oberleitung. Der König befahl, kühn und rasch vorwärts zu marschiren; der Herzog ging vor, aber langsam und unentschlossen.

Mittlerweile gab die französische Regierung ihrem Heere in dem

*) Vgl. L. v. Ranke, die Revolutionskriege, 1875, S. 259.



General Dumouriez einen Führer, der es verstand, die zerfahrenen Truppen wieder in Ordnung und in eine zuversichtliche Haltung zu bringen. Er setzte sich in den Pässen des Argonnerwaldes fest, und obgleich er hier, leichtfertig auf sein immerhin bedeutendes Feldherrntalent pochend, einige Fehler beging, auch eine Schlappe erlitt, so waren doch die Fehler seiner Gegner noch größer. Der Herzog von Braunschweig ließ sich die besten Gelegenheiten entschlüpfen und verdarb mit seiner Bedächtigkeit, was die Gunst der Umstände ihm fast aufzwang. Die Franzosen, ungefähr 60 000 Mann, standen zwischen St. Menehould und Valmy, dort der Oberfeldherr Dumouriez, hier, von ihm getrennt, der General Kellermann, der auf einem Höhenzuge eine Stellung genommen hatte, die fester aussah, als sie war. Morgens 7 Uhr, den 20. September, erreichte letzteren hier die Vorhut des preußischen Heeres, welches etwa 40 000 Mann zählte. Sie waren in bester Stimmung, kampfmutig und voll Zuversicht; so begannen sie die Kanonade, die unter den Neulingen Kellermanns rasch eine große Verwirrung anrichtete. Aber anstatt anzugreifen, wie der König riet, blieb der Herzog allzu vorsichtig stehen; bis zum Abend kanonirte man auf einander, in der Nacht zog sich dann Kellermann auf das Hauptheer, zu Dumouriez, zurück. Dieses an sich ganz unbedeutende Gefecht, das eigentlich nur eine Demonstration war, bildete gleichwohl den Wendepunkt des Krieges. Denn wie wichtig in moralischer Hinsicht war dies Ergebnis! Die Armee Friedrichs des Großen hatte also nicht gewagt, diesem Heere von Neulingen auf den Leib zu gehen; das war für die Franzosen fast so viel wie ein Sieg; ihre jungen Soldaten hatten in der Kanonade gelernt, „daß nichts im Kriege so gefährlich ist, als es aussieht." Noch kurz zuvor voll Angst und Schrecken vor den alten berühmten Truppen, die gegen sie zogen, waren sie jetzt mit einem Selbstvertrauen erfüllt, das bis zum Hochmut ging. Andrerseits schlug nun bei einem Teile der Umgebung des Königs der frühere Kriegseifer in völlige Unlust um; man hatte wohl einen Spaziergang nach Paris, aber nicht einen beschwerlichen Feldzug durch knietiefen Kot, unter strömendem Regen, ohne Brot und geschwächt durch Krankheiten unternehmen wollen. Diese Stimmung benutzte Dumouriez, um zum Schein Friedensunterhandlungen anzuknüpfen und den Feind so lange hinzuhalten, bis er selbst sich verstärkt hatte, die Lage des preußischen Heeres aber, angesichts des Brotmangels und der Ruhr, sehr bedenklich geworden war. Am 30. September mußte der Herzog von Braunschweig den Rückzug aus der Champagne nach Luxemburg antreten, den Dumouriez nicht störte, weil er meinte, Preußen werde nun von dem Bunde mit Österreich zurücktreten und den Krieg aufgeben.

In derselben Hoffnung machte die Regierung zu Paris, wo soeben eine neue Nationalversammlung, der „Konvent", zusammengetreten und

die Republik hergestellt war, vielfache Versuche, durch Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen Preußen zu gewinnen, und wenn auch Friedrich Wilhelm selbst fest blieb, so fand in seiner Umgebung und im Heere die Meinung doch immer mehr Anhänger, der Krieg nütze nur den Österreichern, denen es mehr um irgend eine materielle Erwerbung als um die Sache der Legitimität zu thun sei und die gleichwohl die größere Last auf Preußen zu wälzen suchten. Auch die Rüstungen des deutschen Reichs waren durchaus unzulänglich gewesen; in den geistlichen und weltlichen Kleinstaaten am Rhein gab es große Worte genug, viel Dünkel, überall Soldatenspielerei, aber nirgends ein tüchtiges Heer, dagegen im Volke viel Unzufriedenheit mit den alten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen; mit solchen Mitteln in den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich eingetreten, erlagen sie fast ohne Schwertstreich. Anfangs Oktober überfielen 18000 Franzosen unter dem General Custine die Bistümer Speier und Worms, nahmen sie ohne Mühe ein und rückten dann vor Mainz. In kopfloser Angst flüchteten der Kurfürst und die Vornehmen aus dieser wichtigen Festung, und die wenigen Kreistruppen, die darin lagen, hatten zum Unglück einen eben so feigen Befehlshaber. Am 29. Oktober war Mainz, der Schlüssel zu Mitteldeutschland, in Frankreichs Händen. Entsetzen ergriff alle die kleinen Höfe vom Breisgau bis nach Westfalen hinunter und von der Rheinpfalz bis nach Thüringen; überall in den zahllosen Residenzen der deutschen Vaterländchen ging's an ein hastiges Einpacken, um mit den geheiligten Personen der Landesväter auch den Troß des Hofstaates und die Schätze in Sicherheit zu bringen. Der Schreck war um so größer, als die Franzosen nicht bloß den Krieg, sondern auch die viel gefährlichere Brandfackel der Revolution hineintrugen. Namentlich in Mainz schien das Jakobinertum festen Fuß zu fassen, und eine Schar deutscher Aufklärer schloß hier Brüderschaft mit den neufränkischen Republikanern. Aber die Franzosen sorgten dafür, daß die Sympathien, die sie bei dem westdeutschen Volke gefunden, rasch wieder erstarben. Denn sie raubten und plünderten, wohin sie kamen, und während sie die Volkssouveränität verkündeten, vereinigten sie die besetzten deutschen Lande mit Frankreich. Ihr übermütiges und gewaltthätiges Wesen verbitterte dem deutschen Bürger und Bauer die Wohlthaten, die sie ihm aufdrangen. Diese Wohlthaten waren übrigens groß und dauernd; der ganze Augiasstall von Mißbräuchen ward ausgefegt: die Lehnslasten, Zehnten, Frohnden, die Leibeigenschaft, das herrschaftliche Jagdrecht, — alle diese feudalen Übel wurden in den eroberten Ländern mit einem Schlage (durch Dekret des Nationalkonvents vom 15. Dezember 1792) abgeschafft.

Unterdessen hatte sich Dumouriez von der Champagne nach Belgien gewandt, die österreichische Truppenmacht, die hier stand, bei Jemappes

besiegt und um die Mitte Dezembers ganz Belgien eingenommen. Zugleich brachen in Frankreich die letzten Dämme, die noch den wilden Strom der Revolution eingeengt. Die jakobinische Partei des „Berges“, geführt von Danton und Robespierre, riß der Gironde allen Einfluß aus den Händen und setzte die Anklage, die Verurteilung und (am 21. Januar 1793) die Hinrichtung des unglücklichen Ludwig XVI., als eines Hochverräters am Volke, durch. Damit hatte der Konvent alle Brücken zum ancien régime unwiderruflich hinter sich abgebrochen. „Tod allen Fürsten! Vernichtung allen Monarchien! Untergang allen Vorrechten! Freiheit und Gleichheit auf Erden!“ war sein Fehderuf an das alte Europa. Auch ohne jene Unthat hätten sich die Herrscher von Preußen und Österreich genötigt gesehen, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen; man mußte den Franzosen die deutschen Länder, die sie erobert, wieder abnehmen; man wollte sich dann für die aufgewandten Kosten an einer französischen Provinz oder in Polen entschädigen; übrigens, da Ludwig XVI. nicht mehr zu helfen war, so gedachte man jetzt, die inneren Angelegenheiten Frankreichs auf sich beruhen zu lassen. Ähnliche, mehr oder weniger selbstsüchtige Beweggründe trieben jetzt auch England auf den Kampfplatz; die stolze Aristokratie, die dort regierte, haßte und verabscheute zwar das demokratische Treiben jenseit des Kanals, aber hauptsächlich war es ihr doch um eine Schwächung der politischen Macht Frankreichs und um Eroberungen zu thun; außerdem sollte die Erhitzung des alten Franzosenhasses beitragen, John Bull vor Reformgelüsten zu behüten. Daher verbündete sich England nicht bloß mit den deutschen Mächten, sondern betrieb auch den Anschluß der übrigen europäischen Monarchen an diese große Koalition; zuerst traten, vom Konvent bedroht, die anderen Nachbarn Frankreichs bei, nämlich Holland, Spanien und die italienischen Fürsten. Die französische Republick schien erliegen zu müssen; denn zugleich entbrannte in ihrem Innern ein wütender Bürgerkrieg in der Vendee, die sich dem Schreckensregiment, das nun in Paris anhob, nicht fügen wollte.

Der Feldzug von 1793 wurde denn auch, wenigstens auf deutscher Seite, mit Erfolg eröffnet. Ein österreichisches Heer unter dem Herzog von Koburg siegte bei Neerwinden über Dumouriez und eroberte Belgien wieder. Die Preußen drängten am Mittelrhein die Franzosen wieder auf die linke Seite des Stroms und belagerten Mainz. Überall zeigten sich die deutschen Truppen, wo die Führung nicht allzu schlecht war, den Gegnern noch immer überlegen. „Man muß sich“ — sagt ein preußischer Offizier, der damals mitgefochten*) — „die französische Armee jener Zeit nicht so denken, wie wir sie später in ihren glänzenden Perioden

*) Valentini, Erinnerungen S. 26.

haben kennen lernen. Die zerlumpten Karmagnolen, ohne wahren militärischen Geist und Haltung, die uns Schimpfreden und matte Kugeln (unerwiedert) täglich über den breiten Rhein zusendeten, flößten auf keine Weise Respekt ein. Es war auch nicht ein Soldat in der Armee, der sich nicht seiner inneren Überlegenheit bewußt und des Erfolgs sicher gefühlt hätte, wenn es dazu kommen würde, sich ernstlich mit ihnen zu messen." Aber eben die Führung taugte nichts. Der Herzog von Braunschweig war von seiner zopfmäßigen Bedächtigkeit nicht abzubringen, versäumte wieder manche gute Gelegenheit, und was er etwa klug ausgesonnen, scheiterte dann an dem Ungehorsam seines Unterfeldherrn, des österreichischen Generals Wurmser, der nur mit Widerwillen sich und seine Truppenabteilung unter preußischen Oberbefehl gestellt sah.

Doch wurde (am 23. Juli) Mainz wieder erobert und der deutsche Boden vom Feinde gesäubert. Dafür kamen die geflüchteten Landesväter mit ihren Höflingen und allen Mißbräuchen des alten Staatswesens wieder zurück; eine wüste Reaktion trat ein und eine grimmige Verfolgung aller, die man im Verdacht revolutionärer Umtriebe hatte. Inzwischen waren die Österreicher nebst einigen Reichstruppen aus Belgien siegreich auf französisches Gebiet vorgedrungen und eroberten Valenciennes. 250 000 Mann geübter Truppen — Österreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner, Hessen und andere Reichskontingente — standen nun von der Mündung der Schelde bis an den Neckar hin, zum Marsch auf Paris bereit. Aber die Koalition verscherzte den Sieg, indem sie zauderte. Es lag dies zum Teil an der langsamen, unentschlossenen und uneinigen Oberleitung der Heere, aber noch weit mehr an dem Mangel an Übereinstimmung in der Koalition selbst; sie war in sich selber gespalten; jede der verbündeten Mächte verfolgte Sonderinteressen, so ward der Gang des Ganzen gelähmt. In Wien war man neidisch auf den Machtzuwachs, den Preußen in Polen erstrebte; auch in Berlin blickte man mehr nach Osten als nach Westen, der französische Krieg ward, da Deutschland befreit war, mit jedem Tage unerwünschter. Friedrich Wilhelm ließ daher seine Truppen bei Mainz stehen und wartete ab, was seine Verbündeten thun würden. Sie belagerten die Seefestung Dünkirchen, welche England für sich beanspruchte; sie richteten im französischen Flandern die österreichische Herrschaft ein; an den Zug nach Paris schienen sie nicht zu denken; warum sollten es die Preußen? So vergeudete man die Zeit. Mittlerweile begann die fürchterliche Thatkraft des Konvents, der schon jetzt hunderte von „Aristokraten und Volksfeinden" zur Guillotine lieferte, zu wirken: das Massenaufgebot, das er angeordnet, kam in Fluß. Zuerst verstärkte sich die Nordarmee und rang den Österreichern im September einen Teil Flanderns wieder ab. Am Mittelrhein siegten zwar die Preußen über den General Moreau bei Pirmasenz

(14. September) und eroberten die Verschanzungen in den Vogesen, einen Teil der Weißenburger Linien (26.—28. September); aber sie hielten dann inne, weil jetzt die polnischen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit ihres Königs fast völlig in Anspruch nahmen.

Die zweite Teilung Polens.

Die entsetzliche Lehre, welche die Ereignisse des Jahres 1772 den Polen gegeben hatten, war an ihnen nicht ganz verloren; sie sahen den Abgrund, in den ihr Staat fallen mußte, wenn die rechten Mittel zur Rettung nicht ergriffen würden. Als solche erkannten die wahren Vaterlandsfreunde eine gründliche Reform des Staats und den Bund mit Preußen, mit derjenigen Macht, welche nach den Überlieferungen Friedrichs des Großen den meisten Willen hatte, das Vordringen Rußlands zu hemmen. Sie setzten auch beides ins Werk; am 3. Mai 1791 verkündigten und beschworen der König und der Reichstag zu Warschau eine neue, zeitgemäße Verfassung, welche die alten Schäden heilen konnte: das liberum veto wurde abgeschafft und eine erbliche, konstitutionelle Monarchie hergestellt, in welcher der König eine starke exekutive Gewalt und der Reichstag nur die gesetzgebende hatte. Auch manche andere Mißbräuche fielen fort: die willkürliche Behandlung der Bauern, die Bedrückung der Dissidenten. Mit Preußen war schon im März 1790 ein Verteidigungsbündnis geschlossen.

Aber die Russen gaben ihr Spiel darum nicht verloren, und sie fanden unter den Polen selbst die wirksamsten Gehilfen. Von jeher waren die polnischen Magnaten gewohnt, den Thron nach ihrem Privatvorteil für Ämter und Würden und besonders für Geld zu vergeben; es war kein so weiter Schritt vom Verkauf der Krone zum Verhandeln der übrigen staatlichen Interessen; und diesen Schritt machten auch jetzt viele. Zu diesen Verrätern gehörten gerade die einflußreichsten; der Kronfeldherr Branicki und der Starost Potocki standen öffentlich an der Spitze der russischen Söldlinge; der König selbst, Stanislaus Poniatowski, und viele vom hohen Adel hielten es insgeheim mit ihnen, während sie vor den Augen des Landes die Patrioten spielten. Die russische Partei bildete nun unter Führung Potocki's und Rzewuski's eine Konföderation, welche (zu Targowicz 14. Mai 1792) gegen die neue Konstitution Einspruch erhob, den Bürgerkrieg entzündete und den Schutz der Russen für die alte „polnische Freiheit" anrief. Fünf Tage darauf rückten 100 000 Russen in das Land ein.

Wer sollte ihnen die lang' erstrebte Beute streitig machen? Deutschland konnte es. Aber seine Hauptmächte schickten sich soeben an, den

Kampf mit der französischen Revolution aufzunehmen, und Katharina II. setzte alle Mittel ihrer geschickten Diplomatie in Bewegung, um diesen Legitimitätseifer immer heftiger anzustacheln. Übrigens war in Berlin die Freundschaft mit Polen bereits ein überwundener Standpunkt, und die Polen hatten diese Veränderung, über die sie dann sehr ergrimmt waren, selber verschuldet. Von Anfang an machte die preußische Regierung kein Hehl daraus, daß sie für ihren Beistand einige Vorteile erwarte: sie wünschte die deutschen Städte Danzig und Thorn als Preis ihrer Freundschaft, und diese Erwerbung war in der That für das Gedeihen der Provinz Westpreußen und namentlich des preußischen Weichselhandels eine Lebensfrage. Aber die Polen lehnten dies Verlangen aufs entschiedenste ab (1790). Um so weniger hätte es sie befremden sollen, daß Preußen dann auch ihnen nichts leistete. Dennoch würde die Klugheit den preußischen Staatsmännern geboten haben, Rußlands Absichten entgegenzutreten, hätten nicht eben die Polen selbst ihrem furchtbaren Feinde in die Hände gearbeitet. So mußte sich das Geschick des unglücklichen Landes erfüllen. Zwar brachten die wahren Vaterlandsfreunde ein Heer auf, welches unter Kosciusko mit großer Tapferkeit focht, namentlich bei Dubienka (am Bug, südöstlich von Lublin) — 17. Juli —; aber die russische Übermacht siegte, und was schlimmer war, der König Stanislaus trat bald darauf selbst zur Targowiczer Konföderation über. Ganz Polen fiel nun in die Hände der Russen, der Reichstag hob die neue Verfassung wieder auf und stellte die alte, elende Wirtschaft wieder her. Konnte Preußen, auch wenn es nicht anderwärts beschäftigt gewesen wäre, die Verteidigung einer Nation übernehmen, die sich selbst verriet? Vielmehr handelte es sich nur darum, ob Polen völlig in Rußland aufgehen oder ob es zwischen Rußland und Deutschland geteilt werden solle; Preußen mußte sich für das letztere entscheiden.

Es verabredete also mit Rußland eine abermalige Teilung (23. Januar 1793) und ließ ebenfalls Truppen in Polen einrücken. Zuerst (Ende Februar) wurde Großpolen, dann (im März) Danzig besetzt. In den Erklärungen, welche Katharina und Friedrich Wilhelm über die Gewaltthat abgaben, hieß es, um den Bruch des Völkerrechts zu beschönigen: „Sie müßten aus Rücksicht auf die eigenen Staatsinteressen in dem Nachbarlande die übelgesinnten Aufwiegler und Ruhestörer unterdrücken und die Ordnung wiederherstellen; Polen sei von der jakobinischen Seuche angesteckt, und sie glaubten es nicht besser heilen zu können, als wenn sie die Grenzprovinzen ihren Staaten einverleibten und so gegen das Gift der revolutionären Meinungen schützten." Durch preußisches und russisches Geld wurde dann ein Teil der polnischen Reichstagsabgeordneten gewonnen, durch Drohungen ein anderer Teil eingeschüchtert. So geschah es, daß der in Grodno versammelte

und von russischen Truppen umgebene Reichstag am 22. Juli 1793 in die von Rußland und am 23. September desselben Jahres auch in die von Preußen geforderten Abtretungen einwilligte. Durch diese zweite Teilung Polens erhielt Rußland die östliche Hälfte Polens, nämlich Litauen, Podolien und die Ukraine (4000 Quadratmeilen); Preußens Anteil waren außer Danzig und Thorn die Gebiete von Posen, Gnesen, Kalisch, Kujavien — etwa das heutige Großherzogtum Posen —, ferner Lentschitz, Sieradien und ein Teil der Woiwodschaften Krakau, Rawa und Plock, im ganzen ungefähr 1000 Quadratmeilen mit 1 100 000 Einwohnern. Diese neue Besitzung wurde unter dem Namen „Südpreußen" sofort dem preußischen Staate einverleibt. Ihr Wert beruhte nicht zum wenigsten darin, daß Preußen nun im Osten wohl abgerundet war und eine bessere Grenze gegen Rußland hatte.

Fortsetzung der Feldzüge gegen die französische Revolution.

Friedrich Wilhelms II. Eifer für den Kampf gegen die französische Demokratie war seit dem üblen Ausgange des Feldzuges in der Champagne schon erheblich abgekühlt; wenn derselbe jetzt noch mehr erkaltete, so war der Unwille über Österreich daran Schuld, dessen Diplomatie dem preußischen Interesse in Polen entgegengearbeitet hatte. Zwar erkannte es nun die Teilung, da sie geschehen war, an; aber die Eifersucht und das Mißtrauen blieben. Auf den Gang des französischen Krieges hatte dies einen sehr übeln Einfluß. Nach der Abreise des Königs handelten Wurmser und der Herzog von Braunschweig eine kurze Zeit lang im Einvernehmen und errangen denn auch einige Erfolge. Vereinigt eroberten sie (11. bis 14. Oktober) die Weißenburger Linien völlig und trieben die Franzosen bis unter die Mauern von Straßburg. Dann aber erneuerte sich der alte Zwiespalt. Keiner der beiden Feldherrn unterstützte den andern; Wurmser blieb bei seinem Eigensinn, seiner Unbesonnenheit, der Herzog von Braunschweig bei seiner Unentschlossenheit und übermäßigen Bedächtigkeit, zumal da die Nachrichten aus Berlin keine rechte Gewißheit gaben, ob der König den Krieg fortsetzen werde. Doch gewannen die Preußen noch einen schönen Sieg. Sie standen, 20 000 Mann stark, darunter einige tausend Sachsen, bei Kaiserslautern. Hier wurden sie am 28. November von der französischen „Moselarmee" unter Hoche mit doppelter Zahl angegriffen, schlugen aber alle Angriffe an diesem und an den beiden folgenden Tagen mit glänzender Tapferkeit ab. Mittags den 30sten trat Hoche den Rückzug an. Nur 800 Deutsche, aber 3500 Franzosen waren gefallen; das war jedoch der einzige Vorteil; denn der Herzog benutzte den Sieg nicht.

Ebenso wenig that Wurmser etwas Ersprießliches. Zuletzt mußten beide ihre Stellung in den Vogesen und die Belagerung Landaus aufgeben, weil der Feind sich übermächtig verstärkte, und die deutschen Truppen durch eine Reihe von kleinen Gefechten, durch ungünstige Witterung und mangelhafte Verpflegung viel litten. Zuerst trat Wurmser den Rückzug an, er ging (am 30. Dezember) bis auf das rechte Rheinufer zurück; die Preußen, nun auch zum Rückzug genötigt, hielten sich wenigstens auf dem linken Ufer; sie bezogen die Winterquartiere zwischen Nahe und Rhein.

Ebenso erfolglos endete dieser Feldzug auf den andern Kriegsschauplätzen, namentlich in Belgien. Dadurch wurde die Mißstimmung zwischen den Verbündeten noch größer; sie schoben sich gegenseitig die Schuld zu. Der Herzog legte unmutig den Oberbefehl nieder. „Wenn eine große Nation wie die französische" (schrieb er dem Könige) „durch Schrecken und Begeisterung zu großen Thaten geführt wird, so sollte ein einziger Wille, ein einziger Grundsatz alle Schritte der Verbündeten leiten. Allein wenn statt dessen jedes Heer für sich ohne festen Plan, ohne Einheit, ohne Grundsatz und ohne Methode handelt, dann müssen die Ergebnisse so sein, wie wir sie erlebt haben." Übrigens meinte er, dieser Krieg sei überhaupt gegen Preußens Vorteil. Dieselbe Ansicht herrschte im Heere, im Volke, im Ministerium; nur der König mochte sich aus falschem Ehrgefühl noch nicht entschließen, die Waffen niederzulegen. Aber der Staatsschatz war erschöpft, die Finanzen zerrüttet; auf eigene Kosten konnte Preußen den Kampf nicht mehr fortsetzen. Anstatt nun zurückzutreten, wie es des Staates wohlverstandenes Interesse gebot, ließ sich Friedrich Wilhelm II. herbei, seine Truppen den Seemächten, England und Holland, zum ferneren Kriege gegen Frankreich zu vermieten; ein preußisches Heer von 62 400 Mann unter dem General Möllendorf ward für 50 000 Pfund Sterling monatlich den Seemächten zur Verfügung gestellt, „um die von der Revolution bedrohte bürgerliche Gesellschaft zu beschützen"; etwaige Eroberungen sollten den Seemächten gehören. Dies der Inhalt des unrühmlichen Vertrages, den der preußische Minister v. Haugwitz, ein Staatsmann von Thuguts Unfähigkeit und Charakterlosigkeit, am 19. April 1794 im Haag auf Befehl seines Königs abschloß.

Die auseinanderstrebende Koalition war also für eine Weile noch zusammengehalten und immerhin war ihre Sache, wenn man auf die Machtmittel sah, noch keineswegs aussichtslos. Zwar die Überlegenheit der Zahl war jetzt auf Frankreichs Seite, und die Zahl wurde noch gewichtiger durch die Heftigkeit der Leidenschaften, welche diese Hunderttausende bewegten. Nicht mehr ein demoralisirtes Militär, sondern die ganze ungeheure Kraft einer großen, in allen Tiefen ihres Geistes aufgewühlten Nation warf sich, für Vaterland und Freiheit, für den Ruhm

und die Selbständigkeit des Ganzen wie des Einzelnen begeistert, dem Auslande entgegen. Aber dieses Volksheer bestand doch noch größtenteils aus Neulingen. Der Bauer, Handwerker, Kaufmann, den der Konvent bewaffnete, war doch nicht sofort ein Soldat; vorerst kam er an Kriegstüchtigkeit, besonders an Ordnung und Marschfähigkeit, dem britischen oder deutschen Soldaten nicht gleich. Die Männer, die an der Spitze der Republik standen, suchten den Mangel an Schulung bei den Truppen auf andere Weise zu ersetzen. Frankreich revolutionirte seine Kriegskunst wie seine Politik. Der Kriegsminister Carnot schuf die neuen Elemente in Verbindung mit den alten Truppenresten zu kleineren beweglichen Truppenkörpern um, den sogenannten Halbbrigaden, in denen verschiedene Waffengattungen vereinigt waren, und wies sie an, den Feind durch zahllose einzelne Schläge zu verwirren, zu ermüden und seine Verbindung zu zerreißen, bis der Moment gekommen sei, mit einem letzten gewaltigen Stoße die Kraft des Gegners zu zertrümmern. Mit revolutionärer Energie schritt Carnot andrerseits gegen die Auswüchse der Demokratie im Heerwesen ein. Zu tausenden beseitigte er die unfähigen Offiziere, die aus der Wahl der Truppen hervorgegangen waren, und brach so den Talenten freie Bahn; rasch arbeiteten sie sich zu den höchsten Stellen empor. Aber die neuen Mittel und die neuen Männer brauchten doch Zeit, um zu wirken; für jetzt war die größere militärische Tüchtigkeit noch bei den Heeren der Verbündeten. Allein die Gründe, die bisher den Koalitionskrieg unfruchtbar gemacht hatten, bestanden fort, und so blieben auch die Folgen die nämlichen.

Der Feldzug des Jahres 1794 begann in den Niederlanden; hier standen jetzt von den Ardennen bis nach Dünkirchen 300 000 Franzosen unter einem jungen tüchtigen Feldherrn, Pichegru; die Verbündeten stellten ihnen 160 000 Mann Österreicher, Preußen, Reichstruppen und Engländer entgegen. Der Anfang war glücklich, sie brachten den Franzosen eine Schlappe bei und eroberten die Festung Landrecies (30. April). Aber die Uneinigkeit der Generale und der Diplomaten, sowie die Einmischung des Kaisers Franz, der sich im Hauptquartier zu Brüssel befand, und seiner Höflinge, verdarb alle weiteren Unternehmungen. Nicht viel besser ging es am Mittelrhein her. Dort warf Möllendorf mit seinen Preußen nach einem neuen Siege bei Kaiserslautern (23. Mai) die Franzosen aus ihren Verschanzungen in die Vogesen zurück, und als der französische Befehlshaber Desaix dann noch einen Versuch machte, wieder bis zum Hardtgebirge vorzudringen, schlug ihn der Husarenoberst v. Blücher durch einen kühnen Reiterangriff zwischen Kirweiler und Edesheim zurück (28. Mai). Das war der erste Sieg, den der nachmalige „Marschall Vorwärts“ selbständig gewann. Schon damals hatte er den Ruf eines rastlos anstürmenden Reiterführers und war mit seinen

roten und braunen Husaren der Schrecken der Franzosen; bewundernd nannten sie ihn le roi rouge. Aber die Diplomatie lähmte wieder jeden Fortschritt des siegreichen Heeres. Die Seemächte verlangten, daß die Preußen nach Belgien marschirten; in Berlin bestand man darauf, die Truppen am Mittelrhein zu lassen; so verging die Zeit in unersprießlichen Verhandlungen. Auch Österreich suchte nur nach einem schicklichen Vorwande, sich diesem Kriege zu entziehen; es führte ihn ohne Nachdruck; es wollte wie Preußen seine Kraft für die polnischen Angelegenheiten verwenden, die eben wieder zu einer Einmischung dringend aufforderten. So kam es, daß die Verbündeten aus den meisten Stellungen in Flandern und Belgien verdrängt wurden. Der österreichische General, Prinz von Koburg, gab sogar freiwillig einen Sieg auf, den ihm seine Truppen bei Fleurus (26. Juni) errangen, und zog sich aus diplomatischen Gründen bis hinter die Maas zurück. Es war unter diesen Umständen fruchtlos, daß die Preußen unter Hohenlohe und Blücher zum dritten Male bei Kaiserslautern in einer Reihe von Gefechten (18. bis 20. September) glänzend siegten. Die Friedenspolitiker ließen es unbenutzt und die Österreicher gingen immer weiter zurück, im Oktober bis über den Rhein. Die Koalition fiel offenbar auseinander; der Keil, der sie spaltete, war Polen.

Die dritte Teilung Polens.

Von dem großen Reiche der Jagellonen, das sich einst vom baltischen bis zum schwarzen Meere über ein Gebiet von 13 000 Quadratmeilen erstreckte, war nunmehr nur ein Dritteil übrig, und auch diesen Rest beherrschte der Erbfeind, Rußland, durch sein Geld und durch seine Bajonette. Ingrimmig trug die Nation ihr schweres Geschick. Im März 1794 raffte sie sich in wildem Aufruhr empor, verjagte die Russen, schickte sich an, das Reich in den alten Grenzen wieder herzustellen. So fiel eine neue Kriegslast auf Preußens Schultern, und es hatte jetzt nicht bloß die Beute von 1793 zu verteidigen, es mußte auch suchen, sie noch möglichst zu vergrößern. Denn daß der schwache Überrest des polnischen Staats den Russen erliegen würde, war unzweifelhaft. Man mußte also den Russen zuvorkommen. Im Mai 1794 rückten daher 50 000 Preußen ein, besiegten am 6. Juni die Scharen Kosciuskos bei Szczekocyn und bemächtigten sich Krakaus. Der König selbst eilte auf den Kriegsschauplatz und belagerte Warschau. Aber die Unentschlossenheit der Kriegsleitung, Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und die Unsicherheit aller Verkehrsmittel in dem weiten und schlecht kultivirten Lande hemmten die Thätigkeit des Heeres; dazu kam ein Aufstand im Posenschen, also im

Rücken des Heeres; es mußte endlich (im September) die Belagerung Warschaus wieder aufgehoben werden; Friedrich Wilhelm kehrte mißmütig nach Südpreußen zurück, wo der Aufstand rasch unterdrückt wurde. Die Frucht seiner Anstrengungen erntete Rußland; denn die polnische Volkserhebung war durch den Einfall der Preußen zwar nicht niedergeworfen, aber doch sehr geschwächt worden; auch krankte sie bereits an innerer Zwietracht, an dem Hader zwischen der demokratischen und der aristokratischen Partei; so wurde den Russen, die nun mit einem großen Heere unter Suworow einrückten, der Sieg nicht allzu schwer. Mit wenigen gewaltigen Schlägen zertrümmerten sie Kosciuskos Streitmacht; bei Maciejowice am 10. Oktober ward die letzte Entscheidungsschlacht geliefert. Die Tapferkeit der Polen konnte sie nicht retten; die Übermacht siegte, Kosciusko selbst ward verwundet und gefangen, und Polens Untergang war nun besiegelt. Am 4. November nahm Suworow Praga mit Sturm und ließ dort 20000 Menschen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedermetzeln; dann ergab sich auch Warschau. Der König Stanislaus mußte die Krone niederlegen und als russischer Pensionär in Petersburg leben.

Jetzt änderte Rußland seine Sprache gegen den alten Bundesgenossen; anstatt sich, wie früher, mit Preußen über die polnischen Dinge zu einigen, schloß es mit Österreich (am 3. Januar 1795) einen Teilungsvertrag, kraft dessen Rußland wieder den Löwenanteil, über 2000 Quadratmeilen, Österreich, welches nichts gethan hatte, das Gebiet von Krakau (1000 Quadratmeilen), Preußen aber den Überrest, Masovien, das Gebiet von Warschau und Bialystok — etwa 900 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner — erhalten sollte. Außerdem verabredeten die beiden Kaiserstaaten, auch in der türkischen Angelegenheit gemeinsam vorzugehen und nach beiden Richtungen ihren Willen nötigenfalls mit den Waffen durchzusetzen. Die drohende Stellung, welche sie annahmen, war vornehmlich auf Preußen berechnet. Dieser Staat hätte das polnische Reich in den Grenzen von 1793 gern als ein, wenn auch schwaches Bollwerk gegen die immer weiter vorrückende moskowitische Weltmacht bestehen lassen. Allein durch den französischen Krieg geschwächt, wagte Preußen es nicht, in einen neuen und größeren Kampf einzutreten. Nachdem sich der König lange gesträubt, trat er jenen Abmachungen über die dritte Teilung Polens doch endlich bei (24. Oktober 1795). Die neuen Besitzungen wurden unter dem Namen Neuostpreußen dem Staate einverleibt.

Aber der gerechte Unwille über die Treulosigkeit seiner Verbündeten trug viel dazu bei, ihn zum Austritt aus der Koalition und zum Frieden mit Frankreich zu bestimmen. Dazu bewogen ihn indes noch andere und ganz gewichtige Gründe: die Erschöpfung der Finanzen, die Weigerung

Englands, ferner Hilfsgelder zu zahlen, die Ohnmacht oder die Saumseligkeit der kleinen deutschen Fürsten, welche nach Frieden schrieen, ohne hinreichende Mittel zum Kriege aufzubringen, die Zerrüttung der Koalition, in der jedes Mitglied bloß selbstsüchtige Zwecke verfolgte, endlich die Friedensverhandlungen, die der bourbonische König von Spanien und der habsburgische Großherzog von Toskana mit dem „Wohlfahrtsausschuß" in Paris, also mit den régicides von 1793, eröffneten, endlich der Verdacht, der in der That durchaus begründet war*), daß Thugut heimlich mit den Franzosen um einen Sonderfrieden verhandele. So entschloß er sich denn, so gut es ging, mit der französischen Republik Frieden zu machen. Am 5. April 1795 wurde derselbe durch den preußischen Bevollmächtigten Freiherrn v. Hardenberg zu Basel abgeschlossen. Preußen überließ darin den Franzosen, was sie erobert hatten, nämlich das linke Rheinufer und damit auch 43 Quadratmeilen preußischen Gebiets; allerdings nur vorläufig; die endgiltige Festsetzung darüber wurde einem allgemeinen Frieden vorbehalten. Dagegen verbürgte Frankreich für den Fall, daß es in demselben seine Grenze bis an den Rhein ausdehne, Preußen eine Entschädigung im inneren Deutschland. Norddeutschland ward für neutral erklärt; auch andere deutsche Reichsstände, die Preußens Vermittelung anrufen würden, sollten einen billigen Frieden erhalten. Eine Demarkationslinie von Ems bis Münster und rings um die hessischen und fränkischen Kreislande machte die dahinter liegenden Länder schon jetzt parteilos.

So hatte Friedrich Wilhelm II. sich in einen verderblichen und kostspieligen, über seine Kräfte gehenden Krieg gestürzt, um einen Frieden zu schließen, der die Großmachtstellung Preußens in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen ließ. Das war die bittere Frucht der reichenbacher Konvention. Gleichwohl hielten nicht bloß die unfähigen Räte des Königs, Haugwitz, Lucchesini, Lombard u. a., sondern selbst bedeutende Staatsmänner, namentlich Hardenberg, den baseler Frieden für sicher, ehrenvoll und vorteilhaft! So weit war die preußische Diplomatie von der Höhe Friedrichs des Großen herabgesunken. Es zeigte sich aber bald, daß Preußen durch jenen Separatfrieden nicht bloß an europäischer Geltung, sondern auch in der Meinung Deutschlands viel verloren hatte. Österreich, durch starke englische Subsidien mit neuem Kriegseifer erfüllt und voll Hoffnung, durch militärische Leistungen seiner Vergrößerungsluft irgendwo, am liebsten in Deutschland selbst, dienen zu können, unterließ nichts, die Mißstimmung der Deutschen gegen Preußen aufzureizen. Eingriffe, die der König in die Rechte einiger fränkischer Reichsritter that, boten dazu eine neue Veranlassung.

*) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit 1789—1795, Bd. III. (1860) S. 428 ff.

Im Jahre 1769 war die hohenzollersche Linie Baireuth ausgestorben, und der Markgraf Karl Alexander von Ansbach hatte beide Länder unter seiner Herrschaft vereinigt; da er indes der letzte seines Stammes war, so trat er dieselben (116 Quadratmeilen mit 420000 Einwohnern) am 2. Dezember 1791 gegen ein Jahrgehalt von 500000 Gulden an den König von Preußen ab, der am 3. Januar 1792 Besitz ergriff*). Die neue Regierung eignete sich bald Hoheitsrechte über die Reichsritter, die hier angesessen waren, sowie über die Reichsstadt Nürnberg an (welche übrigens 1796 selbst ihre Unterwerfung anbot) und erregte dadurch bei den übrigen Reichsständen nicht wenig Unwillen, den Österreich für sich zu benutzen wußte. So diente Kleines und Großes, den Zwiespalt Deutschlands zu erweitern.

Friedrich Wilhelms II. Ende.

Wenn sonst eine neue Erwerbung an das hohenzollersche Haus kam, pflegte ihr Zustand sich rasch zu verbessern; die preußische Verwaltung war berühmt wegen ihrer Pflichttreue und Unbestechlichkeit. Aber die schlaffere Art, mit der Friedrich Wilhelm II. die Zügel der Regierung hielt, übte auch auf das Beamtentum einen nachteiligen Einfluß. Überdies besaß er nicht das Talent, die rechten Männer zu seinen Dienern zu wählen. Die Einwohner der Provinz „Neuostpreußen“ fanden daher an der neuen Regierung wenig zu loben. Anstatt die Hilfsquellen der neuen Gebiete möglichst nutzbar zu machen, verschleuderte der König polnische Güter, die dem Fiskus zugefallen waren, ohne Wahl an seine Höflinge und Günstlinge und ließ die Minister schalten wie sie wollten. Er mochte nicht gern genirt sein und genirte darum auch seine Diener nicht; kein Wunder, daß sie den Staat zu ihrem Privatnutzen ausbeuteten. So kam es, daß trotz der großen Landerwerbungen der Staat bei dem Tode des Königs mit einer Schuldenlast von 48 Millionen Thaler beschwert war. Und dabei hatte man doch wieder die alten drückenden Finanzkünste anwenden müssen; das Tabaksmonopol war 1797 aufs neue eingeführt worden.

Reformen von irgend welcher Erheblichkeit waren nirgends zustande gekommen; die Übel, an denen alle alten Staaten krankten, blieben auch in Preußen, wie sie waren. Im Gefolge der Günstlingsherrschaft hatte sich nun sogar ein neuer Mißbrauch eingeschlichen, nämlich Unter-

*) Damals wurde der in Ansbach und Baireuth bestehende rote Adlerorden zum zweiten Hausorden des Königreichs Preußen erklärt.



ordnung der Staatszwecke unter rein persönliche Interessen der niedrigsten Art.

Allerdings gab es unter den älteren Staatsdienern, unter den Beamten aus Friedrichs Schule gar manche, welche die alte Tüchtigkeit und Integrität ihres Standes sich bewahrt hatten. Mit Schmerz und Unwillen betrachteten sie diese schlimme Wirtschaft. Aber sie waren machtlos. Als im Jahre 1796 einer von ihnen, der Kriegsrat Zerboni in Petrikau, dem wegen seines Adelsstolzes verhaßten Minister für Schlesien, Grafen Hoym, freilich in unpassender Sprache, gewisse Mißgriffe und Ungesetzlichkeiten vorwarf, ließ ihn der König, bei welchem Hoym sich beschwerte, auf die Festung setzen, ohne den Grund oder Ungrund der wider Hoym erhobenen Anschuldigungen zu untersuchen. Es stellte sich heraus, daß Zerboni mit einigen patriotisch gesinnten Männern einen geheimen Bund, „die moralische Vehme", gestiftet hatte, welche den Zweck verfolgte, alle im Staat und in der Gesellschaft vorkommenden und straflos gebliebenen Ungerechtigkeiten aufzuspüren und ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Dies genügte, um Zerboni dem Könige als einen sehr gefährlichen Jakobiner erscheinen zu lassen.

Mit den andern Zweigen der Verwaltung verfiel auch das Heerwesen. Schon im Jahre 1795 bestanden die Offiziercorps ganzer Regimenter aus Invaliden an Körper und Geist. „Es kam vor, daß sämtliche Offiziere von Reiterregimentern vom Oberlieutenant aufwärts vor lauter Schmerbäuchigkeit, Gicht und Hämorrhoiden nicht mehr zu Pferde steigen, oder wenigstens es nicht mehr zu Pferde aushalten konnten. Der Geist der friedrichschen Ära war aus dem Heere entwichen und mit ihm die moralische Zucht. Geblieben war aber der tote Mechanismus, die Puder-, Zopf- und Kamaschenqual und die brutalste Fuchtelei: wo der Reisende innerhalb Preußens einen Exerzierplatz betrat, konnte er Offiziere und Korporale auf die Schultern und Beine der Rekruten losschlagen sehen und das ‚Ihr verfluchten Hundekerle, das Donnerwetter soll euch zerschmeißen!' schallte ihm unaufhörlich in die Ohren.*)" Zwar fanden sich unter den Offizieren jener Zeit auch viele achtungswerte; es fehlte nicht an guten geistigen Bestrebungen; namentlich in Berlin und Potsdam wurden mit großer Emsigkeit kriegswissenschaftliche Studien getrieben, die freilich meist nur einem eiteln Theoretisiren Vorschub leisteten**); und hunderte von Offizieren suchten geistige Erhellung und Erhebung in den Freimaurerlogen***). Aber es war dies doch der

*) Martens, Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers, S. 24.

**) Reiche, Memoiren I. 118.

***) Fichte bei Varnhagen, Denkwürdigkeiten 2. Aufl. II. 328.



kleinere Teil und gerade der Teil, der den Ton nicht angab. Auf die Mehrzahl paßte das Bild, welches ein Zeitgenosse (v. Cölln) übertreibend von allen entwirft; er berichtet: „Der Offizierstand, ganz dem Müßiggange hingegeben und den Wissenschaften entfremdet, hat es in der Genußfertigkeit am weitesten gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit.“ Übrigens hatte sich das Sittenverderbnis, wenigstens in den Residenzen, allen Ständen mitgeteilt*), wenngleich die Vornehmen es am wüstesten trieben. Das schlechte Beispiel, welches der König durch seine in geschlechtlichen Dingen laxe Moral gab, bestärkte in dieser Richtung; zumal da das Gerücht, wie es pflegt, was schlimm war, ins Maßlose und das Vergnügen zur Orgie vergrößerte. Daß der König in allen andern Stücken eher einfach als üppig lebte, kam dagegen bei den Wenigsten in Betracht.

So konnte denn der Vaterlandsfreund es nur für ein Glück erachten, daß diese Regierung sich rasch ihrem Ende zuneigte. Friedrich Wilhelms Körper war nicht so widerstandsfähig, wie er aussah. Die Strapazen der Feldzüge, besonders des polnischen, hatten ihn sehr angegriffen; es bildete sich schon im Jahre 1795 der Keim einer schweren Krankheit in ihm aus. Bald zeigte sich die Wassersucht. Vergebens nahm man die verschiedensten, zum Teil seltsamsten Kuren mit ihm vor; vergebens gaben ihm seine Rosenkreuzer aurum potabile, „trinkbares Gold“, ein. Nach langen Leiden, in denen ihn die Lichtenau mit aufopfernder Hingebung gepflegt hatte, starb er am 16. November 1797, 53 Jahre alt.

Er hinterließ den Staat in Verfall, tief verschuldet, von seiner Großmachtstellung herabgesunken, obwohl das Ländergebiet, besonders durch die polnische Beute, von 3524 auf 5536 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl von 5 660 000 auf 8 687 000 angewachsen war. Aber der Zuwachs glich einer ungesunden Aufgedunsenheit, und Warschau, das Danaergeschenk, war nur ein Pfahl im Fleische des Staates, der in Gefahr stand, durch den polnischen Ballast mehr an seinem Deutschtum einzubüßen, als er an Machtmitteln gewann.

---

*) Vergl. Vertraute Briefe (von Cölln) I. 111, 141. Varnhagen, Tagebücher, I. 334. Fouqué, Rächel II. 33, 29.

Friedrich Wilhelm III.

„Man kann sich jetzt gar nicht mehr vorstellen“, sagte nachmals ein Zeitgenosse, der alte Schadow, „wie wohlthätig auf das üppige Leben des Vorgängers das Beispiel Friedrich Wilhelms III. kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin.“ In der That, der junge Monarch und seine Frau Luise führten mit einander ein Leben voll innigster Zuneigung, voll Sittenreinheit und ehrbarer Zucht, wie es damals auf den Thronen unerhört war. Einfach und mäßig, schlicht und wahrhaftig — so war der Kronprinz unter der ernsten Leitung seiner Erzieher erwachsen; und so blieb er als König. Es war etwas Bürgerliches in ihm; seine Art, seine Neigungen hatten das Biedere, Gemütliche eines wohlmeinenden Mannes aus dem Mittelstande. Er fühlte sich nirgends wohler als im Kreise seiner Familie, wo es ohne Prunk und steife Etikette herging. Da saß er stillvergnügt bei Frau und Kindern und seinem Freunde, dem General von Köckritz, dem die Königin nach Tische wohl selber die gestopfte Pfeife und den brennenden Fidibus reichte. So ein Bild gefiel dem Bürgersmann; König und Königin wuchsen ihm ans Herz. Auch die andern vorherrschenden Züge in dem Charakter Friedrich Wilhelms III. stimmten zu jener Schlichtheit: seine nüchterne Verständigkeit, sein strenges Pflichtgefühl, seine Liebe zur Sparsamkeit, Ordnung und Gerechtigkeit.

Aber wennschon höchst achtungswert als Mensch und ein musterhafter Hausvater, so besaß er doch zu seinem schwierigen Königsamte nur mäßige und in manchem Stück mangelhafte Fähigkeit. Er war nun, da er den Thron bestieg, 27 Jahre alt (geb. zu Potsdam den 3. August 1770); ein schöner Mann von schlankem, hohem Wuchs, militärischer Haltung, ernstem, mildem Gesichtsausdruck; aber noch immer klebte seinem Wesen die Schüchternheit an, zu der die pedantisch strenge Art seines ersten Lehrers Behnisch den Grund gelegt hatte. Sie verließ ihn nie ganz; selbst in seiner Sprechweise war etwas Linkisches; abgebrochen und ungelenk kamen die Worte heraus, meist im Infinitiv. Und diese Redeform bezeichnete auch ganz treffend den Fleck, wo es ihm fehlte: es gebrach ihm an Selbstvertrauen, an rascher, kühner Entschlossenheit und durchgreifendem Willen, überhaupt an bedeutender Persönlichkeit; ein Mangel, den gerade seine Bescheidenheit verschlimmerte. Die Anlagen seines Geistes, der von Natur einen Instinkt für das Rechte und Richtige der Dinge und Menschen hatte, waren durch seine Erziehung nicht beträchtlich entwickelt worden; eine umfassende und großartige Anschauung der Dinge hatte sie ihm nicht gegeben. Seine Auffassung der Welt- und

Volksverhältnisse war daher oft unklar und einseitig. Er fühlte dies und war um so eher geneigt, fremdem Urteil mehr als dem seinigen zu folgen. Aber seiner Vorliebe für ehrbare Mittelmäßigkeiten, wie Köckritz, Zastrow u. a., kam nur seine Abneigung gegen alles Große und Geniale, Ungewöhnliche und Energische gleich, und daher hörte er oft auf Ratschläge, die schlechter waren als was er selbst meinte. Andrerseits bewirkte seine Unentschiedenheit, daß er keinen Rat ganz und konsequent befolgte. Sein Lieblingswort war „kalmiren", weil die Sache seiner Natur so sehr entsprach; nämlich so lange es ging, in den einmal breitgetretenen Geleisen ruhig und ehrbar fortzuwandeln. Jeder „Eklat" war verpönt und auch dieses ein Lieblings- und Stichwort; es sollte absolut nie ein Eklat stattfinden; „wer schrie, bekam Recht, damit er nur still sei; der Diener, der nicht gewandt genug war, den Eklat zu ersticken, bekam Unrecht." *)

Während Köckritz und die Männer seines Schlages kein höheres Glück für den preußischen Staat wußten, als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, um „ungestört ihre Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können", besaß die Königin Luise, geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, einen edleren Seelengehalt. Sie war „die schönste Königin und eine noch schönere Seele." Sie prangte damals in reizendster Jugendblüte, 21 Jahre alt**), „eine Schönheit ersten Ranges, von hoher und schlanker Gestalt, edler Fülle, anmutvollster Haltung und Bewegung. Ihr Gesichtsschnitt mit Ausnahme der etwas zu stumpfen Nase, von hellenischer Reinheit und belebt durch große blaue Augen, welche die Klarheit ihres Geistes und die Wahrheit und Güte ihres Charakters strahlend ausdrückten." „Das war nun freilich", erzählt ein Zeitgenosse, „das war eine Frau, die wie ein ganz überirdisches Wesen vor einem schwebte, in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredsamkeit, mit der sie allen die Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß jeder wie in einem zauberischen Traume glauben mußte, dieses lebendige, regsame Feenbild sei in ihn verliebt, und er dürfe nun auch in sie verliebt sein." ***) Dem Zauber, dem in ihrer Nähe alles, auch das Fremdeste erlag, hätte am wenigsten der König widerstanden, der sie so zärtlich liebte. Aber sie hielt es für ihre Frauenpflicht, sich in die Staatssachen nicht zu mischen, und sie verehrte ihren Gemahl zu sehr, um zu zweifeln, daß er selbst am besten wisse, was seines Amtes sei.

Der Kronprinz hatte Friedrich geheißen, der König ließ sich Friedrich

---

*) v. Lang, Skizzen aus meinem Leben II. 56.

**) Geboren am 10. März 1776 zu Hannover, wo ihr Vater, Prinz Karl, damals noch nicht regierender Herzog von Strelitz, den Posten eines Gouverneurs bekleidete.

***) v. Lang a. a. O. 44.

Wilhelm nennen; er meinte mit Recht, dieser Name lasse sich auf Preußens Throne leichter tragen. Er meinte aber auch, die berühmte Maschine, die Friedrich der Große hinterlassen, könne so bleiben, wie sie eben war; und darin irrte er sich sehr. Von Rost überall zerfressen, konnte sie so Großes nicht leisten, als die Zeit jetzt verlangte. Eine gründliche Heilung des ganzen Staatskörpers, eine Umgestaltung jener Maschine in einen lebendigen, von dem Geist des ganzen Volks erfüllten Organismus — das that not. Aber Friedrich Wilhelm hatte zu so großen Dingen vorerst ebenso wenig den Willen als die Kraft. Er haßte alles Revolutionäre von Grund seines Herzens, und als revolutionär war ihm alles verdächtig, was dem herkömmlichen feudalen und absoluten Wesen des Staats zu nahe trat. Übrigens war man auch im Volke über den eigentlichen Sitz des Übels keineswegs im klaren. Man wiegte sich noch immer in der Einbildung von der Vortrefflichkeit des Staates und besonders des Heeres; man war voll Dünkels auf eine Großmachtstellung, die doch schon bedenklich schwankte. Die Lorbern Friedrichs des Großen verblendeten den König, aber auch die Nation. „Ein richtiger Altpreuße von damals, Offizier oder Beamter gleich viel, ging einher wie jener indische Brahmane, welcher alles Ernstes überzeugt war, daß er Feuer genug in seinem Bauche habe, um damit nötigenfalls die ganze Welt zu verbrennen." Allerdings fehlte es nicht an Ausnahmen. Unter den Beamten vom alten Schlage war mehr als einer, der wie Zerboni dachte und den Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt gar wohl begriff. Ganz von selbst hatte sich in der letzten Zeit Friedrich Wilhelms II. erst innerhalb der Staatsdienerschaft, dann von hier weiter sich verbreitend auch innerhalb des Bürgertums eine Oppositionspartei gebildet. An sich klein und ohne Einfluß, hatte sie alles vom Kronprinzen gehofft. Jetzt da er den Thron bestiegen, war sie voll Erwartung. Vorzüglich wünschte sie die Säuberung der Ministerien und Oberbehörden von allen Elementen, die dem Staate zum Nachteil oder zur Unehre gereichten.

Aber von ihren Erwartungen wurden nur wenige erfüllt. Friedrich Wilhelm III. begnügte sich, gegen einige der schreiendsten Mißstände einzuschreiten, und auch dies that er mit Halbheit. Die ihm persönlich verhaßte Gräfin Lichtenau ließ er sofort nach dem Ableben seines Vaters verhaften und dann aus der Stadt verweisen; eine mehr harte als gerechte Maßregel. Den Kriegsrat Zerboni begnadigte er; aber den Minister, welchen dieser angeklagt hatte, sowie die meisten andern hohen Beamten, über die man schon geglaubt hatte ein Strafgericht hereinbrechen zu sehen, ließ er unangefochten. Da half es denn wenig, daß er durch ein Rundschreiben den Behörden die Entfernung träger, unfähiger oder unredlicher Beamten, eine bessere Aufsicht und Sparsamkeit in der Verwaltung, Ordnung und Rührigkeit in allen Zweigen des Staatswesens

anempfahl. So erschien auch eine Kabinetsordre, die den Offizieren aufs strengste das „Brüskiren“ der Zivilpersonen verbot. Aber andrerseits bestärkte der König den Hochmut der Offiziere, indem er sie im Range den Zivilbeamten unverhältnismäßig voranstellte.

Nur in einem Stücke besserte er gründlich. Er entzog dem Muckertum die Hofgunst, an der es sich genährt hatte. Er war aufrichtig fromm, aber seine Religiosität zeigte sich in praktischem Christentum, legte das Hauptgewicht auf die Moral. Er hob die orthodoxe Prüfungskommission und das Religionsedikt auf und entließ deren Urheber. „Früher ist kein Religionsedikt im Lande gewesen“, schrieb er an Wöllner, „aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei.“ Auch Bischoffswerder verlor seinen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten. Der König war zum Entsetzen der Dunkelmänner sogar freisinnig genug, dem Philosophen Fichte, den die strenggläubigen Theologen aus Jena vertrieben, den Aufenthalt in Berlin zu gestatten (1799). „Wenn es wahr ist“, meinte er, „daß der Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir thut das nichts.“

Auch für die materiellen Interessen des Landes geschah einiges Gute. Das Tabaksmonopol wurde aufgehoben und doch durch Ordnung und Sparsamkeit das Finanzwesen allmählich in besseren Stand gesetzt.

Indessen das war auch alles; man blieb im ganzen mit dem Nachbessern doch nur auf der Oberfläche.

Die Enttäuschung der „Gutgesinnten“, wie sie sich nannten, war groß. Aber immer noch meinten viele, es liege nur daran, daß der König nicht wisse, wie es in Wahrheit um manche seiner höchsten Diener und Räte bestellt sei. Ein Freund Zerbonis, der Oberzollrat von Held, unternahm es, dem Könige diese Einsicht beizubringen.

Hans von Held (geboren 1764 zu Auras bei Breslau) war ohne Zweifel einer der besten Patrioten, die in der letzten Zeit der alten Monarchie namhaft geworden sind. Der Ruhm und die Wohlfahrt des preußischen Staates galten ihm alles, und er haßte leidenschaftlich, was diesen Gütern Abbruch that. Von jeher ein Eiferer für Wahrheit und Recht — schon als Student in Frankfurt a. O. und Halle hatte er eine Art Tugendbund, den „Konstantistenorden“, gestiftet, den er jedoch später als unpraktisch wieder aufgab —, in seinem Amte zugleich von seltener geschäftlicher Tüchtigkeit und durchweg ein ehrenhafter Charakter, ertrug er es nicht, daß Personen, die er für Staatsverderber hielt, ungestört in den wichtigsten und einflußreichsten Ämtern sitzen sollten. In Posen, wo er 1793 als Ober-Accise- und Zoll-Rat angestellt worden, hatte er viel Ungesetzliches mitansehen müssen; aber als er darüber sich zu freie

Äußerungen erlaubte, war er 1797 zur Strafe nach Brandenburg a. H. versetzt worden. Auch Zerbonis Schicksal bewies ihm dann, daß es ein nutzloses Opfer sei, mit ungeschlossenem Visir gegen die Machthaber aufzutreten. Er beschloß deshalb, lediglich die Thatsachen sprechen zu lassen. Unter der vorigen Regierung war ein Amtmann und Domänenpächter in Krotoschin, Namens Fruenson, durch die obersten Behörden der Verwaltung und der Justiz aus seinem Besitz gebracht worden. Die beiden Minister v. Hoym und v. Goldbeck, auf deren Verfügung dies geschehen, hatten damit nach Helds Überzeugung schweres Unrecht verübt und zwar in einer Weise und aus Motiven, daß dieser Fall sich ganz besonders eignete, den Mißbrauch, den sie mit ihrem Amte getrieben, darzuthun und dem Könige über ihre Unwürdigkeit die Augen zu öffnen. Er verschaffte sich also die Fruenson'schen Prozeßakten und machte den Fall zum Gegenstande einer Schrift, die er im Winter 1800 zu 1801 heimlich und anonym bei dem Buchhändler Frölich in Berlin drucken ließ. Die für ihn bestimmten Abdrücke schickte er zum Einbinden nach einer benachbarten sächsischen Stadt. Der Buchbinder gab ihnen (wohl auf Helds Anweisung) schwarzen Umschlag und schwarzen Schnitt und auf dem Rücken als Aufschrift in silbernen Buchstaben die Namen jener beiden Minister. Von dieser Ausstattung erhielt die Schrift dann den Namen „das schwarze Buch". Der wirkliche Titel lautete so: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate oder aktenmäße Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischen Staatsminister." Darunter, statt des Druckortes: „Nirgends und überall" und die Jahreszahl 1801.

Von dieser Schrift sandte Held — immer anonym — Anfangs Februar 1801 drei Exemplare mit der Post nach Berlin, eins an den König, eins an dessen Vertrauten, den General von Köckritz, das dritte an den Minister Grafen von der Schulenburg, der für einen Gegner der Angegriffenen galt. Zu gleicher Zeit sollten die übrigen Exemplare unter das Publikum kommen und so mit einem Male der Sturm losbrechen. Zu diesem Zwecke hatte Frölich die ganze Auflage nach Leipzig geschafft; von dort sollten die Abdrücke in die Welt gehen. Aber ein falscher Freund Helds verriet den bedrohten Ministern, was im Werke war. Sie wußten rechtzeitig den König gegen das Pamphlet und den Skandalmacher, der es in die Welt gesetzt, einzunehmen und durften zur Unterdrückung des öffentlichen Ärgernisses ihre Maßregeln treffen. Das Buch wurde konfiszirt, der Verleger, den man bald ermittelte, verhaftet und nun auf den Autor gefahndet. Held hätte sich durch die Flucht retten können; aber da er und Frölich einander Verschwiegenheit gelobt, so blieb er. Sein Vertrauen täuschte ihn; Frölich nannte den Verfasser, und nun wurde auch Held in Verhaft genommen und wegen Schmähung

der Minister und Verletzung der Ehrfurcht gegen den König in Untersuchung gezogen. Das Ende war, daß Frölich auf ein halbes Jahr, Held auf anderthalb Jahre auf die Festung kam. Als man Held abführte und er am königlichen Schloß in Berlin vorbeikam, rief er, die Arme zum Himmel erhebend: „nun, Schicksal, du wirst Richter sein!“ — Vorerst hatte er nur die Genugthuung, daß die öffentliche Meinung, die freilich wenig vermochte, für ihn Partei ergriff. Denn wenn auch die meisten Sendungen seines Buches in die Hände der Polizei fielen, einige drangen doch durch und machten großes Aufsehen. Indes gelang es den Ministern auch von diesen Exemplaren wieder die Mehrzahl in ihre Gewalt zu bekommen, und in kurzem war die Brandschrift so selten geworden, daß man sie seitdem fast als verschollen betrachten konnte.

Das Buch begann mit einer Einleitung, in der sich der Verfasser an den König wendete, in einer Sprache, die von unerhörter, ja stellenweise übermäßiger Freimütigkeit war. Kein Wunder, daß sie ihren Zweck verfehlte. So ungestüm durfte zu Friedrich Wilhelm III. kein Unterthan reden.

Held berief sich darauf, daß, was er gesagt, wahr sei. Er verfaßte in Kolberg, wo er die ihm diktirte Strafe abbüßte, eine Rechtfertigungsschrift, in welcher er neue Thatsachen wider v. Hoym und v. Goldbeck beibrachte, und er schickte diese Schrift, der man den Namen „das schwarze Register“ gegeben hat, im Jahre 1802 dem Gerichte ein. Doch half ihm dies nichts. Daß jene Minister sich unter der vorigen Regierung manches hatten zu Schulden kommen lassen, bezweifelte der König wohl nicht; aber er hatte ein für allemal entschieden, die alten Geschichten sollten nicht wieder aufgerührt werden. Nichts in der Welt haßte er nun einmal so sehr, wie einen „Eklat“; darum und aus Pietät gegen das Andenken seines Vaters, der jene Verwaltungssünden zugelassen, blieb er dabei, auf das Materielle der Held'schen Denunziation nicht einzugehen, aber deren Form als straffällig zu betrachten. Übrigens beleidigte ihn nicht bloß der Ton, in welchem Held sprach. Es mißfiel ihm überhaupt, es galt ihm als eine nicht zu duldende Überhebung, wenn ein Unterthan ihm in Staatssachen ungefragt die Wahrheit sagte und Lehren gab.

Es erschienen damals, heimlich gedruckt, noch andere Broschüren, welche das Mißvergnügen der Oppositionspartei kundgaben; eine, betitelt „das gepriesene Preußen“, richtete ihre Angriffe sogar unmittelbar gegen den regierenden König selber. Aber sie erbitterten ihn nur und bekehrten auch in seiner Umgebung niemanden; es blieben Stimmen in der Wüste.

Am wenigsten wurde an dem Heerwesen und an der äußeren Politik etwas geändert. Der König beließ die unfähigen Männer, die Preußen

hier bisher so übel beraten hatten, den Minister von Haugwitz, den Kabinetsrat Lombard u. a., in ihren einflußreichen Stellen, wie er denn überhaupt die Staatsdienerschaft, die er vorgefunden, im großen und ganzen beibehielt. Für das bestehende System, welches er durch ein besseres zu ersetzen sich nicht getraute, schienen ihm diese Leute, weil sie Erfahrung hatten und den Geschäftsgang kannten, immerhin die brauchbarsten Diener zu sein. Überdies hatte er, wie vor allem Neuen, so insbesondere vor neuen Gesichtern eine fast unüberwindliche Scheu. So trieb denn die alte Monarchie haltlos der großen Katastrophe zu, unwillig und unvorbereitet in den Weltkampf, der rings sie umbrandete.

Jena.

Der rasende Freiheitsschwindel der Revolution hatte ausgetobt; Frankreich war müde der Greuel, die im Namen der Republik an seinen Kindern verübt wurden; schon war es auch der Republik selber müde. Aber geblieben waren die Kriegslust, die Raub- und Ruhmgier, welche die Revolution im Kampfe mit dem Auslande entzündet hatte. Und wenn es nur gar wenige Republikaner mehr gab, so waren desto mehr Soldaten da, die Geschmack an dem Handwerk fanden, nachdem sie es einmal ergriffen. Der Jakobinismus lag in den letzten Zügen, aber er hinterließ ein ungeheures Material von Kriegs-, von Machtmitteln und die Nation in Feindschaft mit aller Welt. So schlug die Demokratie in ein Säbelregiment und die Republik in ein Cäsarentum um. Denn schon war der glückliche Soldat da, der die Erbschaft der Revolution anzutreten und mit der gewaltigen Kraft seines Genies den Sieg an seine Fahnen und im Heere ganz Frankreich an seine Person zu ketten verstand.

Am 5. Oktober 1795 gab es in Paris wieder einmal eine Explosion: der Kern der pariser Bürgerschaft stürmte gegen den Konvent, dessen Kredit schon sehr gesunken war. Es galt, ihn vollends zu stürzen. Aber der Konvent, obgleich schon in halber Auflösung, bot dem Sturme mutig Trotz und ernannte auf des Abgeordneten Barras' Vorschlag zum Führer der Truppen einen jungen Artillerieoffizier, Napoleon Bonaparte. Die Wahl traf den Rechten. Der junge Offizier bemächtigt sich eines Parks Kanonen und schmettert mit großer Ruhe die Volksmasse nieder. Auf ihn gestützt werfen dann Barras und ein par andere sich zur „Direktorialregierung“ auf. Bonaparte wird zum Dank im nächsten Frühjahr als General nach Italien geschickt. Er war damals erst 26 Jahre alt (geb. am 15. August 1769 zu Ajaccio in Korsika); eine unscheinbare Gestalt, klein, sehr hager, ein längliches olivengelbes Gesicht; aber „die scharf

ausgeprägten Züge, das lebhafte, forschende Auge, das drastische Geberdenspiel verrieten eine Feuerseele und die breite, gedankenschwere Stirn einen Denker"; und die Truppen lernten bald ihren jungen General als den Kriegsgott erkennen, der er war. Denn mit dämonischer Gewalt wußte er Personen und Verhältnisse stets seinen Zwecken dienstbar zu machen; das größte praktische Genie, welches Frankreich und Italien je erzeugt haben, vereinigte er mit dem Feuer und der Geschmeidigkeit des Südländers eine eiserne Willenskraft; dabei war er trotz seiner Jugend voll Erfahrung und Menschenkenntnis und obwohl sein Glücksstern eben erst aufglimmte, fest überzeugt, daß derselbe über alle emporflammen und niemals untergehen werde. Sein Heer glaubte ihm; führte er es nicht wundergleich von Sieg zu Sieg über jedes Hindernis unaufhaltsam dahin? Die Sardinier, die Österreicher wurden geschlagen, über den Haufen geworfen, Oberitalien erobert, Mittel- und Süditalien niedergescheucht. Mit Schrecken sah die Welt eine neue furchtbare Macht erstehen, aus dem Chaos der Revolution die letzte, entsetzliche Geburt: den Bonapartismus, ein Ungetüm, das des Gegners Heere schlug, die Völker köderte, die Regierungen entzweite und einschüchterte, alle aber, Freund und Feind, an der Furcht und an der Selbstsucht faßte und mit eigener, schnödester Selbstsucht ausnutzte. Im nächsten Feldzug errang Bonaparte, Macchiavelli und Cäsar in einer Person, noch glänzendere Triumphe. Er trug seine siegreichen Trikoloren aus Italien in die Alpenländer, bis in das Herz der österreichischen Monarchie und erreichte, dank der Engherzigkeit, Feigheit und Kurzsichtigkeit Franz' II., den Frieden von Campoformio. „Lieber dem Feinde eine Provinz opfern als das Volk bewaffnen, denn dies hieße den Thron umstürzen", meinte Kaiser Franz und trat (im Oktober 1797) das linke Rheinufer, die Niederlande und Oberitalien an Frankreich ab, wogegen er als Schmerzensgeld Venedig erhielt.

Der Kongreß zu Rastatt sollte dann auch zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche Frieden schaffen. In dieser Diplomatenversammlung spielten die Franzosen nun auf empörendste Weise die Herren. Die elende Verfassung Deutschlands mit den hunderten von Landesfürsten, sowie die jämmerliche Politik der beiden deutschen Großstaaten erleichterte ihnen das Spiel. „Wenn der deutsche Reichskörper nicht existirte, so müßte man ihn ausdrücklich zu Frankreichs Nutzen erschaffen", schrieb Napoleon damals höhnend, aber wahr, nach Paris.

Die Dinge gestalteten sich zwar wieder für Deutschland etwas günstiger. Denn während Napoleons Abwesenheit, den das Direktorium zur Eroberung Ägyptens abgesandt, trat Österreich abermals in den Krieg ein, und Rußland schickte ein Heer zu Hilfe. Rasch trieben Erz-

herzog Karl und der Russe Suworow den Feind aus Deutschland, aus Italien. Da kehrte (Oktober 1799) Napoleon aus Ägypten zurück; ganz Frankreich jauchzte ihm als dem Manne der Zeit zu. Er eilte nach Paris, stürzte (10. November) mit Soldaten die Regierung und ließ sich zum „ersten Konsul der Republik“ ernennen; in der That war er nun ihr unumschränkter Herr geworden, wenngleich er es noch für nützlich hielt, den neuen Despotismus mit alten republikanischen Formen und Redensarten einigermaßen zu verhüllen. Die Einsichtigeren erkannten zwar schon jetzt die schrankenlose Selbstsucht, die maßlose Herrsch- und Ruhmgier und die eisige Menschenverachtung dieses „Konsuls“; die Menge aber freute sich, daß nun eine „starke Regierung“ dem ewigen Hin- und Herschwanken der öffentlichen Verhältnisse ein Ende machen, Ordnung und Gesetz fest herstellen und Frankreich zugleich mit Ruhm und Beute bereichern werde.

Dieser Mann stand jetzt also an der Spitze aller Kräfte einer großen Nation den Herrschern Europas gegenüber. Es bezeichnet ihre Verblendung, daß sie die Gefahr nun für geringer hielten. Er war doch der Bezwinger der Revolution; freilich ein Parvenü, aber die Revolution beendigt zu haben, dies Verdienst adelte den Advokatensohn. So sah namentlich der berliner Hof die Dinge an. Auch sprach der französische Diktator so gemäßigt, redete so gut von seiner Friedensliebe und besonders von seiner Freundschaft für Preußen. Friedrich Wilhelm hielt also fester als je an seiner Politik der „freien Hand“, der Neutralität, des Abwartens. Sie galt ihm in diesem Weltkampfe für die größte Weisheit. Schon im vorigen Jahre, als Preußens Beitritt zu der „zweiten Koalition“, die England zusammengebracht, von jedem wahren Staatsmann hätte für notwendig erklärt werden müssen, widerstand der König dem Andringen Rußlands und Österreichs und blieb parteilos. Seine Höflinge nannten das abwartende Klugheit, was „im letzten Grunde doch nur kleinmütige Unentschlossenheit und Mangel an großstaatlichem Selbstvertrauen“ war. Der französische Gesandte in Berlin, der kluge Sieyes, schrieb damals sehr treffend an Talleyrand: „Der König von Preußen faßt die schlechteste aller Entschließungen, die, sich für keine zu entscheiden. Preußen will allein bleiben; das ist sehr bequem für Frankreich: es kann während dieser preußischen Betäubung mit den andern fertig werden. Mit Unrecht sagt man, Berlin sei der Mittelpunkt der europäischen Unterhandlungen; die ganze Weisheit des berliner Hofes besteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine passive Rolle zu spielen.“ Friedrich Wilhelm beharrte auch jetzt dabei, nichts zu thun. Die Meinung, man werde ihn in Ruhe lassen, wenn er die andern nicht störe, ging bei ihm bis zum Aberglauben. Er konnte sich sagen, Preußen bedürfe des Friedens, um sich innerlich ganz neu zu gestalten und so erst

in rechten Verteidigungszustand zu setzen. Aber eben diese Neugestaltung unterließ er; es blieb im wesentlichen alles beim alten.

Inzwischen war Kaiser Paul von Rußland aus der Koalition geschieden, hatte sogar zu Napoleons Freude in Verbindung mit Schweden und Dänemark, um Englands Seehegemonie zu beschränken, die „nordische Neutralität“ errichtet und drängte nun Preußen in dieselbe Richtung; Friedrich Wilhelm trat (1800) der nordischen Neutralität bei, schien also auf die Lehre der Franzosen, Preußen und Frankreich seien natürliche Verbündete, mehr als bisher zu geben. Ihn bestärkte darin das Mißgeschick, das über Österreichs Waffen waltete. Es hatte mutig ausgehalten, aber das Glück warf dem ersten Konsul bei Marengo (Juni 1800) den Sieg in den Schoß; er eroberte die Lombardei, und auch in Süddeutschland gewannen die Franzosen eine große Schlacht (bei Hohenlinden). Die Frucht dieses Feldzuges war der Friede zu Lüneville (Februar 1801), in welchem Österreich und das deutsche Reich die Bedingungen des Siegers annehmen mußten: Italien (außer Venedig), Holland und die Schweiz kamen als Tochterrepubliken, das ganze deutsche Rheinland der linken Seite als Provinz in Frankreichs Hände. Friedrich Wilhelm ging nun einen Schritt weiter auf dem neuen Wege, den seine Politik eingeschlagen; er besetzte (1801) zum Schutz der Nordseeküste Hannover und ließ es sich gefallen, wie die andern größeren deutschen Fürsten, die durch den lüneviller Vertrag Einbuße erlitten, auf Kosten der kleinen Reichsstände, besonders durch Säkularisirung geistlicher Güter, entschädigt zu werden; der regensburger Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 ordnete unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung dieses Geschäft, das durch die schamlose Selbstsucht, durch das Feilschen und Zugreifen der meisten Beteiligten noch widerwärtiger wurde. Preußen erhielt dabei zum Lohne für seine Fügsamkeit gegen Frankreichs Politik eine nicht unbeträchtliche Vergrößerung: es hatte Geldern, Mörs und einen Teil von Kleve verloren, 43 Quadratmeilen mit 127 000 Einwohnern, und bekam für diese linksrheinischen Besitzungen einen Ersatz im inneren Deutschland, der das Vierfache an Umfang und Bevölkerung betrug, nämlich die Bistümer Hildesheim und Paderborn, den größten Teil vom Bistum Münster mit dieser Stadt, Erfurt und andere kurmainzische Gebiete in Thüringen, die Grafschaften Treffurth, Untergleichen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden, Kappenberg und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar — im ganzen ein Gebiet von 178 Quadratmeilen mit mehr als einer halben Million Einwohner und einer Staatseinnahme von vier Millionen Reichs-Gulden.

Aber wog dieser materielle Gewinn den Verlust an Ehre und Ansehen auf, den die Großmacht Preußen durch ihre schwachmütige Haltung erlitten hatte? Zwar weder im deutschen Volke noch in den deutschen

Regierungen lebte ein rechtes Gefühl von der Schmach, in die Deutschland versank, da es also vom Auslande behandelt ward. Viele sahen sogar, und mit Recht, eine Wohlthat darin, daß man mit der deutschen Kleinstaaterei gründlich aufräumte, daß so viele kleine Feudalwesen und Pfaffenstaaten verschwanden, daß, wenn es zur Einheit nicht kam, doch nun deren Hindernisse sich verminderten; aber die Hand, die dem Reichsgespenst an sein Scheinleben griff, war eine fremde, und selbst wer nur Preuße, nicht auch Deutscher sein mochte, hätte es für eine Beschädigung der vaterländischen Interessen halten sollen, daß nunmehr ein Neuntel des Flächenraums (1155 Quadratmeilen) und ein Siebentel der Bevölkerung ($3^1/_2$ Million) von Deutschland abgerissen und zu Frankreich geschlagen waren, und daß die größeren Staaten, die übrig blieben, Baden, Würtemberg, Baiern, von nun an im Bunde mit Frankreich, mit der Macht standen, durch die sie waren vergrößert worden.

Dennoch beharrte Preußen fort und fort in behaglicher Selbstzufriedenheit oder redete sich doch ein, daß das Stillsitzen unter den gegebenen Verhältnissen eine Notwendigkeit sei. Der König ermannte sich auch dann nicht zu einer That, als Napoleon eine neue Demütigung über Deutschland verhängte, die gerade auch den preußischen Staat beschimpfte und beschädigte. Er schickte sich an, Hannover, welches die Preußen noch 1801 wieder geräumt, selber zu besetzen, da er auf anderen Punkten dem Könige von England nicht beikommen konnte. Nun forderten die Klugheit und die Ehre gleich dringend, daß Preußen diese Verletzung der norddeutschen Neutralität, diesen Bruch des baseler Friedens nicht dulde. Es durfte die Franzosen nicht in das Herz seines Machtgebietes, nicht in den Besitz der Weser- und Elblinie kommen lassen; es mußte seine Truppen wieder nach Hannover werfen, um den Krieg von seiner Thür fern zu halten oder ihn in besserer Lage annehmen zu können. Aber Friedrich Wilhelm III. haßte überhaupt die Kriegsgedanken, meinte auch nicht die Mittel zu einem Kriege mit Frankreich in Händen zu haben, und wähnte, ihn durch Nachgiebigkeit vermeiden zu können. Er überließ daher Hannover seinem Schicksal. Die feige und unfähige Regierung dieses Landes überlieferte es den Franzosen ohne Schwertstreich (Juli 1803). Was Preußen nicht wagte, konnte dem deutschen Reiche natürlich nicht von fern in den Sinn kommen. Es lag im Sterben, und die kleinen Gemeinwesen darin, welche so eben die kleineren verschlungen hatten, bildeten darum noch keine Macht, weil sie die Macht über das Recht setzten. „Wenn Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit", schrieb 1804 der Reichsritter Freiherr vom Stein, „wenn diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden sollen, so müssen die kleinen deutschen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt

werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereignis erlebe." Das hatte lange Wege.

Nachdem die preußische Neutralitäts-Politik so vor aller Welt in ihrer Ohnmacht aufgedeckt worden, suchte der König das Ansehen seines Staats durch ein entschiedeneres Anlehnen an Frankreich zu kräftigen, und da Napoleon ihn vor der Hand noch brauchte, so schienen beide eine zeitlang auf freundschaftlichem Fuße mit einander zu stehen. Am 18. Mai 1804 warf Napoleon die republikanischen Formen ganz bei Seite und ließ sich zum erblichen Kaiser der Franzosen ausrufen. Preußen und Österreich wetteiferten, ihn wegen dieses Schrittes zu beglückwünschen; das letztere nahm aber davon Veranlassung, sich ebenfalls mit der Kaiserwürde zu schmücken, was um so ratsamer schien, da es mit dem deutschen Kaisertum zu Ende ging. Am 14. August 1804 erklärte Franz II. seine österreichischen Staaten zu einem erblichen Kaiserreich. Auch Friedrich Wilhelm III. ward der Vorschlag gemacht, sich in ähnlicher Weise zu erhöhen; man riet ihm, den Namen eines Kaisers von Preußen anzunehmen; er wollte jedoch aus Bescheidenheit davon nichts wissen.

Trotz aller Freundschaftsversicherungen der Höfe lag indes ein neuer Krieg in der Luft. In ihrem Herzen fühlten die europäischen Fürsten Haß und Groll gegen ihren neuen Kollegen, diesen Emporkömmling, der aus einem namenlosen Artillerieleutnant Kaiser geworden war, und der vielen unter ihnen so schwere Nackenschläge gegeben hatte. Am feindlichsten war die Stimmung in Wien, wo man die größten Verluste erlitten. Auch der junge und ehrgeizige Kaiser Alexander I. von Rußland grollte über die weite Ausbreitung der französischen Macht. So wurde es der britischen Regierung nicht schwer, diese beiden Mächte zu einer „dritten Koalition" zu bewegen, welche Frankreichs Übergriffen noch einmal mit den Waffen in der Hand entgegentreten sollte. Beide Parteien bemühten sich wieder um die Hilfe Preußens, und jetzt war für diesen Staat der letzte Moment gekommen, sich aus seiner schiefen Stellung aufzurichten. Nur durch den Beitritt zur Koalition konnte er noch gerettet werden. Es gab in der Umgebung des Königs Stimmen genug, die dazu rieten; sein Vetter Prinz Louis Ferdinand stand an der Spitze dieser Partei, die den Krieg gegen Frankreich wünschte; auch die Königin neigte dieser Richtung zu. Aber noch eifriger flüsterten die Mutlosen, die Politiker des Nichtsthuens ihre Ratschläge, und der König selbst hatte keine Lust, mit seinem bisherigen System zu brechen. Er meinte, weil er sich bis jetzt so ohne Krieg durchgewunden, so werde ihm solches sich Durchwinden auch in Zukunft möglich sein. Nur zu einem Mittelwege zu diplomatischem Flickwerk gab er seine Zustimmung: Preußen versuchte zwischen Paris und Petersburg einen Ausgleich anzubahnen. Damit

verdiente es sich nirgend Dank; beide Teile waren zum Kriege entschlossen, der dann im Spätsommer 1805 ausbrach.

Preußens Schwert konnte jetzt die eine oder die andere Wagschale senken. Rußland meinte, durch eine Verbindung von trotziger Drohung und liebkosender Schmeichelei den König in die Koalition hineinzwingen zu können. Napoleon lockte mit dem Besitz Hannovers. Preußens höchste Interessen wiesen ins Lager der Verbündeten; die niedere Selbstsucht trieb, zu Napoleon überzugehen; — für eins von beiden mußte man sich entscheiden. Hardenberg, seit 1804 an Haugwitz' Stelle Minister des Äußern, erkannte dies wohl; aber nicht er, sondern die Privatratgeber des Königs, der Kabinetsrat Lombard, der General Köckritz, der Graf Haugwitz, hatten dessen Ohr, und sie hatten es, weil sie nur anrieten, was der König zu hören wünschte: Neutralität, Neutralität um jeden Preis*). So verblieb denn Friedrich Wilhelm hartnäckig bei einer Politik, die jeder Einsichtsvolle verurteilen mußte, die „weder die rechte Kraft zum Guten, noch den Mut des Schlechten" besaß, die sich unentschlossen bald hierhin, bald dorthin neigte, und die zuletzt an ihrer Schwäche und Halbheit zugrunde ging. Denn während der König von Preußen still saß, geschah es, daß Napoleons Heere, von Baiern, Würtemberg, Baden verstärkt, längs der Donau vordrangen, die schlechtgeführten Österreicher in einer Reihe von Schlachten überwältigten und Anfangs November Wien erreichten. Nicht einmal die Verletzung des preußischen Gebiets, der Durchzug französischer Truppen durch Ansbach, brachte den König zu einer That; auch nicht des Zaren persönliche Einwirkung. Alexander kam selbst nach Berlin und schloß mit Friedrich Wilhelm in empfindsamster Weise ein Bündnis; in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805 am Sarge Friedrichs des Großen in Potsdam schworen sie einander Freundschaft. Aber nun in diesem letzten, allerletzten Augenblicke wirklich loszuschlagen, dazu fehlte es dem Könige doch wieder an Entschlossenheit. Vielmehr beschränkte er sich darauf, den Grafen Haugwitz, den er schon im Oktober dem Minister Hardenberg in der Leitung des Äußeren an die Seite gesetzt hatte, an Napoleon abzuschicken, damit er diesem Vorstellungen mache, und begab sich selbst dann aufs Land nach seinem geliebten Schloß Paretz, um hier, wie er es gern hatte, sich idyllisch zu erholen.

So ging die Gelegenheit zur Rettung unwiederbringlich verloren. Napoleon besetzte Wien, drang in Mähren ein, um dort das russisch-österreichische Hauptheer zu schlagen. In diesem Augenblicke erschien Haugwitz bei ihm; Napoleon gelang es leicht, diesen schwachmütigen

*) Vgl. Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg, herausg. von L. v. Ranke, Leipzig 1877, II. 188 ff. u. a.

Diplomaten, der ohnehin von seinem Könige friedfertige Weisungen empfangen hatte*), durch leere Verhandlungen hinzuhalten, bis er am 2. Dezember in der „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz die Verbündeten besiegt hatte. Kaiser Franz bat jetzt um Frieden (4. Dezember); er erhielt ihn (zu Preßburg 26. Dezember), aber unter den härtesten Bedingungen: Österreich wurde aus Italien völlig, aus Deutschland fast ganz hinausgedrängt; mit den deutschen Provinzen, die es einbüßte, wurden Napoleons Vasallen, die Herrscher von Baiern, Würtemberg, Baden belohnt. Die Koalition war gesprengt, die Russen zogen in ihr Land zurück. Auf Haugwitz aber machte Napoleons Glück einen so überwältigenden Eindruck, daß er sich die empörendste Behandlung gefallen ließ, um dann (am 15. Dezember zu Schönbrunn) eigenmächtig einen Vertrag zu unterzeichnen, dessen Schimpflichkeit er gar nicht einmal zu fühlen schien: er willigte in die Abtretung preußischer Provinzen, Ansbach, Wesel, Kleve, Neuenburg, und zum Entgelt sollte Preußen das Kurfürstentum Hannover, das Eigentum des Königs von England, mit dem es in Frieden lebte, nehmen dürfen. Als dieser Vertrag, der Preußen in erniedrigender Weise einen Bissen für die Habgier zuwarf, am berliner Hofe eintraf, „schäumte nicht nur die Kriegspartei auf, sondern trat sogar der König für einen Augenblick zornvoll aus seinem Phlegma heraus." Allein Lombard und der preußische Gesandte in Paris Marquis Lucchesini schläferten diese Aufwallung wieder ein, und auch Hardenberg war kurzsichtig genug, die Annahme des Vertrages und die Abrüstung anzuraten. Friedrich Wilhelm suchte wieder nach einem Mittelweg zwischen Ja und Nein, nahm den Vertrag nicht eigentlich an, lehnte ihn aber auch nicht ab und schickte, während er sein Heer auf den Friedensfuß setzte, Haugwitz nach Paris, um mit dem Kaiser aufs neue zu unterhandeln. Diese haltlose Schwäche, dieses ewige Schwanken veranlaßte Napoleon zu den bittersten Äußerungen: „der preußische Hof ist ebenso falsch als dumm", schrieb er damals an einen seiner Brüder; Preußen wurde ihm zugleich verächtlich und verhaßt. Er überhäufte es von nun an mit Demütigungen und nötigte den König durch Drohungen zu einem Allianz-Vertrage (15. Februar 1806), der für diesen noch schmählicher war als der schönbrunner; denn es kam noch ein Artikel hinzu, der die preußische Politik an die französische kettete und den Bruch mit England gebot. Hardenberg, der immerhin eine würdigere Richtung verfolgte, mußte nun an Haugwitz völlig den Platz räumen. Aber wenn Friedrich Wilhelm nicht wagte offen zu widerstehen, so suchte er doch durch heimliche Unterhandlungen aus dem bonapartischen Netze zu entkommen. Er schloß ohne Wissen des Ministeriums einen Bundesvertrag

*) v. Schön, Aus den Papieren u. s. w. IV. 543.

mit dem russischen Kaiser und unterhielt mit diesem — ebenfalls im tiefsten Geheimnis — einen Briefwechsel, der ganz anders lautete als die öffentlichen und offiziellen Depeschen, welche nach Petersburg geschickt wurden.

Mit dieser Schwäche und Charakterlosigkeit der Regierung bildete der Dünkel in den oberen Schichten des Volks einen um so widerwärtigeren Gegensatz. Vor allen der Offizierstand zeigte sich in seiner Mehrzahl jeder politischen Bildung und Einsicht bar; diese Eisenfresser, schadenfroh über die Niederlage der Österreicher, meinten, „das könne den Blauröcken nie begegnen, so ausgeklopft zu werden wie die Weißröcke.“ „Generäle wie der Herr von Bonaparte“ — sagte der General v. Rüchel auf einer Parade in Potsdam — „hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen.“ Er selbst, Rüchel, hatte doch nur Exerzier- und Verwaltungstalent und war ein tapferer Soldat, aber kein Feldherr. Am ärgsten bramarbasirten natürlich die jüngeren Offiziere. Der adlig-soldatische Übermut trat bei ihnen, zumal bei den eben aus den Kadettenhäusern entlassenen, halb komisch und halb widerlich zu Tage; er war der häßlichste Charakterzug des Preußentums jener Zeit und machte es besonders den Bewohnern der neuerworbenen Provinzen verhaßt. Ein Zeitgenosse, der es in den Jahren 1803 bis 1806 in Münster beobachtete, meldet darüber:*) „Die langen Degen in wagrechter Lage an der Seite, sahen die bartlosen Kerlchen mit dem gewaltigen Sturmhut auf dem Heldenhaupt aus, wie mit einer Stecknadel aufgespießte Brummfliegen. Diese Knaben-Offiziers stolzirten in langer Front auf dem Prinzipalmarkt umher und unter den Lauben mit einer Unverschämtheit und Brutalität, die selbst die Verständigen unter den preußischen Beamten empörte. Wer ihnen in den Weg kam und nicht bei Zeiten auswich oder nicht mehr ausweichen konnte, wurde mit dem Rohrstock oder mit dem Degenknopf bei Seite gestoßen, und Frauen und Jungfrauen, die das Unglück hatten, in das Bereich dieser entarteten Jugend zu geraten, wurden durch die schamlosesten Reden und selbst durch Handgriffe insultirt. Diese Bande führte in Wein- und Speisehäusern und bei den Konditoren das große Wort. Wir werden, lärmten sie, den Franzosen und ihrem Bonaparte schon zeigen, um was es sich handelt, wenn sie uns zu nahe kommen. Er soll uns kennen lernen!“ Wie stach dagegen das Benehmen des wirklich verdienten Kriegsmanns, der damals in Münster kommandirte, des Generals v. Blücher, ab! Er war gegen jedermann und besonders gegen den Bürger und gegen die niederen Leute die verkörperte Humanität, daher auch der einzige

*) Meine Wallfahrt durchs Leben, v. e. Sechsundsechziger I. 235. Vgl. v. Lang a. a. O. II. 65.

populäre Offizier, den es dort gab. Doch teilte auch er die Meinung von der Unüberwindlichkeit der Armee. Es kam nun die Zeit, sie zu erproben.

Durch die erduldeten Demütigungen hatte Friedrich Wilhelm nichts erkauft als noch schlimmere Kränkungen. Denn Napoleon, heimlich vor Begierde brennend, die berühmten Soldaten Friedrichs des Großen zu schlagen und die Schande von Roßbach glänzend zu tilgen, suchte den Krieg; er trat daher immer feindseliger gegen Preußen auf, schaltete rücksichtlos in den deutschen Dingen, gab Kleve und Berg seinem Schwager Joachim Mürat, wie er Holland in ein bonapartisches Königreich verwandelte. Dann folgte gar die Stiftung des Rheinbunds (12. Juli 1806). Sechzehn deutsche Fürsten, voran Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, trennten sich von dem bisherigen Reichsverbande und erkannten den Kaiser Napoleon als Protektor, d. h. als ihren Herrn an. Damit löste sich das deutsche Reich völlig auf, Franz II. legte (am 6. August 1806) sein Amt als deutscher Kaiser nieder. So zerfiel Deutschland in drei Staaten: Preußen, Österreich und den Rheinbund. Der letztere war bereits in französischer Gewalt, Österreich eben zu Boden geschlagen, die Reihe kam an Preußen. Napoleon ließ ihm keine Wahl mehr; er verhöhnte und betrog es; bot Hannover den Engländern, Preußisch-Polen den Russen an, wenn sie mit ihm Frieden nach seinem Wunsche schlössen, und mahnte heimlich die kleinen norddeutschen Fürsten ab, sich um Preußen zu scharen, obwohl er die preußische Hegemonie in Norddeutschland anzuerkennen versprochen hatte. Aufs äußerste gebracht, entschloß sich nun Friedrich Wilhelm doch zum Schwerte zu greifen; aber jetzt zog er es ebenso unzeitig, als er es früher hatte stecken lassen.

Denn mit welchen Mitteln ging er in den furchtbaren Kampf? Wie stand es in der Wirklichkeit mit dem preußischen Heere, das so hochmütig auf die Lorbern Friedrichs des Großen pochte? Es war hartnäckig bei einer abgelebten Kampfweise und Wehrverfassung verblieben. „Die Offiziere aufwärts zählten manche treffliche Männer, im ganzen war es aber eine wurmstichige Gesellschaft. Ihre Stellen waren ihre Pfründen, die im Kriege nichts einbrachten, sie liebten daher den Frieden." Die meisten Generale waren Invaliden, ihr Körper abgelebt und gebrechlich, ihr Geist in totem Formelwesen erstarrt. Alle höheren Generale zählten 70 Jahre und mehr, alle Stabsoffiziere zwischen 50 und 60 Jahren. Nun wäre freilich das Alter an sich kein Fehler gewesen, eher ein Vorzug — pflegte doch Napoleon zu sagen: gebt mir alte Offiziere und junge Soldaten! Allein da in Preußen die Stellen nur dem Adel zugänglich waren, und bei der Wahl Friedrichs Blick fehlte, vielmehr Anciennität und Connexion entschieden, so mangelte es gar sehr an

Talenten, oder sie blieben unbeachtet. Ebenso fehlten Kenntnis und Bildung. Die meisten Offiziere hatten ja schon im zarten Alter, als Knaben von zehn, elf Jahren das Patent erhalten und seitdem wenig anderes gelernt als die Äußerlichkeiten des Paradedienstes. „Diese herkömmliche Einrichtung, Kinder als Kombattanten dem preußischen Heere einzuverleiben, dessen Paniere ihren schwachen Händen anzuvertrauen und dafür ihnen die Anwartschaft auf die Offizierstellen zu erteilen, war freilich für die Eltern sehr bequem. Sie konnten ihre Söhne, nachdem deren Unterricht kaum begonnen, schon aus dem Hause und aus ihrer Zucht entlassen und sich durch einige Thaler monatlicher Zulage von aller Sorge für eine fernere Erziehung derselben loskaufen. Auch hatte der Knabe den Vorteil früher zu den Befehlshaberstellen hinaufzurücken; so konnte ein Offizier, der 40 Jahre alt war, dem Staate meistens eine Dienstzeit von 30 Jahren anrechnen." *) Mit den gemeinen Soldaten war es nicht klüger bestellt. Sie waren größtenteils zu alt, meist Familienväter, die ins Feld, in den Krieg zu ziehen nicht viel Lust und Eifer haben konnten. Sold, Ausrüstung und Bewaffnung waren sehr mangelhaft, die Verpflegung elend, der Mann erhielt täglich 2 Pfund schlecht gebacknes Kommißbrot und wöchentlich 1 Pfund Fleisch; die Uniformen vom losesten Tuch und so knapp und eng, daß die Soldaten sich darin kaum rühren konnten. Von der neuen Kriegskunst verstand man nichts, man kannte und schätzte nur die veralteten Drillkünste, den Kamaschendienst, die Griffe und Regeln des Exercitiums, die vor 50 Jahren gut gewesen. „Die Zopf- und Puderquälerei ging ins Unglaubliche. Genaues Gleichmaß der Zöpfe eines Regiments war ein Hauptziel der preußischen Kriegskunst." Die Exerzierplätze hallten wieder von wüsten Flüchen, von rastlosem Gefuchtel. Es war empörend zu sehen, wie halberwachsene Offiziere für den geringsten Formfehler alte Soldaten oft halbtot prügeln durften. Und doch trotz aller eingeprügelten Paradefertigkeit bewegte sich das Heer im Felde nur langsam. Denn nach alter Mode waren die Soldaten mit schwerem, zum großen Teil unnützem Gepäck (besonders Putzzeug) bepackt, und die Offiziere führten einen ungeheuren Troß mit sich. Als ein verständiger junger Offizier den General v. Rüchel darauf aufmerksam machte, daß bei der Infanterie auch die Subalternoffiziere ritten, wodurch unter andern Nachteilen ein Geschleppe von 50 Luxuspferden bei jedem Regiment entstand, schnarrte Herr v. Rüchel: „Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß." — So zogen denn die Truppen wie die Lasttiere bepackt, schlecht gekleidet, schlecht ernährt und viel gefuchtelt dahin, ein schwerfälliger, geistloser Haufen. Auch ihre Zusammensetzung war noch die alte. Die Soldaten

*) Gneisenau, Verkehrte Welt, bei Pertz Leben Gneisenau's I. 380.

gehörten zu einem großen Teile dem Auswurf aller Nationen an, den man durch Werbung unter die preußischen Fahnen gebracht und durch Prügel zu Exerziermaschinen gedrillt hatte; die Eingeborenen waren dem Pöbel entnommen, dem ländlichen und städtischen Proletariat, auch für sie schien der Korporalsstock noch immer ein notwendiges Übel. Von Vaterlandsliebe, von Begeisterung war bei solchen Leuten nicht die Rede, sie konnten in dem Militärdienst nur eine Last sehen. Woher sollte ihnen selbst das rein militärische Ehrgefühl kommen? Sie konnten nie Offiziere werden, standen unter dem Stock, wurden gemißhandelt von ihren Befehlshabern und verachtet oder gehaßt von den Zivilpersonen. Eine großartige Persönlichkeit, wie Friedrich der Große, hatte selbst aus solchem Stoff noch etwas Tüchtiges gemacht; aber sie fehlte jetzt auf dem Throne.

Ebenso morsch wie das Heer waren die andern überlieferten Einrichtungen des Staats. Die Monarchie hatte auf allen Gebieten die frühere Spannkraft eingebüßt, war schlaff und welk geworden. Das Volk aber, ausgeschlossen von allem Anteil an der Lenkung der vaterländischen Geschicke, in allem und jedem von einer unfähigen Regierung bevormundet, besaß zwar noch den Nationalstolz aus Friedrichs Zeit, aber nicht mehr das freudige Zutrauen zum Könige, der offenbar seinem schwierigen Posten wenig gewachsen war. Übrigens kam damals in Preußen nichts darauf an, was das Volk meinte und dachte; es hatte bloß zu gehorchen, es sollte nichts sein als eine willenlose Masse von Steuerzahlern und Rekrutenlieferern, und es war denn auch nichts weiter. In den vornehmen Kreisen herrschten Frivolität und Genußsucht, in den untern eine entsetzliche Stumpfheit und Gleichgiltigkeit. Der Bürger und Bauer hatte wenig Liebe für den Staat, in welchem nur Lasten und Pflichten sein Teil waren; und wenig Liebe für das Heer, welches er eher für eine Landplage ansah und für eine bloße Versorgungsanstalt des hochmütigen Adels. Es war also ein verrottetes Heer und ein verrotteter Staat, diese „Monarchie Friedrichs des Großen", die nun in die Arena trat, mit dem gewaltigen Kaiserreiche zu ringen, mit den sieggewohnten Streitkräften Napoleons, die ebenso an Geist, wie an Zahl ihr weit überlegen waren. Denn welch ein Abstich zwischen den Invaliden, die das preußische, und den jungen talentvollen Feldherren, die das französische Heer befehligten! ein ebenso großer wie zwischen den zerprügelten preußischen Söldnern und den ruhmbegierigen französischen Soldaten, deren jeder „in seinem Tornister den Marschallstab" hatte.

Zu alle dem kam noch, daß es auch an Geld fehlte. Trotz löblicher Sparsamkeit hatte Friedrich Wilhelm III. die Schulden, die sein Vater hinterlassen, noch nicht tilgen, geschweige denn Überschüsse sammeln können, er mußte vielmehr — unerhört in Preußen — Papiergeld machen; am 1. Juni 1806 wurden zum ersten Male in Preußen Tresorscheine ausgegeben. War es unter diesen Umständen dem Könige sehr zu ver-

argen, daß er dem Kriege so lange aus dem Wege ging, als es sich nur irgend thun ließ? Wohl aber gereicht es ihm zum schweren Vorwurf, daß er bei Zeiten nichts that, Staat und Heer von Grund aus zu reformiren. Es hat ihm an Aufforderungen dazu keineswegs gefehlt. Der Freiherr vom Stein, den der König zum Finanzminister gemacht, reichte ihm durch Vermittelung der Königin (Anfangs Mai 1806) eine Denkschrift ein, in welcher ein Hauptübel der Regierungsmaschine, nämlich die Macht des Kabinetsrats, geschildert wurde. Er bewies, wie verderblich diese königlichen Geheimschreiber wirkten, die, ohne Verantwortlichkeit und ohne Verbindung mit den eigentlichen Behörden, doch durch ihren persönlichen Einfluß in allen wichtigen Staatssachen die letzte Entscheidung gaben; er deckte namentlich die Unfähigkeit und völlige Frivolität Lombards auf; er zeigte auch, wie unheilvoll die Thätigkeit des Grafen Haugwitz war. Er verlangte die Entfernung dieser schädlichen Ratgeber und fügte einen Entwurf zu einer zweckmäßigen Erneuerung der Staatsverwaltung bei. „Sollten Ew. Majestät", so endete er, „sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Änderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren unter dem Einfluß des geheimen Kabinets zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinden. Die Ursachen und die Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen . . . . ." Die Antwort des Königs war eine ärgerliche Abweisung; Steins Schritt blieb ohne andere Folgen, als daß ihm der König grollte. Ebenso wenig hörte er auf andere einsichtsvolle Ratschläge, welche eine Reform des Heerwesens anempfahlen. Der Major von dem Knesebeck legte schon im Sommer 1805 einen Plan vor, der den Zweck hatte, die Armee in einer volkstümlichen Weise neu zu gestalten, aus dem veralteten Soldheer ein zeitgemäßes Volksheer zu schaffen. Aber die Militärbehörde wies ihn ab mit der Bemerkung: „es erscheint ganz unbegreiflich, wie jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichbares Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuten kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduciren würde." Im Juli 1806 schrieb Blücher aus Münster einen dringenden Brief an den König, der gegen die Haugwitzische Wirtschaft gerichtet war. Am 2. September überreichten die Prinzen Heinrich, Wilhelm und Louis Ferdinand gemeinsam mit Stein und einigen Generalen ein ehrerbietiges Gesuch, welches ebenfalls auf Beseitigung des unfähigen Kabinets und des Ministers Haugwitz drang. Aber die Bittsteller erreichten nichts; sie wurden barsch angefahren und zornig abgewiesen. Denn trotz seiner Unentschlossenheit und seines Phlegmas besaß Friedrich Wilhelm III. doch eine ungemeine Empfindlichkeit für alles, was seinem unumschränkten

Königtum zu nahe zu treten schien; er war kein Despot, aber ein Absolutist, und solche ungewöhnliche Schritte verstießen nach seiner Meinung ebenso sehr gegen den absolutistischen Charakter des Staates, als gegen das Herkommen. Und doch hatte er der ungeheuren Übermacht des französischen Kaiserreichs nicht einmal einen tüchtigen Beistand von Bundesgenossen entgegenzusetzen. Kursachsen half mehr aus Furcht, auch betrug dessen Truppenmacht nur 20 000 Mann. Rußland versprach Hilfe, aber sie war noch nicht zur Stelle. Die eigene Armee, die am 10. August mobil gemacht wurde, zählte doch im Oktober erst 130 000 Mann Feldtruppen, die Festungen waren zerfallen oder in den Händen unfähiger, abgelebter Kommandanten. Die schlechte Politik des Königs trug nun auch beim Auslande ihre bittersten Früchte: Österreich hielt sich zurück; England blieb unthätig. Immer noch sahen ja die Mächte an der Spitze der preußischen Regierung den ebenso unzuverlässigen wie unfähigen Minister; wer mochte zu Friedrich Wilhelms Politik Vertrauen haben, so lange er eigensinnig darauf beharrte, die Geschäfte durch den Grafen Haugwitz leiten zu lassen!

Während Preußen, wie Napoleon sich ausdrückte, lächerliche Vorbereitungen traf, rüstete er selbst mit gewohnter Thatkraft. Ein Teil seiner Heere stand noch vom vorigen Jahre her in Süddeutschland; auf seinen Befehl stießen die Truppen der Rheinbundfürsten dazu. In Franken vereinigte er (Ende Septembers) seine Heeresmassen. 220 000 Mann (ein Fünftel davon Rheinbundstruppen) führte er nach Thüringen, wo die preußische Hauptmacht stand. Unter ihm befehligten seine besten Generale, Soult, Ney, Bernadotte, Augereau, Berthier, Lannes, Mürat, Lefebvre, Davoust. Am 7. Oktober erhielt er zu Bamberg das preußische Ultimatum, welches von ihm forderte, daß er Süddeutschland räume und Norddeutschland der preußischen Hegemonie überlasse; er wies es höhnisch zurück und setzte seinen Marsch auf Sachsen fort. Am 7. Oktober schlug er eine kleine preußische Truppenabteilung unter dem General Tauentzien bei Hof; am 10. eine andere bei Saalfeld, wo deren Führer, der ritterliche Prinz Louis Ferdinand, einen braven Reitertod fand. Diese Scharen bildeten die Vorhut des preußischen Hauptheeres, das unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig die Päſſe des thüringer Waldes nach Sachsen hin verteidigen sollte. Es war mit den 20 000 Sachsen 100 000 Mann stark und stand, weithin verzettelt, von Eisenach bis Jena. Der Oberbefehlshaber, nunmehr 71 Jahre alt, war jetzt noch viel unentschlossener und unlustiger als einst in der Champagne; die Unterfeldherren, Hohenlohe, Rüchel u. a., waren auch nicht die Leute, es mit Napoleon und seinen Marschällen aufzunehmen; Blücher hatte wenig Einfluß; der König, der sich selbst im Hauptquartier befand, war ohne Feldherrngaben. Es gebrach der Leitung an Einheit und Energie, an

Umsicht und Einsicht; man beriet im Hauptquartier hin und her, und jede Stunde vermehrte die Verwirrung. Am 14ten hatte der größere Teil der Armee unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt, der kleinere unter dem Fürsten Hohenlohe bei Jena Stellung genommen; beide von einander getrennt und außer Zusammenhang mit einander. Hier griff sie der Feind an, 100 000 Mann stark gegen 70 000; bei Auerstädt kommandirte Davoust, bei Jena Napoleon. Auf beiden Schlachtfeldern fochten die Preußen und Sachsen tapfer, aber in Konfusion und mit den Fehlern der Unerfahrenheit. Sie konnten die Mißgriffe ihrer Generale nicht gut machen. Überdies wurde der Herzog von Braunschweig im entscheidenden Augenblicke durch eine Kugel getroffen, die ihm beide Augen zerstörte. Es fehlte an jedem einheitlichen Oberbefehl; jeder einzelne Führer traf Anordnungen auf seine Hand; die Truppen wurden stückweise ins Gefecht gebracht, die Kraft des Ganzen planlos verbraucht. So endete die Doppelschlacht mit einer gänzlichen Niederlage. Die Trümmer des geschlagenen Heeres flohen der Elbe zu.

Der Verlust auf dem Schlachtfelde selbst war zwar groß — 12 000 Mann tot und verwundet, 15 000 gefangen — aber nicht unerhört, und auch der Feind hatte 7000 Mann eingebüßt. Die Waffenehre des preußischen Soldaten war nicht befleckt; die Franzosen sprachen selber ihre Verwunderung aus, „wie Truppen, die so kärglich gehalten, die geprügelt würden, die, wenn sie invalid oder zum Krüppel geschossen wären, betteln müßten, sich dennoch so tapfer schlügen." Und die preußischen Offiziere? die Zahl ihrer Toten und Verwundeten — 270 — bewies, daß es jenen Junkern von 1806 nicht an Mut gebrach. „Man sah" (erzählt ein französischer Geschichtsschreiber), „man sah unverhältnismäßig viel Offiziere auf der Erde liegen, die ihre thörichten Leidenschaften edel mit ihrem Leben bezahlt hatten."*) Und wenn jene adligen Knaben, denen man die preußischen Banner anvertraut, nicht die Kraft hatten für sie zu fechten, so hatten sie doch die Kraft, für sie zu sterben. Mancher Fähnrich von zehn, elf Jahren hat sich da in seiner Verzweiflung mit seiner Fahne umwickelt und ist in die Saale gesprungen.

Also diese Niederlage bei Jena war weder schimpflich noch unerhört, aber was nun folgte, war beides. Ein panischer Schrecken, so maßlos wie vorher der Hochmut, ergriff sofort fast alle höheren Offiziere. Weil die Armee besiegt worden, glaubten sie dieselbe vernichtet, und weil der Staat auf die Armee gebaut war, hielten sie auch ihn für unrettbar verloren. Unter ihren wie vom Schlage gerührten Händen löste sich das Heer denn auch vollständig auf, und der König, ebenfalls von jener vorgefaßten Meinung befangen, überließ die Truppen, statt, wie er gesollt,

*) Thiers, histoire du consulat et de l'empire VII. 84.

sie durch seine Gegenwart zu ermuntern und um sich zu sammeln, sich selbst und ihrem Schrecken; er floh in der Hoffnung, daß seine Generale das Mögliche leisten würden, und wähnte, den Siegeslauf Napoleons aufhalten zu können, indem er einen Unterhändler mit der Bitte um Waffenstillstand, um Frieden an ihn abschickte. Aber da der König alles verloren zu geben schien, so thaten es auch die Generale, die nun statt seiner hätten handeln sollen. Desto rascher riß die Demoralisation auch unter den Gemeinen ein. Scharenweise verließen die Soldaten auf die Nachricht, daß ihre Heimat vom Feinde besetzt sei, die Fahne, verkauften ihre Pferde und Waffen und gingen nach Hause. „Wir haben lange genug gedient", sagten sie wohl mit bitterem Hinweis auf die harte, zwanzigjährige Dienstzeit, „wir wollen nun heim; es giebt ja junge Leute genug, welche die Sache ausmachen können." *) Diese Gleichgiltigkeit des geringen Mannes gegen das Schicksal des Ganzen zeigte sich in mehr als einem Regiment und vereitelte die Anstrengungen tüchtiger Offiziere. „Was soll man" (schrieb damals einer derselben), „mit Bauern machen, ins Feuer geführt von Edelleuten, deren Gefahren sie teilen, ohne je deren Leidenschaften und Belohnungen zu teilen?" Um so schmachvoller war das kopflose Benehmen der meisten Führer, die, statt einfach ihre Pflicht zu thun, politischen Erwägungen Gehör gaben und meinten, aller fernere Widerstand nütze bei der eigentümlichen Natur dieses abgelebten Militärstaats, den sie jetzt auf einmal als mangelhaft erkannten, doch nichts und könne nur ohne Nutzen viele Menschen unglücklich machen. So kam es, nicht aus Verrat, auch nicht, abgesehen von einigen wenigen Elenden, aus eigentlicher Feigheit, sondern aus jener Betäubung, die den Selbstzufriedenen, wenn ihn plötzlich ein ungeheures, ein nie für möglich gehaltenes Unglück betrifft, zu lähmen pflegt, daß nicht bloß die invaliden, sondern auch die rüstigen unter den Truppen- und Festungs-Kommandanten sich überstürzten, die Mittel zum Widerstande, welche noch reichlich vorhanden waren, dem rasch nachdringenden Sieger preiszugeben. Und die ihnen untergeordneten Offiziere hinwieder wurden durch die zur Gewohnheit gewordene Pflicht des blinden Gehorsams gelähmt. So kam es zu jenen schändlichen Kapitulationen, mit denen selbst Männer, die im Dienste grau geworden und unter Friedrich dem Großen oder in den Revolutionskriegen sich immer ehrenhaft benommen, nun auf einmal sich und den Staat beschimpften. Ohne Schwertstreich überlieferte der Prinz von Oranien, dem freilich nur seine hohe Geburt den Generalsrang verschafft hatte, am 16. Oktober das wichtige Erfurt mit 11000 Mann und großen Vorräten; der Oberst v. Benekendorf am 25. Spandau; das Unglaublichste leistete jedoch Fürst Hohenlohe, der, von seinem General-

*) Höpfner, der Krieg von 1806, 1807.

stabschef Oberst v. Massenbach aufs übelste beraten, sich am 28. bei Prenzlau mit 11 800 Mann einem viel kleineren Franzosentrupp ergab, weil dessen Befehlshaber, Mürat, dem leichtgläubigen und leichtfertigen Massenbach vorlog, er habe 64 000 bei sich. Die Soldaten weinten und fluchten, aber es fehlte der Mann, der ihren Unwillen richtig vertreten hätte; die Subordination hielt jedes andere Gefühl zu Boden. Ebenso schimpflich kapitulirte am 29. Oktober der 81jährige General v. Romberg in Stettin; und geradezu verräterisch am 1. November der Oberst v. Ingersleben in Küstrin, der seine Festung mit 3000 Mann ohne weiteres einem französischen Infanterieregiment übergab!

Damit war die Reihe der Schändlichkeiten noch nicht zu Ende. Neue Kapitulationen folgten, als sich die Kunde von Hohenlohes Waffenstreckung verbreitete. Sie gab das Signal zu vielen andern Nichtswürdigkeiten. „Der Fürst Hohenlohe hat mit der Armee kapitulirt“, sagte sich mancher verzagte Truppenführer, „was will denn ich machen.“ „Der König hat keine Armee mehr“, sagte sich der pflichtvergessene Kommandant, „was helfen ihm die Festungen?“ So vermehrte jene schnöde That den Kleinmut in allen Herzen, die Verwirrung in allen Köpfen.*) Es ging also weiter im Wettlauf der Schande. Am 8. November lieferte der General Franz v. Kleist (an der Spitze von 19 Generalen, die zusammen 1300 Jahre zählten) die Hauptfestung Magdeburg mit 24 000 Mann und ungeheuern Vorräten aus; die jüngeren Offiziere und die Soldaten wüteten, aber auch hier lähmte die Subordination den Willen. Am 22. ergaben sich die Generale v. Schöler und Lecoq in Hameln. Diese That war das Übermaß militärischer Schmach. Denn Hameln war wohlbefestigt und mit 10 000 Mann tüchtiger Truppen und reichen Vorräten versehen, und einen solchen Platz überlieferte der schwachmütige 76jährige Kommandant v. Schöler einem nur 6000 Mann starken, ohne Belagerungsgeschütz heranziehenden Feinde, ohne eingeschlossen oder auch nur angegriffen zu sein. Er that es auf Betrieb seines Untergebenen, des Generals v. Lecoq. Dieser Nichtswürdige begab sich selbst ins feindliche Hauptquartier und diktirte dort die Kapitulation, durch welche die Besatzung kriegsgefangen ward. „Furchtbar war die Verzweiflung der Soldaten und ihr Ingrimm. Sie schossen ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenster, zerschellten ihre Gewehre an den Steinen; weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. Im Regiment von Haack standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne; sie setzten einander die Gewehre auf die Brust, drückten zugleich ab; sie wollten die Schmach ihrer Waffen nicht überleben. Ja wir waren ein treues starkes Kriegsvolk; o hätten Männer an unserer Spitze gestanden!“

---

*) Vgl. v. d. Marwitz' Bericht bei Höpfner, der Krieg von 1806, 1807. I. 196.

so ruft, der dies erzählt und der es hatte mit ansehen müssen, ein preußischer Offizier, Adalbert v. Chamisso, traurig aus.

Nicht viel weniger schimpflich als Massenbach, Ingersleben, Schöler und die andern, ergaben sich später die meisten schlesischen Kommandanten. Es war wie wenn eine förmliche Epidemie unter diesen vornehmen Zopfträgern ausgebrochen wäre, denen die Sorge für Heer und Staat oblag. Der König hat sie nachmals nicht eben hart bestraft; aber elend und vergessen, wie sie es verdient, sind die meisten von ihnen gestorben. Freilich, ein großer Teil der Schuld fällt auch bei diesen Kapitulationen auf Friedrich Wilhelm selber, der ganz untaugliche Männer auf Posten von der größten Wichtigkeit gestellt oder belassen hatte — zuweilen selbst ungeachtet ihres Eingeständnisses, daß sie dem Amte nicht gewachsen seien! Hatte doch der General v. Romberg bei Ausbruch des Krieges ihm geschrieben: „er habe seinen Posten als Kommandant von Stettin nur als eine Art von Versorgung angesehen und sei zu alt und kränklich, um demselben in so ernster Zeit vorzustehen; er bitte daher, ihm einen Nachfolger zu geben.“ Aber der König erfüllte die verständige Bitte nicht. Er wählte sich schlechte Diener, er konnte sich nicht wundern, wenn er schlecht bedient wurde. Nur wenige unter den Kommandirenden retteten 1806 ihre Ehre; darunter Blücher, der sich tapfer von Jena bis Lübeck durchschlug und erst nach hartnäckigem Widerstande und aus Mangel an allen Kriegsvorräten (am 6. November zu Ratkau) der Übermacht ergab.

Aber nicht bloß die Junker, die sich bisher als die Hauptpfeiler des Staates gespreizt, brachen wie dürre Binsen im Winde; auch die anderen Stützen, das Beamten- und Gelehrtentum, die ganze höhere Gesellschaft bis tief in den Bürgerstand hinab hat sich damals mit Schmach bedeckt. Zur seelenlosen Maschine bestimmt, ging die Verwaltung ruhig ihren Gang weiter, wenig bekümmert, ob sie für diesen oder jenen Souverän arbeite, ob die Spitze Friedrich Wilhelm oder Napoleon hieß; und gewohnt, alles Heil von oben zu erwarten, erstickten die hohen Beamten sogar die Regungen des gesunden, kräftigen Geistes, der trotz alledem noch im Volke, wenigstens im sogenannten gemeinen Volke, lebte. Als man in Berlin von der verlorenen Schlacht und vom Herannahen der Franzosen hörte, wollten die Berliner eine Freischar bilden, und es meldeten sich junge Leute zum freiwilligen Eintritt in das Heer. Aber der Gouverneur der Stadt, Minister Graf v. Schulenburg-Kehnert wies diese patriotischen Anerbietungen verdrießlich zurück und veröffentlichte jenes berüchtigte Plakat: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf!“ Sein Nachfolger, Fürst Hatzfeld, schärfte dann diese Pflicht allen noch einmal ein; ja um nicht den Zorn Napoleons auf

sich zu ziehen, unterließ er sogar, einem ausdrücklichen Befehl des Königs zuwider, die in Berlin lagernden großen Vorräte an Gewehren und anderm Kriegsbedarf nach den Festungen fortzuschaffen! Ebenso ging es anderwärts. Nur Stein verlor die Fassung nicht, sondern that, was er konnte, rettete wenigstens die Staatskassen, indem er sie nach Königsberg bringen ließ. Übrigens gab die Umgebung des Königs selber ein schlechtes Beispiel, sie war so mutlos wie die andern, und Friedrich Wilhelm entließ auch jetzt die verderblichen Ratgeber, Haugwitz, Lucchesini und Lombard, nicht, schützte und ehrte vielmehr den letzteren, als sich in Berlin und Stettin die Volkswut gegen denselben richtete, durch ein schmeichelhaftes Handschreiben. So fanden denn die Franzosen bei ihrem Einmarsch in Berlin (am 24. Oktober) zwar eine dumpfe totenähnliche Stille, aber keinen Widerstand, und Napoleon, der am 27sten einzog und dabei bereits von einer Anzahl deutscher Bedientenseelen das gewohnte Vive l'Empereur hörte, konnte die Verwaltung ohne weiteres für sich benutzen. Sieben Minister des Königs und die Beamten leisteten ohne Widerstreben den Eid der Treue.

Besonderes Aufsehen machte der Abfall des damals berühmten Professors Johannes Müller, des Geschichtschreibers der Schweiz. Dieser Gelehrte, seit kurzem preußischer Beamter, hatte gegen Bonaparte am lautesten geeifert; jetzt beweihräucherte er den großen Kaiser, der ihn durch ein par Schmeichelworte gewonnen. Auch viele andere deutsche Gelehrten, z. B. die Professoren der Universität Leipzig, bekehrten sich im Handumdrehen und feierten nun Napoleon als den Helden des Zeitalters. Um die übrige gebildete Gesellschaft stand es nicht viel besser. Zwar so tief wie in Süd- und Westdeutschland riß in Preußen das Französeln nicht ein; ganz so massenhaft ließen sich hier die Weiber von den französischen Kriegern nicht besiegen; aber doch gaben sich auch hier sehr viele den Franzosen mit einer Leichtigkeit hin, über welche diese selbst erstaunten.*) Auch ein großer Teil der Bourgeoisie französelte, kroch und verriet. Napoleon gewann sie, indem er in Berlin und andern eingenommenen Städten eine Art Stadtbehörde mit demokratischem Anstrich und eine Nationalgarde einrichtete. Die Schlaffheit der Vaterlandsliebe unter den sogenannten Gebildeten zeigte sich dabei in beschämender Weise. Denn obgleich jene beiden Institute keinen andern Willen haben durften, als der Franzose ihnen vorschrieb, so spielten die meisten Bürger doch gern mit, und die wohlhabenden Kaufmannssöhne in Berlin brüsteten sich damit, zu Pferde und in prächtiger hellgrüner Uniform als freiwillige Schützen diesen Dienst zu versehen. Sehr unpatriotisch benahmen sich auch die

*) K. F. v. Klöden, Jugenderinnerungen, S. 236.

Juden*). Einer von ihnen, ein gewisser Lange (der eigentlich Davidson oder Dawison hieß) wurde Soldschreiber der Franzosen und gab in Berlin Ende 1806 ein Schandblatt, den „Telegraphen", heraus, in welchem er alles Preußische mit Beschimpfungen begeiferte. Aber auch bei manchen christlichen Preußen ging die Kriecherei so weit, daß selbst Franzosen sich daran ärgerten. Einer denunzirte dem französischen Kommandanten in Berlin einen großen königlichen Holzvorrat. „Laßt es liegen", antwortete der Franzose, „damit euer König übrig behalte, um euch Schurken daran aufzuhängen**). Ähnliches geschah an manchen Orten in den Provinzen. Ein Präsident in Niederschlesien schickte aus seinem Departement den Franzosen Lieferungen entgegen, die sie noch gar nicht gefordert, und er begann seinen Kammerdekreten die Worte: „Wir Napoleon von Gottes Gnaden u. s. w." an die Stirn zu setzen; es mußte ihm dieser Übereifer ausdrücklich untersagt werden.

Unterdessen floh der König mit seiner Familie und den Resten seines Heeres über die Oder, vergebens auf Napoleons Großmut hoffend, den er durch Haugwitz hatte um Frieden bitten lassen. Statt dessen erschöpfte der Sieger das Land durch Zwangslieferungen und überhäufte die gestürzte Monarchie mit Schimpf und Schande, ließ aus den Schlössern die besten Kunstwerke, vom Brandenburger-Thor in Berlin die Siegesgöttin, vom Sarge Friedrichs des Großen den Degen rauben und nach Paris schaffen, und entehrte sich durch niedrige Schimpfreden, die er in seinen Bülletins gegen die Königin Luise als „Anstifterin des Krieges" ausstieß. Hierin wurde er übrigens von einem deutschen Fürsten noch überboten; sein Satrap, der König Friedrich von Würtemberg, trieb die Gemeinheit der Gesinnung so weit, daß er einen würtembergischen Zensor absetzte, weil der ehrenwerte Mann jene niederträchtigen Schmähungen in den würtembergischen Zeitungen nicht wollte abdrucken lassen. Überhaupt betrugen sich Napoleons deutsche Handlanger gegen die Besiegten im ganzen noch schlimmer als seine Franzosen. Zwar Scheußlichkeiten, wie bei der Eroberung Lübecks (am 5. November) sind damals nur von Soldaten der sogenannten großen Nation begangen worden. Die Franzosen leisteten dort in unsäglicher Bestialität und Barbarei das Äußerste. Aber an Zahl die meisten Greuel sind in diesem Kriege doch von den rheinbündischen Truppen verübt worden. Besonders die Würtemberger, Baiern und Hessen-Darmstädter quälten ihre deutschen Brüder in den Quartieren, zumal in Schlesien, bis aufs Blut***); im Plündern

---

*) S. vertraute Briefe (v. Cölln) II. 86, u. Klöden a. a. O. 223.

**) Vehse, Gesch. d. preuß. Hofs, VI. 40.

***) Vergleiche Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten, Bielefeld und Leipzig 1877, Seite 29.

wetteiferten sie mit ihren französischen Genossen, und der bairische General v. Wrede nahm in Öls das herzogliche Silberzeug mit, als ob er bereits ein französischer Feldmarschall gewesen. Die Diener waren eben wie der Herr. Ohne Spur von Edelmut und Ritterlichkeit handelte Napoleon auch gegen den Herzog von Braunschweig. Er trieb den blinden, todkranken Greis, der sich von Jena auf einer Bahre hatte heimtragen lassen, mit kleinlichen Schmähungen weiter: „er kenne keinen Herzog von Braunschweig, nur einen preußischen General Braunschweig." Der unglückliche Fürst mußte aus seinem Erblande flüchten, doch starb er schon am 10. November zu Ottensen bei Altona, wo er auf demselben Friedhof, der Klopstocks Gebeine birgt, begraben wurde. Was wollte indes das Leiden des Einzelnen, so tragisch es war, gegen das große Trauerspiel rings besagen, gegen das kolossale Unglück der deutschen Nation? Der Süden verknechtet, der Norden erobert; die geistigen Güter, Selbständigkeit und Ehre, verloren, die leibliche Wohlfahrt ruinirt. Denn auch die materiellen Interessen traf jetzt ein schwerer Schlag: die Kontinentalsperre, die Napoleon am 21. November von Berlin aus gebot und die den Handel des europäischen Festlandes mit dem seemächtigen England zu vernichten bestimmt war.

So lag der alte preußische Staat im Staube. Und erhob sich wider den Feind ein Wehklagen des Volks, ein unendlicher Aufschrei des Schmerzes und der Rache? Noch nicht. Seit Jahrhunderten gelehrt, den Staat als eine fürstliche Anstalt zu betrachten, die den Regierenden, nicht den Regierten gehörte, und gewohnt, nur auf Kommando zu handeln, hielt das Volk sich still, wie es die Behörde ihm befahl: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" Der Bürger empfand wohl gar einige Schadenfreude, als die übermütigen Garde- („Gensdarm"-) Offiziere, die einst meinten, sich alles und jedes gegen ihn herausnehmen zu dürfen, jetzt in kläglichem Zustande, beschmutzt und abgerissen als Gefangene durch die Hauptstadt transportirt wurden. Der verhaltene Groll gegen die stolzen Privilegirten, gegen die Junker und hohen Beamten war nun entfesselt. „Wer es nicht erlebt hat", sagt ein Ohrenzeuge,*) „kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der Ingrimm preußischer Patrioten gegen das Militär wütete, mit welcher haßerfüllten Verachtung die einst gepriesenen Namen, auf denen der Vorwurf des Verrats haftete, genannt wurden." Gewiß, wäre ein großer Führer aufgetreten, die Vaterlandsliebe hätte sich besser geäußert; sie war im Volke, besonders auf dem Lande, doch rege und der mannhafte Sinn desselben stark genug, um einen tüchtigen Widerstand zu entzünden. Aber der König wuchs noch nicht mit seinem Unglück, und was er von dem Betragen so vieler seiner

*) Varnhagen, Denkwürdigkeiten 2. Aufl. I. 417.

Beamten und Unterthanen hörte, konnte ihn nicht erheben. Er sah das Heil nur in gewöhnlichen Mitteln, verließ sich auf die Truppen, die noch in der Provinz Preußen standen, und besonders auf den Zaren, der mit einem Heere herannahte. Daher berief er zwar endlich (29. November) an Haugwitz' Stelle den einzigen Mann, der vielleicht noch helfen konnte, den Minister v. Stein; als aber dieser das Amt nicht annehmen wollte, falls die geheime Kabinetsregierung bestehen bleibe, und trotz wiederholter Aufforderungen immer darauf zurückkam, „das Ministerium könne nichts Tüchtiges leisten, wenn es nicht eine wirkliche Macht erhalte, es müsse auch dem Lande gegenüber verantwortlich sein und dürfe nicht durch unverantwortliche geheime Räte, durch die Schreiber des Kabinets, durch ein blind gehorchendes Werkzeug der Krone lahm gelegt werden" —; da sprudelte der absolutistische Geist des Königs heftiger als je auf, und es erfolgte jenes merkwürdige Handschreiben, welches gleichsam die Devise für den Verfall der alten Monarchie ist: „Sie sind", schrieb Friedrich Wilhelm zu Königsberg am 3. Januar 1807 an Stein, „Sie sind ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt .... Wenn Sie Ihr respektwidriges und unanständiges Betragen nicht zu ändern Willens sind, so kann sich der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen." Stein bat nun um seinen Abschied, und der König erteilte ihm denselben in Ungnaden (4. Januar).

Tilsit.

Seit der dritten Teilung Polens war der Schwerpunkt des preußischen Staates weit ab vom Herzen Deutschlands und tief nach Osten gerückt, lag das Zentrum des Staatsgebiets auf polnischem Boden, halbwegs zwischen Berlin und Warschau, in Posen. Dieser Umstand besiegelte jetzt Preußens Unglück. Denn um in der noch unbezwungenen Osthälfte seines Reiches einen Feldzug mit Erfolg zu führen, hätte der König über deren ganze Kraft verfügen müssen. Aber die polnischen Regimenter waren unzuverlässig, die polnischen Bevölkerungen bereit zum Aufstande. So zerrannen ihm hier die Streitmittel unter den Händen, und 25 000 Mann war alles, was er an der Weichsel dem rasch nachdrängenden Feinde entgegensetzen konnte. Napoleon wußte diesen großen Vorteil zu benutzen; schon Ende November 1806 war er in Posen, wo sich die Polen überall für ihn erhoben; er versprach, ihr Reich wieder herzustellen, und gewann dadurch ihre eifrigste Hilfe. So ward ihm der Winter-

feldzug, den er vor sich hatte, ungemein erleichtert. Was blieb dem Könige, der die meisten seiner deutschen Provinzen vom Feinde überschwemmt, die polnischen im Abfall sah, übrig, als sich unbedingt seinem mächtigen Bundesgenossen in die Arme zu werfen? Was blieb ihm anderes wenigstens von dem Augenblicke an übrig, da er aus Kleinmut oder Kurzsichtigkeit von seinen Kernvölkern, den Märkern, Pommern, Schlesiern, bei denen es noch so viele Mittel zum Widerstande gab, geflohen war, statt im Geiste Friedrichs des Großen sich eher unter den Trümmern des Vaterlandes begraben zu lassen?

Es zeigte sich bald, daß er seine Sache damit verloren hatte. Denn die Russen, die ihm in der Mark oder in Schlesien, wenn er sich irgendwo dort gehalten, ohne Zweifel zu Hilfe gekommen wären, glaubten den Staat nicht retten zu können, dessen besten Teil er so eilfertig aufgegeben. Es half daher zu nichts, daß die 25 000 Mann in der Provinz Preußen unter Lestocq mit großer Tapferkeit die Weichsellinie behaupteten, daß hier, wo der König Stand hielt, auch die hohen Befehlshaber der Festungen und Truppen den Mut nicht verloren. Friedrich Wilhelm mußte sie unter den Oberbefehl des russischen Generals Bennigsen stellen, der endlich im Gefolge des Zaren mit 60 000 Mann in Preußen erschienen war, und Bennigsen kommandirte verkehrter Weise sofort zum Rückzuge. Dann rieb derselbe durch zwecklose Märsche die Truppen auf, während die schlechte russische Heeresverwaltung den russischen Soldaten nötigte, das Land ärger als der Feind zu verwüsten. Mehr und mehr zeigten diese Bundesgenossen ihre Unlust an dem Kriege, den sie für einen ihnen eigentlich fremden Krieg hielten; sie drängten immer weiter zurück. Auch hatten sie nach ihrer Art viel weniger Truppen im Felde als auf dem Papiere; denn außer dem Bennigsenschen Heere trafen nur noch 55 000 Mann unter Buxhöwden ein. Den gesamten Oberbefehl übertrug Kaiser Alexander dem 76jährigen Feldmarschall Kaminskoi, dessen Kränklichkeit ihn bald unbrauchbar machte, dann nach dessen Tode dem noch unfähigeren Bennigsen. An dieser erbärmlichen Leitung scheiterten die Anstrengungen der Truppen. Bei Preußisch-Eilau am 7. Februar 1807 bot Bennigsen dem Feinde endlich die Stirn; er zählte 60 000, Napoleon 80 000 Mann. Mit gewohnter Zähigkeit wiesen die Russen in einem langen und heftigen, am folgenden Tage erneuerten Kampfe den französischen Ungestüm ab; als sie gegen Mittag wankten, im entscheidenden Augenblicke traf Lestocq mit 6000 Preußen ein. Diese Schar hatte vier Meilen auf verschneiten Wegen marschiren müssen, um das Schlachtfeld zu erreichen; nun stürzte sie sich, geführt vom General Scharnhorst, unwiderstehlich auf den Feind und warf ihn wieder zurück. Die Erschöpfung beider Teile ließ den Ausgang des Kampfes zweifelhaft; jedes Heer hatte 20 000 Tote oder

Verwundete und doch nicht den Sieg. Napoleon war betroffen, es war die erste Schlacht, die er nicht gewonnen; er suchte die Gegner diplomatisch zu überwinden, sie zu trennen und bot dem Könige einen Separatfrieden an. Friedrich Wilhelm war aber zu rechtlich, um darauf einzugehen; er blieb ohne Bedenken seinem Bundesgenossen treu. Beide Heere legten sich nun in Winterquartiere, die Verbündeten nordöstlich, die Franzosen südwestlich der Passarge.

Unterdessen fuhr die unfähige preußische Büreaukratie, die bürgerliche wie die militärische, fort, die noch übrigen Wehren des Staates dem Feinde auszuliefern. Nirgends zeigte sich diesmal das Volk so eifrig und aufopferungslustig wie in der Provinz Schlesien; es hätte sich hier durch allgemeine Volksbewaffnung der kraftvollste Widerstand organisiren lassen; aber die Regierenden, der Minister Graf Hoym und der General v. Lindener, dachten nur an Ergebung. Graf Hoym — eben jener, um den der wackere v. Held sich ins Unglück geschrieben — Hoym bezahlte hier dem Könige die Thorheit, ihn allen Anklagen zum Trotz in einem so wichtigen Amte belassen zu haben. Man forderte ihn auf, aus der zahlreich verfügbaren wehrhaften Mannschaft der Provinz Bataillone zu errichten; er antwortete: „solche Aufgebote seien nur schädlich; er schaudere, wenn er bloß daran denke“. Ein nach der Provinz Preußen bestimmter Rekrutentransport von 8300 Mann war wegen der aufständischen Bewegungen im Posenschen wieder umgekehrt; man fragte den Minister, wohin mit den Leuten? Statt sie in die Landesfestungen zu senden, wo es an Mannschaft sehr gebrach, befahl er sie nach Hause zu schicken. Hoym und die ihm Gleichgesinnten hemmten sogar, was andere zum Besten des Vaterlands unternahmen. Es war da ein patriotischer Mann, Graf Pückler, der aus eigenem Antrieb eine Art von Landwehr ins Leben zu rufen suchte. Aber statt ihn, wie der König befahl, zu unterstützen, arbeiteten ihm die Behörden aus Feigheit und Dummheit eher entgegen. Verzweiflungsvoll nahm er sich das Leben. Ähnlich wie Hoym benahm sich v. Lindener. Ihm waren die Festungskommandanten untergeben; statt sie zu ermutigen, ließ er sie merken, daß er alles für verloren erachte, und ermahnte sie, sich nur so lange zu halten, als es „ohne unweise zu sein“ geschehen könne. So ging Schlesien verloren, wie die anderen Provinzen. Auch hier fielen die Festungen schimpflich, zum Teil durch Verräterei; zuerst Glogau; dann Breslau, wo die Generale v. Kraft und v. Thile, und Schweidnitz, wo v. Hacke kommandirte. Zu spät hatte der König einen tüchtigen Mann, Graf Götzen, nach Schlesien geschickt; er fand nur noch einen Teil der Mittel zum Kriege vor, die hier so reichlich vorhanden gewesen; doch richtete er wenigstens den kleinen Krieg ein. Wie es nur an der schlechten Leitung lag, wenn der Staat so rasch und vollständig zusammenbrach, das bewies das Bei-

spiel Kosels. Diese Festung hatte nur geringe Vorräte und eine mäßige Besatzung, die noch dazu teilweise aus Polen bestand; seit Ende Januars belagert, wurde sie überdies durch Krankheiten heimgesucht, und viele Polen desertirten; dennoch hielt ihr Befehlshaber, der alte Oberst Neumann und nach dessen Tode der Oberst v. Puttkammer, tapfer aus, und Kosel blieb unbezwungen. Ebenso behaupteten sich die Festungen Glatz und Silberberg. Aber am hellsten leuchtete der Ruhm von Kolbergs zerschossenen Wällen, wo das getreue und kraftvolle pommersche Volk die rechten Führer, Schill, Nettelbeck und Gneisenau, fand.

Es gab unter den jüngeren Offizieren der preußischen Armee schon vor der Katastrophe von Jena wackere Kriegsmänner genug, aber die Subordination hielt diese besseren Elemente in ihrem eisernen Bann. Jetzt da alles aus den Fugen ging, konnte der Einzelne zur Geltung kommen. Unter den Subalternen, die es wagten auf eigene Faust zu handeln, gewann keiner so großen Ruhm als der Dragonerleutnant Ferdinand v. Schill. Sobald er in Kolberg von einer bei Auerstädt empfangenen Wunde genesen war, begann er gegen die Franzosen, die in Hinterpommern eingedrungen, den kleinen Krieg. Die Eigenschaften eines Parteigängers besaß er in vollem Maße: tapfer bis zur Verwegenheit, voll Unternehmungsgeist und patriotischer Begeisterung, immer bereit, sein Leben in die Schanze zu schlagen, wußte er seinen kühnen, leichten Reitersinn auch den Soldaten und Freischärlern einzuflößen, die er bei Kolberg um sich gesammelt. Allein so rastlos auch Schill dem Feinde mit kleinen Streifzügen zusetzte, noch größeren Anteil an Kolbergs Ruhm hat doch ein schlichter Bürger, Joachim Nettelbeck. Schon im siebenjährigen Kriege hatte er an der Spitze der braven Bürgerschaft die Stadt ehrenvoll verteidigen helfen. Jetzt war er fast siebzigjährig, aber noch frisch wie ein Jüngling. Durchwettert von Stürmen der See und des Schicksals, erprobt in Gefahren und Abenteuern aller Art, war er immer derselbe geblieben, derb und ehrenfest, ein kerniger Mann und voll Gemeinsinns, jetzt in seinem väterlichen Gewerbe, in seiner Brennerei, wie vordem auf seinem Schiff, in Kolberg wie in Ostindien, immer ein rechter Preuße von altem Schrot und Korn. Als im Januar 1807 die Franzosen sich um die Stadt legten, war es der alte Nettelbeck, der in die Bresche trat. Denn der Kommandant, Major v. Lucadou, war seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Dazu kam, daß die Verteidigungsmittel ungenügend waren, und daß zwischen Zivil und Militär hier wie anderwärts ein schlechtes Verhältnis herrschte. Es stand also um diese Festung übel genug, und man hörte schon hie und da von Kapituliren reden. Aber Nettelbeck ließ solche Gedanken nicht aufkommen. Er befeuert, bewaffnet die Bürgerschaft, treibt sie zum Schanzen und Verpalisadiren, sorgt, daß die Umgegend durch die Schleusen unter Wasser

gesetzt und daß hinreichend Proviant in die Stadt geschafft wird, und schreibt an den König um einen fähigeren Kommandanten.

Am 29. April langte ein solcher an; es war der Major v. Gneisenau, der hier zuerst seine geniale Schöpferkraft bewies. Rasch stellte er zwischen Garnison und Bürgerschaft das gestörte Vertrauen wieder her, belebte oder erhöhte bei allen die kampffreudige Begeisterung, kaufte auf dem Seewege, welcher offen blieb, von Schweden und Engländern Geschütz und Munition und wußte täglich mit geringen Mitteln Neues und Großes dem Feinde in den Weg zu stellen. So schlug er alle Stürme monatelang ab, obwohl die Bomben und Granaten die Besatzung furchtbar lichteten und die halbe Stadt zerstörten. Die Bürgerschaft unterstützte ihn dabei aufs wirksamste, jeder gab willig sein Letztes her; allen voran der alte Nettelbeck. „Nettelbeck“, schrieb Gneisenau damals, „ist allgegenwärtig; zündet der Feind durch seine Haubitzgranaten ein Haus an, so steht er mit der Spitze des Schlauches hoch oben auf der gefährlichsten Stelle. Er geht nicht von dannen, bis das Feuer darnieder ist. Greift der Feind ein Außenwerk an oder die Verschanzungen, so sitzt er zu Pferde, reitet, der Siebenzigjährige, kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigsten Feuer die Truppen, holt Munition herbei und ist ebenso schnell bei dem Festungskommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzustatten. Ist das Gefecht vorüber, so schafft er Lebensmittel für die ermatteten Truppen hinaus. Zeigt sich ein Schiff, worauf man Zufuhr von Kriegs- oder Mundbedürfnissen erwartet, so ist er der Erste am Bord und der Erste zurück, um Kunde davon zu bringen. Auf den Böden und in den Häusern der Bürger hält er Revision, um alles leicht Entzündliche dort wegzuschaffen. Der Kommandant hat ihm die Obhut über die Überschwemmung gegeben, und wehe dem, der aus Eigennutz oder üblem Willen das Wasser um eine Linie vermindern wollte! Wo an den vielfachen Schleusen etwas Wasser durchsickert, wird er es gewahr. Keine Maus dürfte die Dämme durchlöchern und er würde es sogleich wittern; überall zeigt er Einsicht, Mut und Patriotismus; dies alles thut er umsonst, und er ist nicht reich. Spiegelt euch daran, ihr Deutschen!“

Ebenso glorreich hielt sich Graudenz. Da befehligte zwar auch ein Greis, aber einer von Blüchers und Nettelbecks markiger Kraft; der dreiundsiebzigjähre General L'homme de Courbière, von Geburt ein Holländer, aber ein Friedrichscher Preuße von Gesinnung und That, ein Veteran aus dem siebenjährigen Kriege. Er hatte nur 4500 Mann bei sich, und die Franzosen ließen nicht ab zu drohen, zu lügen. Doch ihre Überredungskünste wie ihre Kugeln waren hier verloren. Ihr Anführer Savary meinte seine Aufforderung zur Übergabe durch die Lüge zu verstärken, ganz Preußen sei bereits in französischer Gewalt, es gebe keinen

König von Preußen mehr. „Nun so bin ich König von Graudenz", antwortete ihm der alte Degenknopf und verteidigte sich kaltblütig weiter. Aber solche Männer befehligten in den Plätzen ersten Ranges nicht, die daher sämtlich übergingen; so auch, wenngleich zuletzt, Danzig. Diese Festung war für den Gang des bevorstehenden Feldzuges von größter Wichtigkeit, sie bedrohte Napoleons Rücken und Flanke. Dennoch versäumte Bennigsen, rechtzeitig genügende Schritte zu ihrer Rettung zu thun, insbesondere sie mit Schießpulver zu versehen, woran es, wie in Kolberg, fehlte, und General v. Kalckreuth, der in Danzig kommandirte, schlug sich zwar wacker, aber ohne Gneisenaus Erfindsamkeit und Kühnheit. So gelang es den Belagerern, ihn (am 25. Mai) zur Kapitulation zu nötigen, die freilich unter ehrenvollen Bedingungen zu stande kam. Am 27sten zog die Besatzung ab (12 000 Mann), durch zehnwöchigen heftigen Kampf auf zwei Drittel ihres früheren Bestandes herabgebracht. Der französische Befehlshaber Lefebvre wurde dafür von Napoleon mit dem Titel „Herzog von Danzig" belohnt; die Stadt aber erlitt nun von den Franzosen Jahre lang eine harte, willkürliche Behandlung.

Die Russen, die so wenig zur Verteidigung Preußens thaten, waren desto eifriger im Plündern und Verwüsten. Sie machten das Land zur Einöde, zum Teil aus angeborener moskowitischer Raub- und Zerstörungssucht, zum Teil um ihre eigenen Grenzen durch Wüsten zu decken. Was nützte es dem unglücklichen Könige von Preußen, daß Alexander gegen ihn von Freundschaftsversicherungen überströmte und sentimental schauspielerisch, wie er war, ihm Treue bis in den Tod schwor? Was nützte es ihm, daß jener die Wiederherstellung der preußischen Monarchie im Vertrage von Bartenstein (26. April) noch einmal feierlich versprach? Eine einzige verlorene Schlacht genügte, ihn umzustimmen.

Napoleon hatte die Zeit der Ruhe gut benutzt; er eröffnete den Sommerfeldzug mit 200 000 Mann, während die Verbündeten ihm höchstens 120 000 Streiter entgegenstellen konnten. Doch blieben die ersten Zusammenstöße unentschieden; ein blutiges Treffen bei Heilsberg am 10. Juni 1807 endete sogar vorteilhaft für die Verbündeten. Vier Tage darauf aber, am 14. Juni, erlag das russische Heer in einer furchtbaren Schlacht bei Preußisch-Friedland der französischen Kriegskunst und Übermacht. Es räumte das Schlachtfeld, auf dem doch noch mehr französische als russische Leichen lagen, und beschleunigte seinen Rückzug nach der Memel. Nun mußte auch Lestocq, der Königsberg besetzt hatte, folgen und am 16ten rückten die Franzosen in diese letzte Hauptstadt Preußens ein. Die Schlacht bei Friedland entschied den ganzen Krieg; denn der Widerwille der Stockrussen, die von Anfang an des Zaren Einmischung in die deutschen Dinge gemißbilligt hatten, sprach sich jetzt laut und drohend aus: „Warum sollen wir uns", murrten sie, „noch ferner für

die persönliche Freundschaft unsers Kaisers mit dem König von Preußen schlagen?" Sie setzten dem Kaiser so lange zu, bis er nachgab und seine Interessen von denen Preußens trennte. Er ließ mit dem Feinde einen Waffenstillstand schließen und Friedensunterhandlungen anknüpfen. Friedrich Wilhelm, ohne Mittel, den regelmäßigen Krieg allein weiter zu führen, und zu heroischen, verzweifelten Entschlüssen nicht geartet, mußte sich darein ergeben, anzunehmen, was der Zar für ihn ausmachen werde. Sein Vertrauen auf dessen Redlichkeit wurde schmählich betrogen. Alexander machte den Frieden, aber einzig und allein auf Preußens Kosten und zu Rußlands und Frankreichs Nutzen. In einer persönlichen Zusammenkunft (am 25. Juni in einem Floßpavillon auf der Memel zu Tilsit) verständigten sich die beiden Kaiser über die Geschicke Europas; durch Schmeicheleien, mehr noch durch große Anerbietungen wußte Napoleon den ehrgeizigen und charakterlosen Mann zu gewinnen; er blendete ihn durch das glänzende Bild einer Teilung der Welt in ein Kaisertum des Orients und ein Kaisertum des Occidents; er forderte ihn auf, das schwedische Finnland und die türkischen Donaufürstentümer an sich zu bringen; nach dieser Beute war Rußland längst begierig gewesen. So fiel Alexander ab. Es war dann fruchtlos, daß er am folgenden Tage bei einer zweiten Unterredung seinen Freund mitbrachte. Statt milder zu werden, behandelte Napoleon diesen vielmehr mit übermütigem Hohne. Welche bitteren Worte mußten der König und seine Vertrauten von den Siegern, ja selbst von den Bundesgenossen hören! Friedrich Wilhelm leerte den Wermutskelch des Unglücks und der Beschimpfung bis zur Neige; er gestattete, daß die Königin Luise von Memel nach Tilsit kam, um durch bewegliche Bitten den harten Sieger zu rühren. Die edle Fürstin brachte dies große Opfer; sie erschien (am 6. Juli) vor dem kaiserlichen Plebejer, der sie so pöbelhaft behandelt hatte, als Bittende, weil sie glaubte, zum Besten des Staates zu handeln. Aber sie täuschte sich. Napoleon kannte keine Großmut. „Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?" fragte er sie höhnisch. „Dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt", antwortete Luise, „uns über unsere Kräfte zu täuschen; wir haben uns getäuscht; so war es beschlossen." Auch der König benahm sich vor seinem Überwinder mit Würde. Er trug sein schweres Geschick mit stummem Schmerze.

Am 7. Juli 1807 schloß der Zar mit Napoleon ab: Rußland verlor nichts, es gewann noch den bisher preußischen Kreis Bialystok. Preußen aber mußte die Hälfte seines Gebietes, nämlich alle seine Provinzen westlich der Elbe, sowie alle polnischen Erwerbungen abtreten; jene erhielt Napoleons jüngster Bruder Jerome als „König von Westfalen", diese kamen unter dem Titel eines Herzogtums Warschau an den König von Sachsen; Danzig wurde dem Namen nach eine „freie Stadt"

unter sächsisch-polnischem Schutze, in der That eine französische Festung. Mit schwerem Herzen unterzeichnete Friedrich Wilhelm am 9. Juli diesen Vertrag. Und Napoleon fügte dann noch weitere Machtgebote hinzu, unerschwingliche Kriegskosten, Eintritt in das Kontinentalsystem und andere Opfer, mit denen der König nicht einmal erlangte, daß die Franzosen, wie es ausgemacht war, am 10. Oktober 1807 sein Gebiet räumten; 150 000 Mann stark, lagerten sie noch bis Ende 1808 in dem unglücklichen Lande, um dessen letzte Kraft auszusaugen.

Das war der Friede zu Tilsit, das Ende der alten preußischen Monarchie. Von 5700 Quadratmeilen mit 9 750 000 Einwohnern behielt Preußen nur noch 2870 Quadratmeilen mit 4 600 000 Bewohnern; von seinem Ruhme nur die Erinnerung; von seinen Anstrengungen nichts als die äußerste Erschöpfung und die tiefste Schmach. Das alte feudal-absolutistische System hatte moralisch und materiell einen völligen Bankrot gemacht.



Druck von G. Bernstein in Berlin.

